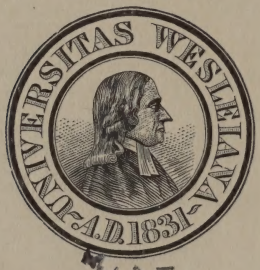
WESLEYAN UNIVERSITY
LIBRARY.



XAJ
No. 8P56
V.41-42 1915-16
Accession No. 112701

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE
SQUIRE FELLOWSHIP FUND.

JAHRESBERICHTE

DES

PHILOLOGISCHEN VEREINS

ZU

BERLIN

EINUNDVIERZIGSTER JAHRGANG

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1915

7
XAJ
8P56
V.41-42
1915-16
112701

INHALT

JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

Seite

Textkritisches zu **Aeschylus I,** von Paul Maas 234
Textkritisches zu **Aeschylus II,** von Paul Maas 312
Carl **Bardt,** von Paul Stengel 271
W. Sternkopf, **Ciceros** 7., 8., 9. u. 10. philippische Rede (K. Busche) 97
Zur Würdigung der **Euripideischen Alkestis,** von O. Engelhardt 238
Zur Würdigung der **Euripideischen Alkestis** (Nachtrag), von O. Engelhardt 270
Herodot, von H. Kallenberg 113
Horatius, von H. Röhl 1
Die Anfänge der **Invektive** in Rom, von A. Kurfeß 103
Beiträge zu einer systematischen Darstellung und Begründung des **Genus** der **lateinischen** Deklinationen, von Oskar Vogt 135
Raphael Kühner, Ausführliche **Grammatik** der **lateinischen** Sprache (O. Wackermann) 66
Kritisches u. Exegetisches zu **lateinischen Schriftstellern,** von Pöhlig 69
Lateinische Syntax und Stilistik, v. Carl Stegemann . . 23
Die Annalistik von **Livius** B. XXXI—XLV, v. F. Friedersdorff 293
Die Bucheinteilung der Metamorphosen **Ovids,** von J. Tolkiehn 315
Zur mythologischen Quelle der Metamorphosen **Ovids,** von Arthur Laudien 129
Fremde Zusätze in **Platons** Apologie, von Heinr. Kruse . 299
Die Entwicklung der ethischen Anschauungen **Platons** bis zum 'Gorgias', von Friedrich Scheuffler † 212
Platons Lehre von der **Weltseele,** v. Ernst Hoffmann . . 187
Heinrich Maiers **Sokrates** von Ernst Hoffmann 252
Tacitus, von Georg Andresen 146
Zu **Theokrits** Verstechnik (Laudien) 132
Nachtrag zu **'Thukydides' Pestbericht** (II, 47—53) und dessen Fortleben, von Johannes Dräseke 320
Das Schlachtfeld am **Trasimenischen See,** von Konrad Lehmann 81

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

NOV 7 1922

Horatius

1. Ausgaben und Kommentare

1) Q. Horatii Flacci Satirae. Nach Text und Kommentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von K. O. Breithaupt (Bibliotheca Gothana), Dritte Auflage Erste Abteilung: Text; IV u. 61 S. Zweite Abteilung: Kommentar; 114 S. Gotha 1913. Perthes. 8. 1,80 ℳ.

Diese dritte Auflage weist gegen die zweite vom Jahre 1903 (vgl. JB. XXX S. 34 f.) nicht viele, aber fast lauter zweckmäßige Änderungen auf. Wir heben folgende hervor. I 4, 35 *excutiat, sibi non, non cuiquam.* — I 5, 14. 'Das Froschkonzert zeigt, daß die Reise im Frühling stattfand' (vgl. JB. XXIX S. 43). — II 3, 318 *maior dimidio, num tantum? = cum dimidio maior facta esset* (vgl. JB. XXXVIII S. 117 f.). — II 5, 90 f. *ultra 'non' 'etiam' sileas.* — II 6, 3 *'Super his* "über diesen". Haus, Garten und Quelle sollten nach Horazens Wünschen am Fuße eines bewaldeten Berghanges liegen' (vgl. JB. XXXIII S. 83). — II 6, 108 *'Ipsis officiis,* wozu aus *verniliter* der Genetiv *vernae* hinzuzudenken ist, "die eigentlichen Berufsgeschäfte (eines solchen)", humoristisch von den Näschereien der Haussklaven, die bei ihnen so häufig vorkommen, daß es scheinen könnte, als hielten sie diese, nicht das Auftragen der Speisen u. dgl. für ihren eigentlichen Beruf' (vgl. JB. XXXVII S. 121 f.). — II 7, 49 f. *caudae clunibus* (vgl. JB. XXXVI S. 139 ff.); in der Schule wird diese Stelle allerdings nicht gelesen werden. — II 7, 63 *'tamen* "dennoch", obgleich du dich um ihretwillen so großer Gefahr aussetzest' (vgl. JB. XXXVI S. 142 und XXXVII S. 122; zu diesem *tamen* läßt sich Epist. I 14, 26 vergleichen).

Dagegen halte ich für falsch die Erklärung zu I 9, 26: 'Horaz will an diese Frage, falls der Schwätzer sie bejaht, einen Hinweis auf irgendeine Gefahr für Leben oder Gesundheit, der jener sich bei weiterem Mitgehen aussetzen würde, anschließen.' Ich setze noch einmal das im JB. XXXVII S. 134 f. Gesagte her: Es gab bei den Alten und gibt bei uns einen Volksaberglauben, daß, wer gar sehr tugendhaft oder vortrefflich ist, früh stirbt; siehe die Erklärer zu Sat. II 7, 3. Dieser Gedanke war schon so abgenutzt und trivial, daß ein Horaz ihn nicht einfach zitieren, sondern nur in irgendeiner eigenartigen Form auf ihn hindeuten durfte; so macht er es denn sowohl Sat. II 7, 3 als auch Sat. I 9, 26 f. Vgl. auch JB. XXXVIII S. 116. Diese Auffassung ist schon ziemlich alt, neuerdings auch von Lejay adoptiert, sonst aber noch wenig durchgedrungen.

Einige neuere gute Funde sind noch nicht verwertet. I 2, 121 *'Galli* sind die Priester der Cybele, die sich selbst zu entmannen pflegten.' Vielmehr Einwohner von Gallien, vgl. Prinz, Wiener Studien XXXIV (1912) S. 227ff. (JB. XXXIX S. 87). — II 2, 122 'Die Feigen wurden gespalten, so getrocknet und dann wieder zusammengedrückt.' Aber vgl. die Erklärung von Galiani (JB. XXXVII S. 131) und Sjögren (JB. XXXIX S. 87f.).

2) Die Gedichte des Q. Horatius Flaccus, herausgegeben von Gustav Schimmelpfeng. Vierte Auflage, besorgt von Georg Schimmelpfeng. Text, mit einer Karte, einem Plane und Namenverzeichnis. Leipzig und Berlin 1913. B. G. Teubner (B. G. Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller). 319 S. 8. 3,80 *M.*

Die dritte Auflage des Textheftes ist im JB. XXXVI S. 78f. angezeigt. Die kleinen Ausstellungen, welche Ref. dort an der dritten Auflage gemacht hatte, sind in der vierten berücksichtigt. Die sonstigen Änderungen sind nicht zahlreich; erwähnt sei, daß Sat. I 9, 69 jetzt zwischen *tricesima* und *sabbata* ein Komma gesetzt ist. Griechische Worte in den Überschriften der Gedichte sind mit Rücksicht auf Benutzer, die kein Griechisch können, durch deutsche oder lateinische ersetzt, oder es ist ihnen die Übersetzung beigefügt. 'Die Frankesche tabula chronologica ist ersetzt durch eine kurze Übersicht der für die Abfassungszeit Horazianischer Gedichte mit Sicherheit festgestellten Daten' (aus dem Vorwort); hierbei hat der Herausgeber sich löblicher Vorsicht befleißigt: nur 53 Gedichte sind datiert.

3) L'arte poetica di Q. Orazio Flacco, commentata da G. B. Bonino. Seconda edizione in gran parte rifatta (Ristampa). (Aus der Collezione di classici greci e latini con note italiane.) Torino 1913. Ermanno Loescher. XXVIII und 75 S. 8.

Die zweite Auflage vom Jahre 1907, von der jetzt ein Neudruck vorliegt, findet man bereits im JB. XXXIV S. 106f. angezeigt.

4) Präparation zu Q. Horatius Flaccus Oden von H. Ludwig. Zweites Heft: Buch III und IV. Zweite Auflage, neu bearbeitet von Schall. Leipzig und Berlin 1913. B. G. Teubner (Schülerpräparationen zu lateinischen und griechischen Schriftstellern). 32 S. 8. 60 *Pf.*

Eine Besprechung der ersten Auflage siehe im JB. XXX S. 32f. Die Gesamtanlage ist unverändert geblieben; es fehlen somit die Oden III 7. 10. 11. 12. 14. 15. 19. 20. 26. 27. 28. IV 1. 6. 10. 11, 13, darunter also auch z. B. das Proömium zum Säkularliede: *Dive, quem proles Niobea magnae.* Die Präparation selbst ist vollständig umgearbeitet; ich hätte das nicht für notwendig erachtet; indessen ist es selbstverständlich ein Recht des neuen Herausgebers, sich das Buch wie eine Wohnung nach seinem Geschmacke einzurichten. Manches ist ja dabei auch gebessert. Od. IV 2, früher C. Julius Antonius, jetzt Jullus Antonius. Od. III 9, 20, früher: *'Lydiae* Genit. (nicht Dat.)', jetzt keine Anmerkung; die ausdrückliche Erklärung als Dativ wäre doch erwünscht. – Mitunter ist Unrichtiges konserviert, so Od. IV 14, 36, in beiden Auflagen: 'die leere Königsburg, weil Kleopatra sich selbst getötet hatte'; das war damals noch nicht geschehen. Auch der mißliche Ausdruck *Sabinum*

findet sich in beiden Auflagen zu Od. III 1; vgl. Kießling-Heinze zu Od. II 18, 14.

Die etymologischen Bemerkungen haben noch zugenommen; ich meine, das lenkt die Aufmerksamkeit von der Hauptsache, dem Inhalte, ab. Einige Proben: Od. III 2, 10 *'sponsus (spondēre;* Gespons, il sposo)'; lies lo sposo. Od. III 6, 17 *'saeculum (se-ro).'* Od. III 16, 37 *'importunus (πορεύομαι,* vgl. Furt).'

Noch sei angemerkt, daß Od. III 4, 10 jetzt die beiden Lesungen *limina Pulliae* und *limen Apuliae* berücksichtigt sind.

5) Q. Horatius Flaccus, erklärt von Adolf Kießling. Dritter Teil: Briefe. Vierte Auflage, bearbeitet von Richard Heinze. Berlin 1914. Weidmann. 365 S. 8. 3,60 *M.*

Wie in der dritten so hat auch in dieser vierten Auflage Heinze durch viele Änderungen und Zusätze an immer weiterer Vervollkommnung der trefflichen Ausgabe gearbeitet; den Zusätzen halten die Tilgungen von Bedenklichem oder Entbehrlichem so ziemlich die Wage, so daß die Seitenzahl fast die gleiche geblieben ist. Zwei Äußerlichkeiten: die Jahreszahlen sind jetzt nur nach der christlichen Ära, nicht mehr auch nach Jahren der Stadt, gegeben, in Übereinstimmung mit den letzten Ausgaben der Oden und Satiren; und von den Druckfehlern der dritten Auflage ist eine erhebliche Menge beseitigt, viele freilich sind geblieben, von denen einige wenige unbequeme unten mit erwähnt werden mögen. Einzelnes hat Heinze in Übereinstimmung mit den Einwendungen geändert, die Ref. bei der Anzeige der dritten Auflage (JB. XXXV S. 48ff.) erhob; darüber siehe unten. Inbetreff derjenigen strittigen Punkte, bei denen der Herausgeber an seiner Ansicht festgehalten hat, verweise ich auf jene Anzeige; es sind folgende: I 1, 13; I 2, 13; Abfassungszeit von I 7; I 10, 37; Abfassungszeit von I 13; I 15, 12f.; I 16, 49; I 18, 105; I 18, 111; I 20, 19. Nun einige Bemerkungen, die sich bei Durchsicht der neuen Auflage ergaben.

I 2, 2. Bisher: *'Homerum declamare* homerische Dichtung zu Deklamationen verarbeiten'; jetzt wird mit Krüger, Orelli-Mewes, Wickham u. a. *declamare* absolut gefaßt; vgl. die Anzeige der dritten Auflage. — I 2, 23. In der dritten Auflage: *'nosti,* nicht aus der Lektüre der Dichtung, sondern aus der Erfahrung des Lebens'; in der vierten: *'nosti,* aus der Lektüre der Dichtung.' Eine Besserung; auch in meinem Kommentar (1899) heißt es: 'Du kennst diese homerischen Erzählungen, so daß ich mich ohne weiteres auf sie beziehen kann.' — I 2, 25. In der dritten Auflage stand das Komma hinter *excors,* wozu allerdings die Anmerkung: *'et excors vixisset* gehört zusammen' nicht paßte. Jetzt ist das Komma vor *turpis* gesetzt: 'Das asyndetische zweite Satzglied kann nicht mit dem indifferenten *vixisset* anheben.' Eine gefällige Neuerung. — I 2, 31. Die von Heinze (in beiden Auflagen) und anderen für *cessatus* = *qui cessavit* angeführten Belege aus Ovids Fast. IV 617 und Met. X 669 scheinen mir für die Horazstelle nicht sehr beweiskräftig: *arva cessata* sind Felder, die man hat liegen lassen, *tempora cessata* die versäumte Zeit, während wir bei Horaz den Sinn verlangen, den Bentleys *cessantem*

ergibt. — I 2, 56. In der dritten Auflage übersetzte Heinze *certum voto pete finem:* 'Strebe danach, deinem Begehren eine bestimmte Grenze zu ziehen, ihm ein festes Ziel zu setzen', in der vierten Auflage: 'Richte dein Wünschen nicht ins Ungemessene, sondern auf ein bestimmtes Ziel', ich in meiner Anzeige der dritten Auflage: 'Erstrebe mit deinen Wünschen ein bestimmtes Ziel.' Denn *voto* ist nicht mit vielen für den Dativ, sondern für den Ablativ zu halten; vgl. Curt. III 8, 19 *quod omni expetierat voto,* VII 10, 6 *mortem, quam fortes viri voto quoque expeterent,* IX 9, 4 *adesse finem laboris omnibus votis expetitum.* — I 5, 27. In der dritten Auflage: *'cena prior* eine auf eine frühere Stunde lautende Einladung'; jetzt richtig: *'prior* ... den Vorrang bezeichnend.' — I 6, 51. In der zweiten Auflage wurden noch nach Kießling die *pondera* als Gewichte gedeutet und jede andere Erklärung als 'abgeschmackt oder mindestens gesucht' bezeichnet; in der dritten hieß es: 'entweder die Gewichte ... oder, wahrscheinlicher, die Schrittsteine.' Ich bemerkte dazu: 'Vielleicht bleiben in einer vierten Auflage die Gewichte ganz fort'; dies ist genau eingetroffen und damit die seit CIL I 570 = X 3789 völlig gesicherte Interpretation in ihr Recht eingesetzt. — I 7, 60. *Scitari,* welches in der dritten Auflage als eine von Vergil aufgebrachte Form betrachtet wurde, wird jetzt aus Plautus belegt. — I 7, 62. In der dritten Auflage: *'quid multa?* Resultat seines Überlegens'; in der vierten richtig: 'Statt die Verhandlungen zwischen den beiden und die Überlegungen Menas ausführlich wiederzugeben, beschränkt sich der Erzähler auf den endgültigen Bescheid.' Vgl. Sat. I 6, 82. — I 7, 72. In der dritten und vierten Auflage: *'ventumst* "man kam", denn es sind natürlich auch noch andere Tischgäste da.' Liegt das in *ventumst?* Vgl. Sat. II 6, 33. — I 8, 9. In der dritten und vierten Auflage: *'Fidi medici* sind die Bücher, wenn man will die Verfasser derselben.' Warum die Bücher? Vgl. dagegen Orelli-Mewes und Sat. II 3, 147. — I 10, 5. Die dritte Auflage setzte hinter *pariter* einen Punkt, hinter *columbi* keine Interpunktion, die vierte hinter *pariter* ein Komma, hinter *columbi* ein Kolon. Damit ist Ref. ganz einverstanden (vgl. die Anzeige der dritten Auflage), nicht so, wenn es in den Anmerkungen der vierten Auflage noch heißt, der Vergleich habe nur Sinn in Verbindung mit dem folgenden, nicht als Ergänzung zu *adnuimus.* Ich setze das, was ich in der Anzeige der dritten Auflage sagte, noch einmal in etwas deutlicherer Fassung her: Der Vergleich mit den Tauben, der mit dem zweiten der parallelen Sätze *quidquid negat alter, et alter, adnuimus pariter* einsetzt (*pariter* meint dabei *iisdem rebus,* obwohl die Tauben in Wirklichkeit einander zunicken), hilft zunächst zur Illustrierung der weitgehenden Gleichheit der Anschauungen, bildet dann aber die Brücke zu etwas Neuem. Denn der weitere Gedankengang würde in prosaischer Breite lauten: so wenig es nun bei den Tauben der Eintracht schadet, daß die eine auf dem Neste bleibt, während die andere aufs Feld fliegt, ebensowenig wird unsere Freundschaft durch die verschiedene Neigung zum Stadt- oder Landleben gestört. — I 12, 15ff. Zu den in der dritten und vierten Auflage angeführten Parallelstellen läßt sich noch aus anderen Ausgaben Verg. Georg. II 475ff. hinzufügen. — I 12, 28f. In der dritten Auflage:

'seit 723/21'; in der vierten: 'seit 21'; richtig: seit 31. — I 14, 9. In beiden Auflagen fehlt in dem Tacituszitat hinter *natura* das Wort *tua*. — I 14, 43. In beiden Auflagen: '*piger* grammatisch zu *bos* gehörig (= *quem piget arandi*)', statt *arare*. — I 15, 12. In beiden Auflagen: '*laeva stomachosus habena*, eigentlich "ärgerlich über den Zügel".' Vgl. hiergegen die Anzeige der dritten Auflage. Meines Erachtens gehört der Ablativ *laeva habena* nicht zu *stomachosus*, sondern zu *dicet*; ein aus zwei Worten bestehender Ablativ gehört ja bei Horaz oft zu dem eingeschlossenen Adjektiv, aber doch keineswegs immer: vgl. Od. I 5, 13 *tabula sacer votiva*, Od. I 35, 23 *mutata potentes veste*, Od. II 5, 12 *purpureo varius colore*, Od. II 10, 7 *invidenda sobrius aula*, Epod. 9, 23 *lugurthino parem bello*, Epod. 17, 34 *iniuriosis aridus ventis*, Epist. II 2, 141 *abiectis utile nugis*. — I 16, 43. Beide Auflagen geben bei dem Zitate aus Ovid *sed* statt *sub*, und XIII 109 statt XIII 190. — I 16, 55. In beiden Auflagen *triticus*, statt *triticum*. — I 18, 100. In beiden Auflagen: '*doctrina*, also ob die Tugend lehrbar sei, wie Sokrates und Platon gelehrt' usw. Aber vgl. den Menon und den Protagoras. — I 19, 2. In der dritten Auflage: '*diu*, neben *placere* recht müßig, ist zu *vivere* zu ziehen' usw.; in der vierten Auflage; '*diu* auch zu *placere* zu ziehen verlangt die Stellung,' usw. Gewiß richtig; vgl. L. Müller. — I 19, 48 f. Zu der von Heinze gegebenen Parallelstelle möchte ich noch hinzufügen Epicharm bei Athen. 36 d: ἐκ κώμου δ' ἐγένεθ' ὑανία· ἐκ δ' ὑανίας δίκα [τε καὶ μάχα καὶ καταδίκα], ἐκ δὲ καταδίκας πέδαι τε καὶ σφαλὸς καὶ ζαμία. — I 20, 7. In der dritten Auflage: '*et scis* ist noch von *ubi* abhängig'; in der vierten Auflage: '*et scis* kann aber weder von *ubi* abhängen' usw. Zweifellos. Neu ist mir das Fragezeichen, das Heinze jetzt hinter *amator* setzt, 'da ja das Buch so schlimme Erfahrungen noch nicht gemacht hat'; vielleicht richtig. [Nachtrag bei der Korrektur: Herr Professor W. Heraeus macht mich freundlichst darauf aufmerksam, daß das Fragezeichen schon von Dziatzko, Untersuchungen über ausgewählte Kapitel des antiken Buchwesens, 1900, S. 169 A. 1 vorgeschlagen ist.] — I 20, 23. In der dritten Auflage: '*belli domique* gehört zu *primis urbis*'; in der vierten Auflage: 'Man muß also *belli domique*, wie es auch die Wortstellung verlangt, mit *placuisse* verbinden.' Für Letzteres ist auch Ref. mehrmals eingetreten (so im JB. XXXVIII S. 134), sowohl wegen der Wortstellung als auch weil, wenn es sich nicht auch um militärische Tüchtigkeit des Horaz handelt, die Scheidung seiner Gönner in Militärs und Zivilisten unmotiviert erscheint. — II 1, 75. In der dritten Auflage wird *ducere* als 'vorführen' gedeutet, in der vierten als 'herausreißen'; letztere Bedeutung ist offenbar die vom Zusammenhange geforderte. — II 2, 31. In beiden Auflagen: '*summe munito*, also auf einer hohen Bergspitze gelegen'; richtiger wohl L. Müller: '*summe* = *maxime*'. — II 2, 51. Kießling hatte *audax* auf Horaz bezogen; Heinze[8] äußerte sich dahin, *audax* werde 'vielleicht besser' mit *paupertas* verbunden. In der Anzeige der dritten Auflage vermutete ich, die vierte Auflage werde entschiedener reden, und wirklich ist in ihr das 'vielleicht' gestrichen. Die Sache ist nicht zweifelhaft. — Zu II 2, 61 in beiden Auflagen: '*sal nigrum*'; besser in beiden zu V. 60: '*sal niger*'. Horaz hat *salem*

Sat. I 5, 46. — II 3, 63. In der dritten Auflage: 'Melancholisch deutet Horaz auf die Riesenwerke hin, welche Julius Cäsar geplant hatte'; in der vierten Auflage, wo diese ganze Anmerkung umgearbeitet ist: 'ganz gewiß aber will er nicht an die gewaltigen Pläne erinnern, die man Cäsar unter vielen anderen zuschrieb.' — II 3, 65. In der dritten Auflage: 'Die sehr auffällige Verkürzung ist vielleicht durch die Umstellung *palus diu* zu beseitigen.' In der vierten Auflage ist dieser Gedanke fallen gelassen. — II 3, 104. In beiden Auflagen heißt es in der Anmerkung zu diesem Verse: *'male mandata'*, aber in der Anmerkung zu V. 112: *'si male loqueris ridebo.'* — II 3, 135. Ob hinter *lex* Punkt oder Komma zu setzen sei, ist bekanntlich eine Streitfrage. Kießling setzte einen Punkt, Heinze[8] ein Komma; in der vierten Auflage steht versehentlich gar kein Zeichen. — II 3, 178. In der dritten Auflage: *'semper* gehört zu *adiunctis et aptis,* nicht zu *morabimur'*; in der vierten Auflage: *'semper* gehört zu *morari'*; daß Letzteres richtig ist, hat Prinz, Ztschr. f. d. österr. Gymn. LX S. 212ff., gezeigt. Interessant ist dann folgende Ausführung der vierten Auflage: 'Das nur von einer alten Hds. gebotene *morabimur* ist, wie es scheint, Konjektur für *morabitur,* das die sonstige Überlieferung gibt, und das allerdings ein Subjekt vermissen läßt; aber auch *morabimur* befriedigt nicht, denn niemals gibt Horaz eine Vorschrift so, daß er sich in der 1. Pers. Plur. Fut. mit dem Angeredeten einschlösse: und zu Beginn dieses Abschnitts hat er sich noch dazu mit *ego et populus* ausdrücklich zum Publikum geschlagen. Man wird also vielleicht *morabitur* beizubehalten und Ausfall eines Verses anzunehmen haben, in dem der *scriptor* als Subjekt eingeführt und zum Ausgangspunkt der Erörterung zurückgekehrt wurde; außerdem mag darin ein Zusatz zu *aevo* im Sinne von *cuique* gestanden haben, den man ungern vermißt.' Aber die Annahme einer Lücke hat doch wohl wenig Zwingendes; denn auch wenn man (wie neuerdings Vollmer) *morabitur* liest, ist eine Ergänzung von *poeta* durch zahlreiche Parallelen aus Cicero und Quintilian zu belegen, und an dem bloßen *aevo* wird auch kein Anstoß zu nehmen sein. — II 3, 205. Die Anmerkung ist jetzt ganz umgestaltet, namentlich wird *nondum,* zu welchem in der dritten Auflage *erat utilis* ergänzt wurde, jetzt mit *spissa nimis* verbunden; vgl. Prinz a. a. O. — II 3, 304. In beiden Auflagen fehlt in dem Zitat aus Plut. X orat. p. 838e hinter ἀκόναι das Wort αὐταί. — II 3, 326. In beiden Auflagen: *'longis rationibus* geht auf die umständlichen Zinsexempel, bei welchen in griechischer Weise nach Prozenten, *centesimae,* gerechnet wird. Zu diesem Behuf muß in jedem Falle das Kapital, *as,* erstlich mit Hundert dividiert — *in partis centum diducere* — und, falls ein Rest überschießt, der betreffende Bruch in Zwölftel bzw. Vielfache derselben umgewandelt werden, da die römische Rechnung keine anderen Brüche als Zwölftelbrüche kennt.' Das ist wohl eine der gelehrten Spitzfindigkeiten des um den Horaz hochverdienten Kießling, die ausgemerzt werden sollte, wie es schon mit anderen geschehen ist. Wenn hier so komplizierte Rechnungen gemeint wären, wie würden dazu die nachfolgenden simplen Beispiele passen? *Longis rationibus* und *in partes centum* sind eben scherzhaft. Richtig meines Erachtens

L. Müller: *'centum,* für eine beliebig große Zahl', Wickham: *'centum', as the edd. point out, stands as a round number, 'into any number of fractional parts.'* — II 3, 335. In beiden Auflagen: *'cito dicta* ist wahrscheinlich zu verbinden.' Aber vgl. Epist. II 1, 262: *discit enim citius meminitque libentius illud* etc.

2. Übersetzungen

6) Wielands Übersetzungen. Vierter Band. Plinius, Horaz, Lucrez. Herausgegeben von Paul Stachel (Wielands gesammelte Schriften; herausgegeben von der Deutschen Kommission der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Zweite Abteilung: Übersetzungen. Vierter Band). Berlin 1913. Weidmannsche Buchhandlung. 710 S. gr. 8. 13,60 *M.*

Die Übersetzung der Briefe und Satiren des Horaz füllt S. 15—697 dieses Bandes. Im Hinblick auf die unten anzuzeigende Bardtsche Übersetzung sei auch hier zwecks lehrreicher Vergleichung (vgl. JB. XXXVIII S. 122) der Schluß von Epist. I 18 hergesetzt:

'„Laßt mir nur, was ich hab', und wärs auch minder,
und was ihr etwa noch von Lebenszeit
mir zugedacht, laßt mich mir selber leben!
Laßt mirs an Büchern nicht, auch nicht an Vorrath,
was auf ein Jahr vonnöthen ist, gebrechen,
damit die ungewisse Zukunft im Genuß
des Gegenwärt'gen mich nicht stören müsse!"
Es ist genug, um Dinge, die er giebt
und wieder nimmt, den Jupiter zu bitten:
er gebe Leben nur und Nothdurft mir,
ein ruhig Herz will ich schon selbst mir schaffen!'

7) Die Sermonen des Q. Horatius Flaccus, deutsch von C. Bardt. Vierte Auflage. Berlin 1914. Weidmann. 258 S. 8. 4 *M.*, geb. 5 *M.*

Als ich im Jahre 1901 die zweite Auflage dieser Übersetzung oder vielmehr Nachdichtung in den JB. XXVII S. 66 anzeigte, schrieb ich: 'Ein vortreffliches Buch, das geläuterten Geschmack, durchgebildetes Sprachgefühl und richtige Berechnung der psychologischen Wirkung bekundet. Es bereitet, meine ich, jedem Horazkenner einen hohen Genuß und ist geeignet, auch den Laien eine Anschauung von dem Werte und Wesen des alten Dichters zu vermitteln.' Seitdem ist eine dritte (vgl. JB. XXXIV S. 110ff.) und nun eine vierte Auflage gefolgt, das Buch hat sich immer mehr durchgesetzt, hat von vielen Seiten Lob und Anerkennung gefunden und ist in weiten Kreisen bekannt: da ist jedes weitere Wort über seine Meriten zwecklos. Lieber setze ich für solche, denen dieses Buch doch noch unbekannt geblieben ist, als Probe den Schluß von Epist. I 18 (vgl. oben Nr. 6) her.

'Was ich besitze, Götter, bleibe mein!
Wird's kleiner. will ich auch zufrieden sein.
Laßt mich der Jahre Rest mir selber leben,
Wenn's euch gefällt, noch ein'ge mir zu geben.
Laßt Bücher mich die Hüll' und Fülle haben,
Gewährt des Feldes und des Weinstocks Gaben!
Und laßt des Herzens bängliche Gedanken
Nicht zwischen Furcht und Hoffnung rastlos schwanken!

Doch nein! nur das erflehe mein Gebet,
Was ganz allein in Jovis Händen steht;
Gib Leben, gib mir täglich Brot für morgen!
Für gute Laune will ich selber sorgen.'

Die vierte Auflage weist nicht viele Änderungen gegen die dritte auf; davon seien folgende hervorgehoben. Sat. II 5, 90f., bisher: 'Allein auch der stößt an, der gar nicht spricht'; jetzt nach Samuelssons überzeugender Lesung: 'Beschränke lieber dich auf ja und nein.' — Die Verse Epist. II 1, 55f., die in der dritten Auflage ausgelassen waren, sind jetzt mit übersetzt. — In der schwierigen Stelle Epist. II 1, 173 hieß es bisher: 'Ganz recht, doch welche schlottrige Figur Macht er, der wandelt in Menanders Spur!' jetzt: 'So scharf umrissen jegliche Figur — So lüderlich des Bühnenstücks Struktur! Um Anstand unbesorgt und guten Ton Spricht der Poet den feinern Sitten Hohn.' — Einige Druckfehler sind beseitigt: so ist das 'ahnungslose' Regiment des Servius Sat. I 6, 9 zu einem ahnenlosen geworden, und auch sonst ist dem Leser hier und da die Gelegenheit zu einer glücklichen Konjektur genommen.

Da dem Buche wohl in absehbarer Zeit eine fünfte Auflage beschieden sein wird, möchte ich die Gelegenheit dieser Anzeige dazu benutzen, einige in der dritten und vierten Auflage (die älteren sind mir nicht zur Hand) übereinstimmende Stellen kurz anzuführen, an denen mir eine Änderung wünschenswert scheint.

Sat. I 2, 42f. *Fugiens hic decidit acrem praedonum in turbam* 'Der suchte Schutz bei Mördern und bei Dieben.' Er fällt ihnen sehr wider seinen Willen in die Hände. — Sat. I 2, 121. *Illam . . . Gallis* 'Die also redet, gönn' ich den Eunuchen.' Es ist (zwischen Bardts dritter und vierter Auflage) von Prinz in den Wiener Studien XXXIV S. 227ff. (vgl. JB. XXXIX S. 87) nachgewiesen worden, daß es sich um Gallier handelt. — Sat. I 4, 14. *Crispinus minimo me provocat* 'um kargen Preis.' Was Horaz mit *minimo* gemeint hat, darüber soll hier nicht debattiert werden; aber ich fürchte, daß der Ausdruck der Übersetzung dem Leser unklar bleibt. — Sat. I 4, 35. *Dummodo risum excutiat, sibi non, non cuiquam parcet amico* 'Der beste Freund ist ihm willkommne Beute, Sobald satirisches Gelüst ihn kitzelt.' Bardt legt offenbar noch nicht die von Meiser in den Blättern für das Gymnasialwesen 1904 S. 696f. (vgl. JB. XXXI S. 99) gefundene richtige Lesung zugrunde. — Sat. I 6, 114f. *Inde domum me ad porri et ciceris refero laganique catinum* 'Da wartet mein ein Mahl von Lauch und Linsen Und auch mein Leibgericht, 'ne Schüssel Plinsen.' Ullman hat (zwischen Bardts dritter und vierter Auflage) in Classical Philology VII 1912 S. 442ff. (vgl. JB. XXXIX S. 87) gezeigt, daß hier drei Ingredienzien eines einzigen Gerichtes gemeint sind. — Sat. I 6, 130f. *Ac si quaestor avus pater atque meus patruusque fuisset,* in der dritten Auflage: 'Als wenn mein Ohm, mein Vater und mein Ahn Betreten schon der Ämter saure Bahn', in der vierten Auflage: 'Als hätten schon mein Vater, Ohm und Ahn Zurückgelegt der Ämter saure Bahn.' Die Übersetzung wird dem Sinne des Textes nicht ganz gerecht; vgl. Kießling-Heinze: 'Beißender Hohn ist

es, daß solche Glieder der guten Familien sich darauf etwas zugute tun, daß Großvater, Vater und Oheim es wirklich bis zur untersten Stufe des cursus honorum, bis zur Quästur, gebracht haben.' — Sat. I 9, 26f. *Est tibi mater, cognati, quis te salvo est opus?* 'Hast du Geschwister, Eltern noch zu Hause, Die, sollte dir was Menschliches passieren, Die nächsten sind zum Pflegen und Kurieren?' Die meines Erachtens richtige Auffassung siehe oben zu Nr. 1. — Sat. II 3, 166. *Naviget Anticyram* 'So muß er doch nach Anticyra hin.' Betonung des Eigennamens? — Sat. II 2, 223. *Hunc circumtonuit gaudens Bellona cruentis* 'Ist rasend wie der Maa entmenschte Horde.' Kann eine Kenntnis der Ma bei den Lesern vorausgesetzt werden? — Sat. II 6, 108f. *Nec non verniliter ipsis fungitur officiis, praelambens omne quod adfert* 'Kredenzt und kostet wie am Königstische.' Vielmehr benimmt sich die Stadtmaus wie ein naschhafter Haussklave. — Epist. I 2, 27. *Nos numerus sumus* 'Wir selbst sind oftmals jenen Freunden gleich, Die also lebten in der Circe Reich.' Aber nicht mit den im Vorhergehenden erwähnten Gefährten des Odysseus, die zu unreinen Hunden und kotliebenden Schweinen wurden, stellt Horaz sich und Seinesgleichen auf eine Stufe, sondern nur mit den nachfolgenden Freiern der Penelope und den Phäaken. — Epist. I 6, 51f. *Trans pondera dextram porrigere* 'Dann gilt's dich übern Warentisch zu bücken, Dem Hökersmann die schmutzge Hand zu drücken.' Daß mit *pondera* die Schrittsteine gemeint sind, steht schon seit geraumer Zeit fest.

Noch ein paar Kleinigkeiten (wohl Druckfehler), die die neue Auflage mindestens mit der vorhergehenden gemein hat. Sat. I 2, 116. *Pavonem rhombumque* 'Bütt' und Pfau.' Den Fisch kenne ich nur unter dem Namen Butt oder Butte. — Sat. II 3, 102. Hinter 'Schritte' muß statt des Kommas ein Punkt stehen. — Epist. II 2, 4. 'Vom hübschen Wuchs', statt 'von hübschem Wuchs.' — Epist. II 3, 105f. 'Dem Ausgelaßnen ziemt Üppigkeit, Dem Ernsten würdge Gemessenheit.' Es fehlt je eine Silbe. Dergleichen ließe sich noch manches anführen, auch das Namenregister läßt an Ordnung und Vollständigkeit zu wünschen: man möchte eben ein so klassisches Werk gern in der korrekten äußern Form vor sich haben, die wir bei unseren Klassikerausgaben gewohnt sind.

Möchten diesem schönen Sermonenbande auch fürderhin günstige Fata beschieden sein; daß er *tineas pascat taciturnus inertes,* ist nicht zu befürchten.

8) Le opere di Orazio, tradotte in prosa italiana dal Dott. Pietro Larizza. Con figure numismatiche e note. (Edizione die 300 esemplari.) Roma 1914. Tipografia del Senato. XX und 301 S. 8.

Prosaische Horazübersetzungen sind im Auslande keine seltenen Erscheinungen; ich nenne Wickhams englische Übersetzung der Gesamtwerke (vgl. JB. XXXI S. 69f.), die französische Übersetzung der Satiren von Desportes (vgl. JB. XXXV S. 46ff.), die italienische Übersetzung der Satiren von Giardelli (vgl. JB. XXXIV S. 110); dazu gesellt sich nun das vorliegende Buch.

Als Probe diene der Anfang von Od. III 8: *O dotto nel sermone*

dell' una e l' altra lingua, con stupore interroghi ciò che io faccia, essendo celibe, il primo marzo, che denotino i fiori e il recipiente pieno d' incenso e il carbone deposto su virente zolla. Io avevo votato a Bacco un lauto simposio e un capro bianco, essendo stato sul punto di essere ammazzato dalla caduta di un albero. — Benutzt ist ein antiquierter lateinischer Text: vgl. Sat. II 5, 90f.: *non bisogna neppur tacere fuor di proposito.* Auffällig ist auch Od. III 9, 9: *Cloe da Creta.* — Ein Mißgeschick ist dem Übersetzer bei Od. I 23, 11f. begegnet: *orsù lascia la mamma, è tempo ormai di seguire un uomo!* — Die *Note* sind unbedeutend. — Eine fremdartige Beigabe sind die Abbildungen römischer Münzen: S. 272—276 und Taf. 1—4.

9) Friedrich Heußner, Ein vergessener Übersetzer des Horaz und sein Werk (Friedrich August Eschen). Im Sokrates II (1914) S. 524—531.

Eschen hat im Jahre 1800 bei Orell, Füßli und Co. in Zürich eine Übersetzung der lyrischen Gedichte des Horaz erscheinen lassen. Da er für würdig gehalten ist, nach mehr als einem Jahrhundert ausgegraben zu werden, so mögen auch hier zwei Strophen von ihm Platz finden, Od. I 9.

'Du siehst, wie hell herblinke mit hohem Schnee
Sorakte, wie arbeitend die Wälder kaum
Die Last noch tragen, und des Winters
Schneidendem Froste die Flüsse starren.

Die Kälte scheuchend, leg' auf des Herdes Glut
Des Holzes Meng' und reichlicher spendend nimm
Vom Bord den Wein des vierten Jahres
O Thaliarch, im Sabinerkruge.'

3. Abhandlungen

10) The Classical Papers of Mortimer Lamson Earle. New York 1912. The Columbian University Press. 8. S. 177—195 Horace.

Die in diesem Buche enthaltenen Horazarbeiten des im Jahre 1905 verstorbenen Verfassers sind in diesen Jahresberichten bereits sämtlich besprochen. Es sind folgende: S. 177—183. On the first ode of Horace. Aus The Classical Review XVI (1902) S. 398—401 (vgl. JB. XXX S. 42f.). — S. 183—185. Notes on Horace. Aus The Classical Review XVIII (1904) S. 391—392 (vgl. JB. XXXII S. 53). — S. 185—186. Note on Horace, Carmina I 3, 1—8. Aus den Proceedings of the American Philological Association XXXIV (1903) S. XXIIf. (vgl. JB. XXXVI S. 106). — S. 187. Horatianum. Aus der Revue de philologie XXIX (1905) S. 37 (vgl. JB. XXXIII S. 68). — S. 187—190. De carmine quod est inter Horatiana IV 8. Aus der Revue de philologie XXIX (1905) S. 306—309 (vgl. JB. XXXIII S. 68f.). — S. 191. Ad Horatii sermonem I 1, 15 sqq. Aus der Mnemosyne XXX (1902) S. 347 (vgl. JB. XXX S. 39). — S. 191—193. De Horatii sermone I 1. Aus der Revue de philologie XXVII (1903) S. 233—235 (vgl. JB. XXXI S. 82f.). — S. 193—195. De Horatii satira prima. Aus der Revue de philologie XXIX (1905) S. 35f. (vgl. JB. XXXIII S. 68).

11) Tadeusz Sinko, Za spojrzeniem Horacego. In der Eos XIX (1913) S. 46—64.

Über den Inhalt kann ich wegen mangelnder Kenntnis des Polnischen leider nicht berichten.

12) Casimirus Morawski, Horatiana. In der Eos XIX (1913) S. 129—133.

1. Der Liebende weine bei Horaz, abweichend von andern Dichtern, mehr aus Zorn und Eifersucht als aus Weichheit; eine Ausnahme sei Od. IV I, 33 ff.

2. In den Epoden zeige sich die Jugendlichkeit des Horaz im Gebrauche kräftiger, schrecklicher Vorstellungen; so würden Wölfe achtmal erwähnt. Dem stehe gegenüber das gänzliche oder fast gänzliche Fehlen von Worten wie *lenis, leniter, lenire* (nur 5, 8), *mitis* (nur 2, 17), *placidus, temperatus.*

13) Ettore Stampini, La metrica di Orazio, comparata con la greca e illustrata su liriche scelte del poeta; con una appendice di carmi di Catullo, studiati nei loro diversi metri. Nuova trattazione. (Ristampa.) Torino 1913. Ermanno Loescher. XLVIII und 104 S. 8.

Die im Jahre 1908 erschienene Ausgabe dieser Metrik, von der hier ein Neudruck vorliegt, ist schon im JB. XXXV S. 78 f. angezeigt.

14) John Sargeaunt, Horace, Carmina IV 10, 2. In The Classical Review XXVII (1913) S. 265 f.

Sargeaunt schützt die Überlieferung *pluma* gegen die Änderungsversuche. Für *pluma* spreche, daß auch das griechische *πτίλον*, das englische *down* und das italienische *piúma* sowohl von weichen Federn als auch vom sprossenden Barte gebraucht würden. — Man kann das deutsche *Flaum,* das französische *duvet,* das russische *puch, puschok* und wahrscheinlich noch vieles aus anderen Sprachen hinzufügen.

15) A. W. Verrall, Collected Studies in Greek and Latin scholarship, edited by M. A. Bayfield and J. D. Duff. Cambridge 1913. University Press. VI und 372 S. 8.

Auf Horaz beziehen sich in dieser Sammlung fünf Abhandlungen, von denen nur eine, die dritte, vorher noch nicht gedruckt war.

1. S. 231—242. The Latin Sapphic; aus The Classical Review XVII (1903). S. 252—256; vgl. JB. XXXI S. 85, wo ich folgenden befremdlichen Gedanken heraushob: *Suppose it known to Horace by experiment, that, whatever he intended, many would take the stanza 'sǎepius véntis ăgitatur íngens etc.' to have naturally the rhythm here given, and would read it so as a matter of course . . . In such circumstances the 'Romanae fidicen lyrae' might well think that, until the 'Aeolii modi' should become generally known to his countrymen, the best way to get a hearing for Sapphics was to write them so that people who did not know Sappho, and had no natural disposition for the 3-time rhythm, might at any rate be able to read them.*

2. S. 306—324. The name *Lamia* in Horace; aus Studies in Horace, 1884. Der Lamia in Od. III 17 sei ein Sklave des Horaz; *the appellation Aelius is part of the jest; the slave's name is Lamia, and Lamia only.* Er sei identisch mit dem Lamia in Epist. I 14, 6, *and this Lamia was no other than the 'vilicus' or steward at the poet's own farm. 'Lamiae pietas'* sei *an equivalent for 'pietas tua'.* — Zu Od. I 36: *I do not think it honest to suppress my belief that this Lamia simply is what her name implies, a 'meretrix', the mistress of Numida when a lad.* — Zu Od. I 26: *If the Lamia for whom Horace twines the lyric wreath must be a real person, I see no reason why he may not be the only real Lamia — as I have tried to show — to whom Horace introduces us, his slave and (the Epistle justifies the word) his friend, the Lamia in his own household.*

3. S. 325—344. A vexed passage in Horace. Es handelt sich um die Schlußstrophe von Od. I 6. Unter Berufung auf Ovid Fast. 6, 230 meint Verrall, *that to Roman ears a 'virgo sectis in iuvenem unguibus,' 'a maiden when her nails are cut for a young man,' could not mean anything but a bride,* und auf Grund einer Vergleichung mit Prop. II 1, 13 und 45 ist er der Ansicht, *that the 'proelia virginum sectis in iuvenes unguibus acrium' are simply the pleasures of the wedding-night.* — Zu V. 17. *Without laying stress on the point, which is of no importance to the general question, I think it worth while to suggest that there may be in 'convivia' an error of one letter for 'convicia', which would of course be joined, as well as 'proelia', with 'virginum'.* — Zu V. 20. *Leves* sei 2. Pers. Konj. (vgl. *levat aura cycnum* Od. IV 2, 25); also: *'We are not to be lifted beyond' (or 'above') 'our wont,' literally 'you cannot lift us'.* — Zu V. 19. *'Vacui sive quid urimur'* = *'when unoccupied or when something galls us.'*

4. S. 345—353. An Interpolation in Horace, Carm. IV 8; aus Journal of Philology XVII (1888) S. 145ff. (vgl. Wartenberg, JB. XVI S. 275). Verrall streicht die Verse 15—20, setzt hinter *bonis* einen Punkt, hinter *tuleris* ein Fragezeichen und übersetzt: *Not what the people can grave upon marble is the means whereby the good return to breathing life. If paper tell nothing of thy good deeds, wilt thou have had thy reward?*

5. S. 354—357. *'Stare'* in Horace, Sat. I 9, 39; aus Journal of Philology XIII (1884) S. 56—58. Für *'stare'* vermutet der Verfasser *''sta re = ista re.' It does not seem unlikely that even in the time of Horace pronunciations like ''sta' for 'ista' were often to be heard in careless speech, and they would be likely to hold their place especially in set phrases frequently required, such as the 'nil valeo 'sta re' of our hypothesis. And if this was the pronunciation, there could be no reason why Horace, when trying, like Plautus, to reproduce the language of ordinary life, should not do as Plautus did, and write what was actually said.*

Eine Kritik an obige Ausführungen Verralls zu knüpfen, liegt nicht in der Absicht des Berichterstatters.

16) Otto Morgenstern, Zu Hor. Od. III 14, 11. In den Sitzungsberichten des Philologischen Vereins zu Berlin im Jahre 1913, S. 3.

Morgenstern vermutet *vicem* statt *virum* 'ihr, die ihr schon den Wechsel des Geschicks erfahren habt.' Diese Konjektur liegt nach der gleichen Richtung wie die ältere *vicum* (mir bekannt aus Stowassers Lateinisch-Deutschem Schulwörterbuch, 1900, S. 1057a) 'die Schicksalswechsel erfahren haben.'

17) Heinrich Müller, Zu Hor. Sat. I 6, 14. In den Sitzungsberichten des Philologischen Vereins zu Berlin im Jahre 1913, S. 5—7.

'Mit *iudice quo nosti populo,* entgegengesetzt dem *persuades hoc tibi vere,* muß der neue Gedanke beginnen, der in der Überlieferung durch *notante* in einer diesen natürlichen Gedankenfluß störenden Weise dem Laevinusbeispiel angehängt ist.' . . . 'Der Fehler steckt in *notante,* und zu schreiben ist *notatum,* scil. *Laevinum.* Was hat denn Mäcenas aus der Geschichte gelernt? Daß es schon vor dem Könige ohne Ahnen viele gegeben hat, die erstens zwar *nullis maioribus orti* (nicht hochgeboren), zweitens doch *vixerunt probi* (ehrenwerte Männer) und drittens darum *amplis honoribus aucti* (durch Ehrenämter ausgezeichnet) waren während Laevinus erstens zwar *Valeri genus* (vom ältesten Adel), zweitens doch *ullius*' (? Ref.) *'non unquam pluris licuit* (darum nicht um einen Heller mehr wert, nämlich als nichts, d. h. ein ganzer Taugenichts und Tunichtgut) und drittens darum *notatus* (mit der *nota* gezeichnet, d. h. ausgeschlossen von allen Ehrenämtern) gewesen ist. Denn Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte ist die politische Folge des *notari.'*

Wie der Verfasser zu *notatum* kommt, ist mir nicht recht klar; sucht man in *notante* ein zu *Laevinum* gehöriges Partizipium, so würde, möchte ich meinen, eher *notandum* in den Gedankengang der Satire hineinpassen.

18) Eduard Stemplinger, Horatius. In Pauly-Wissowa-Krolls Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft VIII Sp. 2336—2399. Stuttgart 1913. J. B. Metzler. Gr. 8.

Das ist die wohlgelungene Arbeit eines dazu Berufenen. Bei knapper Fassung bietet sie einen überaus reichen Inhalt; es dürfte kaum eine den Horaz betreffende Frage unberücksichtigt geblieben sein. Überall hat man die Empfindung, daß Stemplinger, dessen gewaltige Belesenheit aus seinen früheren Publikationen bekannt ist, aus dem Vollen schöpft; auch an dem ruhigen, gesunden Urteil, das die Arbeit bekundet, mag man (unbeschadet einzelner Meinungsverschiedenheiten) seine Freude haben.

Sp. 2337—2344 Leben. Sp. 2344 Äußeres. Sp. 2344—2352 Charakter. Sp. 2352—2375 Werke. Sp. 2375—2390 Technik der Horazianischen Dichtung, und zwar Sp. 2375—2379 Metrik, Sp. 2379 bis 2385 Sprache, Sp. 2385—2390 Imitatio. Diese letzten beiden Abschnitte, Sprache und Imitatio, sind mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit gearbeitet und bieten eine große Menge interessanter, lehr-

reicher Zusammenstellungen. Sp. 2391—2394 Textrecension. Sp. 2394 bis 2398 Fortwirken der Horazischen Dichtung; dieses Gebiet ist bekanntlich Stemplingers besondere Domäne. Sp. 2398—2399 Ausgaben.

Nun noch einige einzelne Bemerkungen. Sp. 2338 Z. 16ff. 'Hier ging der Knabe in die von einem gewissen Flavius ... geleitete Elementarschule ... Als aber der Knabe der Elementarschule entwuchs, entschloß sich der Vater ... nach Rom überzusiedeln.' Aber Sat. I 6, 72ff.: *noluit in Flavi ludum me mittere ... sed puerum est ausus Romam portare.* — Sp. 2340 Z. 13ff.. 'Während aber Freunde des Horaz, wie Pompejus Grosphus (c. II 7) zu Sex. Pompejus nach Sicilien sich begaben' usw. Lies: Pompejus Varus. — Sp. 2341 Z. 8ff. 'Aber nach neun Monaten — sollte man hier nicht eine Schrulle des Mäcenas vermuten, der auch die Frucht seiner Freundschaft ausreifen lassen wollte wie ein Kind im Mutterleib? — lud ihn der Gönner wieder zu sich.' Ohne Not soll man dergleichen von niemand glauben. — Sp. 2341 Z. 30f. '... so schenkte der Gönner dem Dichter H., der im Jahre 30 sein 1. Satirenbuch herausgegeben hatte, ... im Jahre 32 das Sabinum.' Dagegen auf Sp. 2375 die richtigen Jahreszahlen. — Sp. 2342. Die Hypothese, daß Horaz bei Aktium zugegen gewesen sei, wird nicht erwähnt; aber sie war und ist doch so verbreitet, daß es sich wohl empfohlen hätte, sie ausdrücklich abzulehnen. — Sp. 2349 Z. 14ff. '... so waren auch dem H. diese Lydia, Leuconoe, Neobule usw. "Namen, die in sein Silbenmaß, Charaktere, die in seine jetzt gewählte Situation paßten, vielleicht Griechinnen, die er nie gesehen hatte, geistig aber sah und darstellte", wie schon Herder richtig bemerkte.' Beifallswert und nicht unnötig. — Sp. 2350 Z. 36ff. 'Seine Kost ist die denkbar einfachste, zumeist Pflanzenkost. Begegnete er sich hier mit der zeitgenössischen Lehre der Sextier, die grundsätzlich das Vegetariertum aus Humanitäts- und Utilitätsgründen predigten? Oder zwang ihn seine rheumatische Anlage hierzu?' Ich meine, das Vorwiegen der Pflanzenkost war nach den Landesverhältnissen ohne weiteres die Folge der Einfachheit. — Sp. 2352 Z. 49ff. 'Wer einmal Erlebnis und Dichtung bei verschiedenen antiken Poeten zusammengestellt hat, wird in diesem Carmen' (Od. I 34) 'nichts anderes wie ein augenblickliches Stimmungsbild finden.' Aber vgl. JB. XXXVIII S. 105. — Sp. 2371 Z. 63ff. 'Die ältesten Lieder sind II 13 (Frühjahr 30), I 30 und I 26 (Herbst 30).' Also haben die neueren Versuche, einzelne Oden höher hinauf zu datieren, auf Stemplinger keinen Eindruck gemacht. — Sp. 2372 Z. 23ff. 'Im zweiten Buch vereinigt H. 20 Lieder, im dritten Buch 30. Das Dekadensystem ist deutlich. Nun enthält aber das erste Buch 38 Lieder. Die Lieder 2—9 sind als "Paradeoden" zu betrachten. Dann ergeben sich wiederum 30 Lieder analog dem ersten' (lies: dritten) 'Buch. Auch dieses Verhältnis deutet H. damit an, daß er das zehnte Lied in gleichem Versmaß wie das zweite verfaßt und an den Schluß der zweiten Ode (V. 41ff.) anknüpfend die zehnte Ode zur Hymne auf den Sohn der Maja gestaltet.' Zu manchen früheren ein neuer Versuch, die Zahl 38 auf eine durch zehn teilbare zurückzuführen. — Sp. 2373 Z. 12ff. 'Gemäß seinem Grundsatz, alles *παρὰ τὰ πάτρια ἔθη* (mon. Anc. Gr. 3, 18) zu er-

ledigen.' Doch wohl 'nichts' statt 'alles'. — Sp. 2384 Z. 56ff. 'Dazu kommen Wortspiele (*deducte-duce* c. II 7, 2, *curas-cras* c. I 7, 31f.).' Die letztere Vermutung erscheint zu gesucht. — Sp. 2393 Z. 55. Über die Klassifizierung der Handschriften: 'Alle vier genannten Hypothesen leiden an Schwächen . . . Wirklich auffällige und durchgreifende Korruptelen finden sich in allen Hss. wenig; die meisten Fehler beruhen auf Versehen verschiedener Art und Mißverständnissen der Horazischen Ausdrucksweise; sie sind nicht derart, daß man auf ihnen Systeme begründen könnte. Auch Beobachtungen bei anderen Autoren haben gelehrt, daß sich vielfach eine Stammbaumformel nicht finden läßt.' Das ist meines Erachtens sehr richtig gesagt. Die gewaltige Arbeit, die von so vielen Gelehrten auf die Klassifizierung der Handschriften verwendet ist, dürfte schließlich nur das Resultat ergeben, daß zwar diese und jene Handschrift einen Vorrang einnimmt und einige Gruppen sich zusammenstellen lassen, auf einen wirklichen Stammbaum aber verzichtet werden muß. — Sp. 2399. Unter den Ausgaben hätten bei aller Knappheit doch L. Müller und Orelli-Hirschfelder-Mewes Erwähnung verdient.

Die Benutzung dieser trefflichen Arbeit würde wesentlich gefördert werden, wenn der Verleger sich entschlösse, sie als Separatheft in den Handel zu bringen.

19) F. Jacoby, Eine vergessene Horazemendation. Im Hermes Bd. 49 (1914) S. 454—463.

Es handelt sich um Epod. 4, 16, wo Jacoby mit italienischen Ausgaben aus den Jahren 1477 und 1478 *contento* für *contempto* lesen will. Die scharfsinnige Erörterung des Verfassers kann nicht verfehlen, Interesse zu erregen, auch wenn man dem Resultate nicht zustimmt. Ist die Überlieferung, wie Jacoby annimmt, wirklich unhaltbar? Im Anschluß an andere meine ich die Stelle so deuten zu sollen: der Parvenu vereitelt Othos Absicht, Minderwertige von den ersten Sitzreihen auszuschließen. Daß Horaz diesen Gedanken nicht sehr klar zum Ausdruck gebracht hat, ist zuzugeben; aber solche Mängel sind gerade in den Jugendgedichten des Horaz nicht selten, vgl. JB. XXXVII S. 157ff. Vor der Konjektur *contento* hat die Überlieferung *contempto* den Vorzug, daß in ihr gegen den Parvenu ein Hieb enthalten ist, der bei der Konjektur wegfällt. Der Verfasser allerdings sagt u. a.: 'Kein Lob Othos, auch kein noch so abgeschwächtes, kann in den Worten stecken. Was wir erwarten, das ist im Gegenteil auch hier' (wie Epist. I 1, 57ff.) 'der Ausdruck des Tadels und der Verachtung für einen solchen Gesetzgeber.' Ein eigentliches Lob Othos braucht man nun ja wohl in der Überlieferung nicht zu finden; der vom Verfasser erwartete Gedanke aber bringt meines Erachtens einen fremden Zug in den Gesamtinhalt des Gedichtes.

20) Georg Wissowa, Zu Horaz Sat. I 10, 5a. Im Hermes Bd. 49 (1914) S. 479f.

Wissowa verbindet *multum* adjektivisch mit dem von Reisig konjizierten *puerum*, faßt also *multum puerum* als kollektiven Singular. Das sieht zunächst gewiß sehr gefällig aus, und wenn ich einige Bedenken äußere,

so geschieht es in der Hoffnung, sie widerlegt zu sehen. Erstens, wäre dann nicht eher *essent* und *possent* als *esset* und *posset* zu erwarten? Zweitens (den Hinweis hierauf verdanke ich einer brieflichen Mitteilung Carl Wageners), sind Wörter wie *puer, adulescens, iuvenis, senex* in kollektivem Sinne nachweislich? Drittens: für kollektives *multus* finde ich bei einiger Umschau folgende Beispiele (ich beschränke mich auf diejenigen mit lebenden Wesen), im Nominativ: Verg. ecl. 1, 33, Verg. Aen. I 334, Ov. fast. 4, 772, Ov. am. III 5, 4, Sil 2, 547, Luc. III 707, Mart. IX 56, 1, im Ablativ: Hor. Epod. 2, 31, Hor. Od. I 15, 6. Begegnen auch andre Kasus? Und wenn nicht, ist das Fehlen lediglich als Zufall aufzufassen?

21) Jos. Kroll, Horazens sechzehnte Epode und Vergils erste Ekloge. Im Hermes Bd. 49 (1914) S. 629—632.

Wie Skutsch (N. Jahrb. XII 1909 S. 23—35, vgl. JB. XXXVI S. 124f.) gezeigt hat, daß Vergil in der vierten Ekloge auf Horazens sechzehnte Epode Bezug nimmt, so weist Kroll das gleiche für die erste Ekloge nach. Sein Beweis gründet sich namentlich darauf, daß der Vergilvers 50 *nec mala vicini pecoris contagia laedent* sich als Produkt einer nicht recht geschickten Verpflanzung des Horazverses 61 *nulla nocent pecori contagia* erkennen lasse. Da die erste Ekloge zwischen Mitte und Ende des Jahres 41 verfaßt sei, so müsse die sechzehnte Epode noch etwas älter sein.

Krolls Deduktion erscheint wohlgelungen; sie und die von Skutsch, eine jede schon an sich überzeugend, stützen einander noch in erwünschtester Weise.

22) E. Schweikert, Strittige Interpunktionen in den Gedichten des Horaz. Im Rhein. Museum Bd. 69 (1914) S. 191—204.

Es sind in der Tat großenteils recht strittige Stellen (vielfach handelt es sich dabei um die Entscheidung, ob Fragezeichen oder Punkt), die der Verfasser, die Meinungen, der Scholiasten und Herausgeber sorgsam zusammenstellend, hier behandelt; nicht nur daß die Herausgeber unter sich uneins sind: es begegnet auch mehrmals, daß ein Herausgeber die Sache in verschiedenen Ausgaben verschieden auffaßt. Der Verfasser legt hier und da Erwägungen und Parallelstellen in die eine oder andere Wagschale; namentlich aber gewinnt man durch seine Darlegungen einen guten Überblick über den Stand der Debatte. Es seien von den behandelten Stellen angeführt: Epod. 16, 15; Epist. II 1, 50ff.; Od. I 9, 1; Od. III 28, 1ff.; Od. IV 1, 1ff.; Od. III 23, 17ff. ('ansprechender ist der Vorschlag von Ed. Philipp, Wien. St. 1909 S. 311, nach *mica* ein Fragezeichen zu setzen'; aber vgl. JB. XXXVII S. 139f.); Epist. II 2, 126ff.; Epist. II 2, 1—19; Sat. I 6, 43 ('eine Nötigung, das Komma zu versetzen' [d. h. es hinter *magna* zu stellen] 'liegt also nicht vor'); Epist. I 16, 5ff. Zu V. 5 der letztgenannten Stelle, *continui montes, ni dissocientur opaca valle,* möchte ich auf Curtius VII 8, 30 verweisen: *Bactra, nisi dividat Tanais, contingimus.*

23) Th. Stangl, *Exprobare* und andere Kleinigkeiten aus Suetons Horazvita. In der Wochenschrift für klass. Philol. 1914 S. 1019—1022.

Stangl mit der besseren Überlieferung *exprobasset*, gegen *exprobrasset* der Vulgata. — In *ni . . iam* habe *iam* die gleiche Bedeutung wie in *si iam* 'wenn nachgerade, wenn ja, wenn wirklich'. — Stangl schützt *fieri possit.* — Desgl. *appellat.* — Desgl. *mentionem habitam.* — Desgl. *disposita, ut,* ohne Einschub. — Desgl. *ei imago.* — Kurz vorher vermutet Stangl *scort⟨e⟩a* = 'die Unzucht betreffend' (? Ref.).

Zu Od. I 32, 1. Stangl verlangt *poscimur,* für dessen absoluten Gebrauch er auf C. F. W. Müller, Syntax des Nom. und Akkus., 1908, S. 150, verweist. 'Als Objekt erhellt aus dem Zusammenhange sofort *Latinum carmen Lesbio* (Tonwort am Strophenbeginn!) *primum modulatum civi.*'

24) J. C. Naber, Ad Hor. Epist. I 1, 64 (Veröffentlicht von J. J. Hartman). In der Mnemosyne XXXXII (1914) S. 103.

Pretiosissimam mihi gemmam paucis ante obitum diebus servandam Naberius commisit, quam nunc publici iuris facio. Naber hat vermutet: *Muribus et Curiis et decantata Camillis.* Aber die Überlieferung bedarf wohl keiner Änderung.

25) Petrus Rasi, Ad Hor. Epist. I 1, 64. In der Berliner Philol. Wochenschrift 1914 S. 1053f.

Rasi lehnt Nabers Konjektur (vgl. die vorige Nummer) ab: *quid opus est emendatione.* Gegen *Muribus* wendet er noch ein: *Mures, quod sciam, nusquam nominantur a scriptoribus honoris causa, sed potius Decii.*

26) Paulus Fossataro, Schedula Horatiana (Sat. I 7). Im Bollettino di filologia classica XX (1914) S. 183f.

Zu den Gründen, die Sabbadini für die Ansetzung der Abfassung dieser Satire bald nach der Schlacht bei Philippi vorgebracht hat, fügt Fossataro namentlich noch folgende hinzu: 1. *Libere nulloque adhibito velamine iocus traditur in mortem Caesaris a Bruto patratam.* 2. Der Ausdruck *lippis notum et tonsoribus* lasse auf einen geringen Zeitabstand zwischen dem Ereignis und seiner poetischen Darstellung schließen.

Dies ist jetzt die herrschende Ansicht; vgl. z. B. Skutsch (N. Jahrb. XII S. 32), Krüger[16], Lejay, Cartault (Journal des Savants 1912 S. 361). Dagegen Kießling-Heinze[4].

27) Vincenzo Ussani, Nuove spigolature Oraziane. In der Rivista di filologia e di istruzione classica XLII (1914) S. 33—48.

Od. I 17. Mit dem Namen Tyndaris bringt Ussani die Verse des Cercidas (Mel. II 13ff.) in Verbindung:

ἃ δ' ἐξ ἀγορᾶς Ἀφροδίτα
καὶ τὸ μηδενὸς μέλειν, ὁπανίκα λῇς, ὅκα χρήΐζῃς
οὐ φόβος, οὐ ταραχά, ταύταν ὀβολῷ κατακλίνας
Τυνδαρέοιο δόκει γαμβρὸς τόκ' ἦμεν.

Diese Verse seien vielleicht dem Horaz bekannt gewesen; *Orazio dunque godendo le grazie della citharistria potè nel suo humour riputarsi Τυνδαρέοιο γαμβρός e chiamare lei la sua Tindaride.* Aber auch ohne einen solchen Zusammenhang konnte eine Hetäre diesen *nom de guerre* führen oder von einem Verehrer so genannt werden.

Od. III 21. Ussani meint, mit Unrecht finde Norden (vgl. JB. XXXX S. 10) hier Spuren von Parodie; die Amphora sei kein *corpus vile.*

Sat. I 4, 35. Aus dem pseudakronischen Scholion zu V. 82 sucht Ussani eine Bestätigung für die Lesung *non, non* zu gewinnen: . . . *con ogni verisimiglianza lo scolio Kelleriano si compone di due parti mal fuse insieme. Il testo originario della nota al v. 82 era semplicemente questo:*

qui non defendit] sicut superius: Dummodo risum etc.

e il richiamo ai v. 33. 34: Dummodo etc. ha fatto sì che sia stata qui trasportata la nota che là non si legge più:

sibi non] sunt quidam, qui dum volunt se urbanos haberi, quasi per facetias lacerent.

Nel qual modo 'lacerent' viene a trovare il suo oggetto, 'se', che nella redazione attuale manca e la lezione 'non non' un altra riprova della sua esistenza in un' età che se fosse quella della recensio amplissima del Keller (600—650) risalirebbe assai più alto di quella dei codici FLR.

Sat. I 6, 19—21. Ussani faßt *censor Appius* als Apposition zu *populus* und übersetzt: *sia pure: il popolo preferirebbe conferire le grandi cariche a un Levino piuttosto che a un Decio, uomo nuovo, e, assuntasi la censoria severità di Appio, caccerebbe me dal senato.* Auch vermutet er V. 21 *cum* für *si.*

Sat. I 6, 45—48. Der Verfasser übersetzt: *Ma io ritorno a me figlio di liberto, a cui tutti or mormorano figlio di liberto, perchè sono tutto di casa tua, o Mecenate, come in avvenire farebbero quando, tribuno, comandassi una legione* (? Ref.). Im folgenden sei dann hinter *honorem* ein Komma zu setzen, hinter *quivis* nicht.

Sat. I 10, [1—8]. *Io ritengo che i versi in questione sostanzialmente possano risalire ad Orazio stesso . . . Se supponiamo che Orazio abbia scritto i versi, mentre il vecchio grammatico preparava una edizione che poi, impedito dalla morte, non fece, questo spiegherebbe benissimo così il 'parat' del principio come la suppressione del passo nel rifacimento.* In V. 5f. vermutet er: *'Quoi' (= 'cui', dativo di agente) 'multus puer et loris et funibus udis exoratus'.* Der Sinn sei also dieser: *Orazio a Valerio Catone, che innamorato del suo poeta, ma implicitamente riconoscendo giusti i biasimi mossigli, si apprestava a curarne una ragionevole revisione, contrappone un altro grammatico ammiratore fanatico che aveva tirato su a suon di nerbo tutta una folla di scolari, che difendessero a dritto e a rovescio la poesia antica contro il discredito in cui essa era tenuta dalla scuola nuova.* Über *multus puer* vgl. oben Nr. 20.

Sat. II 2, 43. Ussani schlägt vor: *stomachum. Tum.* Eine ältere Konjektur ist *quin*; aber beide dürften entbehrlich sein.

Sat. II 3, 51. Für *variis* vermutet Ussani *varis*. Indessen scheint die Überlieferung unanstößig zu sein, und ein Ausdruck wie *varae partes* im Sprachgebrauche keine Stütze zu finden.

Sat. II 3, 275. Ussani schreibt: *'Adde furorem stultitiae atque ignem gladio scrutare modo, inquam.' Il 'furor' è un grado ulteriore della 'stultitia' o 'insania'.* Diese Konjektur sei zur Beachtung und Prüfung empfohlen.

28) Adolfo Gandiglio, *Oculis inunctis* (Orazio Sat. I 3, 25). In der Rivista di filologia e di istruzione classica XLII (1914) S. 114—116.

Gandiglio faßt *inunctis* im Sinne von *non unctis* und gibt den Sinn folgendermaßen: *Perchè, mentre vedi i tuoi difetti con l' acutezza d' occhi che ha un cisposo che non abbia voluto sapere di ricorrere ai medicamenti (lasciando così invecchiare il suo male), hai poi una vista d' aquila quando si tratta di scovare i diffetti degli amici?*

Aber nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, dem sonst auch Horaz folgt (vgl. Epist. I 1, 29 *lippus inungui,* Sat. I 5, 30 *lippus illinere*), kann niemand auf eine solche Deutung verfallen, durch die überdies in die vorliegende Stelle ein gekünstelter, ungehöriger Nebengedanke hineingetragen würde.

29) Pietro Rasi, Di un nuovo presunto ἅπαξ λεγόμενον in Orazio (Sat. I 3, 25). In der Rivista di filologia e di istruzione classica XLII (1914) S. 300—304.

Rasi spricht sich gegen Gandiglios (siehe Nr. 28) Auffassung von *inunctis* aus und sagt unter anderm: *Orazio non vuol dire, né più né meno, se non questo, che gli uomini vedono i propri difetti 'con la veduta corta d' una spanna', cioè li vedono con la miopia di un 'lippus', il quale, per giunta, abbia gli occhi tutti impistricciati di medicamenti.*

30) Paolo Bellezza, A proposito di *inunctus* = non unto. In der Rivista di filologia e di istruzione classica XLII (1914) S. 305—312.

Vergleiche die beiden vorhergehenden Nummern. Dieser Aufsatz beginnt: *L' interpretazione proposta dal Gandiglio è tanto più probabile in quanto ad 'in-', positivo e negativo a volta a volta, fanno riscontro altri prefissi e preposizioni colla stezza duplice funzione, quali 'de-, ex-, ve-, dis-, ad-, ab-'.* Auch andere Sprachen zieht Bellezza heran.

Alles dies ist für den Sinn der Horazstelle natürlich nicht entscheidend.

31) Adolfo Gandiglio, Ancora *oculis inunctis* (Orazio Sat. I 3, 25). In der Rivista di filologia e di istruzione classica XLII (1914) S. 582—591.

Gandiglio nimmt sich gegen Rasi (siehe Nr. 29) seiner Deutung von *inunctis = non unctis* nochmals an: *a me non sembra che si possa trovare nel luogo della satira, ancorchè lo si consideri in sè e per sè, cosa alcuna che escluda categoricamente nemmeno la interpretazione*

particolare, da cui non esce punto cambiato il senso del complesso, 'oculis inunctis = oculis incuratis.' Siehe dagegen oben zu Nr. 28.

Für den negativen Sinn von *inunctus* beruft er sich auf Mart. VII 78, 2. Ob mit Recht? Wir können dies auf sich beruhen lassen, da das Urteil über die Horazstelle davon nicht abhängt.

32) P. Fossataro, La prima satira del secondo libro d'Orazio, considerata come documento biografico. In Atene e Roma XVII (1914) S. 164—172.

Der Inhalt ergibt sich aus dem Titel. Anhangsweise behandelt Fossataro den Vers 86, in welchem er *tabulae* so wie Erman (vgl. JB. XXXI S. 60 und S. 101) und Lejay auffaßt: *le tavolette incerate in cui era scritta la 'formula' del 'praetor'. Io poi ritengo che qui 'solvi' significhi il passar dallo stato rigido al rilassato.*

Ref. hält an seiner Konjektur *malae* (vgl. JB. XXXVII S. 157) fest.

33) Charles E. Bennett, Notes on Horace. In The Classical Quarterty VIII (1914) S. 145—150.

Zu Od. I 3, 1ff. Bennett empfiehlt die Deutung, die er schon in seiner Ausgabe (1901) gegeben hat: *by regarding 'reddas' as a jussive subjunctive explanatory of 'sic' 'guide thee thus, viz. bring him save to Attic shores!'* Er vergleicht Cato, de agric. 70, 2, und namentlich Martial IX 91, 1ff. *Sic in gramine* etc. Die Auffassung scheint doch zu gezwungen.

Zu Od. I 12, 45. Bennett vermutet, wie schon im Jahre 1901, *occulte*. Aber das nackte *aevo* hat wenig Lockendes. Auch Epist. I 1, 80 will er *occulte* einsetzen, ohne Not.

Zu Od. I 16, 8. Gegen die Verbindung *aeque ut*, welche sich bei der Lesung *si* ergibt, bemerkt Bennett nach Prüfung der im Thesaurus dafür angeführten Stellen, daß es *most hazardous* wäre, sie bei Horaz anzunehmen.

Zu Od. II 18, 8. Bennett hält die Interpretation *trail their purple robes* für die einzig mögliche. Denn *trahere* bedeute 'krempeln', nicht 'spinnen' (vgl. Varro fr. 190 B; Juv. II 54; Ov. Met. XIV 264, XIII 511, II 411, Heroid. III 75); *purpurae* werde aber nicht von der Wolle gebraucht, sondern von der Farbe oder dem fertigen Kleide; auch hätten die Römer die Wolle erst nach dem Krempeln gefärbt. Die Sache verdient Nachprüfung; vielleicht ergibt sich dabei doch, daß die Deutung auf das Anfertigen von Kleidern durch den Sprachgebrauch nicht, wie Bennett meint, ausgeschlossen wird; dem Sinne nach erscheint sie wie vielen andern so auch mir ebenso passend wie die Deutung auf das Tragen von Schleppen unpassend.

34) R. Philippson, Die Abfassungszeit der Horazoden II 6 und III 29. Im Rheinischen Museum Bd. 69 (1914) S. 735—741.

Seit vielen Jahren bin ich in diesen Jahresberichten für die schon ältere Ansicht eingetreten, daß Od. II 6 und Epist. I 7 der gleichen Zeit

und der gleichen Situation angehören: vgl. JB. XXIV S. 65, XXVII S. 79; XXXVIII S. 106 und S. 134. Es ist mir eine große Freude, hierin Philippson als Mitkämpfer begrüßen zu können. Nachdem er einen Satz von mir (JB. XXXVIII S. 134) angeführt hat: 'Es ist nicht abzusehen, weshalb man nicht beide Gedichte der gleichen Zeit, etwa den Jahren 25 oder 24, zuweisen sollte', fährt er fort: 'In der Tat, diese Annahme löst alle Fragen, zu denen die Ode Anlaß gibt. Wir verstehen vor allem, wie Septimius dazu kommt, dem Freunde Reisen in die Ferne vorzuschlagen. Er hatte natürlich Kenntnis von dessen Absicht, seine Freiheit von Mäcen zu fordern, er wußte, daß Horaz diese Lösung von allem, was er liebte, aufs tiefste erschüttern mußte; da schienen ihm Reisen wohl das beste Zerstreuungs- und Heilmittel.' 'Wir verstehen nun auch, warum er sein Gut nicht unter die Orte zählt, an denen er seinen Lebensabend verbringen möchte: er weiß nicht, ob er es behalten darf' (vgl. JB. XXVII S. 79: 'Daß Horaz in beiden Gedichten das sabinische Landgut nicht als angenehmen Aufenthaltsort statt Tiburs und Tarents oder neben ihnen erwähnt, hat seinen Grund darin, daß er infolge eines Zwistes mit Mäcenas bereit war, dasselbe zurückzugeben').

Hilft Philippson in betreff Od. II 6 und Epist. I 7 in dankenswerter Weise eine ältere, noch nicht hinreichend durchgedrungene Auffassung zu Ehren zu bringen, so wandelt er in zwei anderen Fragen auf eigenen Pfaden.

Erstens sucht er die Ode II 6 in Beziehung zu setzen mit der Epistel I 9, deren Adressaten er, wie es auch andere tun, mit dem Septimius der Ode identifiziert, und sagt u. a.: 'Ja es läßt sich denken, daß Ode und Empfehlungsbrief in einem inneren Verhältnisse stehen, dieser der Dank ist für das liebevolle Anerbieten des Septimius, auf das die Ode antwortet.' Ich meine, es werden zwischen den beiden so viele Freundschaftsbezeigungen herüber und hinüber stattgefunden haben, daß kein Anlaß vorliegt, zwischen den wenigen, von denen wir wissen, einen speziellen Kausalzusammenhang anzunehmen. Auch hat der hier vermutete Kausalzusammenhang nach meinem Empfinden etwas Mißliches.

Zweitens — und dies scheint mir sehr beachtenswert — zieht der Verfasser auch die Ode III 29 in diesen Kreis, indem er auf die Ähnlichkeit der Gedanken in Epist. I 7 (namentlich V. 34 *cuncta resigno*) und Od. III 29 (namentlich V. 54 *resigno quae dedit*) hinweist. 'Ich denke mir daher die Ode als Gegeneinladung auf eine Aufforderung Mäcens, endlich nach Rom zu kommen. Als Mäcen dann, doch wohl mit einem Hinweise auf seine Unabkömmlichkeit in Rom, seine Aufforderung dringender wiederholt, folgt Epistel I 7. Gehören aber beide Gedichte zusammen, so ist es das Wahrscheinlichste, ihre Abfassungszeit dem August 25 zuzuweisen. Und die Septimiusode wird in dieselbe Zeit gehören.' Welchen Platz die Ode III 29 in dieser Gruppe einnimmt, das läßt sich vielleicht nicht genau bestimmen; aber daß sie hineingehört, dürfte Philippson durch seinen Hinweis wahrscheinlich gemacht haben.

Was die während des Krieges ausgebliebenen ausländischen Zeitschriften anlangt, so sind mir nicht einmal die Titel der etwa darin enthaltenen Arbeiten über Horaz bekannt geworden. Außerdem waren mir folgende Publikationen noch nicht zugänglich:

Horace, The odes and epodes. With translation by E. Bennett. Heinemann. 450 S. 12.

Horaz, Lyrische Gedichte, Oden und Epoden, übertragen von K. Doll. München 1914. C. H. Beck.

Q. Orazio Flacco, L' arte poetica, con introduzione e commento di Antonio Cima. Seconda edizione, interamente rifusa, nuova tiratura. Firenze 1913. G. C. Sanso (G. Carnesecchi e figli). 65 S. 8.

Orazio, Il carme secolare cantato il 21. aprile, natalizio di Roma, nella festa della Dante Alighieri. Pubblicato per cura della Dante Alighieri e dell' Atene e Roma. Milano 1912. Tip. Bonetti. 6 S. 8.

Gast. Boissier, Nouvelles promenades archéologiques. Horace et Virgile. Ouvrage contenant deux cartes. 8e edition. Paris 1913. Hachette et Cie. 381 S. 8.

Zehlendorf bei Berlin. H. Röhl.

Lateinische Syntax und Stilistik

In den rund 40 Jahren, die seit der letzten Übersicht über Erscheinungen auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik in diesen Jahresberichten verflossen sind[1]), hat die Forschung bedeutende Fortschritte gemacht. Die zur Zeit Draegers und Kühners vielfach noch dürftigen und lückenhaften Kenntnisse des tatsächlichen Sprachgebrauchs sind durch systematische Durcharbeitung der einzelnen Autoren namentlich auf Anregung Wölfflins, zahlreiche Einzeluntersuchungen über grammatische Fragen, treffliche Speziallexika, dazu durch die Vorarbeiten zum Thesaurus, die z. T. in den inhaltreichen 15 Bänden des Wölfflinschen Archivs niedergelegt sind, endlich durch den Thesaurus selbst gewaltig gefördert. Wie viel da freilich auch noch geschehen mußte, zeigt am schlagendsten das Beispiel Ciceros, dessen Sprachgebrauch, obwohl er bisher fast als die einzige Norm und Richtschnur galt, erst durch Lebreton in seinen trefflichen Études (1901) und andere in vielen Einzelheiten richtig gestellt ist; oder das des Plautus, für den bis auf Lindsay (Syntax of Plautus 1907) und Bennett (vgl. Nr. 34) noch immer das ungeordnete und unzuverlässige Werk von Holtze als Grundlage dienen mußte.

Wesentlich für diese Untersuchungen waren die neueren kritischen Ausgaben, die allmählich einen zuverlässigen Text für die meisten lateinischen Autoren gebracht haben; aber naturgemäß wurden auch diese Ausgaben wider nicht wenig gefördert durch die genauere Kenntnis des Sprachgebrauchs, und zwar wesentlich in konservativem Sinne. Früher hatte man sich gewöhnt, das, was man als den gewöhnlichen Sprachgebrauch erkannt hatte, nunmehr als unverbrüchliche Norm anzusehen, und war leicht geneigt, etwa abweichende Stellen zu verbessern und so mit der Regel in Einklang zu bringen (so z. B. in ausgedehntem Maße auch Madvig). Jetzt kam man zu der Erkenntnis, das manche ungewöhnlichen, scheinbar bedenklichen Konstruktionen sich öfter fanden und so sich gegenseitig stützten; man suchte auch eigenartige Wendungen und Abweichungen mit gutem Recht und Erfolge psychologisch zu erklären; man kam endlich zu der Einsicht, daß die klassische Sprache

[1]) Der letzte Jahresbericht über lateinische Grammatik wurde in diesen Blättern 1877 veröffentlicht, und zwar von P. Harre. Der vorliegende Bericht berücksichtigt naturgemäß nur die letzen Jahre, besonders seit 1911; für die Periode von 1875—1900 bietet einen guten Überblick über die ganze Entwicklung W. Kroll, Die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert, 1905, S. 340—49.

Cäsars und namentlich Ciceros nur eine kunstvolle Schriftsprache einer dünnen Oberschicht war, daß dagegen die lebendige Umgangssprache, die gesprochene Sprache gar vieles zuließ, was nicht zu der klassischen Regel stimmte. So wurde man vorsichtig in der Ausmerzung vermeintlicher Fehler und Verderbnisse; in dieser Beziehung haben Gelehrte wie Gaffiot, Löfstedt, W. A. Baehrens unleugbare Verdienste. Freilich hat es dabei, wie es zu gehen pflegt, auch nicht an Übertreibungen gefehlt; man hat die Gefahr nicht immer vermieden, das Ungewöhnliche und Regelwidrige schon an sich zu bevorzugen und geradezu unmögliche Wendungen durch gekünstelte Deutungen zu erklären. Nicht ganz mit Unrecht, wenn auch mit reichlicher Schärfe hat daher J. M. Stowasser (vgl. diese JB. 1911, S. 258) gesagt, die jetzt beliebte Methode, die allen und jeden Unsinn der Handschriften alsbald für einen vulgären Sprachgebrauch erklärt, sei haltlos.

Wie man in der Formenlehre schon früher anfing, nicht bloß die vorkommenden Formen zu registrieren, sondern auch ihre Entstehung zu erklären, so ist man neuerdings auch auf dem Gebiete der Syntax bemüht, nicht nur den tatsächlichen Sprachgebrauch festzustellen, sondern auch klarzustellen, wie die einzelnen Konstruktionen entstanden sind und sich entwickelt haben. Dafür ist wichtig einmal die psychologische Betrachtungsweise, wie sie H. Ziemer in seinen Junggrammatischen Streifzügen mit Geschick angewandt hat; sodann die Verwertung der Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft, wie sie Delbrück angebahnt hat und andere sie weiter geführt haben; in dieser Richtung wirkt auch besonders die Zeitschrift 'Glotta'. Immerhin bleibt auf diesem Gebiete noch viel zu tun übrig; es ist noch vieles unsicher und umstritten[1]).

Auch an der Schulgrammatik sind diese Jahre nicht spurlos vorübergegangen. Allgemein herrschend war vor 30—40 Jahren die Grammatik von Ellendt-Seyffert, die nicht nur auf dem Standpunkte des strengsten Ciceronianismus stand und den Sprachgebrauch Ciceros durch möglichst viel Regeln und Ausnahmen verklausulierte, sondern oft noch klassischer zu sein suchte, als der große Redner selbst, und dem Schüler vieles verbot, was Cicero sich unbedenklich, manchmal sogar nicht selten, erlaubt hatte. Für die Richtigstellung der Regeln hat damals P. Harre viel getan; um die Beseitigung unnötiger, den Schüler belastender Beschränkungen und Zusätze glaubt sich auch Ref. etwas verdient gemacht zu haben. Jedenfalls hat er die Genugtuung, daß viele neue Fassungen und Vereinfachungen von Regeln, wie er sie in seiner Schulgrammatik gegeben und in mehreren Aufsätzen in den Neuen Jahrb. und sonst begründet hat, in fast alle neueren grammatischen Lehrbücher übergegangen sind. Als allgemeine Grundlage der Schulgrammatik gilt auch jetzt noch der klassische Sprachgebrauch, aber lange nicht mehr in der alten ängstlichen Beschränkung und Engherzigkeit.

In neuester Zeit ist nun aber eine andere Frage in den Vordergrund getreten, die noch immer der Gegenstand eines lebhaften Meinungs-

[1]) Vgl. für diese ganzen Fragen auch Kretschmer bei Gercke-Norden, Einl. in die Altertumswissenschaft I, S. 511ff.

austausches ist, nämlich die Frage, ob und inwieweit die Ergebnisse der historischen und vergleichenden Sprachwissenschaft auch schon für die Schule verwendet werden können und sollen. Die Forderung, daß das geschehen müsse, ist schon früher widerholt aufgestellt, so von Lattmann und Ziemer; neuerdings von Cauer in seiner Grammatica militans, von Meurer und Niepmann in den trefflichen 'Richtlinien für den grammatischen Unterricht im Lateinischen' (Bonn 1907) u. a.; zuletzt mit besonderem Nachdruck und Erfolg von K. Brugmann (Der Gymnasialunterricht in den beiden klassischen Sprachen und die Sprachwissenschaft, Straßburg 1910), der u. a. sagt: 'Höchst bedauerlich ist es, wenn die ungeheure Arbeit, die am Gymnasium auf die Einprägung und Einübung der Tatsachen der lateinischen und griechischen Grammatik verwandt wird, nicht auch für andere Zwecke ausgenutzt wird, denen sie dank dem gegenwärtigen Stande der Sprachwissenschaft leicht dienstbar gemacht werden kann. Es kann nämlich hier vor allem so gut und so leicht wie in keinem anderen geisteswissenschaftlichen Unterricht und noch besser als bei der Unterweisung, die der Schüler des humanistischen Gymnasiums in den modernen Sprachen erfährt, das Verständnis eröffnet werden für das Gesetzmäßige der geistigen Vorgänge, für gesetzmäßiges geschichtliches Werden. Es gibt keinen Zweig der Kultur, bei dem sich die Bedingungen der Entwicklung im ganzen wie im einzelnen mit solcher Sicherheit erkennen und mit solcher Leichtigkeit demonstrieren lassen als bei der Sprache, eine Eigenschaft, wodurch die Sprachwissenschaft als eine nähere Verwandte der historischen Naturwissenschaft erscheint.' Br.'s Mahnungen haben weiten Widerhall gefunden; zahlreiche Abhandlungen in Zeitschriften, Programmen u. a. zeugen davon, ebenso die Lehrbücher, die den neuen Anforderungen entsprechen wollen (vgl. Nr. 45/47). Eine treffliche Übersicht über die einschlägige Literatur gibt P. Linde in drei instruktiven Programmabhandlungen (Die Fortbildung der lateinischen Schulgrammatik nach der sprachwissenschaftlichen Seite hin, Königshütte 1911—13), die jedem zu empfehlen sind, der sich über die wichtige Frage näher orientieren will.

Ohne Frage hat die Forderung Brugmanns etwas Bestechendes; und soweit es ohne Schädigung der sonstigen Ziele des Lateinunterrichts und ohne Überspannung der Kraft des Schülers geschehen kann, sollte ihr zweifellos Rechnung getragen werden. Es fragt sich nur, für welche Gebiete und für welche Klassen das möglich ist. Auf dem Gebiete der Formenlehre[1]) (und demgemäß auch der Lautlehre) handelt es sich zunächst um die Frage, ob schon im Anfangsunterricht der unteren Klassen die Ergebnisse der Sprachwissenschaft in größerem Umfange heranzuziehen sind. Da kann zunächst bedenklich stimmen die Tatsache, daß die Grammatiken von Lattmann und Ziemer, die diesen Weg beschritten haben, keinen sonderlichen Erfolg gehabt haben; das letztere

[1]) Da es sich, wie Brugmann a. a. O. S. 28 sagt, 'immer klarer herausgestellt hat, daß die Probleme der Formenbildung und die syntaktischen Probleme überall innerlich so enge verbunden sind, daß sie nur im engsten Zusammenhange miteinander behandelt werden können', so muß der Bericht an dieser Stelle auch kurz auf die Behandlung der Formenlehre übergreifen

Buch (von 1893) hat, soviel ich weiß, keine zweite Auflage erlebt, und Lattmanns sonst so hervorragende Grammatik ist in ihrer Verbreitung gerade durch die Gestaltung der Formenlehre, an der der Verf. hartnäckig festhielt, in erster Linie beeinträchtigt. Meines Erachtens ist das leicht begreiflich; was für den griechischen Anfangsunterricht paßt, ist nicht ohne weiteres auch für den lateinischen geeignet. Im Griechischen liegen klare, durchsichtige Formen vor, deren Entstehung und Ableitung der Schüler ohne Mühe erkennen kann, zumal es sich hier um die schon reiferen Tertianer handelt. Im Lateinischen dagegen ist die sprachwissenschaftliche Erklärung weit schwieriger und verwickelter, so daß sie, für den Sextaner und Quintaner wenigstens, nach meiner Meinung keine Erleichterung, sondern nur eine Erschwerung bringt. Dabei weiß doch jeder Lateinlehrer, daß schon jetzt die Bewältigung der Formenlehre in den unteren Klassen die Kraft der Schüler in vollem Maße in Anspruch nimmt, so daß eine Steigerung der Schwierigkeiten auf keinen Fall ratsam ist. Freilich behaupten die Anhänger der neuen Richtung, daß im Gegenteil durch ihre Methode die sichere Aneignung positiver Sprachkenntnisse gefördert werde; namentlich will man an dem unter Niepmanns Leitung stehenden Gymnasium in Bonn diese Erfahrung gemacht haben. Mag sein, daß die Methode bei den geistig regen, früh entwickelten rheinischen Jungen der größeren Stadt Erfolg hat; aber für die meisten Gymnasien, deren Schüler sich aus kleinen Städten und vom Lande rekrutieren, bei dem schwerfälligeren und langsameren Schülermaterial nördlicher Landstriche scheint sie mir nicht anwendbar. Im allgemeinen müssen doch wohl solche Erörterungen den mittleren und hauptsächlich den oberen Klassen vorbehalten werden, wenn auch der Unterricht schon in den unteren Klassen so zu gestalten ist, daß er nirgends den wissenschaftlichen Ergebnissen widerspricht[1]). Vgl. auch A. Hillebrandt, Das Gymnasium, seine Berechtigung und sein Kampf in der Gegenwart, 1914 S. 22, wo es heißt: 'sie (d. h. die vergleichende Sprachwissenschaft) ist nichts für die unteren, auch nichts für die mittleren Klassen, weil man erst die Erscheinungen der Grammatik besitzen muß, um sie zu erklären; aber dem reiferen und intelligenteren Primaner kann man wohl einen Einblick in die Entwicklungsgeschichte geben, in die Biologie der Sprache.' Ähnlich Scheindler (s. Nr. 55).

Anders liegt die Frage für die Syntax; hier kann dem reiferen Schüler ein ganz anderes Verständnis für die sprachgeschichtliche Entwicklung zugemutet werden. Manches, was hierher gehört, ist denn auch schon in die meisten neueren Lehrbücher aufgenommen, so die Erklärung der Konstruktion der Ortsbestimmungen auf die Frage: wo?

[1]) Derartige Bedenken sind auch sonst schon verschiedentlich geäußert, so besonders auch im Vorwort zur 27. Auflage der Schultzschen 'Kleinen Lateinischen Sprachlehre' von A. Führer, der freilich vielleicht etwas zu einseitig an dem alten Standpunkte festhält. Aber jedenfalls ist er nicht widerlegt von W. Janell (Neue Jahrbb. 1914, S. 135ff.), der bei Gelegenheit einer Besprechung des Lateinischen Unterrichtswerks von Niepmann u. a. nach ein paar gegen Führer gerichteten Sätzen siegesgewiß hinzufügt: 'also mit den Einwendungen Führers ist es nichts.'

aus dem ursprünglichen Lokativ, die synkretistische Natur des Ablativs, die Entstehung der Hypotaxe aus der Parataxe, die Konstruktion der verba timendi und impediendi u. a. m. Nur muß man auf diesem Gebiete, wo noch so vieles unklar und unsicher ist, mit Vorsicht vorgehen; man darf nicht mit Werner Gramm. (s. Nr. 45) § 187 die Entstehung der Relativsätze erklären durch die 'Entwicklungsreihe' (übrigens nach Schmalz Synt. § 287): Labienus Caesari litteras remisit — quae litterae? (zu erwarten wäre übrigens doch wenigstens: *quas litteras?*) — eum certiorem fecerunt *de rebus — quae res? — in Eburonibus gerebantur;* denn diese Entwicklung war doch immer nur eine Hypothese, die neuerdings durch Kroll widerlegt ist (vgl. Nr. 9), freilich unter Widerspruch von seiten Gustafsons. Sicher ist auch noch nicht die Erklärung von *refert,* wenn auch Skutsch mit seiner Herleitung aus *res fert* wahrscheinlich das Richtige getroffen hat. Will man solche Sachen den Schülern vorführen — und gewiß darf man das —, so darf man sie jedenfalls nicht als Tatsachen hinstellen; die Schüler der oberen Klassen dürfen erfahren, daß hier Probleme vorliegen, deren sichere Lösung noch nicht gelungen ist.

A. Abhandlungen über bestimmte Fragen der Syntax und Stilistik

1) L. Becker, Numerum singularem qua lege in sententiio collectivis praetulerint Romani. Diss. Marburg 1913. J. A. Koch. 99 S. 8.

Die Arbeit sucht die von Anz und Lebreton aufgestellten Regeln über die Kongruenz des Prädikats bei mehreren Subjekten zu ergänzen und z. T. richtig zu stellen; aber trotz der aufgewandten Mühe und Sorgfalt ist das Ergebnis nicht bedeutend. Verf. meint, im Altlatein, besonders bei Plautus und Ennius, sei der Plural in solchen Fällen noch die Regel gewesen; seit Terenz und dem auctor ad Herennium sei dann der Singular durchaus vorherrschend geworden, und zwar unter dem Einfluß des Griechischen, das auch den Singular sehr bevorzugt habe. Aber der von ihm konstruierte Gegensatz zwischen dem älteren und späteren Latein ist hinfällig. Denn einmal findet sich der von ihm ganz abgeleugnete Singular des Prädikats bei Plautus nicht nur in den von ihm verglichenen zehn Stücken öfter (Pseud. 1097 *epistula atque imago me certiorem facit.* Bacch. 251. Mil. 225. Stich. 519), sondern auch Aul. 276. 732, vgl. Bennett, Syntax of Early Latin S. 1 u. Kühner² III, 1, S. 49 a. E.; die vom Verf. S. 57 gegebenen sieben Stellen mit Plural aber erklären sich leicht durch die persönlichen oder persönlich gedachten Subjekte oder durch die Stellung des Prädikats. Die beiden Stellen aus Ennius (je eine für Sing. u. Plural) entscheiden natürlich nichts. Bei Cicero ist der Plural sodann doch viel häufiger, als aus B.'s Angaben hervorgeht; das hätte er aus Anz und Lebreton (die er beide leider nicht eingesehen zu haben scheint) erfahren können. Auch die Angabe über Varro S. 5 ist ungenau; Krumbiegel spricht an der zitierten Stelle nur von sachlichen Subjekten. Wenn endlich bei

den Dichtern der Singular stärker bevorzugt wird als in Prosa, so haben da wohl mehr metrische Rücksichten gewirkt als der Einfluß des Griechischen. Auch im einzelnen ist manches zweifelhaft, so S. 15 die Bemerkung, daß die ein Geräusch ausdrückenden Verba immer im Plural stehen; wenn es wirklich so ist, so ist das natürlich nur ein Zufall. Gezwungene und unnatürliche Erklärungen stehen S. 59 Fußn. 2 (Ter. Ad. 76) u. S. 61 Fußn. 1 (Cat. R. R. 68, 1). Im übrigen sind die Stellensammlungen namentlich aus den Dichtern dankenswert; ob sie vollständig sind, wäre freilich noch festzustellen.

2) G. Schink, De Romanorum plurali poetico. Diss. Jena, Neuenhahn, 1911. 158 S. 8.

Die vorausgeschickten, in recht lesbarem Latein geschriebenen allgemeinen Auseinandersetzungen (S. 1—25) bieten wenig Neues. Wesentlich im Anschluß an P. Maas (Archiv XII, S. 479 ff.), abgesehen von ein paar kleineren, wohl berechtigten Berichtigungen (S. 17—22), wird noch einmal festgestellt, daß der poetische Plural sich vom Singular in der Bedeutung gar nicht unterscheidet, daß vielmehr durchweg äußere Rücksichten für seine Wahl maßgebend waren, namentlich Rücksichten auf Metrum, Konzinnität und Wohllaut. Es wirkte dabei mit die Analogie der griechischen Dichtersprache, der zahlreichen lat. Pluralia tantum u. a. m.; ebenso schon Slotty, Bednara u. a. Den Hauptteil (S. 26 ff.) bildet ein alphabetisch geordneter Index sämtlicher bei den lat. Dichtern vorkommenden poetischen Plurale, ohne Frage eine wertvolle Fundgrube für jede Einzeluntersuchung auf diesem Gebiete; die Vollständigkeit der mühsamen Zusammenstellung läßt sich freilich schwer kontrollieren, doch machen die Listen einen zuverlässigen Eindruck.

3) K. Brugmann, Der sog. Akkusativ der Beziehung im Arischen, Gotischen, Lateinischen, Germanischen. Indog. Forsch. 1910 (27), S. 121—150.

'Der obige, fälschlich auch acc. graecus genannte Sprachgebrauch kann im Lateinischen höchstens in seiner starken Kultivierung, namentlich durch die Dichter, als ein Gräzismus bezeichnet werden; an sich ist er seinem Ursprung nach echt lateinisch. Nach Analogie von *literas docetur, sententiam interrogatus, illud admonitus* etc. werden passivische Wendungen gebildet wie *induor vestem, indutus vestem,* wo das Verb allerdings im Aktiv nicht den doppelten Akkusativ regierte, aber doch in der deponential-passivischen Form von alters her zugleich passivischen und medialen Sinn hatte. In weiterer Analogie entstanden neben *vestem indutus* auch *corpus indutus, caput velatus, nudatus pedem* u. a., und weiter im Anschluß an Adjektive *nudus pedem* usw.'

4) R. C. Flickinger, The Accusative of Exclamation in Plautus and Terence. Amer. Journ. Philol. XXIX (1908), S. 303—15.
ders., The Accusative of Exclamation in Epistolary Latin. Amer. Journ. Phil. XXXIV (1913), S. 276—299.

Die beiden sorgfältigen und gründlichen Abhandlungen beschäftigen sich besonders mit der Frage, welche Interjektionen zu dem Akkusativ

des Ausrufs treten. Verf. stellt (unter Ausschluß von *ecce, em, pro*) fest, daß Plautus *edepol* (20 mal, darunter 4 mal *eu edepol*), *hercle* (9, darunter 5 mal *eu hercle*), *ecastor* (2), *pro di inmortales* u. a. (4), *o* (13), *heu* (2), *euge* (1), *vae* (1) verwendet; 25 mal steht der Akk. ohne Interjektion. Dagegen hat Terentius schon 26 mal *o*, 4 mal *heu*, 2 mal *ah*, je 1 mal *edepol, hercle, eheu* und *vah* (Andr. 589), 8 mal andere Ausdrücke, 22 mal den bloßen Akkusativ. Seit Cicero tritt dann *o* immer mehr in den Vordergrund; er hat es an 79 von 116 Stellen, auch beim Personalpronomen, wo es die Komiker noch nicht kennen. Dagegen findet sich der bloße Kasus 32 mal, und zwar nicht bloß bei Personen (mit Einschluß der Personalpronomina), sondern auch bei Sachnamen, wo C. F. W. Müller diesen Gebrauch ganz leugnete und deshalb z. T. durch Emendation beseitigte; denn die Handschriften haben ihn (z. T. freilich unsicher) Att. 2, 14, 2. 7, 18, 2. 7, 25. 8, 5, 1. 13, 6, 4. 13, 22, 2. 13, 33, 1. Noch mehr drängt sich *o* in den Briefen des Seneka und Plinius vor (17 mal zusammen gegen fünf einfache Akkusative).

Auf Grund der ersten Abhandlung hätte bei Kühner-Stegmann I S. 273 *heu hercle* für die Komiker gestrichen und *vah* zugesetzt werden sollen; auch Schmalz Synt.[4], S. 360 durfte *edepol* nicht auf Plaut. beschränken und *hercle, ecastor, euge* nicht ganz beiseite lassen.

5) W. Havers, Untersuchungen zur Kasussyntax der indogermanischen Sprachen (Untersuchungen zur indogermanischen Sprach- und Kulturwissenschaft, hrsg. von K. Brugmann und A. Thumb 3). Straßburg 1911, Trübner. XIX u. 335 S. 8. 11 ℳ.

In Ausdrücken wie *ad pedes Caesaris se proicere, femur Voluseni traicere, in conspectu hostium esse, legatum esse alicuius* u. a. kann statt des Genitivs der Person (für den bei Personalpronomina des pron. possessivum eintritt) nicht selten auch der Dativ stehen (so in den obigen Beispielen *Caesari, Voluseno, hostibus, alicui*). Mit diesem Dativ, der sich in allen indogermanischen Sprachen findet, beschäftigt sich H. in dem obigen Buche; er nennt ihn *dativus sympatheticus,* weil 'er die innere Anteilnahme der von dem Verbalbegriff betroffenen Person ausdrückt, weil er subjektiver, wärmer und innerlicher ist als der Genitiv, der einfach objektiv ein Besitzverhältnis konstatiert.' Die eingehende klare Abhandlung behandelt diesen Dativ in all den verschiedenen Sprachen; hier genügt es, auf die Ergebnisse für das Lateinische (S. 170 bis 230) hinzuweisen. Für Plautus wird zunächst auf Grund der nach sechs Kategorien geordneten Beispiele festgestellt, daß der Dativ in solchen Verbindungen durchaus der possessiven Ausdrucksweise gegenüber überwiegt, und zwar nicht bloß beim Pronomen, sondern auch beim Nomen, bei dem sich 70 Dativen gegenüber nur 11 Genetive finden; der sympathetische Dativ ist hier eben schon vom Pronomen, auf das er ursprünglich eingeschränkt war (und zwar in erster Linie auf das Pronomen der 1. und 2. Person) auch auf Substantiva ausgedehnt; eine ähnliche Entwicklung liegt bei dem dat. auctoris und bei dem dat. ethicus vor. Wie bei Plautus, steht es im allgemeinen auch noch bei Terenz. Die beste Prosa der klassischen Zeit zeigt dagegen

das unverkennbare Streben, den Dativ einzuschränken. So bildet bei Cicero, dem der Dativ einen zu familiären Klang hatte, die possessive Ausdrucksweise die Regel, der Dativ ist überwiegend auf das Personalpronomen der 1. und 2. Person beschränkt. Ähnlich steht es bei Cäsar und Livius, während bei Sallust sich beide Ausdrucksweisen die Wage halten. Die augusteischen Dichter bevorzugen widerum den Dativ. Da dieser offenbar der Umgangssprache angehört, so sollte man ihn besonders bei Petron erwarten; aber dieser, der das vulgäre Element mehr in der Wahl der Worte als in den Konstruktionen zeigt, stimmt hier wider wesentlich mit Cicero überein. Aber in der wirklich gesprochenen Sprache hat der Dativ, der in der Schriftsprache schließlich ein sehr bescheidenes Dasein fristet, doch seine feste Stellung behauptet; das zeigen Autoren wie Vegetius und Muscio sowie das Fortleben des Dativs in den romanischen Töchtersprachen. Die gehaltvolle Abhandlung, die ich leider für die Bearbeitung des Kühner nicht mehr habe benutzen können, bietet auch sonst noch bemerkenswerte Einzelheiten; so wird *invideo alicui* zurückgeführt = *invideo alicui aliquid* = ich besehe einem etwas, suche einem etwas durch den bösen Blick zu verderben, mit allmählich eintretender Ellipse des Akkusativobjektes. — Eine Ergänzung hinsichtlich des entsprechenden Gebrauchs in den italischen Dialekten gibt Verf. Glotta V (1914) S. 1—8.

6) G. Landgraf, Der Ablativus comparationis und seine Abarten im Lateinischen. Blätter für das bayrische Gymnasialschulwesen Bd. 49 (1913), S. 260—72.

Die sachkundige und erschöpfende Abhandlung betont zunächst, daß der Abl. comparationis als uraltes Gemeingut der indogermanischen Sprachen jedenfalls älter als die Umschreibung mit *quam* ist. Dann werden vier Hauptgruppen des Gebrauchs vorgeführt; die erste umfaßt etymologische Figuren wie *stultior stulto* und andere formelhafte alte Wendungen (*melle dulcior, opinione melius* u. a.); die folgenden beiden den besonders häufigen Abl. comp. in negativen Sätzen und Fragen negativen Sinnes, die vierte den Abl. comp. bei Zahl- und Maßbestimmungen mit Anschluß verschiedener Besonderheiten, überall in klarer und überzeugender Ausführung mit zahlreichen Belegen. Dann wird der Genitivus und Dativus comparationis behandelt, endlich die Umschreibung durch Präpositionen (besonders *prae, ab* und *de*). Daß ich Varr. R. R. 2, 5, 10 und Apul. Plat. 2, 22 anders auffasse als L., habe ich schon Kühner § 225, 11[b] angedeutet; für die letztere Stelle: *cum ipsa anima complacita est, homo totus adamatur; cum corpus expetitur, pars eius deterior est cordi* bemerke ich noch, daß die Auffassung von *cordi* als Dat. comp. keinen klaren Gegensatz gibt; meines Erachtens ist *cordi est* = 'liegt am Herzen, wird geliebt', synonym dem *adamatur* im ersten Gliede.

7) E. B. Lease, *Neve* und *neque* with the Imperative and Subjunctive. Americ. Journ. of. Philol. XXXIV (1913), S. 255—75, 418—36. 8.

Verf. hat mit großem Sammelfleiße ein gewaltiges Material an Zahlen und Zitaten für die Formen *neque* und *nec, neve* und *neu* zu-

sammengetragen; und ohne Frage wird man daraus manches Brauchbare entnehmen können, besonders für den vielfach noch weniger untersuchten dichterischen Sprachgebrauch. So ist z. B. interessant S. 434 die Zusammenstellung von Beispielen wie Ov. Her. 18, 69 *a Veneris facie non est prior ulla tuaque; n e v e meis credas vocibus, ipsa vide.* Am. 3, 7, 83 *n e v e suae possent intactam scire ministrae, dedecus hoc sumpta dissimulavit aqua,* wo ein *neve (neu)* = *et ne* insofern in ungewöhnlicher und eigentlich unlogischer Weise steht, als das anschließende *et* im Grunde nur zu dem Hauptsatze gehört und mit dem Nebensatze gar nichts zu tun hat. Dieser Gebrauch findet sich ziemlich oft bei Ovid; vereinzelte Stellen werden auch aus Sen. trag., Lucan. und Statius angeführt (ob dem *neve* oder *neu* dabei ein Punkt, Komma oder Semikolon vorangeht, ist meines Erachtens ganz gleichgültig, zumal überall in den einschlägigen Stellen ein Punkt hätte gesetzt werden können). Aber Tib. 1, 6, 17 mit korrespondierendem *neu . . neu* gehört nicht hierher; anders erklärt sich auch Caes. B. C. 1, 76, 1 (vgl. Meusel); auch der Verweis auf S. 262 und 270 der Abhandlung ist verfehlt, da die hier gegebenen Beispiele ganz anderer Art sind. Die ältere Sprache und die Prosa kennen diesen eigentümlichen Sprachgebrauch überhaupt nicht, da steht in solchen Fällen regelmäßig *et ne* oder *ac ne*; ob es nötig war, dafür S. 256ff. lange Reihen von Belegen anzuführen, ist mindestens zweifelhaft.

In der Auffassung und Gruppierung der einzelnen Stellen fehlt es auch sonst nicht an Mängeln; ich führe nur einiges an. S. 259 med. würde eine vollständigere Anführung des Wortlautes von Ov. P. 3, 1, 165 zeigen, daß *non* hier sich als Begriffsnegation erklärt. S. 259F: Liv. 5, 51, 1 *ut nec . . et non* ist konsekutiv, gehört also nicht hierher; *nec* in Konsekutivsätzen ist auch weiterhin öfters berücksichtigt, ganz überflüssigerweise, da es sich ja um den Unterschied von *neque* und *neve* handelt. S. 261 unter 1) zeigt von den drei angeführten Stellen App. Claud. p. 36 B. eine ganz unsichere und jedenfalls nicht dem hier angenommenen Sinne entsprechende Lesart; Lucil. 581 B lautet bei Marx (758), dessen Ausg. Verf. nicht zu kennen scheint, ganz anders; endlich Pl. Poen. 1129 *mirari noli neque me contemplarier* gehört nicht hierher, da *neque* nicht den Imperativ fortsetzt, sondern die beiden Infinitive verbindet (ähnlich S. 430 C. Verr. 4, 60. Fin. 4, 10; S. 270 med. Ov. A. 1, 11, 26). Ferner hätte klarer unterschieden werden sollen, ob der vorausgehende Satz negativ oder positiv ist; zunächst soll ja anscheinend jedesmal *neque (neve)* nach positivem Gliede behandelt werden, aber es geraten mehrfach Beispiele der anderen Gruppe dazwischen, wie z. B. S. 261 unter b) Catull. 8, 10, S. 269 unter b) Quint. 1, 4, 12. Tac. Ann. 3, 12 u. a. S. 263E. ist zu Ov. A. 1, 13, 21 *nec tu consulto nec tu iucunda* (sc. es) *diserto* von einer Verbindung von zwei Imperativen (!) die Rede; natürlich liegen nomina vor. S. 264, 2^a: *ne . . neve* findet sich auch Liv. 22, 10, 5. S. 269, 2^b ist übersehen C. fin. 2, 41 *(non) . . iudicemus nec . . quaeramus,* ebenso de or. 3, 44. S. 264 vermisse ich für *ne . . neve* mit Imperat. auf . . *to* C. leg. 2, 21. 2, 58. 2, 59. 2, 60. S. 431 med. wird für *quominus . . neve* an-

geführt C. Fam. 5, 16, 2; aber *neve* dient hier gar nicht zur Fortsetzung des Satzes mit *quominus,* sondern des vorangehenden *ut . . meminerimus.* Zu S. 435 a. E. führe ich zur Verteidigung von Schmalz C. leg. 2, 67 *eam ne quis nobis minuat neve vivos neve mortuos;* L. leugnet *ne neve . . neve* = 'damit weder . . noch' überhaupt.

Man wird die an sich verdienstlichen Stoffsammlungen immerhin mit einiger Vorsicht benutzen müssen.

8) C. Wenglein, *Neve* und *neque* im älteren Latein. Diss. Tübingen 1911.

Bei Bearbeitung der Kühnerschen Syntax habe ich die Arbeit in Händen gehabt, sie jetzt aber nicht wider erhalten können. Ich muß mich daher auf die allgemeine Bemerkung beschränken, daß die statistischen Zusammenstellungen als Stoffsammlung ihren Wert haben; aber sonst hat Verf. meines Erachtens keine bemerkenswerten Ergebnisse erzielt.

9) W. Kroll, Der lateinische Relativsatz. Glotta III (1912), S. 1—18.

Eine wichtige und interessante Abhandlung, die in klarer und überzeugender Durchführung eine schwierige und viel erörterte Frage im wesentlichen zum Abschluß bringt, nämlich die Frage nach der Entstehung des lateinischen Relativsatzes. Bisher schloß man sich wohl allgemein der Ansicht von Ph. Wegener (Der lat. Relativsatz, Treptow 1874) an, der den Relativsatz aus dem Fragesatze entstehen läßt. So erklärt z. B. auch noch Schmalz, Syntax[4] S. 529 die Entstehung des Relativsatzes Ter. Ph. 947 *argentum, quod habes, condonamus te* folgendermaßen: 'Der Sprechende beginnt: *argentum,* er wird unterbrochen *quod argentum?,* antwortet darauf *habes* und führt dann den mit *argentum* begonnenen Satz durch *condonamus te* zu Ende.'

Die Unwahrscheinlichkeit und Künstelei dieser Erklärung liegt auf der Hand. Demgegenüber weist Kr. darauf hin, daß *quis* und *qui* seit alter Zeit sowohl interrogative als auch indefinite Bedeutung haben; die zweifellos jüngere relative Bedeutung kann sich also an sich aus beiden Bedeutungen entwickelt haben. Nun wird man wohl für gewisse Relativsätze die Entstehung aus dem Fragesatze nicht ablehnen dürfen, so für Sätze wie *dic hoc negoti quomodo actum est, nihil admirabilius quam quomodo ille mortem filii tulit* — solche Sätze sind ja immer zwischen Relativ- und Fragesätzen strittig geblieben —, ferner *non habeo quod scribam, nihil erat quo famem tolerarent* (vgl. auch Nr. 10). Aber in den meisten Fällen ist die Ableitung vom Indefinitum einfacher und natürlicher, namentlich wenn man in Betracht zieht, daß die Voranstellung des Relativsatzes der ursprüngliche, wenn auch schon bei Plautus allmählich zurückgehende Typus ist. So war ein Satz wie C. J. L. I, 577 (lex Puteol. v. J. 105) I 9 *in area trans viam paries qui est propter viam, in ea pariete . . lumen aperito* ursprünglich = auf dem Platze jenseits des Weges liegt eine Mauer, in dieser soll er ein Fenster durchbrechen; ebenso Pl. Asin. 324 *fortiter malum qui potitur* (erträgt einer ein Leid), *idem post potitur bonum.* Zu dieser Auf-

fassung stimmen auch andere Eigentümlichkeiten der Relativsätze, so die namentlich bei den Komikern noch häufige enklitische Nachstellung des Relativs; ferner die sog. Hineinziehung des Beziehungswortes in den Relativsatz, wie Ter. Haut. 654 *quam Bacchis secum adduxit adulescentulam* (B. brachte ein Mädchen mit), *ea lavatum dum it, servandum mihi dedit* (sc. *anulum*). Nur so erklären sich auch Sätze wie Varr. R. R. 1, 27, 2 *vere sationes quae fiunt, terram rudem proscindere oportet,* wie sie das Altlatein noch öfter hat, und Pl. Asin. 237 *domi servi qui sunt, castrabo viros.* Auch die sog. *attractio inversa* will Kr. aus dem ursprünglichen Indefinitum erklären; doch kann man hier namentlich im Hinblick auf analoge Erscheinungen in verwandten Sprachen zweifelhaft sein, ob nicht eine einfache äußerliche Angleichung vorliegt, deren Möglichkeit auch Kr. zugibt.

In einem Anhange wird dann noch dargelegt, daß auch *ut* zwar zum Teil fragenden, aber in den meisten Fällen ursprünglich indefiniten Sinn = 'irgendwie' hat, so in unwilligen Fragen wie *mecum ut ille hic gesserit negoti quicquam?* und *egone ut te interpellem!,* ebenso in konsekutivem und finalem Sinne wie Ter. Ad. 280 *at ut omne reddat!* Cat. R. R. 32, 1 *arbores hoc modo putentur: rami uti divaricentur,* woraus dann *putentur, rami* etc. entstand. Den selben Sinn wie *ut* = irgendwie hat auch *qui* = *ut, utinam* im Wunsche, in *atqui, siqui* u. a. Verbindungen.

10) F. Gustafson, Paratactica latina III. Programma academicum. Helsingfors 1911. 95 S. 8.

Die inhaltsreiche und von eingehendem Studium zeugende Abhandlung beschäftigt sich mit dem Problem der Entstehung der Relativsätze, kommt aber im wesentlichen zu dem entgegengesetzten Ergebnis wie Kroll (s. Nr. 9). Während dieser das Relativ in erster Linie aus dem ursprünglichen Pronomen indefinitum entstehen läßt, will G. in Übereinstimmung mit der bisher herrschenden Ansicht dieser Entwicklung nur einen ganz beschränkten Raum lassen; nach ihm ist das Relativ (mit den davon abgeleiteten Adverbien und Konjunktionen) fast durchweg aus dem interrogativen und exklamativen Gebrauch von *quis, qui, ubi* usw. entstanden. In seiner Beweisführung legt er den Sprachgebrauch des Plautus und Terenz zugrunde; an zahllosen, nach verschiedenen Gesichtspunkten gruppierten Beispielen sucht er die von ihm angenommene Entwicklung nachzuweisen. Z. T. ohne Frage mit gutem Erfolge, auch über die von Kroll angesetzten Grenzen hinaus; z. T. freilich auch in kaum annehmbarer Weise. Dabei ist zu beachten, daß G. auf Fragen zurückgeht, mit denen der Redende sich selbst unterbricht, aber nicht auf gekünstelte Wechselgespräche, wie sie Schmalz annimmt. Auch das Indefinitum ist nach ihm ursprünglich Interrogativ. Ich stehe nicht an zu erklären, daß mich persönlich die Darlegungen Krolls mehr überzeugt haben; aber jedenfalls darf, wer sich in dieser schwierigen Frage eine Meinung bilden will, an der Abhandlung G.s nicht vorbeigehen.

11) K. Kunst, Die sogenannte relative Verschränkung und verwandte Satzfügungen in ihrem Verhältnis zum deutschen Satzbau. Sonderabdruck aus dem Jahresberichte des K. K. Staatsgymnasiums im XIX. Bezirke in Wien. Wien, Selbstverlag des Verfassers 1908. 35 S. 8. Dazu eine Ergänzung unter demselben Titel in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1908, S. 397—413.

Die obigen Abhandlungen sind zwar schon etwas älteren Datums; aber ich glaubte sie hier nicht übergehen zu dürfen, weil ihre lichtvollen und eindringenden Darstellungen meines Erachtens zum ersten Male über eine schwierige Materie klares Licht verbreiten. Das Problem der relativen Verschränkung war früher schon vielfach erörtert worden, am besten wohl von Devantier 1886, zuletzt von P. Mihaileanu, De comprehensionibus relativis apud Ciceronem 1907. In dieser umfangreichen, freilich auch ziemlich breit gehaltenen Dissertation wird zwar eine große Fülle von Beispielen aus Cicero herangezogen und nach verschiedenen Typen geordnet, aber doch nicht die klare Auffassung von dem Wesen und Charakter der Konstruktion erreicht, wie sie K. bietet. Nach einer eingehenden Kritik früherer Ansichten kommt dieser zu dem Ergebnis, daß die relative Verschränkung darin besteht, daß an einen vorangehenden Satz ein Satzgefüge (also ein übergeordneter Satz mit einem oder mehreren untergeordneten Sätzen) in der Weise relativisch angeschlossen wird, daß das diese Verbindung herstellende Relativ als Satzteil nicht zu dem übergeordneten Satze des angereihten Satzgefüges, sondern zu dem vorangestellten untergeordneten Satze gehört. Dabei kann die Sache so liegen, daß das vorangestellte anschließende Relativ entweder auch in dem nachfolgenden übergeordneten Satze in irgendeiner Form zu ergänzen ist oder aber ausschließlich dem vorangestellten Nebensatze zweiten Grades angehört und mit dem übergeordneten Satze überhaupt nichts zu tun hat. Dieselbe Art des Satzbaus liegt auch vor, wenn statt des vorangestellten Nebensatzes zweiten Grades eine jenem Nebensatze entsprechende Satzbestimmung mit Satzwert (d. h. eine Partizipial- oder Infinitivkonstruktion) vorangeht; dagegen gehören Verbindungen wie *sequamur Polybium, quo nemo fuit diligentior* nicht hierher. Ich habe die Darlegungen des Verf. denn auch meiner Behandlung der Konstruktion in der Bearbeitung der Kühnerschen Syntax zugrunde gelegt; aber die Fassung von K. ist in ihrer Einfachheit vor allem auch geeignet, dem Schüler Klarheit zu bringen, wie ich das im Unterricht schon erprobt habe.

Da der Deutsche die 'Verschränkung' nicht anwenden kann, so ist die Übersetzung oft schwierig; der zweite Teil der Abhandlung (S. 25) erörtert in gleich klarer Weise die verschiedenen Formen der deutschen Übersetzung. Eine sehr dankenswerte Ergänzung bietet der Artikel aus der Zeitschr. f. österr. Gymn.; hier werden vor allem die Gründe erörtert, warum diese lateinisch so häufige Konstruktion im Deutschen keine Entwicklung gefunden hat.

12) R. Methner, Bedeutung und Gebrauch des Konjunktivs in den lateinischen Relativsätzen und Sätzen mit *cum*. Berlin, Weidmann 1911. 140 S. 8. 3 ℳ.

Verf. beschäftigt sich mit der schon von Hale, Dittmar und Gaffiot eingehend erörterten Frage, wie es zu erklären ist, daß in vielen Arten

der lateinischen Relativsätze und der Sätze mit *cum*, auch wenn sie zweifellos Tatsachen enthalten, doch so ungemein häufig der Konjunktiv steht, der sonst nur zum Ausdruck selbsterzeugter oder freier Vorstellungsverbindungen gebraucht wird. Nach einer Kritik der Ansichten der oben genannten Gelehrten wendet er sich dem Aufbau seiner Theorie zu. Er geht dabei in Übereinstimmung mit Hale von den konsekutiven Relativsätzen aus, die zugleich stets qualitativ sind; in ihnen bezeichnet der Konjunktiv in potentialem Sinne das, was sich aus der Beschaffenheit und Natur eines Gegenstandes als naturgemäß und selbstverständlich erwarten läßt. Von solchen Sätzen geht dann der Konjunktiv auf die rein qualitativen (nicht zugleich konsekutiven) Relativsätze über und schließlich auch auf die adverbialen Relativsätze. Entsprechend ist die Entwicklung der *cum*-Sätze. Als Bedeutung des Konjunktivs wird die Betonung und Hervorhebung des Gedankens des Nebensatzes festgestellt. Mich dünkt, im Grunde steht diese Deutung weder der Ansicht Dittmars vom souveränen Indikativ und polemischen Konjunktiv allzufern noch der älteren Auffassung, nach der der Indikativ in diesen Sätzen die Tatsachen rein objektiv hinstellt, während der Konjunktiv in subjektivem Sinne den inneren Zusammenhang der Sätze hervorhebt.

Die scharfsinnige und eindringende Untersuchung bietet ohne Frage viel Beachtenswertes, wenn auch meines Erachtens noch keine endgültige Lösung der schwierigen Frage. Manche Aufstellungen sind doch wohl noch anfechtbar. So ist die Deutung und Einreihung mancher Beispiele zweifelhaft; auch ist es überhaupt fraglich, ob sich der Konjunktiv in all den verschiedenen Arten dieser Sätze überall auf eine einzige Quelle zurückführen läßt. Auf Einzelheiten kann hier nicht weiter eingegangen werden; nur möchte ich bemerken, daß mich die S. 51 Fußn. 2 gegebene Deutung von Tac. ann. 2, 88 nicht überzeugt hat.

13) R. Methner, Die lateinischen Temporal- und Modalsätze. Progr. des Gymnasiums zu Bromberg 1914. 59 S. 8.

Was Verf. in dem eben besprochenen Werke (z. T. auch in früher erschienenen Abhandlungen) festgelegt hat, das sucht er hier für das ganze Gebiet der Temporalsätze im einzelnen durchzuführen. Er geht dabei aus von den *cum*-Sätzen, bei denen er Temporal- und Modalsätze scheidet. Unter den ersteren versteht er die rein indikativischen *cum*-Sätze, deren verschiedene Arten (auch die Sätze mit *cum inversivum* werden hierher gerechnet) alle das gemeinsam haben, daß sie eine reine Zeitangabe enthalten. In den konjunktivischen Modalsätzen dagegen dient *cum* dazu, die Vorstellungen zweier Handlungen nicht in einen zeitlichen, sondern in einen ideellen Zusammenhang zu bringen, um den Inhalt des Hauptsatzes durch einen besonders bemerkenswerten näheren Umstand im Nebensatze in das rechte Licht zu stellen, zu erklären und zu veranschaulichen[1]). Hierher werden auch die kausalen, ad-

[1]) Im Grunde liegt also zunächst dieselbe Auffassung zugrunde wie bei Hale, nach dem der konjunktivische *cum*-Satz die Situation ausdrückt; hinzugekommen ist nur Gaffiots 'Betonung' oder 'Hervorhebung'.

versativen und iterativen *cum*-Sätze gerechnet; natürlich liegt der spezielle Begriff dieser Nebensätze nicht in dem Konjunktive, sondern dieser soll eben nur ein für die Handlung des Hauptsatzes wichtiges Moment hervorheben.

Die selbe Scheidung nach Temporal- und Modalsätzen überträgt Verf. dann auf alle anderen mit temporalen Konjunktionen eingeleiteten Nebensätze, meines Erachtens mit wenig Wahrscheinlichkeit. Denn wenn die lateinische Sprache wirklich für alle derartigen Nebensätze zwei nach Modus und Bedeutung in dieser Weise scharf unterschiedene Gruppen geschaffen hätte, so müßte man doch erwarten, daß die konjunktivische Gruppe auch überall einigermaßen häufig wäre. Nun aber finden sich solche 'Modalsätze' gar nicht bei *simulatque*, bei *ut* und *ubi* nur ganz vereinzelt (von den bei M. gegebenen wenigen Stellen sind noch manche nicht beweiskräftig, vgl. unten). Ich meine mit Hale, daß der Konjunktiv bei diesen Konjunktionen durch eine rein äußerliche Analogie der *cum*-Sätze hervorgerufen ist; ebenso liegt die Sache bei *postquam* c. coni., das man nicht mit Methner S. 45 Fußn. zu beanstanden braucht (überhaupt vermag mich die ganze Behandlung dieser Konjunktion bei M. am wenigsten zu überzeugen). Wenn endlich bei *antequam, priusquam, dum, quoad* der Konjunktiv weit häufiger ist, so liegt das daran, daß hier sehr oft eine finale Färbung des Nebensatzes hineinspielt, also durchaus nicht überall 'Modalsätze' im Sinne des Verf. vorliegen.

Auch im einzelnen kann ich Verf. nicht überall zustimmen. Stellen wie Pl. B. 58 (S. 8), Liv. 21, 28, 5 (S. 30), 32, 20, 6 (S. 34) durften nicht herangezogen werden, weil hier oblique Nebensätze vorliegen; C. Sull. 31. sen. 33 (S. 18), Liv. 23, 19, 3 (S. 22), C. Man. 62 (S. 34), sen. 42 (S. 52), off. 3, 43 (S. 56) läßt sich der Konjunktiv durch Angleichung des Modus erklären. Ferner zu S. 6: im Hauptsatze steht neben *cum inversum* der Ind. Impf. oder Plusqpf. nicht regelmäßig, Ausnahmen finden sich mehrfach. S. 29: neben *ut quisque* findet sich in iterativen Sätzen auch *ut quisquis* (z. B. C. Cluent. 52). S. 30 ist Ter. Hec. 378 *ut exirem* nicht berücksichtigt, ebenso S. 32 nicht der allerdings seltene Indikativ Impf. und Plusqupf. bei *antequam* und *priusquam*. S. 34 ist die für Nep. 3, 2, 1 geforderte Interpunktion willkürlich und unnatürlich. S. 50 a. E.: *postquam* mit Fut. II steht Cat. R. R. 65, 1. 161, 2.

14) R. Methner, Über den Gebrauch von *aliquis* in negativen und *quisquam* in affirmativen Sätzen. Glotta IV, 1913. S. 280—293.

Das Ergebnis seiner Untersuchung faßt M. selbst in folgenden Regeln zusammen: 1. *aliquis* 'irgend einer gleichviel welcher' steht gewöhnlich in affirmativen Sätzen. Doch findet es sich auch in negativen Sätzen, wenn der Redende nicht lediglich etwas als nicht wirklich hinstellt, sondern sich erst die Möglichkeit vorstellt, um diese Möglichkeit sofort zu verneinen (oder zu bestreiten); 2. *quisquam* 'überhaupt einer' steht gewöhnlich in negativen Sätzen. Doch findet es sich auch in nicht negativen Sätzen, wenn der Redende an der Richtigkeit dessen, was in dem Satze mit *quisquam* enthalten ist, einen Zweifel

andeuten will oder sich den Anschein gibt, als habe er einen Zweifel. Ich weiß nicht, ob diese etwas gekünstelten Erläuterungen, in denen nicht einmal ein klarer und faßbarer Unterschied zwischen *aliquis* in negativen und *quisquam* in positiven Sätzen hervortritt, Beifall finden werden; ich ziehe jedenfalls die Darlegungen C. F. W. Müllers zu Lael. S. 42 ff. vor.

15) Cl. Otto, De epexegeseos in latinorum scriptis usu. Diss. Münster, Westfälische Druckerei-Gesellschaft, 1912. 66 S. 8.

Die verdienstliche und sorgfältige Abhandlung beschäftigt sich mit den verschiedenen Fällen der nachträglichen Ergänzung und Berichtigung eines Ausdrucks. Der erste Hauptteil behandelt die Fälle, in denen die nachträgliche Korrektur in der parataktischen Form einer Apposition gegeben wird, und zwar so, daß diese etwas wirklich Neues, eine Erweiterung oder nähere Bestimmung des vorausgehenden Begriffes gibt. So Cat. R. R. 93 *amurcam cum aqua commisceto aequas partes.* Pl. Mil. 203 *dextera digitis rationem computat*; so auch in den von O. nicht angeführten Ausdrücken wie Varr. R. R. 3, 2, 17 *qudraginta milibus sestertiis,* vgl. Kühner-Stegmann II § 67 A. 4. Auch die scheinbar adverbialen Wendungen *omne* (*id, hoc*) *genus* sowie Verbindungen wie *Syracusis in foro* sind mit Recht hierher gerechnet. Dabei sind hier wie später stets auch analoge griechische Beispiele angeführt.

Anderer Art sind die Eigentümlichkeiten, die im zweiten Hauptteile zur Sprache kommen. Hier ist der vorausgehende Begriff nach Bedeutung und Beziehung schon an und für sich klar, die Epexegese tritt nur zu nochmaliger Verdeutlichung hinzu und hat infolgedessen immer etwas Pleonastisches. Eine solche Epexegese findet sich oft bei dem Demonstrativpronomen (S. 18 ff.), wie bei *ille* und *istic* (*homo*) Pl. Epid. 486 *servom misi, qui illum sectari solet, meum gnatum; is ipse hanc destinavit fidicinam.* || *Em istic homo te articulatim concidit, tuos servos*; ebenso bei *is, iste* und *hic.* Besonders wird so der Name noch nachgefügt: Pl. Rud. 1208 *quid istum remoramini, mulieres, Trachalionem,* so auch gelegentlich bei Cicero. Ebenso werden Adverbien nachträglich erklärt und verstärkt (S. 27 ff.), namentlich in Ortsbestimmungen, wie *ibidem in Alide* u. a. bei Plaut., *hic Anti* bei Cicero, ebenso bei Dichtern. Ganze Sätze werden einem Begriffe pleonastisch zur Erklärung hinzugefügt (S. 35 ff.), wie Pl. Men. 735 *ei narrabo tua flagitia, quae fecis.* C. Att. 2, 18, 3 *a Caesare valde liberaliter invitor in legationem illam, sibi ut sim legatus;* dazu gehören auch die Sätze mit Attraktion, wie *patriam te rogo, quae sit tua* Pl. Pers. 635. Auch in klassischer Sprache häufig sind die Fälle (S. 43 ff.), wo ein auf das Vorhergehende bezogenes *quod, hoc, id* u. dgl. nachträglich noch einmal durch einen acc. c. inf. oder Nebensatz erklärt wird, wie Liv. 25, 27, 13 *Epicydes . . Agrigentum navigat; quae ibi in castra sunt nuntiata, Epicyden Syracusis excessisse* etc. Aus solchen Satzanfängen, wie sie sich häufig finden, will Verf. denn auch den satzverbindenden Gebrauch von *quod* vor *si, nisi, ubi* etc. herleiten, wo es ursprünglich nur im Anschluß an einen vorhergehenden bestimmten Begriff, dann auch ohne einen solchen

gebraucht sei. S. 57 ff. gibt Stellen wie C. Br. 135 *latine est eleganter locutus; quae laus eadem in A. Albino bene loquendi fuit* mit dem eigentlich überflüssigen Zusatze von *bene loquendi.* S. 60 ff. behandelt endlich die vorläufige Ankündigung eines Begriffes durch *id, illud, hoc, ita, sic* u. dgl., wie Pl. Mil. 26 *illud dicere volui, femur.* Capt. 267 *ne id quidem, involucrum inicere, voluit* und andere, auch klassisch nicht seltene Ausdrucksweisen, wofür namentlich noch Vahlen Opusc. I, S. 106 ff. 156 verwertet werden konnte.

16) A. Poutsma, De repetitionis genere quodam. Sonderabdruck aus der Mnemosyne XLI. 1913. 29 S. 8.

Daß man keinen Grund hat klassische Texte deshalb zu verbessern, weil das selbe Wort in einer für uns leicht lästigen Weise sich in kurzem Abstande wiederholt, ist schon mehrfach betont. Immerhin bleibt die reiche Sammlung von Belegen, die Verf. für diese Nachlässigkeit oder Unachtsamkeit des Ausdrucks bietet, dankenswert. Nach Anführung einer Reihe von Beispielen aus Homer und den griechischen Tragiken, einzelnen auch aus der griechischen Prosa, geht er namentlich von S. 11 ab auf das Lateinische ein. Da ist vor allem zu beachten, daß selbst Cäsar eine ganze Reihe solcher Fälle bietet (rund 40 Stellen), so z. B. B. G. I, 38, 4 *facultas . . facultatem.* 4, 13, 6 *iussit . . iussit.* 1, 48, 1 ff. in 10 Zeilen: *castra . . castris . . castra . . castris . . castris* u. a. Dann folgen Beispiele aus Cicero, Vergil und Livius, indes nach Angabe des Verf. nicht auf Grund systematischer Sammlungen, sondern gelegentlicher Notizen. Jedenfalls hätten sie leicht bedeutend vermehrt werden können, wenn die Zusammenstellungen von Vahlen (namentlich für Livius, so Opusc. I, S. 26 ff. II, 453 ff. u. sonst), von Kroll, Plasberg u. a. für Cicero, von Heidrich für Varro (1892, S. 70) u. a. benutzt wären. Vgl. nähere Quellenangaben in meiner Bearbeitung der Kühnerschen Syntax § 242, 9, wo übrigens noch Müller zu Off. II, 57. Norden zu Aen. VI, 423, Nipperdey zu Tac. Ann. I 81 hätten erwähnt werden sollen.

17) E. Kieckers, Die Stellung des Verbs im Griechischen und in den verwandten Sprachen. I. Teil: Die Stellung des Verbs im einfachen Hauptsatze und im Nachsatze nach den griech. Inschriften und der älteren griechischen Prosa, verglichen mit den verwandten Sprachen. Straßburg, Trübner, 1911. X u. 156 S. 8. 6 *M.*

Die als 2. Heft der von Brugmann und Thumb herausgegebenen Untersuchungen zur indogermanischen Sprach- und Kulturwissenschaft erschienene gediegene Abhandlung beschäftigt sich zwar in erster Linie mit der Stellung des griechischen Verbs, gibt aber, wie für andere verwandte Sprachen, so auch für das Lateinische wichtige Aufschlüsse, die wohl als gesichert gelten können. Danach gab es schon in der indogermanischen Grundsprache drei Möglichkeiten der Stellung des Verbs, nämlich am Anfang, in der Mitte und am Ende des Satzes. Während nun das Griechische alle drei Möglichkeiten kennt, allerdings unter Bevorzugung der Mittelstellung im einfachen Hauptsatze, der Anfangsstellung im nachgestellten Nachsatze, so ist im Lateinischen die Endstellung vorherrschend geworden, auch im Nachsatze. Dies auf breiter sprachwissen-

schaftlicher Grundlage genommene Grundgesetz schließt natürlich zahlreiche Ausnahmen im einzelnen nicht aus. Zu der auch von H. Meltzer (D. Literaturzt. 1913, Sp. 696 ff.) günstig beurteilten Arbeit bietet eine Ergänzung:

18) E. Kieckers, Die Stellung der Verba des Sagens in Schaltsätzen im Griechischen und in den verwandten Sprachen. Indog. Forschungen XXX (1912), S. 145 ff.

Die Ergebnisse der sorgfältigen Abhandlung habe ich für § 237 Anm. 4 der Kühnerschen Syntax (Stellung von *inquit* und *ait*) verwertet; ich verzichte deshalb hier auf eine nähere Inhaltsangabe. Eine Ergänzung zu diesem Aufsatze, die ich leider bei der Bearbeitung der Kühnerschen Syntax nicht mehr habe brauchen können, gibt ferner:

19) E. Kieckers, Zu den Schaltesätzen im Lateinischen, Romanischen und Neuhochdeutschen. Indog. Forschungen XXXII (1913), S. 7—23.

In den ersten acht Seiten, die sich auf das Lateinische beziehen, führt Verf. zunächst aus, daß die Beschränkung auf *inquit* und vereinzeltes *ait* in Schaltsätzen der klassischen Schriftsprache eigen war, daß aber die Dichter (ebenso auch die vulgäre Prosa, wie Petronius zeigt), neben *inquit* und *ait* auch andere Verben, wie *dicere, respondere, rogare, clamare, exclamare, ingeminare,* in der selben Weise verwandte, und zwar auch mit größerer Freiheit in der Stellung. So steht das Subjekt des eingeschobenen Satzes nicht selten voran (so Ov. F. 5, 697 *ego respondi*), meist aus metrischen Gründen, oder es wird getrennt von dem Verb des Sagens vor die Rede gestellt, beides häufiger als in Prosa; dazu kommen eigentümliche Stellungen wie Ov. F. 6, 443 *provolat in medium et magna 'succurrite' voce, 'non est auxilium flere' Metellus ait.* Weiter wird noch durch mehr Beispiele belegt, daß Zusätze des Schaltsatzes (namentlich Dative und Partizipien) selten mit dem Verb in die Rede eingeschoben werden (wie auch Cic. Cat. m. 11 *qui . . . inquit ridens*), sondern sich dem vor die direkte Rede gestellten Subjekt anschließen, das auf diese Weise von dem eingeschobenen Verb des Sagens getrennt wird.

20) N. Schneider, De verbi in lingua latina collocatione. Diss. Münster 1912. 111 S. 8.

Auf dem schwierigen Gebiete der lateinischen Wortstellung ist noch vieles klarzustellen; um so freudiger ist eine Arbeit zu begrüßen, die eine bestimmte Frage der Wortstellung auf Grund der neuesten sprachgeschichtlichen und psychologischen Forschungen sorgfältig und mit sicherem Urteile untersucht. Daß das lat. Verb in der Regel am Ende steht, ist bekannt; weniger vielleicht schon, daß die Ausnahmen auch in klassischer Sprache sehr zahlreich sind. Mit richtigem Griffe geht Verf. von diesen Ausnahmen aus und weist nach, aus welchen Gründen im einzelnen Falle das Verb abweichend gestellt ist; herangezogen ist außer dem Bellum Gallicum und dem Bellum civile noch das Bellum Alexandrinum. Häufig wird zunächst das Verb vom Ende

weggezogen, wenn es sich an einen betonten Begriff innerhalb des Satzes enklitisch anlehnt (S. 9ff.), wie B. G. 1, 9, 4 *Dumnorix . . Helvetiis erat amicus.* 5, 14, 4 *uxores habent deni duodenique . . communes.* An die Spitze tritt das Verb bei besonderer Betonung, sei es im Gegensatze (so auch in konzessiven Sätzen wie *sit hoc verum* u. dgl.), sei es in der Einführung neuer und unerwarteter Ereignisse, die ebenfalls leicht als Gegensatz zum Vorhergehenden empfunden werden; ferner bei Befehlen und Aufforderungen, bei nachdrücklichen Versicherungen, wie *restitere Romani* Liv. 1, 12, 7 (und wirklich . . .), im Übergange zu einem neuen erklärenden, begründenden oder näher ausführenden Gedanken u. dgl. m. Dabei wird nicht selten das Verb, das eigentlich an der Spitze stehen sollte, durch eine Konjunktion oder ein vorangestelltes Relativ an die zweite Stelle gedrängt (S. 62ff.). S. 69ff. zeigt, daß das Verb oft dadurch von der letzten Stelle verdrängt wird, daß ein anderes wichtiges Wort diese Tonstelle einnimmt, wie *fines habet proprios, paucis portibus interiectis quos tenent ipsi, manus erat nulla, quod ipse aberat longius* u. a. Nach Erläuterung verschiedener Einzelheiten, bei denen man vielleicht hin und wider zweifelhaft sein kann, wird S. 86ff. dargelegt, daß die abweichende Stellung manchmal durch die Rücksicht auf die Deutlichkeit hervorgerufen sein kann; endlich S. 101ff. ist von Wohlklang und dem Klauselgesetze noch kurz die Rede.

Vgl. auch die Besprechung von G. Landgraf, Deutsche Literaturz. 1914, Sp. 1060ff.

21) H. Ottenjann, De vocum encliticarum apud Plautum collocatione. Diss. Münster, Aschendorff, 1910. 76 S. 8.

Ausgehend von dem Wackernagelschen Gesetze, nach dem die enklitischen Wörter sich mit Vorliebe an die zweite Stelle des Satzes hinter das betonte Anfangswort schieben, erkennt Verf. des weiteren auch die Regel Bentleys als richtig an, daß die Komiker die logisch betonten Worte des Satzes nach Möglichkeit in die Arsis bringen; auch die Rücksicht auf das Metrum beeinflußt manchmal die Stellung. Nach diesen allgemeinen Darlegungen wird die Stellung einzelner Encliticae *(que, ne, ve, enim, igitur, autem, quidem, quoque, mehercle, hercle, pol, edepol, ecastor, mecastor* u. a.) in eingehender Untersuchung unter sorgfältiger Verwertung der Belegstellen behandelt. Wer sich für diese schwierige Fragen interessiert, wird überall Anregung und Förderung finden, wenn auch noch manches zweifelhaft bleibt.

22) L. Laurand, Ce qu'on sait et ce qu'on ignore du cursus. Publications du Musée Belge, Revue de Philologie Classique. Paris, Honoré Champion 1913. 13 S. 8.

Bei der stark anschwellenden Literatur über die Klausel ist die obige kurze Zusammenstellung über den gegenwärtigen Stand der Frage dankenswert. Eine Inhaltsgabe der Schrift gibt schon Luterbacher Jb. 1913, S. 278/9. Übrigens scheint mir nicht unberechtigt die Warnung von C. Atzert (Progr. von Osnabrück 1914, S. 26), der sagt, daß die Philologen heutzutage die Klauselgesetze so eifrig beobachten, daß sie

manchmal Cicero selbst zu meistern scheinen, wenn sie den Text nach ihren rhythmischen Gesetzen emendieren. Gewiß sei der Numerus in den kunstvollen Reden und den philosophischen Schriften sorgfältig in Betracht zu ziehen; aber er dürfe für den Herausgeber doch immer nur ein akzessorisches Hilfsmittel sein, nicht die eigentliche Grundlage, neben der man alle übrigen Rücksichten außer acht lasse.

B. Zum Sprachgebrauche einzelner Schriftsteller

23) R. Frobenius, Die Syntax des Ennius. Diss. von Tübingen. Nördlingen, Beck 1910. X u. 151 S. 8.

Die treffliche Abhandlung hat Ref. schon Woch. f. klass. Philologie 1911, Sp. 120 f. besprochen. Die Arbeit, die mit Recht allgemeine Anerkennung gefunden hat (vgl. auch Lambertz, Glotta IV 1913 S. 408 ff.), bietet eine willkommene Ergänzung zu Bennetts Syntax of Early Latin Bd. I (s. Nr. 34), da sie auf der von B. nicht berücksichtigten 2. Auflage der Ennius-Fragmente von J. Vahlen (1903) basiert.

24) P. Parzinger, Beiträge zur Kenntnis der Entwicklung des Ciceronischen Stils. I. Progr. v. Landshut 1911. 75 S. II. Progr. v. Dillingen 1912. 64 S. 8.

Unter Scheidung von vier Perioden der schriftstellerischen Tätigkeit Ciceros sucht Verf. eine genetische Entwicklung seines Stils zu geben. Ob die Ergebnisse der mit außerordentlichem Fleiße angefertigten Abhandlungen mit ihrem gewaltigen Zahlenmaterial überall der aufgewendeten Mühe entsprechen, ist mir zweifelhaft. Jedenfalls bieten sie für Syntax und Stil Ciceros ein reiches und wertvolles Material. Auf den Inhalt im einzelnen gehe ich nicht ein, da dieses schon durch Luterbacher in diesen Jahresberichten (XXXVIII 1912, S. 338—40 und XXXIX 1913, S. 277—78) geschehen ist.

25—27) R. B. Steele, Case Usage in Livy.
II. The Dative. Leipzig, F. A. Brockhaus 1911. 49 S. 8.
III. The Accusative. Ebd. 1912. 72 S. 8.
IV. The Ablative. Ebd. 1913. 82 S. 8.

28) Ders., *Ut ne quin* and *quominus* in Livy. Ebd. 1911. 56 S. 8.

29) Ders., Temporal Clauses in Livy. Baltimore o. J. 49 S. 8.

30) Ders., Conditional Statements in Livy. Leipzig, F. A. Brockhaus 1910. 61 S. 8.

Genauere Untersuchungen über den Sprachgebrauch des Livius sind an sich sehr wünschenswert. Wie wenig das Werk von Kühnast, auch abgesehen von seiner unübersichtlichen Anordnung, heutigen Ansprüchen genügt, ist bekannt; die tüchtigen Abhandlungen von G. F. Hildebrand, M. Müller, G. Richter u. a. untersuchen nur bestimmte Fragen, Fügner, Livius 21—23 berücksichtigt nur einen kleinen Teil des Autors, das Lexicon Livianum ist nicht weit gediehen. Trefflich und allen Ansprüchen genügend sind die 'Etudes' von O. Riemann für die darin behandelten Abschnitte; aber es sind das eben nur ausgewählte Partien.

Daß die Arbeiten von R. B. Steele die Lücke in ausreichendem Maße ausfüllten, wird man nicht behaupten können. Zwar, wer Wert auf Zahlen legt, wird hier befriedigt werden; er kann z. B. erfahren, daß *ab* sich 1050, *de* 1407, *ex* 2953 mal bei Livius findet usw., daß ferner der Ablativ 19615 mal mit, 16340 mal ohne Präposition steht; daß der Dativ in 75 % der Stellen von Verben, in 13 % von Substantiven, in 12 % von Adjektiven abhängt; daß 40 % der Finalsätze negativ sind u. dgl. m. Der große Fleiß in der Sammlung und Zählung der Belege, die Sorgfalt in den selten fehlerhaften Zitaten ist ohne Frage anzuerkennen. Vollständig sind die Belege freilich nicht, sollen es auch wohl nicht sein; aber ärgerlich ist es oft, daß man nicht weiß, ob sie es sein sollen oder nicht. Die Anordnung ist manchmal zu äußerlich, verschiedenartige Beispiele stehen gleichwertig nebeneinander; wichtiges wird oft übergangen, nebensächliche und kaum zur Sache gehörige Dinge breit behandelt; auf andere Schriftsteller, ja selbst auf abweichende Konstruktionen bei Livius selbst wird nicht verwiesen; die früheren Arbeiten über Livius sind nirgends benutzt, es beruht alles offenbar auf den selbständigen Sammlungen des Verf. So liefert St. im wesentlichen nur Stoffsammlungen, die bei vorsichtiger Benutzung gewiß Dienste leisten können.

In der Abhandluug über den Dativ (Nr. I The Genitive war mir nicht zur Hand) S. 14 ist *propior (proximus)* c. dat. belegt, aber der Akkusativ bei den selben Worten überhaupt nicht erwähnt. S. 27 wird *auxilio (praesidio) mittere* u. ähnl. angeführt; aber von bei Livius doch nicht seltenen Wendungen wie *ad praesidium relinquere, in praes. mittere* erfährt man nirgends etwas. S. 30 bei *incedo* c. dat. erwartet man einen Hinweis auf den häufigen acc.; aber der findet sich auch bei diesem Kasus nicht. S. 45 werden ganz überflüssige Belege für *enuntio, promitto, minor* u. a. c. dat. gegeben; erwünscht wären sie eher für *ait* und *inquit* gewesen, wo nur die Gesamtzahl der Belege genannt ist.

Beim Akkusativ erfährt man über den doppelten Akkusativ (außer ein paar Bemerkungen über *facio, efficio, reddo* S. 22), den Akk. des Inhalts, den sog. acc. graecus, den Akk. bei *aequo, adaequo, aequiparo, aemulor, adulor, contionabundus, vitabundus* u. a. nichts. Dafür werden S. 8ff. zahlreiche Belege für den Objektsakkusativ der Neutra *nihil, omnia, multa, haec, ea, illud* u. a. gegeben. Zu welchem Zwecke, weiß ich nicht; denn daß Verf. nicht etwa an den Akkusativ des Inhalts gedacht hat, zeigen Beispiele wie *quod ubi audivit, alia omitto.* Ebenso gehören kaum hierher die zahlreichen Stellen für *verba frequentativa* (S. 15ff.), *incohativa* und *nominalia* c. acc. (S. 18ff.) u. a. m. S. 10 wird der bloße Akk. auf die Frage: wohin? behandelt; aber Städte- und Ländernamen stehen bunt durcheinander. Den Hauptteil (S. 23—65) nehmen die Präpositionen c. acc. ein; dabei werden auch die mit Akkusativ- oder Ablativ- oder untrennbaren Präpositionen zusammengesetzten Verben aufgezählt, auch nach Liv. 8, 15, 8 ein präpositionales *dextrā* c. acc. angenommen.

In der dritten Abhandlung wird zunächst der Ablativ bei Prä-

positionen ausführlich behandelt; aber unter *ab* werden Beispiele wie *ab urbe redire, ab Roma venire, a Pallanteo appellari, augures ab Numa creati sunt, ab Lisso ducere, a laeva* usw. ohne irgendwelche Scheidung aneinander gereiht. S. 46 wird *prae* vom hindernden Grunde belegt; aber 6, 40, 1 *prae indignitate* bei positivem Hauptsatze wird nicht erwähnt.

Zu sehr viel Ausstellungen gibt das vierte Heft Anlaß; die Anordnung sowie auch die Auffassung der einzelnen Stellen ist oft verfehlt. Bei den Substantivsätzen mit *ut* (complementary clauses S. 14ff.) sind konsekutive Sätze in Abhängigkeit von *usu venit, accidit, evenit, accedit, reliquum est, prope est* unter die Finalsätze gemischt. Dabei soll z. B. Liv. 36, 9, 7 *etiam atque etiam deliberare eos iussos, ne id consilii caperent, cuius . . extemplo paeniteret* der Satz mit *ne* von *deliberare* abhängen. Ebenso wird 33, 8, 14 *densari ordines iussit, ut vir viro, arma armis iungerentur* als Beweis angeführt, daß Livius bei *iubeo* dem abhängigen Infinitiv zuweilen einen *ut*-Satz koordiniert; aber Beiordnung liegt hier ebensowenig vor, wie in den ebenfalls angeführten Stellen 8, 14, 6. 31, 50, 10. Ganz verworren nach Anordnung und Auffassung sind S. 38ff.; vgl. Kroll, Glotta V, S. 356.

Auf die Abhandlung über die Temporalsätze gehe ich nicht näher mehr ein; für die zuletzt genannte über Bedingungssätze hat schon H. J. Müller in diesen Jb. 1912, S. 13 die obigen Ausführungen entsprechende Kritik von H. Blase angeführt.

31) X. Gabler, De elocutione M. Fabi Quintiliani. Diss. von Erlangen. Borna. Leipzig, Noske 1910. 108 S. 8.

Die fleißige und mit Verständnis gearbeitete Abhandlung gibt einen willkommenen vollständigen Überblick über den gesamten Sprachgebrauch Quintilians; S. 3—42 behandelt die Eigentümlichkeiten des Autors in der Wahl und dem Gebrauche der Wörter, S. 43—88 die Syntax, der Rest stilistische Fragen, alles mit steten Hinweisen auf den Sprachgebrauch anderer Schriftsteller. So viel ich sehe, sind die Angaben im allgemeinen sorgfältig und zuverlässig. S. 28 ist mir aufgefallen, daß der Plural *operae* = *labores* (Bemühungen) für Cicero auf die Phrase *operas (pro magistro) dare* beschränkt wird; vgl. indes Off. 2, 68 *operis et officiis compensare.* 1, 150. 2, 12. Mur. 21. Verr. 5, 123 u. ö. (vgl. Neue I, S. 657; auch Schmalz Antib. s. v. faßt den Gebrauch noch zu eng). Daß die Beispiele der Form: *quod ego vim appello* mit der bei den Späteren sehr häufigen Unterlassung der Attraktion des Pronomens bei Quintilian meist das Substantiv im Femininum zeigen (S. 43), ist meines Erachtens nur Zufall, vgl. Kühner-St. § 12 Anm. 1.

32) H. Müller, De particularum usu Gelliano quaestiones selectae. Diss. Königsberg 1911. 49 S. 8.

Eingehend wird zunächst die Partikel *haud* besprochen. Gellius hat *haud* nach den gegebenen Stellen 30 mal verwandt, und zwar nur als Begriffsnegation; er gebraucht das Wort nach dem Verf., der bei

der Gelegenheit eine ausführliche Übersicht über den Gebrauch des Wortes bei den verschiedenen Schriftstellern gibt, in bewußtem Gegensatze zum Vulgärlatein, dem es fast ganz unbekannt ist. Daran schließen sich Bemerkungen über den Gebrauch von *non*, Verbindungen wie *non . . sed, non modo (solum) . . . sed* u. ähnl., sowie über andere korrespondierende und einzelne Konjunktionen; hier sind meist zwar mühsame, aber rein äußerliche Aufzählungen geboten. Immerhin ist das Ganze eine nützliche Stoffsammlung.

Die Angaben über den klassischen Sprachgebrauch sind nicht immer zuverlässig. S. 23: *non* mit dem Konjunktive des Gewollten findet sich auch in besserer Sprache (vereinzelt selbst bei Cicero), die Negation in Sätzen wie *consideres . . nec ideo contemnas* entspricht der klassischen Regel, vgl. Kühner II § 48, 2. 3. S. 24: Stellungen wie *non hercle minus quam* mit enklitischer Einschiebung eines Wortes hinter der betonten Negation sind jederzeit üblich. S. 25: Stellungen wie *non praetereundum est* kommen auch klassisch vor, vgl. Kühner II, 1 S. 819 Anf. S. 27: Stellungen wie *non occidere constituat, sed immolare* mit Zwischenstellung des gemeinsamen Gliedes *(constituat)* finden sich nicht bloß bei Seneka, sondern so ziemlich bei allen Schriftstellern.

33) J. v. Geisau, De Apulei syntaxi poetica et Graecanica. Diss. Münster, Westfälische Druckerei-Gesellschaft 1912. 40 S. 8.

Die im Druck vorliegende Abhandlung gibt nur den kleineren Teil der ganzen Dissertation, der größere Teil soll in den 'Indogermanischen Forschungen' erscheinen. Nach einigen allgemeinen Auseinandersetzungen (S. 5—13) über Begriff und Wesen der poetischen Sprache und des Gräzismus werden einzelne Fragen des Sprachgebrauchs behandelt. Zunächst ist von den poetischen Pluralen die Rede, die Apulejus entweder mit anderen Prosaisten seiner Zeit gemein hat oder selbst, z. T. noch über den Sprachgebrauch der Dichter hinausgehend, zuerst in die Prosa eingeführt hat; die in Frage kommenden Worte sind in alphabetischer Ordnung behandelt. Ob freilich Plurale wie *carnes, vestes, capilli, ignes, lanae, nives, terrae, vota* in diese Aufzählung gehören, ist mir mindestens zweifelhaft. Daran schließen sich einzelne Bemerkungen über den Komparativ (Auslassung von *magis* und *potius* vor quam, Gleichstellung verschiedener Steigerungsgrade u. a.), über einzelne Pleonasmen, über Wortstellung und Eigentümlichkeiten im Gebrauch einzelner Wortarten — alles willkommene Ergänzungen zu den trefflichen Sammlungen von Leky. Zu S. 36 möchte ich bemerken, daß eine Stellung *ἀπὸ κοινοῦ* wie Met. 5, 6 *amo enim et efflictim te, quicunque es, diligo,* durchaus nicht so ungewöhnlich ist, vgl. Pl. Men. 509 *neque ego Erotio dedi neque pallam surripui;* mehr bei Baehrens 1912 (s. Nr. 35). Die Setzung eines an sich entbehrlichen zurückweisenden Pronomens neben einem Partizip (wie Met. 5, 2 *haec ei visenti offert sese vox*) ist auch klassisch nicht selten, wie es S. 33 heißt, vgl. Kühner-St. § 138 Anm. 7 a. E.

C. Schriften, welche die ganze Syntax oder doch größere Teile umfassen

34) Ch. E. Bennett, Syntax of Early Latin. Boston, Allyn and Bacon (Leipzig, Th. Stauffer). Vol. I The Verb. 1910. XIX u. 506 S. 8. Vol. II The Cases. X u. 409 S. 8.

Der erste Band des obigen Werkes, das einen höchsten erwünschten Ersatz für die den heutigen Ansprüchen in keiner Weise mehr genügende Syntaxis priscorum scriptorum latinorum von Holtze bietet, hat trotz einzelner Ausstellungen schon allgemein eine vollberechtigte Anerkennung gefunden. Auch ich habe die Bedeutung und die Vorzüge dieses Teiles schon in der Zeitschrift f. d. Gymnasialw. 1912, S. 47ff. hervorgehoben und verzichte deshalb hier auf eine nochmalige Besprechung; ich möchte nur bei dieser Gelegenheit auf die wertvollen Berichtigungen und Ergänzungen hinweisen, die in ihren Kritiken F. Leo (Gött. Gel. Anz. 173, 1911, S. 743—49) und W. Haverz (Anzeiger f. indogerm. Sprach- u. Altertumskunde XXX 1912, S. 15ff.) gegeben haben; vgl. auch Nr. 22 (Frobenius).

Der mit Spannung erwartete zweite Band rechtfertigt die darauf gesetzten Hoffnungen in vollem Maße; Ref. will es scheinen, als sei dieser vielfach noch besser gelungen als der erste Teil. Der Kasuslehre in ihrer Gesamtheit sowie der Behandlung der einzelnen Kasus sind sprachwissenschaftliche Bemerkungen vorausgesandt, die bei aller Knappheit der Fassung klares und besonnenes Urteil zeigen, wenn man bei den noch vielfach umstrittenen Einzelfragen gelegentlich auch abweichender Meinung sein kann. Die Belege, die der Verf. bei der Unzulänglichkeit der vorhandenen Zusammenstellungen nach der Vorrede in eigener mühsamer Arbeit gesammelt hat, sind in außerordentlicher Fülle und, so viel ich sehe, im allgemeinen mit der erforderlichen Vollständigkeit gegeben. Manchmal kann es scheinen, als ob in den endlosen Aufzählungen zuviel geschehen wäre; aber wer für bestimmte Fragen über den Sprachgebrauch des Altlateins klar werden will, wird dem Verf. nur dankbar sein. Gut ist auch, daß für Ennius diesmal der Text von Vahlen, für Lucilius die Ausgabe von Marx herangezogen ist. Am Schluß ist ein ausführlicher, sorgfältiger Index zugefügt.

Die Anordnung weicht hier und da von dem gewöhnlichen Brauche ab. Besonders beachtenswert ist in dieser Beziehung die Behandlung des possessiven Dativs, wo die Belege nicht nach der Art des Besitzes, sondern nach der Bezeichnung des Besitzers durch Pronomina oder Substantiva geordnet sind. Es zeigt sich dabei, daß die Beispiele mit einem Pronomen, namentlich mit *mihi* und *tibi*, außerordentlich überwiegen; ganz analog ist das Verhältnis bei dem sog. dativus sympatheticus (vgl. Havers Nr. 5). Wenn die Belege für den Genetiv bei Adjektiven (S. 82 ff.), für die Verben mit dem abl. separationis (S. 280 ff.) u. a. in zusammenfassender Übersicht einfach alphabetisch geordnet sind, so hat das bei der vielfachen Schwierigkeit einer genauen Scheidung zwischen den einzelnen Gruppen manches für sich. Manchmal sind freilich einzelne Beispiele kaum an passender Stelle eingereiht; so wird

man es kaum billigen, wenn S. 7 ein Satz wie Pl. Men. 859 *hunc senem osse fini dedolabo assulatim viscera* unter der partitiven Apposition untergebracht ist, wenn S. 57 ff. *affinitas, comes, concordia, copia, inopia* c. gen. unter dem objektiven Genetiv steht, wenn S. 195 *doceo litteras* für den Akkusativs des innern Objekts angeführt wird u. a.

Daß bei einer solchen Fülle des Stoffes einzelnes übersehen ist, darf nicht wunder nehmen. So fehlt S. 218 für *nascor* mit prädikativem Nominativ Pl. Rud. 970 (S. 5), für *antideo* c. dat. Pseud. 933, S. 356 für *potior* c. abl. Asin. 916, für *usus est* c. abl. (S. 359) Bacch. 706. Cat. R. R. 68, ferner S. 384 Pl. Stich. 501 *deciens in die* und Cat. R. R. 157, 4 *bis die* (zweimal); auch das zweifelhafte *dignus* c. dat. Poen. 256 konnte immerhin erwähnt werden. Für *opus est* ist die Konstruktion mit dem Genetiv Lucil. 334 *nummi opus* (vgl. Marx z. d. St.) nicht angeführt; auch hätte neben *opus est* c. abl. auch die seltenere persönliche Konstruktion belegt werden können (z. B. Cat. R. R. 145, 3), da man gern wüßte, wie es mit der Häufigkeit beider Ausdrucksweisen steht. Bei *refert* fehlt die Verbindung c. dat. (Pl. Pseud. 1085. Truc. 394), mit *ad* (z. B. Pers. 512), S. 98 auch ein paar Stellen für den gen. pretii (Ter. Haut. 467 permagni. Phorm. 646); endlich *refert, ut* (Haut. 467. Cat. R. R. 73) finde ich in beiden Bänden nicht.

Der vorliegende zweite Band enthält nur die Kasuslehre; Adjektiva, Pronomina und Partikeln (doch wohl mit Einschluß der Präpositionen?), deren Behandlung die Vorrede des ersten Bandes in Aussicht stellte, werden wir wohl in einem weiteren Teile erwarten dürfen, obwohl in der Vorrede des zweiten Bandes nichts davon gesagt wird.

35) W. A. Baehrens, Beiträge zur lateinischen Syntax. Sonderabdruck aus Philologus, Supplementbd. XII, 2. Heft, S. 235ff. Leipzig, Dieterich (Th. Weicher) 1912. 324 S. 8.

Was H. Lattmann in seiner Besprechung des vorliegenden Werkes in der Deutschen Literaturzt. 1913, Sp. 925 ff. sagt, kann Verf. in allem Wesentlichen unterschreiben. Mit außerordentlichem Fleiße und staunenswerter Belesenheit hat Verf. ein Buch geschaffen, das weder von dem Grammatiker in syntaktischen und stilistischen Fragen noch von den Herausgebern bei der Feststellung lateinischer Texte unbeachtet gelassen werden darf[1]). Denn er weist mit Erfolg nach, daß manche Ausdrucksweisen, die man gern auf die Fehler der Überlieferung zurückführte und demgemäß durch Konjekturen beseitigen zu müssen glaubte, durchaus berechtigte Ausdrucksweisen sind und deshalb die bisherige Behandlung nicht verdienen. Daß er dabei in dem begeisterten Eifer des Entdeckers freilich recht oft zu weit geht, ist unleugbar[2]).

Am bedeutendsten erscheint Ref. der erste Abschnitt, der 'einige Verbindungen *ἀπὸ κοινοῦ*' behandelt (S. 235 – 99). Vor allem findet sich die Stellung *ἀπὸ κοινοῦ*, die man sonst wohl im wesentlichen auf

[1]) Ich habe es bei der Bearbeitung der Kühnerschen Syntax leider erst für den II. Teil benutzen können.

[2]) Scharf betont das auch, wie ich bei der Korrektur sehe, Kroll, Rhein. Mus. 1913 S. 96ff. Klotz, Glotta VI S. 216 Fußn. 2.

die dichterische Sprache beschränken wollte, auch in der Prosa seit alter Zeit bis ins Spätlatein; über 150 Beispiele, die größtenteils in den Ausgaben 'verbessert' sind, weiß B. anzuführen. Namentlich wird diese Ausdrucksweise leichter angewendet, wenn die beiden Glieder durch korrespondierende Konjunktionen wie *et . . et, cum . . tum, ut . . ita* u. dgl. straffer zusammengeschlossen sind, wie Varr. L. L. 8, 34 *nam et* (sc. *ab*) *similibus alia fient similia, alia dissimilia et ab similibus partim dissimilia, partim similia*; denn die erste Konjunktion weist schon unwillkürlich auf das zweite Glied hin, das dann die Präposition enthält, die auch für das erste Glied gilt. Dabei muß man indes betonen, daß die ältere Prosa nur wenig Beispiele bietet, keine Cäsar, Sallust und Nepos; öfter hat sie schon Cicero, und zwar nicht bloß in den Briefen (vgl. besonders die Addenda S. 533), dann besonders Livius, vereinzelt auch Seneca, Plinius u. a.; die Hauptmasse der gegebenen Beispiele fällt der späteren Zeit seit dem 2. Jahrh. n. Chr. zu. Dazu sind gerade die älteren Beispiele nicht alle einwandfrei; wenn man auch die recht harte Stelle Cat. R. R. 54, 2 gelten lassen will: ad Herenn. 3, 25 in. vermag ich die fragliche Figur überhaupt nicht zu finden, an der zweiten Stelle in dem selben Paragraphen schwankt die Überlieferung. Varr. L. L. 5, 75 kann wegen der unsicheren Lesart kaum als beweiskräftig gelten; die Stelle Varr. fr. 102 *eximus ut* (sc. *e*) *nave . . sic e provincia* erklärt sich anders; ebenso Cic. Att. 8, 3, 7. Auch ist es doch wohl nicht berechtigt, bei schwankender Lesart ohne weiteres in allen Fällen die ungewöhnliche Fassung als die richtige hinzustellen, wie es B. z. B. Cic. ep. Brut. 1, 15, 12 (vgl. Sjögren zu d. St.). Cael. 49 (nicht 69). Ph. 5, 4. Planc. 26 u. sonst tut. Im einzelnen tut noch sehr sorgfältige Nachprüfung not, wenn man B. auch in der Hauptsache Recht geben wird.

Für *neque = neque . . neque* (S. 259 ff.) sind schon sonst vereinzelt Belege angeführt; aber ob man diese Konstruktion auch Cicero zuschreiben darf, ist mindestens zweifelhaft. Denn Fam. 8, 13, 2 gehört Caelius an, Fin. 4, 6 ist die Lesart ganz unsicher; aber auch Q, fr. 3, 1, 18 scheint mir noch bedenklich. Die Stellen für *aut = aut . . aut* lasse ich bei Seite, die Wahl des einfachen oder doppelten *aut* ist doch meistens durchaus subjektiv. Es folgen dann vereinzelte Stellen wie Liv. 42, 32, 5 *legiones inde sortiti sant: prima et tertia* (sc. *ut*) *in Macedoniam traicerentur, secunda et quarta ut in Italia remanerent,* mit Ergänzung eines *ut, si, cum* aus dem zweiten Gliede.

S. 266 ff. gibt Beispiele des *ἀπὸ κοινοῦ* bei Substantiven, Adjektiven und Adverbien (eine schärfere Scheidung der einzelnen Wortarten wäre wohl am Platze gewesen), wie Liv. 9, 6, 12 *non reddere salutem, non salutantibus dare responsum* oder Plin. pan. 44, 3 *nemo est ergo tam tui, tam ignarus sui,* wo *salutantibus* und *ignarus* natürlich auch zum ersten Gliede gehören. Doch abgesehen davon, daß auch hier wieder durchaus nicht alle Belege sicher sind (z. B. Liv. 40, 45, 1 ist die Entscheidung für *et saeva* st. *saeva et* bei dem Stande der Überlieferung willkürlich), so bieten zwar Livius, Seneca u. Spät. wieder manche Beispiele; aber für die klassische Sprache ist die Ausbeute z. T.

recht gering. So kennt B. für das genetivische Attribut in dieser Stellung nur 2 Cäsarstellen (davon läßt B. C. 2, 37, 5 noch eine andere Deutung zu, vgl. Meusel), die allerdings vielleicht sich noch vermehren lassen (2 Cicerostellen habe ich z. B. Kühner-St. a. a. O. aus anderen Quellen angeführt). Noch unsicherer ist die Stellung des adjektivischen Attributs vor dem zweiten Substantiv in klassischer Sprache. B. führt nur die vielfach geänderte Stelle C. de or. 2, 6 an; das von mir a. a. O. noch zugefügte *scrupulus et quaedam dubitatio* Cluent. 76 ist vielleicht in seiner Erklärung noch zweifelhaft. Auch die häufigen Wendungen wie *fugerant* (sc. *alii*), *alii pugnaverant* sind wesentlich nachklassisch; mit gewissen Beschränkungen finden sie sich (von B. nicht erwähnt) jedoch auch klassisch[1]).

Kaum noch zu der Figur ἀπὸ κοινοῦ gehören die dann weiter angeführten Konstruktionen, wie *nam de re, qua* (st. *de qua*) *nunc dicimus,* das außer bei Späteren schon vereinzelt bei Vitruv und Seneca philos. nachgewiesen wird (dagegen Tac. dicl. 35 scheint mir die Ergänzung des *in* vor *quibus* aus vorausgehendem *in scholas* bei der Verschiedenheit des Kasus doch kaum zulässig; eine andere Stelle der Art gibt B. jedenfalls nicht). Daß die Präposition bei Verbindungen wie *et . . et, neque . . neque* usw. im zweiten Gliede nicht immer widerholt wird (S. 295 ff. 534), war auch schon sonst bekannt.

In dem anschließenden Abschnitt 'über verwandte Konstruktionen' (S. 299 ff.) sucht B. nachzuweisen, daß in Stellen wie Varr. R. R. 3, 9, 9 (nicht 3, 8) *optimum esse partum* ⟨*ab*⟩ *aequinoctio verno ad autumnale* das in den codd. fehlende *ab* sich aus dem folgenden *ad* ergänzen lasse. Ich gestehe, daß ich nicht nur für die ältere Sprache hier starke Zweifel hege. Die aus Cäsar und Livius gegebenen Stellen lassen fast alle andere Erklärungen zu, namentlich durch die Annahme eines freieren Gebrauches des abl. separativus, wie es ja später noch näher dargelegt wird. Im folgenden dagegen wirkt der Nachweis eines einfachen *tum* für *cum . . tum,* eines *quam* für *tam . . quam* (besonders nach *non*), eines *quo* statt *eo . . quo,* eines *ut . .* für *ut . . ita* überzeugend; weit weniger die paar Belege für *ita* statt *ut . . ita.* Daß bei Aufzählungen eine Präposition entweder nur das erste Mal gesetzt oder bei jedem Gliede wiederholt werden kann, ist bekannt; B. weist darauf hin, daß auch gelegentlich mit einer gewissen Inkonsequenz (meist freilich in bestimmter Absicht) die bei mehreren Gliedern gesetzte Präposition bei einem einzelnen Gliede wider wegbleibt. Das selbe gilt auch für Konjunktionen wie *ut, si, quod*; deshalb bin ich auch nicht zweifelhaft (B. ist hier merkwürdiger Weise bedenklich), daß Brut. ep. 1, 17, 5 *quid enim illi prosunt, quae pro libertate patriae, de dignitate, quae de morte, exsilio, paupertate scripsit?* die Auslassung des *quae* vor *de dignitate* ohne Bedenken ist.

Richtig sind die Bemerkungen über die noch mehrfach beanstandete Ergänzung eines *ut* aus vorhergehendem *ne* (S. 321 ff.), über

[1]) S. Kühner-St. II, 1 S. 560 A. 2; hier ist auch die von B. ebenfalls nicht besprochen ἀπὸ κοινοῦ-Stellung des Verbs auch aus der klassischen Sprache belegt.

oft recht harte Ellipsen eines Demonstrativs vor dem Relativ (S. 324ff.), über die Ellipse von *esse* bei *posse* (S. 329ff.). Dann folgt (S. 331ff.) ein längerer Abschnitt über den freieren Gebrauch des Akkusativs der Richtung sowie des Abl. separativus ohne Präposition. Wenn man auch in manchen Fällen Bedenken geltend machen wird, so bleibt doch, daß dieser Gebrauch schon bei Varro und Livius häufiger ist, als man bisher angenommen hat, und daß man oft die in den Handschriften fehlende Präposition ohne Grund zugesetzt hat. Aufgefallen ist mir übrigens, daß B. in diesem Zusammenhange Verg. A. 1, 524 *ventis maria omnia vecti* heranzieht (S. 332).

Nach einigen Einzelheiten, die ich übergehe, folgen einige Bemerkungen zur Wortstellung. Stellungen wie C. Cat. 1, 21 *quorum et tu frequentiam videre et studia . . perspicere potuisti,* also mit enklitischer Einschiebung des zu beiden Gliedern gehörigen *tu* in das erste Glied hatte schon Müller zu Lael. S. 445 gegeben; B. gibt eine Reihe Ergänzungen aus klassischer wie späterer Zeit. Ungewöhnliche Stellungen von *autem, enim, quoque, quidem* werden S. 387ff. nachgewiesen. Dabei wird *enim* an erster Stelle schon bei Seneca philos. belegt; doch sind die paar Beispiele ebenso wie die für die gleiche Stellung von *autem* wenig überzeugend. Endlich werden Stellungen wie Justin. 6, 8, 5 *imperium non sibi, semper sed patriae quaesivit* mit Zurückdrängung des *sed* hinter das betonte Adverb mehrfach aus dem Spätl. belegt.

In dem Abschnitt 'Über einige Pleonasmen' (S. 402ff.) wird manches behandelt, was ich nicht gerade mit diesem Namen bezeichnen möchte, so dankenswert die Zusammenstellungen an sich sind. So hat das seit dem älteren Seneca von B. nachgewiesene *et qui* statt des von uns erwarteten einfachen *qui* meines Erachtens nichts Pleonastisches. Es liegt lateinisch eben nur eine andere Auffassung vor (*et* = und zwar); verwandt ist schon in klassischer Zeit die Verbindung eines adjektivischen Attributes mit einem Relativsatze durch *et* (vgl. Kühner-St. II § 194, 7). Auch der Gebrauch eines *in, cum, ex* c. abl. statt des gewöhnlicheren Instrumentalis, wie er namentlich für die spätere Zeit auch schon bisher bekannt war und jetzt von B. noch mit zahlreichen Beispielen erwiesen wird, beruht nur auf einer anderen Auffassung; so tritt z. B. der eigentlich lokale Sinn von *in* c. abl. hübsch hervor in der von B. gegebenen Stelle Plin. N. H. 8, 132 *resident in clunes et in binis pedibus gradiuntur prioribusque ut manibus utuntur.* Pleonastisch dagegen ist die Wiederaufnahme eines *ut, si* u. dgl. nach längeren Zwischensätzen, wie sie schon Cicero öfter hat (z. B. Cat. 3, 47, vgl. auch Kühner-St. II § 244 A. 2); ebenso die Häufung unterordnender Konjunktionen (S. 415ff.) wie *postquam cum, ut quia, ut quoniam, ut si, ut quasi* u. a. Indes lassen sich derartige Verbindungen sicher doch wohl erst für das Spätlatein nachweisen; ob die S. 416 gegebenen drei Stellen aus Livius (4, 18, 7 *simul ubi* gehört nicht hierher, da *simul* Adverb, nicht Konjunktion ist) genügen, dergleichen auch schon der früheren Zeit zuzuweisen, ist mir mindestens zweifelhaft.

Die zur 'constructio *κατὰ σύνεσιν*' (S. 452ff.) angeführten Belege sind sehr verschiedenartig; eine schärfere Scheidung der einzelnen Gruppen

wäre zweckmäßig gewesen. Manche Stellen wird man ohne weiteres gelten lassen, so wenn auf ein Kollektiv im Singular erst in einem untergeordneten oder beigeordneten zweiten Satze das Verb im Plural bezogen ist. Beachtenswert bleibt immerhin, daß B. S. 454 aus Cäsar vier Stellen anführen kann, in denen in solchen Fällen die Handschriftenklasse β durchweg den Plural, α den Singular überliefert; es fragt sich, ob man hier nicht trotz Meusel (Jahresb. 1894, S. 264 ff.) den Plural vorziehen soll. Andere, vielfach recht kühne Konstruktionen *κατὰ σύνεσιν*, die B. anführt, gehören fast durchweg der späteren Latinität an (die beiden Cicerostellen div. 65. Verr. 5, 129 dürften bei dem Schwanken der Handschriften keinen sicheren Beweis liefern). Manches, was B. hier gelten lassen will, erscheint mir denn doch unzulässig, wie Tac. Ann. 6, 42 *et quotiens concordes agunt, spernuntur* (statt der allgemein aufgenommenen Änderung *spernitur*) *Parthus.*

Die weiteren Ausführungen beschäftigen sich meist mit Erscheinungen des spätlat. Sprachgebrauchs, die B. in ihren Anfängen schon für die frühere Zeit nachzuweisen sucht; meines Erachtens freilich nicht mit Erfolg. So wird in dem Abschnitt über einige sog. Gräzismen S. 468 ff. für *ut* consecutivum mit dem Indikative je eine Stelle aus Seneca (epist. 40, 3) und Quintilian (5, 12, 21) angeführt; aber an beiden Stellen ist die Lesart zweifelhaft. Eher wird man zustimmen, wenn S. 473 ff. der Infinitiv st. des Imperativs schon für Seneca (z. B. ep. 87, 38) angenommen wird; ebenso ist sicher, daß diese Konstruktion kein Gräzismus, sondern von Haus aus echt lateinischer Sprachgebrauch ist[1]). Den freieren Gebrauch des Genet. Gerundii st. des Infinitivs, wie er S. 480 mit Löfstedt verteidigt wird, sehe ich mit Stowasser (Wiener Studien 32, S. 112 ff.) sehr skeptisch an, jedenfalls möchte ich ihn nicht für Tacitus gelten lassen. Für das Spätl. ferner sind Konstruktionen wie *omnia decernitur, omnia fit, mysteria perficitur* wohl fraglos, aber für die früheren Autoren (auch für Vitruv) ist doch wohl nur die zwar verwandte, aber doch ganz anders geartete Konstruktion zulässig, daß das Neutr. Sing. eines Pronomens dazu dient, ein vorausgehendes Neutr. Pluralis wider aufzunehmen, vgl. Kühner-St. Synt. § 18, 1.

Im letzten Abschnitt über den Konjunktiv im Lateinischen bringt die erste Auseinandersetzung, daß auch die Verba des Müssens und Könnens zuweilen in diesem Modus stehen, nichts wesentlich Neues, wenn auch für verschiedene Stellen der Hinweis auf unnötige Änderungen beachtenswert ist. Wichtig ist der folgende, auch schon von Hammelrath gegebene Nachweis (S. 508 ff.), daß coni. praes. und perf. im iterativem Sinne schon bei beiden Seneca belegbar ist. Für den namentlich im Spätl. häufigen, oft willkürlichen Wechsel zwischen Indik. und Konj. werden schließlich S. 516 ff. noch zahlreiche Beispiele gegeben.

Die Zahlen in den Zitaten sind leider mehrfach durch Druckfehler entstellt. Ich schließe hier gleich an den ähnliche Fragen behandelnden Aufsatz:

---

[1]) Leider habe ich Kühner Synt.[2] aus Versehen es unterlassen, wenigstens in den 'Berichtigungen u. Zusätzen' zu I S. 666 auf die Ausführungen B.'s zu verweisen.

36) W. A. Baehrens, Vermischtes über lateinischen Sprachgebrauch. Glotta IV 1913, S. 266—80. V 1913, S. 79—98.

B. sucht in dem ersten Teile des Aufsatzes zunächst das Vorkommen eines Nominativus absolutus schon bei Curtius und Iustinus zu erweisen, ebenso B. Hisp. 34, 6; ob mit Recht, ist mir sehr zweifelhaft. Die Stellen aus Justin erklären sich wohl als Anakoluthien; und Curt. 8, 2, 5, worauf B. besonders Wert legt, kann man *personans* doch ohne Störung der Klausel auf das Subjekt *ille* beziehen. Bemerkenswerter erscheint mir der bei der Gelegenheit gegebene Nachweis, daß in den Handschriften auch bei besseren Autoren neben einem Part. Perf. Pass. oft ein *est* oder *sunt* weggelassen wird, das dann meist von den Herausgebern zugesetzt ist, obwohl die Stellen sich gegenseitig genügend stützen. Daran schließen sich Bemerkungen über die Attraktion *eo quo = eo quod,* über gewisse auffallende Fälle des Singulars statt des Plurals, über unpersönliches *potest* und *debet, prae* c. acc., *per = propter, postquam = post, propter = pro,* alles fast nur im Spätlatein. — Der zweite Teil behandelt zunächst den *Indicativus pro Imperativo* (schon bei dem jüngeren Plinius?), dann kommt *qui(s) = quidam* (Spätl.), *omnia* adverbial = *omnino* (so schon C. Att. 4, 1, 7, wo die Änderung in *ad omnia* unnötig ist; andere Stellen sind wohl zweifelhaft, wie Quintil. 5, 13, 24 *ut paria sint omnia,* wo omnia = 'alle Punkte' ohne Bedenken als Subjekt zu *sint* genommen werden kann), einige Bemerkungen über den universellen Gebrauch von *quod* im Spätl., *quoque = que,* den Wechsel des Superlativs und Positivs, Ellipse von *tempus, libertas = liberalitas, gerere = se gerere* u. a. kleine Bemerkungen.

37) C. Stegmann, Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache von Dr. Raphael Kühner. II Band: Satzlehre, 2. Aufl. in zwei Teilen neubearbeitet. Hannover, Hahn 1912 u. 1914. XII u. 828 S., VIII u. 738 S. 8. 18 ℳ u. 16,50 ℳ.

Die vorliegende Neubearbeitung des 1878 u. 79 erschienenen bekannten Werkes hat versucht, es unter Ausnutzung der umfangreichen in der Zwischenzeit veröffentlichten Literatur den Anforderungen der Gegenwart entsprechend zu gestalten und namentlich ihm seine Brauchbarkeit als Nachschlagewerk für den Lateinlehrer zu erhalten. Über den ersten Teil hat die Kritik sich im allgemeinen freundlich geäußert; nur hat man hier und da eine stärkere Berücksichtigung der Ergebnisse der Sprachwissenschaft gewünscht. Ref. hat sich bemüht, diesem Wunsche in dem zweiten Teile mehr Rechnung zu tragen.

D. Schulgrammatiken und stilistische Lehrbücher

38) E. Bruhn, Lateinische Formen- und Satzlehre für Reformanstalten. Ausg. B der Lateinischen Formenlehre von Perthes und der Lateinischen Satzlehre von Reinhardt. 3. Aufl. Berlin, Weidmann 1914. VIII u. 315 S. 8. 3,20 ℳ.

Von der der Syntax zugrunde liegenden Reinhardtschen Satzlehre ist Ref. nur die 2. Aufl. von 1901 bekannt, von der Ausg. B nur die

vorliegende 3. Aufl.; welche Änderungen von dem jetzigen Herausgeber herrühren, vermag er daher nicht zu sagen. Aber jedenfalls ist die Satzlehre in ihrer jetzigen Gestalt wohl brauchbar, wenn sich auch mancher mit der Einteilung der Nebensätze nach Subjekts-, Objekts-, Adverbial- und Attributsätzen nicht befreunden wird. Den klar gefaßten Regeln schließen sich zahlreiche, meist aus dem Bellum Gallicum entnommene Beispiele an, gegen die freilich Waldeck, Lehrproben 1911 S. 133ff. meines Erachtens gewichtige Bedenken erhoben hat. Die sprachgeschichtlichen Erklärungen in der Satzlehre (in der Formenlehre fehlen sie so ziemlich ganz) sind angemessen, wenn auch neuere Forderungen in dieser Beziehung manchmal mehr verlangen werden. Nach der Vorrede S. IV ist das Regelmaterial nach den Anforderungen des Realgymnasiums bemessen, reicht deshalb auch wohl für das Gymnasium nicht überall aus; namentlich fehlen stilistische Bemerkungen über den Gebrauch der einzelnen Redeteile ganz.

Im einzelnen lassen sich hier und da Bedenken geltend machen. § 163 wird als Musterbeispiel Liv. 21, 50, 11 *rex regiaque classis una profecti sunt* angeführt: wohl kaum angemessen, da hier eine ganz vereinzelte und ungewöhnliche Ausdrucksweise vorliegt. Weshalb es § 173 Anm. 2 heißt, bei *traducere* etc. stehe 'bisweilen' ein zweiter Akkusativ (z. B. *flumen*), weiß ich nicht; es ist das doch die regelmäßige Konstruktion, wenn auch daneben die Präposition vereinzelt widerholt wird. § 284: daß bei *audio* in der Regel der acc. c. *part.* (nicht *inf.*) steht, ist nicht richtig. § 299 behagt mir der Terminus *perf. praeteritum* (statt perf. logicum) wenig; und jedenfalls würde ich darunter nicht mit Anm. 1 Vergils: *Fuimus Troes* etc. oder Ciceros Ausruf: *vixerunt* rechnen. § 305 ist mir die Erklärung des Modusgebrauchs in Sätzen wie *possum dicere* = ich könnte sagen, *paene dixi* u. a. wenig einleuchtend; jedenfalls weiß ich nicht, wie man nach den da gegebenen Regeln Sätze wie *bellum gerendum erat* = hätte geführt werden müssen, unterbringen will.

39) G. Michaelis, Lateinische Satzlehre. Verkürzte Ausgabe A. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1914. IV u. 127 S. 8. 1,40 ℳ.

40) Dass., Verkürzte Ausgabe B, unter Mitwirkung von K. Rudolph bearbeitet. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1912. VI u. 157 S. 8. 1,60 ℳ.

Beide Ausgaben bieten die lateinische Satzlehre von Müller-Michaelis in stark verkürzter Form, und zwar für den Gebrauch in Reformschulen. In der Ausg. B sind den lateinischen Regeln und Beispielen, wo sich die Gelegenheit bietet, entsprechende französische und englische Beispiele zur Vergleichung beigefügt. Das kann ohne Frage sehr instruktiv sein, doch erlaube ich mir über diesen Teil des Buches kein Urteil. Alles übrige stimmt in beiden Ausgaben, soviel ich sehe, wörtlich überein. Die möglichst einfachen und kurzen Beispiele sind (unter Hervorhebung der in Betracht kommenden Worte durch fetten Druck) zur Förderung der induktiven Methode den Regeln jedesmal vorausgestellt; diese selbst sind möglichst knapp gefaßt, wie denn Beschränkung des Umfanges mit in erster Linie erstrebt ist. Sprach-

wissenschaftliche Belehrungen fehlen ganz. Nicht einmal die Konstruktion der verba timendi § 113 ist erklärt; bei den finalen Objektssätzen § 110 ist der ursprüngliche bloße Konjunktiv überhaupt nicht erwähnt; nach § 37 soll der abl. comparationis statt *quam* c. nom. oder acc. stehen; und die Lehre vom Ablativ überhaupt ist geordnet nach den Kategorien: Ursache und Mittel, Ausgangspunkt, Art und Weise (§ 25). Auch sonst geben mehrfach Einzelheiten Anlaß zu Bedenken; so die Definition § 49 Anm. 1: 'der genetivus explicativus erklärt, woraus etwas besteht, z. B. *mortis poena,* die Todesstrafe, d. h. die Strafe, die im Tode besteht'; paßt denn diese äußerliche Erklärung auch für so gewöhnliche Fälle wie *nomen regis, vox carendi, virtus continentiae?* § 55 ist der seltene gen. pretii *maximi* neben dem gewöhnlichen *plurimi* zu streichen. § 80 heißt es noch, das Supinum I stehe meist ohne Objekt. § 85 A. 1: die irreführende und äußerliche Aufstellung, daß das Imperfekt der Gleichzeitigkeit meist in Nebensätzen erscheine, war zu streichen. § 129 Anm.: *quamvis* hat durchaus nicht immer steigernden Sinn. § 137: die Umschreibung *futurum fuisse, ut te paeniteret* kommt meines Wissens nicht vor. § 140 wird zwischen rhetorischen und wirklichen Fragen in oratio obliqua geschieden; aber meines Erachtens sind alle Fragen in or. obliqua rhetorisch, wirkliche Fragen können da naturgemäß gar nicht vorkommen.

41) A. Scheindler, Lateinische Schulgrammatik, hrsg. von R. Knauer. 8. Aufl. Wien, Tempsky 1910. 256 S. 8. 3 ℳ.

Die Zahl der Auflagen spricht schon für die Brauchbarkeit des Buches. Die Regeln sind im allgemeinen klar und zuverlässig; sprachwissenschaftliche Erklärungen gibt der Verf. in der Syntax in ziemlichem Umfange. Einzelnes möchte ich freilich beanstanden. In der Lehre von der Consecutio temporum führt nach meiner Erfahrung die Scheidung zwischen Haupt- und Nebentempora bei den Schülern leicht zu Irrtümern. In Sätzen wie *quaero, quae causa te impulerit, ne venires* wird dem *quaero* entsprechend auch *impulerit* gar zu leicht als Haupttempus gefaßt, zumal das Perfekt in gewissen Fällen auch ein solches ist. Klarer und sicherer ist die Scheidung: 1. Tempora der Gegenwart und Zukunft, 2. der Vergangenheit, wie sie jetzt sich fast überall findet und Sch. sie auch § 208 angenommen hat; dem entsprechend ist § 211 zu ändern (für ungeschickt halte ich die Scheidung in präsentiale und präteritale Tempora bei Werner § 161, da die Futura dabei nicht zur Geltung kommen). § 234 Anm. ist das letzte Beispiel für die Angleichung des Modus verfehlt; der Konjunktiv ist hier obliquer Natur. § 235 findet sich wider noch die jetzt meist aufgegebene Scheidung der Fragesätze für ihre Behandlung in der oratio obliqua nach der Person; die Scheidung ist ganz äußerlich und auch nicht immer zutreffend, während sehr wohl der die ganze Syntax durchziehende Unterschied zwischen Aussage- und Begehrungssätzen zugrunde gelegt werden kann, vgl. auch Kühner-Stegm.[2] II § 238[c] und besonders R. Methner, Neue Jahrbb. 1897, S. 547ff.

42) F. Schultz, Kleine lateinische Sprachlehre. 27. Aufl., besorgt von A. Führer. Paderborn, Schöningh 1914. XII u. 292 S. 8. 2,60 ℳ.

Die neue Auflage zeigt gegen die 26. hier und da kleine Änderungen und Zusätze, die als Verbesserungen angesehen werden dürfen. Im ganzen ist es freilich ein Lehrbuch alten Stiles geblieben; manches wäre entbehrlich, etwas mehr Rücksicht auf sprachwissenschaftliche Erklärungen hätte, trotz des ablehnenden Standpunktes, dem der Herausgeber in der Vorrede Ausdruck gibt, ohne Schaden genommen werden können. Aber in seiner Art ist es ein zuverlässiges und tüchtiges Buch, das mit gutem Rechte seine Stelle auch noch weiter behaupten wird. Einzelheiten sind freilich anfechtbar. So § 193 war trotz der Bemerkung der Vorrede weder das Beispiel *mihi sunt libri* beizubehalten noch die Ablehnung von *esse* c. dat. für geistige Eigenschaften; auch die gegebene Scheidung von *esse* c. dat. und c. gen. ist nicht klar. § 204 würde ich den gen. pretii *maximi* streichen; § 224, 12 ist die Regel über die Verschränkung des Relativs noch mangelhaft; § 227 Zus. 2 ist die Angabe, daß außer dem Imperfekt auch andere Tempora de conatu gebraucht werden, zu unbestimmt; § 263, 3 durfte nicht zwischen rhetorischen und eigentlichen Fragen in or. obliqua geschieden werden.

43) C. Stegmann, Lateinische Schulgrammatik. 11. Aufl. Leipzig, Teubner 1912. XII u. 293 S. 8. 2,40 ℳ.

Die wesentlichste Abweichung der neuen Auflage besteht darin, daß zu der Syntax eine Reihe sprachgeschichtlicher Anmerkungen in Fußnoten hinzugefügt ist. Vielleicht kann in einer etwaigen neuen Auflage in der Beziehung noch mehr geschehen; auch hofft Verf. auch sonst auf Grund seiner Arbeit an der Kühnerschen Syntax noch mehrfache Berichtigungen im einzelnen geben zu können.

44) P. Wagner, Neue lateinische Satzlehre. Progr. von Velbert. Leipzig, Fock 1911. 62 S. 8.

Die Abhandlung, die nach dem Vorworte als Hilfsmittel zu einem demnächst erscheinenden 'Kurzen, planmäßigen Lehrgang der lateinischen Sprache für Reformschulen' und als zusammenfassende Widerholung gedacht ist, sucht die Syntax als Satzlehre durchzuführen. Die Art der Ausführung ist ohne Frage sehr eigenartig, wird aber meines Erachtens kaum großen Beifall finden. Die Gliederung der Abschnitte in einzelne Abteilungen mit immer und immer wider neuen Unterabteilungen macht die ganze Darstellung unübersichtlich, wie das z. B. Verweisungen wie 's. 3 VII d 1 ε_2' (S. 48) zeigen. Dazu kommt die Verwendung zahlreicher Zeichen für eine Reihe grammatischer Termini (so V = Subjekt, W = Prädikat, $\mathcal{A}$ = Akkusativobjekt u. a.), wodurch das Ganze ein wunderliches Aussehen erhält; ferner Abkürzungen wie *sole, vol, nol, mal, cupi, debe, potes* u. a. für *solere, velle, nolle, malle, cupere, debere, posse* u. a. Inhaltlich ist gar manches bedenklich; so heißt es S. 25 zu *se nominari iussit* = ließ sich nennen, daß der Deutsche hier scheinbar den aktiven Infin. setzt; nach S. 35 soll ein Präpositionalattribut stets attributive Stellung haben; S. 41 wird *apud* = bei ohne

Grund auf Personen beschränkt, *ad* bei Städtenamen nur in seiner Verwendung auf die Frage wohin? erwähnt; S. 43 heißt es bei *cum inversivum:* 'Der Hauptgedanke wird zum Scheine (!) Nebensatz'; S. 55 ist die Scheidung zwischen 'losen' Nebensätzen im Indik. und 'engen' im Konj. unklar und undurchführbar; S. 57 die Stellungsregeln sind z. T. recht zweifelhaft u. a. m.

45) H. Werner, Lateinische Grammatik für höhere Schulen, bearbeitet und auf geschichtlich entwickelnder Grundlage vereinfacht. 2. Aufl. Dresden, Ehlermann 1912. XII u. 271 S. 8.

Ein Bericht über das obige Buch ist gerade keine ergötzliche Aufgabe. Aber da nicht nur der Verf. von der Bedeutung seiner Leistung überzeugt zu sein scheint, sondern auch in einer früheren Rezension die dringende Bitte ausgesprochen wird, Lehrerkollegien und Behörden möchten es mit der Einführung des Buches an möglichst vielen Anstalten versuchen und, falls sich dabei das Buch bewähre (woran Ref. nicht zweifle), es geradezu zu allgemeinerem Gebrauche empfehlen, damit endlich ein rationellerer Betrieb in den grammatischen Unterricht einziehe, so halte ich es doch für meine Pflicht, etwas näher darauf einzugehen.

Daß das Buch zunächst gerade in sprachwissenschaftlicher Beziehung durchaus nicht genügt, hat schon O. Hoffmann in einer eingehenden Anzeige in den Neuen Jahrbb. f. Pädagogik 1912, S. 550—59 nachgewiesen; die später in der selben Zeitschrift erschienene Erwiderung des Verf. hat meines Erachtens die ihm gemachten Vorwürfe nicht entkräftet. Man sollte nun doch wenigstens erwarten, daß der Verfasser eines lat. Lehrbuchs mit der Grammatik und dem tatsächlichen Sprachgebrauch des Lateinischen einigermaßen Bescheid wüßte. Aber das scheint doch zweifelhaft zu sein. Wenn freilich § 85 Verbindungen wie *magnum gaudere, victoriam gaudere, victoriam laetari, crimen accusare* unbedenklich als Beispiele vorgeführt werden, so wird Verf. sich vielleicht darauf berufen, daß diese Wendungen sich z. T. vereinzelt dichterisch und im Spätl. belegen lassen; indes für den Schüler sind sie auf alle Fälle ungeeignet. Aber falsch ist z. B., daß *nudo* und *orbo* die Person mit *ab* haben (§ 109; *alienare* gehört übrigens gar nicht an diese Stelle); § 125 die Regel: nur *multus* wird immer (!) mit *et* verbunden, z. B. *multa et magna proelia*; S. 127 *Labieno ex hibernis profectionem facere (!) facultas non erat*; S. 175 die Regel über *audio* und *video* c. part.; S. 186 in.: *urbs nobis potiunda est* (!); S. 210 *urus fuerim* (!) und *fuissem* (!) als Umschreibung des coni. fut.; S. 215 *Labienus questus est cohortes* (*interitum cohortium* ist möglich, aber nicht *cohortes!*); S. 227 *eo, quo* = 'da, wo' (daß nicht etwa an ein versehentlich ausgelassenes *loco* zu denken ist, zeigt der Gegensatz zu dem folgenden Beispiel); S. 229 *dum venerant* (= so lange bis) und vieles andere. Aber besonders schlimm sind die Beispiele für die Consecutio § 163: *non dubito (dubitavi, dubitabo, dubitavero), quin venturus sit; opto (optavi, optabo, optavero), ut veniat; timeo (timui,*

timebo, timuero), ne veniat; maneo (mansi, manebo, mansero), dum veniat: oder sollen *dubitavi, optavi, timui, mansi* vielleicht präsentische Perfekta sein? Aber wie in aller Welt soll man verstehen: *timebam (timui, timueram), ne venerit* (!); *manebam (mansi, manseram), dum venerit* (!)? S. 246 wird als Beispiel eines Irrealis im acc. c. inf. gegeben: *Labienus Caesari scripsit, si ex hibernis fugae similem profectionem faceret (fecisset), se hostium impetum sustentaturum non esse;* Verf. merkt gar nicht, daß hier überhaupt gar kein Irrealis vorliegt, sondern der Konj. *faceret (fecisset)* nur in obliquem Sinne gefaßt werden kann. Der selbe Fehler steckt in dem folgenden Beispiele, wo denn auch die ungeheuerliche und im Grunde sinnlose Satzbildung vorkommt: *veritus est, ne, si . . . fecisset, sustentaturus non fuerit;* oder sollte das letzte Verb diesmal zur Abwechslung auf die Vergangenheit gehen? Gleich darauf wird *si hoc negaverim, mentitus sim* als Potentialis der Vergangenheit (!) vorgeführt; für den Irrealis in Abhängigkeit wird das unlogische und sinnwidrige Beispiel gebildet: *turpe est (erat) me mentiturum esse, si hoc negarem.* Vgl. über das Latein des Verf. auch Nr. 46.

Aber hat der Verf. seine Aufgabe wenigstens mit didaktischem Geschick gelöst? Meines Erachtens leidet die Anordnung unter mannigfachen Mängeln; die Regeln sind vielfach umständlich und breitspurig, ungeschickt und wenig treffend. Wie der Schüler § 176ff. zu einem einigermaßen klaren Wissen über die Temporalsätze kommen soll, ist mir unverständlich; die verschiedenen Temporalkonjunktionen werden bunt durcheinander gewürfelt, dabei soll der Satz *cum Labienus imperatori litteras remittebat, omnes copiae Treverorum advenerant* iterativ gefaßt werden, wird die Verbindung *cum primum* anscheinend vom Verf. gar nicht verstanden, wird der Satz *cum tacent, clamant* auf die Nebenordnung: *tacent patres et tum* (!) *clamant* zurückgeführt, wird § 178 *cum* historicum und coincidens beides durch 'dadurch, daß' übersetzt u. a. m. Sehr unbeholfen ist auch die Darlegung über die relative Verschränkung § 187, 5; dabei zeigt die durchweg in den Beispielen angewandte Interpunktion (z. B. *haec est vox, qua, qui utitur, humanitatem abicit*), daß Verf. der eigentliche Charakter der Konstruktion noch ganz unklar ist. Geschmacklos und ermüdend ist meines Erachtens der in den Beispielen durch alle Paragraphen gehetzte Labienus. Auch der deutsche Ausdruck ist zuweilen bedenklich, z. B. S. 151 'innerhalb 10 Tage', § 128, 1 'das Attribut steht im Genetivus nach Substantiva' (Verf. braucht regelmäßig 'nach' in solchen Fällen); § 157 'Tempuslehre im Hauptsatz'; § 160 'Tempuslehre im Nebensatz'.

Eine Besonderheit bilden die den einzelnen Abschnitten beigegebenen Zusätze über 'erweiterten Gebrauch', in denen die Entwicklung einzelner Konstruktionen bei Dichtern und Spätern verfolgt werden soll. An sich kein übler Gedanke; aber dafür genügte nicht ein Sammelsurium einzelner, für den Schüler wertloser Notizen (meist scheinbar Schmalz entnommen, wie z. B. S. 234), sondern es war eine Verarbeitung zu einer vernünftigen Übersicht nötig.

46) H. Werner, Methodischer Lehrgang der lateinischen Sprache für Reformschulen. I. Elementarbuch. Dresden, Ehlermann 1913. XI u. 284 S. 8.

Das vorliegende Buch gibt die Formenlehre und die wichtigsten Abschnitte der Syntax nebst zahlreichen deutschen und lateinischen Übungsstücken; nach der Vorrede soll in Jahresfrist ein selbständiges Übungsbuch das Werk abschließen. Ich habe eine ganze Reihe der vom Verf. abgefaßten lateinischen Stücke durchgesehen; es mag genügen, einige Proben zu geben. Eine ganze Mustersammlung seltsamer Stilblüten bietet das von der Ankunft des Odysseus auf der Phäakeninsel handelnde St. 283: 1 *a Calypsu* (!); 3 *priusquam patriam assecutus* (!) *erat* (!); 5 *terra, in quam fors obtulit* (!); *filia regis . . ad maris litus cum ancillis occupata* (womit?) *erat;* 9 *cum filiae gratiam retulisset* (st. *gratias egisset*); 10 *iniurias rettulit, quae sibi* (!) *illatae erant;* 11 *sese relaturum esse se obtulit* ('erbot sich'); 12 bringen die Phäaken dem Odysseus Geschenke, *quibus admirationem eius prae se ferre* (!) *volebant;* 13 *vates res a Graecis ante* (!) *Troiam gestas laudibus ētulit* (!); 17 *omnes dis obtulerunt* (opferten?); 16 *Ulixes nomine delato* (er nannte seinen N.). Ferner St. 221, 7 *morbi, qui in paludibus penitus* (!) *iacentibus hominem inciderunt* (!); *iam longissimum viae spatium reliquerant* (hatten hinter sich?); 223, 3 *Drusum misit, qui Germanos in eorum fines retineret;* 223, 10 *iuribus* (!) *legibusque studere;* 223, 29 *de salute sua desperatus* (!); 236, 9 *ex quo quaesiverant prodigio* (mir unverständlich); 247, 21 *e* (!) *hac progenie gens Iulia-Claudia* (!) *est prognata;* 248, 1 *alia exempla virtutis Romanae, constantiae enim* (nämlich!), *Livius commemorat;* 253, 8 *Athenae dea* (so öfter *Athenae* für die Göttin als Plur. tantum!); 254, 13 *patriam consequi; quam* (!) *inter procos se gereret, eum docuit;* 254, 17 *interitu* (!) *questus est;* 254, 18 *adveniet, ut . . ulcisceretur* (!); 254, 24 *eum uxor sequar, qui manum meam maxime meritus est* und vieles andere. Dazu viele Druckfehler.

47) Niepmann-Hölk-Meurer-Hartke, Lateinisches Unterrichtswerk. Leipzig, Teubner 1913.

1) E. Niepmann, Lateinische Sprachlehre für Schulen unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung. I. Teil: Lautlehre, Formenlehre, Wortbildungslehre. XIV u. 186 S. 2,25 ℳ.

2) W. Hartke, Lateinisches Übungsbuch für Sexta, mit grammatischem Anhang von E. Niepmann. X u. 206 S. 2,40 ℳ.

3) Ders., Lateinisches Übungsbuch für Quinta, mit grammatischem Anhang von E. Niepmann. VIII u. 229 S. 2,80 ℳ.

Das vorstehende Unterrichtswerk, das den neuesten Wünschen auf dem Gebiete des lateinischen Unterrichts Genüge tun soll, ist in den drei bis jetzt erschienenen Bänden seiner ganzen Anlage und Gestaltung nach vor allem durch das Bestreben bedingt, schon dem Sextaner und Quintaner 'so viel als möglich von Anfang an einen Einblick in die Entstehung und Entwicklung der sprachlichen Erscheinungen, mit denen er zu tun hat, zu gewähren'. Zunächst die Sprachlehre sowie die grammatischen Anhänge sind mit sorgfältiger Überlegung und

methodischem Geschick abgefaßt; die tüchtige Arbeit hat deshalb auch fast allgemein große Anerkennung gefunden. Ein böser Mangel ist freilich, daß das Buch gerade nach der sprachwissenschaftlichen Seite, in der es doch seinen besonderen Vorzug sucht, nach dem Urteil eines Mannes wie K. Brugmann eine ziemliche Menge 'unerträglicher und unentschuldbarer Versehen und Unrichtigkeiten' enthält (Literar. Zentralblatt 1913, Sp. 1485 ff.). Darüber kann man natürlich nicht mit einem Rezensenten ohne weiteres hinwegsehen in dem Gedanken, 'daß die Sache nicht so belangreich sei, wenn man nur mit Vorsicht verfährt'; wesentlicher ist, daß man annehmen darf, daß eine neue Auflage bald diese, weniger die ganze Anlage des Buches als Einzelheiten betreffenden Mängel beseitigt. Das grundsätzliche Bedenken freilich, das Ref. hat, ist das, daß nach seiner Meinung der hier gegebene und z. T. schon den unteren Klassen zugemessene sprachwissenschaftliche Stoff zu reichlich ist, um nicht die Erreichung des eigentlichen Zieles des lateinischen Unterrichts zu gefährden. Doch davon war schon oben (S. 25) die Rede.

Auch die Übungsbücher sind mit anerkennenswertem Geschick abgefaßt und bieten viel Beachtenswertes. Offensichtlich ist das Streben des Verf., die Übungsstücke stofflich so zu gestalten, daß sie die Schüler interessieren. So bietet er denn von vornherein zusammenhängende oder doch inhaltlich einheitliche Stücke, die namentlich in das römische Leben sowie in die Beziehungen der Römer zu den Deutschen (dergleichen bietet naturgemäß namentlich für die Bewohner des Rheins viel Anziehendes!) einführen; dazu kommen Inschriften, Sprüche, Dichterstellen, Grabschriften usw. Das ist alles recht hübsch; nur, fürchte ich, wird dem Schüler dadurch vielfach ein entlegener und für die Cäsar- und Neposlektüre unbrauchbarer Wortschatz aufgebürdet. Und dann kann ich mich doch auch des Eindrucks nicht erwehren, daß man auch hier, wie überhaupt so oft heutzutage, den Schüler durch allerlei Nebensachen und hübsche Kleinigkeiten zu gewinnen sucht, statt ihn zu ernster Arbeit an der eigentlichen Aufgabe des Unterrichts zu bringen, die leicht unter dem vielen Drum und Dran leidet.

Ich füge noch ein paar Grammatiken an, die ganz besonderen Zwecken dienen.

48) W. Kalb, Spezialgrammatik zur selbständigen Erlernung der römischen Sprache für lateinlose Jünger des Rechts. Mit Übersetzungsbeispielen aus dem Gebiete des römischen Rechts. Leipzig, Nemnich 1910. IX u. 310 S. 8. 7,50 *M.*

Das Buch soll nach dem Vorworte 'dem lateinlosen Absolventen von Oberrealschulen Gelegenheit geben, bei angestrengtem Fleiße schon innerhalb der Mulusferien die römische Sprache . . . ohne Lehrer so weit lernen zu können, daß er als angehender Stud. iur. den exegetischen Seminarübungen und Vorlesungen zu folgen imstande ist'. Vor allem soll es in die Sprache der Institutionen und Digesten Justinians einführen, und zwar nur so weit, als zum Übersetzen aus dem Lateinischen erforderlich ist; deshalb ist neben der vollständigen Formenlehre die Syntax auf das knappste Maß beschränkt.

Das geschickt angelegte Buch wird seinen Zweck ohne Frage erreichen. Aber die so unter dem Zwange der praktischen Verhältnisse gewonnene einseitige Vorbildung im Lateinischen ist doch sicher kein Ideal, sondern nur ein Notbehelf; und darum kann ich mich mit dem Gedanken des Verf. nicht befreunden (S. VIII Fußn.), man solle auf dem Gymnasium in den drei oberen Klassen drei getrennte Parallelkurse für künftige Altphilologen (mit Cicero und Horaz), Theologen (mit Minucius Felix, Lactantius und Augustinus) und Juristen (mit einer Chrestomathie aus römischen Gesetzen, Urkunden und Juristen) einrichten. Von einer solchen rein utilitaristischen Abrichtung für die einzelnen Berufe bleiben wir hoffentlich verschont.

49) G. Rosenthal, Lateinische Schulgrammatik zur raschen Einführung für reifere Schüler. Mit besonderer Berücksichtigung von Cäsars Gallischem Krieg. Für Lateinkurse an Mädchengymnasien, Oberrealschulen usw. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1910. IV u. 70 S. 8. 1 ℳ.

Das außerordentlich knapp gefaßte Büchlein (über die Hälfte des Umfangs wird noch durch Übungssätze und ein Vokabular eingenommen) scheint nach der gewöhnlichen Auffassung kaum den Namen einer 'Grammatik' zu verdienen; aber daß die 2. Aufl. nötig geworden ist, ist ja ein Beweis für die praktische Brauchbarkeit, die sich eben nur durch die Erfahrung erkennen läßt. Was gegeben ist, bietet keinen Anstoß; nur die Erklärung des *ne (ut)* bei den Verba timendi S. 29 hätte meines Erachtens klarer und verständlicher gefaßt werden können.

50) E. Ludwig, E. Bergers Lateinische Stilistik für obere Gymnasialklassen. 10. verbesserte Auflage. Berlin, Weidmann 1910. VII u. 238 S. 8. 2,80 ℳ.

Die vielleicht etwas breit gehaltene, aber sonst tüchtige und zuverlässige Bearbeitung ist von mir in der Wochenschrift für klass. Philologie 1911, S. 121ff. besprochen worden.

51) G. Landgraf, Lateinische Stilistik (Separatabdruck aus G. Landgrafs lateinischer Schulgrammatik). 9. Aufl. Bamberg, Buchner 1911. 67 S. 8. 1 ℳ.

Für den, der nur die früheren Auflagen der Landgrafschen Grammatik kennt, bietet das vorliegende Heft im einzelnen manche Ergänzungen, so daß hier für die Schüler ein reicher Stoff zu Gebote steht. Wenig befreunden kann Ref. sich mit der nach den verschiedenen Klassenstufen getroffenen Einteilung in vier Kolumnen; auch bei einer zusammenhängenden Darstellung des Stoffes hätte sich die Verteilung leicht in anderer Weise andeuten lassen. Sonst ist, was gegeben wird, zuverlässig und gut. Doch hätte § 283, 3^{c} bei der Stellung der Pronomina auch das Demonstrativ mit erwähnt werden können; unter d sind die Angaben über *aio*, wenn es überhaupt berücksichtigt werden soll, etwas zu dürftig.

52) C. Stegmann, Hilfsbuch für den lateinischen Unterricht in den oberen Klassen. Zugleich 7. Aufl. von C. Meißners kurzgefaßter lateinischer Synonymik. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1910. IV u. 132 S. 8. 1,60 *M*.

Die neue Auflage des seiner ganzen Anlage nach wohl schon zur Genüge bekannten Buches zeigt keine bedeutenden Änderungen; in erster Linie war der Verf. darauf bedacht, die Einschränkungen eines jetzt nicht zeitgemäßen einseitigen Ciceronianismus noch mehr als bisher zu beseitigen.

53) G. Wuest, Deutsch-lateinische Wortkunde. Zusammenstellung der wichtigeren mehrdeutigen Wörter und bildlichen Ausdrücke unserer Muttersprache in klassischer Übertragung. Straßburg, Bull 1913. IV u. 223 S. 8. 3,20 *M*.

Wie H. Ludwig in seiner hübschen Lateinischen Phraseologie (erschienen Stuttgart, Bonz u. Co. 1906; vgl. die Besprechung des Ref. Z. G. W. 1907, S. 534 ff.) unter Ausscheidung der gewöhnlichen Wendungen in erster Linie schwierigere moderne, fremdsprachliche und sprichwörtliche Ausdrücke berücksichtigt, so beschränkt sich obige, für Primaner und jüngere Studenten berechnete Wortkunde auf bestimmte Gruppen von Wendungen und Phrasen, in denen häufige und mannigfaltig in ihrer Bedeutung wechselnde Wörter des Deutschen, wie Auge, Kopf, Fuß, Hand, stehen, treten, schlagen, finden, leiden, werfen u. a. je nach Umständen die verschiedensten Übersetzungen erfordern. Daß auf diese Weise eine außerordentliche Menge von Ausdrücken, die dem Anfänger leicht Schwierigkeiten machen, behandelt wird, liegt auf der Hand; füllen doch z. B. die Wendungen mit 'Auge' gut zwei, mit 'stehen' rund drei Seiten. Die gegebenen Phrasen sind vorzugsweise Cicero und Cäsar, in zweiter Linie Livius, Sallust und Nepos entnommen; Verf. hat so ein recht brauchbares und verdienstliches Hilfsmittel geschaffen. S. 17 'am Boden liegen' (zu irgendeinem Zweck) = humi iacere hat der Klammerzusatz doch wohl seine Bedenken; in den Zitaten hätten praktischerweise neben den Kapitelzahlen (die übrigens für Cicero ganz fehlen konnten) die Paragraphenzahlen zugefügt werden sollen. Druckfehler finden sich mehrfach.

54) Max C. P. Schmidt, Stilistische Beiträge zur Kenntnis und zum Gebrauch der lateinischen Sprache. 2. Heft: Wortsinn und Wortschub. Leipzig, Dürr 1911. VII u. 117 S. 8. 2,40 *M*.

Obiges Heft, das Verf. seinen Primanern und Studenten widmet (in der Hauptsache dürfte es allerdings wohl nur für die letzteren in Betracht kommen), gibt zunächst nach logisch-systematischen Gesichtspunkten eine Übersicht über Wortklassen, Satzteile und Satzarten; trotz der zunächst etwas eigenartig anmutenden Termini technici gibt das Ganze doch manche scharfsinnigen und anregenden Bemerkungen. Die Hauptmasse des Buches füllen die Darlegungen über den Wortschub, d. h. den Übergang von einer Wortklasse in die andere, z. B. durch Substantivierung von Adjektiven *(sapiens, dextra)*, oder durch Erstarrung eines Substantivkasus zum Adverb *(vulgo, recens)*. Die einzelnen

Kategorien, die Verf. hier scheidet, werden durch zahlreiche Beispiele belegt, die die Belesenheit und den aufgewandten Sammelfleiß bezeugen; denn alles beruht hier offenbar auf selbständigen Sammlungen. Zum Schluß sind noch 200 Übungssätze angefügt. Gegen die gelegentlich zugefügten Etymologien lassen sich hier und da Zweifel geltend machen; S. 47 ist Caes. B. G. 3, 7, 2 *proximus mare Oceanum* das letzte Wort versehentlich als attributives Adjektiv gefaßt.

E. Zur Methodik des Unterrichts

55) A. Scheindler, Methodik des Unterrichts in der lateinischen Sprache. Wien, Pichler 1913. II u. 312 S. 8. 6 K.

Obiges Buch bildet einen Teil des umfassenden Unterrichtswerkes, das von Scheindler unter Mitwirkung einer Reihe von Schulmännern unter dem Titel 'Praktische Methodik für den höheren Unterricht' in 15 Bänden herausgegeben wird. Für uns kommt hier nur der erste, den grammatisch-stilistischen Unterricht in der lateinischen Sprache behandelnde Teil (S. 1—94) in Frage, der von Scheindler selbst für das Obergymnasium im Verein mit H. Sedlmayer bearbeitet ist; der zweite Teil behandelt die Lektüre der lateinischen Autoren.

Das ganze Buch ist natürlich auf österreichische Verhältnisse zugeschnitten; aber die gegebenen Darlegungen erfahrener und einsichtiger Schulmänner sind für jeden Lateinlehrer lesenswert. Die didaktischen und methodischen Anweisungen für den grammatischen und stilistischen Unterricht sind durchweg verständig und besonnen; daß sie durchaus nicht immer neue Weisheit bieten, da sich die Verf. naturgemäß in vielen Punkten an ihre Vorgänger auf diesem Gebiete anschließen, ist selbstverständlich. Es ist hier nicht möglich, näher auf Einzelheiten einzugehen; nur ein paar Punkte möchte ich hervorheben. Auch Sch. erkennt die Berechtigung einer stärkeren Verwertung der Ergebnisse der Sprachwissenschaft an; aber in so maßvoller und besonnener Weise, daß man ihm ohne weiteres beipflichten kann (S. 6ff.). Er sieht in ihrer Heranziehung doch immer nur ein Nebenprodukt, das beim grammatischen Unterrichte mitgenommen werden kann, nur ein Mittel zur tieferen Fundierung des grammatischen Wissens; Hauptaufgabe des Unterrichts muß immer die sichere Beherrschung der Formen und der Elemente der Satzlehre bleiben. Der gesamte Sprachunterricht am Gymnasium soll sprachgeschichtlich orientiert und basiert werden; aber bei dem Alter der Schüler kann erst allmählich das dem grammatischen Unterricht immanent innewohnende sprachwissenschaftliche Moment zum Bewußtsein gebracht werden, wie das an einzelnen Beispielen ausgeführt wird. Bei diesem Standpunkte will er denn auch bei der dritten Deklination die Stammtheorie im Elementarunterricht nur 'in einer durchaus latenten Form' gelten lassen, während die volle sprachwissenschaftliche Einsicht der Oberstufe vorbehalten werden muß; ebenso lehnt er die Erklärung der Perfektbildungen auf *-ui* und *-vi* unter Heranziehung nur konstruierter, nirgends belegter Formen entschieden ab. S. 71 verteidigt er ausführlich und mit guten Gründen die Berechtigung der

mündlichen und schriftlichen Übersetzungen in das Lateinische; Ref. hätte bei den trefflichen Darlegungen nur noch den Umstand gern schärfer betont gesehen, daß bei dem jetzt so starken Zurücktreten der Grammatik in all den andern Fremdsprachen, die auf der Schule getrieben werden, eine feste grammatische Grundlage, wie sie eben nur mit Hilfe solcher Übungen gewonnen werden kann, wenigstens für eine Sprache unbedingt erforderlich ist; und da kann eben nur das Lateinische in Betracht kommen. Verf. will die Hinübersetzungen im Unterricht beibehalten, trotzdem in Österreich die entsprechende schriftliche Arbeit bei der Reifeprüfung weggefallen ist; so sehr ich ihm beistimme, so fürchte ich doch, daß die fraglichen Übungen durch diesen Wegfall stark leiden, und ich möchte wünschen, daß unsere Gymnasien vor einem solchen Schicksal bewahrt bleiben.

Aufgefallen ist mir S. 8 Abs. 2 der Ausdruck 'niemand Vernünftiger', S. 22 das uns jedenfalls ganz fremdartige 'das neue Vokabel' (zweimal), S. 32 und 33 die Pluralbildungen 'Komparativa' und 'Ablativa', S. 67 die Behauptung, daß *non dubito quin* in Anbetracht seiner Häufigkeit keine besondere Behandlung erheische. Abgesehen davon, daß die zugefügten statistischen Angaben recht ungenau sind, so bleibt doch zu bedenken, daß die Verbindung bei Cicero sehr häufig ist, ebenso bei Livius, jedenfalls weit häufiger noch als der acc. c. inf., dessen große Seltenheit gegenüber *quin* in klassischer Sprache doch auch in Betracht gezogen werden mußte.

56) C. Willing, Zur Methodik des Lateinunterrichts in den unteren und mittleren Klassen des humanistischen Gymnasiums. Zweite, durch einen Abschnitt über das Extemporale vermehrte Auflage. Halle, Waisenhaus 1913. 40 S. 8. 90 ₰.

Die lesenswerte Abhandlung des schon durch seine 'Grundzüge einer genetischen Schulgrammatik der lateinischen Sprache' (Halle 1903) wohlbekannten Verf. beschäftigt sich zunächst mit dem Unterricht in der Formenlehre, die ja eigentlich nicht in unsere Besprechung gehört. Indes kann ich mir nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß er den Mut hat, modernen Pädagogen gegenüber für die Sexta in erster Linie mechanische Gedächtnisarbeit und Formenpauken zu verlangen und ebenso bei der Einübung von deutschen Einzelsätzen ausgehen will. In Quinta soll dann bei der Widerholung und Befestigung die Formenlehre wissenschaftlich begründet werden; zugleich soll aber hier schon die Quarta entlastet werden, indem man bei den unregelmäßigen Verben ihre Konstruktion zugleich mitnennen und einüben läßt. Dann könnten die Schüler so weit gefördert werden, daß in der Tertia die Lektüre in den Mittelpunkt des Unterrichts treten und Tacitus' Germania u. a. vielleicht schon der II B zugemutet werden könne. Wenn ich solche Hoffnungen auch nicht teilen kann, so möchte ich doch noch betonen, daß die besonnene Schrift manche wertvolle didaktische Fingerzeige gibt, so namentlich auch über den Betrieb des Extemporales, wie er sich jetzt gestalten muß — wenn man auch in Einzelheiten anderer Meinung sein kann. Beistimmen möchte ich Verf. besonders auch darin, daß man bei

den Daß-Sätzen schon in IV Sätze der Willensäußerung und der Aussage unterscheiden muß und kann, um darauf im wesentlichen die Lehre von den Nebensätzen aufzubauen.

57) A. Waldeck, Exempla docent. Lehrproben und Lehrgänge 1911, 107. Heft, S. 1—20.

Der bewährte Methodiker des lateinischen Unterrichts beschäftigt sich in dem lesenswerten Aufsatze im Anschluß an verschiedene Mängel der Müllerschen Grammatik namentlich mit der Auswahl der Satzbeispiele für die Syntax. Mit Recht wird betont, daß diese knapp, kurz und leicht verständlich sein und im Gedankenkreise des Schülers liegen müssen, so daß sie nicht erst weitläufiger sachlicher Erklärung bedürfen; Beispiele aus alten Schriftstellen seien deshalb mit Vorsicht auszuwählen und nötigenfalls durch angemessene Abänderungen von unnötigem und störendem Beiwerk zu befreien. Beachtenswert sind auch die eingeflochtenen Hinweise auf scharfe Festlegung einzelner grammatischer Begriffe sowie die Forderung, solche Begriffe dem Schüler zunächst am Deutschen klar zu machen.

58) A. Waldeck, Lateinische Grammatik und Skripta in den Oberklassen des Gymnasiums. Lehrproben und Lehrgänge 1912, 110. Heft, S. 1—20.

Der Aufsatz, der sich besonders mit dem Ostermann-Müllerschen Übungsbuche für die Oberklassen beschäftigt, hebt in grammatischer Hinsicht mit Recht hervor, daß die Manier Müllers, grammatische Einzelheiten verstreut in den Fußnoten seiner Phraseologie unterzubringen, durchaus verfehlt sei; sie müßten vielmehr dem systematischen Zusammenhange der Grammatik einverleibt werden.

59) P. Dörwald, Die Sprachwissenschaft im lateinischen Unterricht. Lehrproben und Lehrgänge 1914, 120. Heft, S. 18—43.

D. ist für durchaus maßvolle Heranziehung der sprachwissenschaftlichen Belehrungen, und zwar verspricht er sich von ihnen Nutzen namentlich für die Syntax. Was er hier verwertet wissen will, ist jedenfalls nicht zuviel, und wird wohl jetzt schon zum guten Teil gelehrt. Meines Erachtens könnte noch manche andere sprachwissenschaftliche Erklärung gegeben werden; so läßt sich z. B. die Wahl der Tempora in den irrealen Bedingungssätzen in oberen Klassen sehr wohl erklären. Verschiedene Einzelheiten dürften kaum richtig sein, so die Annahme eines gen. possessoris in Ausdrücken wie *puer decem annorum,* die dubitative Auffassung des Konjunktivs in *quin*-Sätzen sowie die Behauptung, daß der Coni. potentialis im Lateinischen außerordentlich selten sei.

Hier mag angeschlossen werden:

60) P. Dörwald, Die Negationen des Lateinischen. Ein sprachvergleichender Lehrgang. Lehrproben und Lehrgänge 1913, 116. Heft, S. 68—72.

Verf. gibt eine ganz brauchbare Zusammenstellung über die Negationen *ne, non (noenum), nec* u. a. und im Anschluß daran über die Konjunktion *quin*; etwas Neues wird freilich dem einigermaßen bewanderten Lateinlehrer kaum geboten.

61) H. Willenbücher, Winke zum lateinischen Unterricht (Lehre vom Akkusativ mit dem Infinitiv). Lehrproben und Lehrgänge 1911, Heft 4, S. 48—63.

Ein immerhin lesenswerter Aufsatz über die methodische Behandlung des acc. c. inf. in der Schule, wenn ich auch in manchen Punkten dem Verf. nicht beizustimmen vermag. So läßt sich meines Erachtens der S. 48 Fußn. gemachte Unterschied zwischen *luscinias cantantes audio* und *luscinias cantare audio* nicht durchführen. Der ursprünglich vielleicht vorhandene Unterschied der Konstruktionen hat sich allmählich ganz verwischt.

62) A. Stahl, Der lateinische Akkusativ mit dem Infinitiv, genetisch dargestellt. Pädagogisches Archiv 1913, S. 559—80. Leipzig, Quelle u. Meyer.

Der Infinitiv bildet nach dem Verf. in der bekannten Konstruktion mit dem Akkusativ zusammen eine Einheit, die, grammatisch betrachtet, ebenso wie der bloße Infinitiv einem einfachen Substantiv gleichkommt und so teils als Subjekt, teils als Objekt bestimmter Gruppen von Verben erscheint (z. B. *audierunt muros strui* = sie vernahmen den Mauerbau). So besonders auch bei den Verben des Affekts, die ein solches Objekt außer durch den acc. c. inf. auch noch durch einen *quod*-Satz ausdrücken können (analog tritt *quod* später auch nach den Verba dicendi neben dem acc. c. inf. ein). Daß es sich hier fast durchweg um das faktische (nicht um das kausale) *quod* handelt, wird mit Recht betont (so auch gegen St. Cic. leg. 3, 1 *sane gaudeo, quod te interpellavi,* wie der weiter angeschlossene Satz mit *quoniam* zeigt). Daß der acc. c. inf. und der *quod*-Satz oft ohne wesentlichen Unterschied stehen können, ist sicher; aber ebenso meines Erachtens auch, daß die (übrigens weit seltenere) Konstruktion mit *quod* nur bei wirklichen Tatsachen zulässig ist, während da, wo eine bloße Vorstellung vorliegt oder (ohne Rücksicht auf die Tatsächlichkeit) ausgesprochen wird, der acc. c. inf. eintritt; was St. dagegen sagt, hat mich nicht überzeugt (vgl. auch Beispiele wie *aequum est, quod cives civibus parcunt* und *cives civibus parcere*).

Aufgefallen ist mir, daß *inter, praeter* c. inf. sich in der guten Latinität besonders häufig finden sollen (S. 561).

63) A. Stahl, Der Ablativus absolutus im Unterricht. Fries-Menge, Lehrproben und Lehrgänge 1913, I S. 41—55.

Verf. sucht den Gebrauch des sog. Ablativus absolutus in all seinen verschiedenen Bedeutungen und Schattierungen auf den eigent-

lichen Ablativ *(Abl. separativus)* zurückzuführen, so z. B. auch in modalem und temporalem Sinne. Daß das nicht ohne Künsteleien und Unwahrscheinlichkeiten abgeht, begreift sich leicht; und was schließlich der sonst jetzt geltenden Auffassung gegenüber, daß der Abl. absolutus eigentlich nur ein freierer Ablativ der Zeit, des Grundes, des Mittels oder der Art und Weise ist, gewonnen sein würde, wenn dem Verf. der Beweis seiner Ansicht gelungen wäre, vermag ich auch nicht abzusehen.

64) Th. Nissen, 'Selbständiger' und 'bezogener' Tempus im lateinischen Unterricht. Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen 1910, S. 14—21.

Klare und verständige Auseinandersetzungen über ein schwieriges Kapitel der lat. Grammatik; ob freilich Verf. recht hat, wenn er den bezogenen Gebrauch des Imperfekts ganz in Abrede stellt, ist mir mindestens zweifelhaft.

65) J. Grau, Der Coniunctivus Futuri. Neue Jahrbücher für Pädagogik 1912 (XV), S. 180—83. Leipzig, Teubner.

Der vierte Absatz des kurzen Aufsatzes ist mir zwar im wesentlichen unverständlich geblieben; aber doch hat sich Verf. ohne Frage ein Verdienst erworben durch den Hinweis, daß die üblichen Regeln über die Umschreibung bzw. den Ersatz des futurischen Konjunktivs noch nicht in Ordnung sind. Mit Recht wird betont, daß es für den Schüler eine Erleichterung sein würde, wenn die Formen auf *-urus sim (essem)* einfach als Konjunktive (nicht als Umschreibungen) des Futurs zum Ausdruck der Nachzeitigkeit bezeichnet würden. Besonders aber werden Sätze wie: *negat Cicero, si naturam ducem sequamur, unquam nos aberraturos* den Schülern durch die übliche Behandlung unnötig schwer gemacht; handelt es sich hier doch in Wirklichkeit um gar keinen 'Ersatz', sondern *sequamur* (*sequeremur* neben einem Präteritum) bezeichnet einfach die Gleichzeitigkeit mit der Handlung des übergeordneten Verbs. Ob es freilich praktisch ist, solche Fälle ganz unberücksichtigt zu lassen, ist mir nach meiner Erfahrung fraglich; aber jedenfalls läßt sich die ganze Sache wesentlich einfacher einrichten, als es gewöhnlich geschieht.

66) B. A. Müller, Wahlfreier Lateinunterricht an Oberrealschulen. Pr. der Oberrealschule auf der Uhlenhorst zu Hamburg. 1913. 38 S.

Eine frisch geschriebene, eingehende und anregende Abhandlung über die Gestaltung dieses eigenartigen Unterrichts an der Anstalt des Verf.; die Lektüre ist jedem zu empfehlen, der mit derartigen Verhältnissen zu tun hat.

Norden (Hann.). Carl Stegmann.

Raphael Kühner, Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache. Zweiter Band: Satzlehre. Zweite Auflage in zwei Teilen. Neubearbeitet von Carl Stegmann. Zweiter Teil. Hannover 1914, Hahnsche Buchhandlung. VIII u. 738 S. gr. 8. 16,50 ℳ, geb. 18,50 ℳ.

Nunmehr liegt die Neuauflage von Kühners großer lateinischer Grammatik wider vollständig vor, nachdem Stegmann dem ersten Teile des zweiten Bandes (von uns angezeigt in dieser Zeitschrift 1912 S. 535 ff.) den zweiten, das ganze Werk abschließenden jetzt hat folgen lassen. Dieser letztere enthält 'die Syntaxe des zusammengesetzten Satzes' oder 'die Lehre von der Satzverbindung', und zwar in den zwei Hauptkapiteln VII 'Beiordnung' und VIII 'Unterordnung'; es werden also die Arten der Sätze behandelt und nach diesem Gesichtspunkt erst die Konjunktionen. Das 9. Kapitel behandelt die Fragesätze, das 10. die Oratio obliqua; im 11. Kapitel werden 'besondere Eigentümlichkeiten in der Wort- und Satzfügung', im 12. die 'Wortstellung', im 13. endlich (ganz kurz) die 'Periode' behandelt, die eigentlich der außerhalb der Grammatik liegenden Rhetorik angehört. Es folgt noch ein 15 Seiten umfassendes 'Verzeichnis der benutzten Schriften', das von des Verf. Umsicht und Gewissenhaftigkeit Zeugnis ablegt und in dem nur vereinzelt eine maßgebende Arbeit fehlen dürfte; übrigens werden außerdem in den Anmerkungen noch eine überaus große Anzahl gelegentlich erwähnt, namentlich Aufsätze in Zeitschriften. Den Abschluß bilden zwei ausführliche und sorgfältig ausgearbeitete Register: S. 654—670 'Sachverzeichnis', S. 671—738 'lateinisches Wortverzeichnis'. Die Neubearbeitung zeigt auch in diesem Teile eine gründliche Umgestaltung, naturgemäß, da die reiche neuere syntaktische Literatur Verwertung finden mußte, auch Erweiterung (was in der ersten Auflage auf 537 Seiten stand, umfaßt hier rund 200 Seiten mehr), von der ein großer Teil dem 8. Kapitel, die verschiedenen Arten der Nebensätze umfassend, zugute kommt. Trotzdem ist Verf., was den Kennern der ersten Auflage willkommen sein wird, auch hier in der Anordnung des Stoffes und in den Überschriften der Hauptabschnitte dem alten Kühner treu geblieben, im ganzen auch in der Abteilung der Paragraphen, wenngleich hier einiges anders geordnet oder zusammengezogen ist; manches ist in der Anordnung der Bequemlichkeit des Benutzers angepaßt; z. B. wird § 202 'explicatives *cum*' unter den Adverbialsätzen gebracht, um die Lehre von *cum* im Zusammenhang abzutun, während vieles eigentlich in die Lehre von den Substantivsätzen gehörte; umgekehrt stehen die finalen und konsekutiven Adverbialsätze mit *ut* (§ 186 und 188) unter den Substantivsätzen, um die Lehre von *ut* nicht zu zerreißen. Es ist jedoch äußerst selten und dann — wie hier — wohlbegründet, daß die Disposition durchbrochen wird. So sind es auch praktische Gründe, die den Verf. veranlassen, unter *cum non* 'ohne daß', 'ohne zu' die verschiedenen Wendungen, durch die 'ohne daß' widergegeben werden kann, gleich zusammenzustellen (§ 205 Anm. 7). So viel von der äußeren Anlage des Werkes.

Was die grammatischen Mitteilungen betrifft, so begnügt sich das Werk nirgends mit mechanischen Regeln, sondern die sprachlichen

Erscheinungen im einzelnen werden psychologisch oder historisch begründet und so das Sprachleben im ganzen vor Augen gestellt. Die allgemeinen Betrachtungen zu Beginn jedes Hauptabschnittes bringen sprachphilosophische und sprachgeschichtliche Erörterungen, die in das Wesen des zu behandelnden Abschnittes einführen. Noch sei bemerkt, daß etwaige Besonderheiten oder Eigentümlichkeiten des Sprachgebrauchs nach der Hauptregel stets im Zusammenhange besprochen werden. Übrigens bringt das Buch, als 'Neubearbeitung' von Kühner[1], keineswegs immer stillschweigend die nötigen Berichtigungen zu diesem, sondern polemisiert häufig mit eingehender Begründung gegen ihn, wo die von ihm vorgetragene Ansicht mit Unrecht Anhänger gefunden hat. In den Beispielen, die, was wertvoll ist, großenteils ausgeschrieben sind, werden die gesicherten Lesarten gebucht, doch bei auffallenden und anstößigen Erscheinungen der Überlieferung auch die Berichtigungen der einzelnen Kritiker gebracht. Viele Beispiele, die bei Kühner[1] stehen, sind gestrichen, sofern sie für die zu belegende Regel nicht unbedingt zwingend sind oder auch nur eine andere Erklärung zulassen. Und nicht bloß die gesicherten Lesarten werden angegeben, sondern auch die jetzt anerkannte richtige Auslegung von zweifelhaften Stellen gegenüber früherer Auffassung wird gegebenenfalls hervorgehoben. Nur selten wird ein Beispiel fälschlich herangezogen. So liegt, wie mir scheint, S. 576 Liv. 22, 39, 6 ein eigentlicher Pleonasmus nicht vor; die drei Stufen von Zuständen, die hier deutlich angegeben werden mit 'priusquam peteret consulatum, deinde in petendo consulatu, nunc quoque consul' ließen sich kaum anders ausdrücken, als wie es hier geschieht. — In der Zusammenstellung der Beispiele wird, wie es schon Kühner tat, der sprachgeschichtlichen Entwicklung Rechnung getragen, indem zuerst der ältere Sprachgebrauch belegt wird, dann der der klassischen Zeit und endlich das Spätlatein, wie denn auch sonst oft auf die fortschreitende Entwicklung der Sprache aufmerksam gemacht wird.

Einige wenige Einzelbemerkungen, zugleich mit Berichtigung von ein paar störenden Druckfehlern, mögen hier noch Platz finden. S. 30 Z. 20 v. o. ist zu lesen *Verg.* st. *Vergl.* — S. 57 unter 10 *non modo .. sed etiam* steht: *verum* st. *sed* 'bevorzugt Cicero in seinen früheren Reden und in der Schrift de inventione stark, später setzt er dafür *sed*'. Aber in den Beispielen auf S. 58 aus Lael., de or., pro Mil., de leg. steht *verum etiam*. — S. 61 Z. 14 v. u. zu lesen *verneint* st. *vereint*. — S. 87 Z. 12 v. o. *aegritudo* st. *agr.* — S. 159, 10 Z. 7 v. u. *reddidisti* st. *reddisti*. — S. 172 Z. 6 v. u. *patitur* st. *potitur*. — S. 186 2α Z. 8 *cotidie* st. *coditie*. — S. 322 Z. 9 v. u. *gezogen* st. *geogen*. — S. 350 § 206 Z. 2 *cum-tum* st. *tum-cum*. — S. 383, 3 steht: '*Quod* und *quia* sind gleichbedeutend und wechseln oft miteinander ab.' Das letztere ist zweifellos, das erstere ist mir nicht so einleuchtend; *quia* bezeichnet den tatsächlich vorliegenden, zwingenden Grund, *quod* den mehr subjektiven, mitbestimmenden. Warum ist *non quia* (statt *non quod, non quo*), wie Verf. selbst S. 385, 4 sagt, ziemlich selten in der klassischen Sprache, erst seit Livius öfter, bei den Späteren häufig zu finden? Sollte der Grund nicht ein sich mehr und mehr abstumpfendes

Sprachgefühl sein? Selbstverständlich deckt sich tatsächlicher und subjektiver Grund sehr häufig; aber wo beide Konjunktionen stehn, tritt der Unterschied hervor, so in dem vom Verf. selbst gebrachten Beispiel (S. 384 Z. 19 v. u.) Cic. pro Rosc. Am. 145 'concedo, et quod animus aequus est et *quia* necesse est', wo Verf. freilich, wie es scheint, eine einfache Abwechslung annehmen möchte. — S. 523 wird als Grundbedeutung von *an* mit Recht 'oder' angegeben. Trotzdem steht S. 518 Anm. 1, daß 'es zunächst in einfacher Frage gebraucht ist, dann aber wegen seiner adversativen Bedeutung die normale Partikel für das zweite Glied der Doppelfrage wurde'. Man wird aber wohl bei der hergebrachten Annahme stehn bleiben, daß die Verwendung von *an* in einfacher Frage durch eine Ellipse zu erklären ist, indem das erste Glied als nicht erwähnenswert und nicht einmal fraglich wegfällt. — S. 529, 5 *utrumne* in einem Worte war als unklassisch zu bezeichnen; bei Cicero steht es ganz vereinzelt in seinen frühesten Schriften (de inv. 1, 51 'age sis, *utrumne* tuum virum malis an illius' haben einige Kritiker das *ne* weggelassen; und Quinct. 92 setzt schon Orelli '*utrum possitne*'). Die vom Verf. beigebrachten Beispiele sind alle (bis auf das aus Cic. de inv. und eines des altertümelnden Sisenna) aus Dichtern oder Späteren. Dennoch steht nichts im Wege, die Formel 'utrum .. ne—an' als die ursprüngliche für die Doppelfrage anzusehen; daß .. *ne* frühzeitig wegfiel, erklärt sich daraus, daß bei dem die Doppelfrage, also zunächst deren erstes Glied einleitenden *utrum* eine besondere Kennzeichnung der ersten Frage (durch .. *ne*) sich erübrigte. — S. 537 Anm. 2 steht: Caes. b. c. 3, 73, 6 'ist die Überlieferung verderbt'; indessen Krahner-Hofmann z. d. St. gibt die Erklärung nach Madvig. — S. 576 Z. 8 v. u. fehlt vor den Zitaten *Liv.* — S. 589 Fußnote 2 vermisse ich unter den (älteren) Arbeiten über die Wortstellung die von Scharfsinn und Belesenheit zeugende Programmabhandlung von Goßrau (Quedlinburg 1861), die der selbe auch in seiner Lateinischen Sprachlehre verarbeitet hat. Freilich gilt auch für die Wortstellung, was Verf. S. 622 Fußnote von dem Prosarhythmus sagt: 'Die Ansichten gehen auf diesem Gebiete noch vielfach auseinander'; und der Scharfsinn der Grammatiker läuft nicht selten Gefahr, der Spitzfindigkeit nahezukommen.

Wenn wir unser Urteil über den zweiten Teil der Satzlehre von Kühner-Stegmann zusammenfassen, so ist es dies: Die systematische und übersichtliche Anordnung des Stoffes, die Zuverlässigkeit und verhältnismäßige Vollständigkeit in der Mitteilung der Tatsachen und der Belege, die wissenschaftliche Begründung der sprachlichen Erscheinungen, die stete Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung des sprachlichen Lebens, dazu eine Fülle feiner stilistischer Beobachtungen machen das Werk, mögen sich auch nicht alle Probleme restlos lösen lassen, zu einem hervorragenden wissenschaftlichen Hilfsmittel; und es wird, wie wir es schon in der Beurteilung des ersten Teiles aussprechen konnten, nicht bloß dem Lehrer des Lateinischen auch fernerhin als bewährter Führer dienen und ihm in vielen Einzelfragen Aufschluß geben, sondern auch dem Forscher auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik nützlich sein.

Hanau. O. Wackermann.

Kritisches und Exegetisches zu lateinischen Schriftstellern

Cic. pro Quinct. § 29: Alfenus interea Romae cum isto gladiatore vetulo cotidie pugnabat: utebatur *populo* sane suo, propterea quod iste caput petere non desinebat. An dieser Stelle ist der Ausdruck utebatur populo suo zu unbestimmt. Was soll das heißen 'er gebrauchte sein Volk'? Das könnten doch nur Leute wie Sklaven oder Gladiatoren sein, die ihm zur Verfügung standen, wie später einem Clodius und Milo; dergleichen aber populus zu nennen, wäre eine ganz ungewöhnliche Bezeichnung. Für populo ist zu lesen *capulo*, das hier Schwert bedeutet, wie de fato § 5: aut Philippus hasce in capulo quadrigulas vitare monebatur? Quasi vero *capulo* sit occisus. Dieses Wort wählte an unserer Stelle Cicero wegen des Wortspieles von capulum und caput: utebatur *capulo* sane suo, propterea quod iste *caput* petere non desinebat.

Cic. pro Deiot. § 8: te amicum et placatum *Deiotari regis* arae focique viderunt. Deiotari klammern nach Heraeus' Vorgange Halm und Eberhard ein, weil Cicero immer mit vorangestelltem rex sage rex Deiotarus. Diese Stellung ist allerdings die gewöhnliche; aber auch die mit nachgestelltem rex findet sich de divin. I, § 26: Nam quid ego hospitem nostrum, clarissimum atque optimum virum, *Deiotarum regem* commemorem? Ebenso ad Att. V, 21, 14: P. Valerium negat habere quicquam Deitorus rex. Beide Stellen sind mir zufällig aufgestoßen, und es ist leicht möglich, daß sich auch sonst noch ein Beispiel von dieser Stellung bei Cicero findet. Cicero war gewohnt, bei der Erwähnung dieses Königs rex hinzuzufügen, und so hat er es auch in diesem Falle getan, trotzdem er erst kurz vorher regi Deiotaro gesagt hatte. Hätte Cicero wirklich te amicum et placatum regis arae focique acceperunt geschrieben, so wäre es sicherlich keinem Abschreiber eingefallen, Deiotari einzuschieben, ebensowenig wie kurz nachher quamquam cui sunt inauditae cum Deiotaro querellae tuae ohne rege gesagt ist.

Cic. Phil. I, § 37: Satis erat enim probatum illum esse populo Romano, ut est, iucundum amicis, in quo vincit omnes, carum suis, quibus est *ipse* carissimus: tantam tamen sollicitudinem bonorum, tantum timorem omnium in quo meminimus? Das Pron. ipse schließt Halm in Klammern ein, und ebenso Koch-Eberhard. Letzterer bemerkt: 'ipse ist als völlig überflüssig, ja sinnlos zu streichen, man müßte es denn in nicht

nachweisbarer Bedeutung wie vel oder unus beim Superlativ auffassen'. Ich gebe zu, daß ipse allerdings zu entbehren wäre; da es aber einmal dasteht und nicht zu begreifen ist, wie es, wenn es von Hause aus fehlte, in den Text hineingekommen sein sollte, so müssen wir uns nach einer einigermaßen befriedigenden Erklärung umsehen. Und die braucht man denn auch nicht lange zu suchen. Man sehe sich nur einmal die drei Prädikate probatum esse populo Romano, iucundum amicis und carum suis etwas genauer an in ihren relativen Bestimmungen, und man wird unschwer in letzteren eine rhetorische Steigerung entdecken. Zu dem ersten tritt ut est, welches einfach das Tatsächliche des Falles bezeichnet; viel stärker ist schon das zum zweiten gesetzte in quo vincit omnes, und am stärksten endlich quibus est *ipse* carissimus. Fehlte ipse, so könnte carissimus auch als Elativus gefaßt und übersetzt werden, 'denen er sehr teuer ist'; mit ipse dagegen, durch welches das Subjekt so recht nachdrücklich hervorgehoben werden soll, ist carissimus Superlativ und die Bedeutung 'denen er selbst, d. h. gerade er' im Vergleich oder Gegensatz zu anderen Familiengliedern der teuerste ist. Vgl. über diesen Gebrauch von ipse zur Bezeichnung der Gegensätzlichkeit Süpfle, Prakt. Anl. z. Lateinschr. II. Abt. § 169.

Cic. Phil. II § 58 heißt es von einer Reise des Antonius durch Italien: vehebatur in essedo tribunus plebis; lictores laureati antecedebant, inter quos aperta lectica mima portabatur, quam ex oppidis municipales homines honesti, obviam necessario prodeuntes, non noto illo et mimico nomine, sed Volumniam consalutabant. Sequebatur raeda cum lenonibus, comites nequissimi; reiecta mater amicam impuri filii tamquam nurum sequebatur. Antonius also, begleitet von seiner Geliebten, läßt diese nicht mit ihrem bekannten Namen, nämlich Cytheris, begrüßen, sondern unter dem Namen Volumnia. Halm bemerkt dazu: 'Volumniam, weil sie auch die Geliebte des Volumnius Eutrapelus (ad Fam. 10, 26 muß heißen 9, 26, 2), eines üppigen Senators, war.' Ebenso erklärt Richter-Eberhard. Ich muß mich wundern, wie man eine so sonderbare Erklärung geben kann und die richtige, die doch so nahe liegt, übersehen hat. Antonius zieht, wie Cicero die Sache darstellt, durch die Städte Italiens, wird überall von den Spitzen der Behörden, gar ehrsamen Bürgern, empfangen und stellt nun diesen die Tänzerin und Hetäre Cytheris nicht als solche und seine Geliebte mit diesem Namen, sondern als Matrona, ja als seine Gemahlin vor und läßt sie als solche mit dem altrömischen Namen Volumnia begrüßen. Deshalb heißt es ja gleich weiter *mater* amicam impuri filii *tamquam nurum* sequebatur, womit die Stelle bei Cic. ad Att. X, 10, § 5 stimmt, wo es heißt: Hic tamen Cytherida secum lectica portat, alteram uxorem. Als ehrsame römische Hausfrau kann Cytheris nicht diesen griechischen Namen führen, der sofort wie Lais, Lesbia, Lalage, Chloe u. a. sie als das, was sie wirklich war, gekennzeichnet haben würde — nein, sie wird als Volumnia vorgestellt und begrüßt, d. h. als römische Hausfrau mit echtem, altrömischem Namen, aus dem altadligen Geschlechte der Volumnier. Einen Konsul L. Volumnius erwähnt Liv. IX, 42; mit den Senatoren L. und P. Volumnius Eutrapelus verkehrte Cicero freundschaftlich; und daß die Gattin Coriolans ebenfalls

dieser Gens angehörte und Volumnia hieß, ist allbekannt. Mag also immerhin Cytheris früher die Geliebte des Volumnius Eutrapelus gewesen sein (Cic. ad fam. IX, 26, 2) — jetzt sicherlich nicht; denn das würde sich wohl Antonius entschieden verbeten haben — für unsere Stelle ist das gleichgültig, wahrscheinlich jedoch, daß Cytheris wirklich von Hause aus als Freigelassene dieses Senators den Namen Volumnia führte.

§ 73 der selben Rede sagt Cicero, um zu schildern, in welch schmählicher Verfassung die einstigen Sachen, Sklaven usw. des Pompejus, die Antonius nebst dem Hause, den Gärten und dem ganzen Besitze käuflich erworben hatte, später bei einer beabsichtigten Versteigerung gewesen seien: auctionis vero miserabilis aspectus: vestis Pompei non multa eaque maculosa; eiusdem quaedam argentea vasa collisa, sordidata mancipia, *ut doleremus quicquam esse ex illis reliquiis, quod videre possemus.* Ich habe mich lange vergeblich abgemüht, dem letzten Satze von ut an einen einigermaßen erträglichen Sinn abzugewinnen. Wie die Worte da stehen, müssen sie in erster Linie übersetzt werden: 'so daß wir schmerzlich es empfanden, daß noch irgend etwas (od. das geringste) von jenen Überbleibseln es gäbe, das wir sehen könnten. Ist das aber einigermaßen logisch? Esse ist ja hier nicht Kopula, sondern volles Verbum = da sein, noch vorhanden sein; das ist aber das selbe wie 'übrig sein'; damit verträgt sich also nicht ex illis reliquiis; man verlangte dafür ex illis ohne den Zusatz von reliquiis, das demnach auch Koch strich. Wäre damit schon ein guter Sinn gewonnen, so möchte es sich aber noch eher empfehlen nach Pluygers Vermutung reliquiis in reliqui zu ändern. Aber auch so geben die Worte: 'so daß wir schmerzlich es empfanden, daß noch das geringste übrig sei, das wir sehen könnten', keinerlei befriedigenden Sinn; denn es erhellt sofort, daß die Worte quod videre possemus ohne rechte Bedeutung sind. Eberhard erklärt: 'quicquam ist ganz enge mit quod videre possemus zu verbinden, damit reliquiis neben esse "übrig sein" nicht überflüssig und schief erscheint'; doch leuchtet das Gezwungene einer solchen Erklärung auf den ersten Blick ein. Halm geht über die ganze Stelle mit Stillschweigen hinweg, d. h. weiß auch damit nichts anzufangen. Meiner Meinung nach liegt der Fehler nicht in reliquiis, das beizubehalten ist mit Bezug auf § 66, wo es hieß horum paucis diebus nihil erat, d. h. 'von alle dem war in wenigen Tagen so gut wie nichts mehr übrig', sondern vielmehr in quicquam esse, wofür ich mit sehr geringfügiger Änderung quidnam esset einzusetzen vorschlage. Dann haben wir also von doleremus abhängig einen indirekten Fragesatz, und die ganze Stelle lautet: 'so daß wir schmerzerfüllt uns fragten, was es denn von jenen Überbleibseln noch gebe, das wir mit anzusehen vermöchten', d. h. dessen Anblick erträglich wäre. Ich hoffe, daß man an dieser Erklärung keinen Anstoß nimmt. Ich kann zwar für doleo mit abhängigem Fragesatz augenblicklich kein zweites Beispiel anführen; aber das Ergänzen eines Verbalbegriffs, wie ich es getan habe, indem ich frei übersetzte 'so daß wir schmerzerfüllt uns fragten', um diese ohne jene Konstruktion zu erklären, ist im

Lateinischen etwas ganz Gewöhnliches, namentlich, wie im vorliegenden Falle, bei indirekten Fragesätzen. Vgl. Süpfle, Prakt. Anleit. z. Lateinschr. II. Abt. § 44, der auch nach mirari, admirari sowie den Verben der Furcht und Besorgnis Beispiele von indirekten Fragesätzen anführt. Ergänzt man aber bei den Affekten der Verwunderung, der Furcht und Besorgnis das Verbum fragen, warum dann nicht auch bei dem des Schmerzes? Und was endlich die Übersetzung von quod videre possemus durch 'dessen Anblick erträglich wäre' anbetrifft, so verweise ich auf Cic. in Pis. § 64: Age, senatus odit, te quod eum tu facere iure concedis, afflictorem ac perditorem non modo dignitatis et auctoritatis, sed omnino ordinis ac nominis sui: videre equites Romani non possunt (nämlich te). Hier heißen die letzten Worte ebenso 'die römischen Ritter können dich nicht sehen', d. h. dein Anblick ist den römischen Rittern unerträglich. Aus dieser Bedeutung von videre ist ja invisus = verhaßt entstanden. Sehr bezeichnend ist dafür die Stelle bei Cic. ad fam. X, 31, 2: Ne movear eius sermonibus, *quem tametsi nemo est qui videre velit,* tamen nequaquam proinde ac dignus est oderunt homines, periculum non est: *adeo est enim invisus mihi,* ut . . .

Cic. Phil. II, § 110 wird allgemein gelesen: O detestabilem hominem, sive quod Caesaris sacerdos es, sive quod mortui. Die 2. Pers. es verträgt sich nicht mit dem vorangehenden Akkusativ des Ausrufs; sie erforderte den Vokativ der Anrede, wie in dem bekannten Beispiel pro Arch. p. § 24: O fortunate adulescens, qui tuae virtutis Homerum praeconem inveneris! Es ist also mit leichter Änderung die 3. Pers. est herzustellen, oder es müßte wenigstens zu dem Akk. ein te hinzugefügt werden: O te detestabilem hominem, was gerade in dieser Stellung vor der fast gleichklingenden Silbe de leicht ausfallen konnte; vgl. § 54: O miserum te, si haec intellegis.

Cic. de divin. I, § 121 ist die gewöhnliche Lesart: Ut igitur, qui se *tradet ita* quieti, praeparato animo cum bonis cogitationibus tum rebus ad tranquillitatem accommodatis, certa et vera cernit in somnis, sic castus animus . . . est paratior, die aber in doppelter Hinsicht zu beanstanden ist. Erstens entspricht das Fut. tradet nicht dem folgenden Praes. cernit, und zweitens ist ita vollständig überflüssig und kaum anzunehmen, daß Cicero damit den folgenden Abl. abs. habe einführen wollen. Wo steckt nun der Fehler? Sicherlich nicht in dem folgenden cernit, das beizubehalten ist —, Lambin verbesserte zwar cernet, aber dann hätte er auch im Vordersatz das genauere Tempus nehmen und tradiderit schreiben sollen — da Cic. mit dem Präsens sic est paratior fortfährt. Also muß tradet ita fehlerhaft sein. Ita fortzulassen, was Ernesti wollte, hilft nicht viel; denn einmal bleibt tradet übrig, und dann sieht man auch nicht ein, wo auf einmal ita, wenn es ursprünglich fehlte, hergekommen sein sollte. Ich meine also, der Fehler steckt in beiden Wörtern zusammen: für *tradet ita* stand ursprünglich und ist zu schreiben *tradidit.* Dann haben wir kein überflüssiges Wort und die genaue Tempusfolge: qui se tradidit quieti . . . certa et vera cernit.

Cic. de div. II, § 57 heißt es vom Krähen der Hähne in einem Fragment des Ennius: favent *faucibus russis* cantu plausuque premunt

alas. Das Beiwort russis 'mit roten Kehlen' paßt nicht, um so weniger, als silentio noctis dies geschieht. Es ist, was schon Hottinger vermutete, faucibus *rau*cis zu verbessern; denn raucus bezeichnet nicht nur das Heisere, Rauhe des Tones, sondern namentlich auch das Schrille, Kreischende der Stimme der Vögel. So Verg. Aen. VII, 705 volucrum raucarum; Aen. XI, 458 rauci cycni; Lucr. VI, 751 r. cornices; Ov. Met. V, 678 r. garrulitas picarum u. a.

Cic. de leg. I, 1 steht in der Klotzschen Textausgabe: Si enim manet *illa* quercus statt: Si enim manet *ulla* quercus, haec est profecto.

Liv. II, 24, 5 heißt es: Nec posse, cum hostes prope ad portas essent, bello *praevertisse* quicquam; nec, si sit laxamenti aliquid, aut plebi honestum esse, nisi mercede prius accepta arma pro patria non cepisse, neque patribus satis decorum, per metum potius quam postmodo voluntate afflictis civium suorum fortunis consuluisse. Daß der erste Satz nec ... quicquam verdorben ist, liegt auf der Hand; denn einmal fehlt das Subjekt des Acc. c. Inf., und zweitens ist der Inf. Perf. auffällig anstatt des Inf. Praes. Weißenborn vermutete deshalb, daß vielleicht statt posse zu lesen sei ipsos = sie selbst, d. h. die Konsuln. Er war damit meines Erachtens auf richtigem Wege; denn in diesem ersten mit nec eingeführten Satze muß entschieden irgend etwas den Dativen plebi und patribus des zweiten mit nec entgegengestellten Gliedes entsprechen; das kann aber nach dem Zusammenhange nichts anderes sein als die Konsuln oder der redende Konsul oder dafür eingesetzte Pronomina. Aber Weißenborns Vermutung entfernt sich einmal zu sehr von der überlieferten Lesart, und dann bleibt immer noch der Inf. Perf. praevertisse, während der Sinn den Inf. Praes. erfordert = sie könnten augenblicklich an nichts anderes als an den Krieg 'denken', aber nicht 'gedacht haben'. Besser wäre es deshalb jedenfalls, woran ich früher dachte, zu schreiben: nec posse ... praeverti ipsis oder ipsi. Aber diesen selben Sinn erhält man noch viel einfacher, wenn man in der überlieferten Lesart praevertisse nur einen einzigen Buchstaben ändert, nämlich das erste s in a verwandelt und schreibt: nec posse ... bello praeverti a se quicquam. Es erhellt, wie leicht dieses praeverti a se wegen des voraufgegangenen Infinitivs intervenisse und der folgenden cepisse und consuluisse in praevertisse verwandelt werden konnte, namentlich bei der ungewöhnlichen Stellung von a se quicquam nach dem Verbum am Ende des Satzes. Und doch hat diese Stellung, nach dem einmal posse und der Satz mit cum voraufgenommen war, ihre volle Berechtigung: sie hebt so recht scharf den Gegensatz des redenden Konsuls oder der Konsuln zu den folgenden Dativen plebi und patribus hervor.

Liv. IX, 19, 10: Ne ille (d. h. Alexander d. Gr.) saepe, etiamsi prima prospere evenissent, Persas et Indos et imbellem Asiam quaesisset et cum feminis *sibi* bellum tuisse dixisset. Sollte hier nicht viel bezeichnender statt sibi Livius geschrieben haben *ibi*? Wie leicht konnte daraus, nach dem Schlußbuchstaben des vorhergehenden Wortes feminis, sibi entstehen?

Liv. XXV, 13, 10 ist Lesart: immixtis agrestibus iis externis. Der

Sinn erfordert agrestibus externis ohne iis, oder agrestibus et iis (oder iisque) externis. Aber vielleicht ist gar keine Änderung nötig, wenn man nämlich hinter agrestibus ein Komma setzt. Dann hat Livius die kopulative Verbindung weggelassen, wie in anderen Fällen die adversative.

Tac. Germ. cap. 5 am Ende steht: Argentum *quoque* magis quam aurum sequuntur. Quoque klammert Tücking mit vollem Rechte ein, da es so nur heißen könnte, wenn vorher von anderen Gegenständen die Rede gewesen wäre, denen die Deutschen ebenso wie dem Silber den Vorzug vor dem Golde gegeben hätten. Er vermutet argentum*que*; aber noch einfacher dürfte es sein, in quoque einen einzigen Buchstaben einzuschieben und argentum *quodque* zu lesen. Über den freieren Gebrauch von quisque bei Tacitus im Vergleich zum klassischen führe ich nur die beiden Stellen aus der Germ. an: cap. 21: pro fortuna *quisque* apparatis epulis excipit und cap. 24 am Ende: ut se *quoque pudore* victoriae exsolvant.

Tacit. Germ. 7: unde feminarum ululatus *audiri*. Baumstark sucht den ganz ungewöhnlichen Infinitiv durch zwei Beispiele (aber beide Male Inf. Praes. *Act.*) zu verteidigen. Will man etwas ändern, so möchte ich weder für auditur oder audias, was konjiziert ist, mich entscheiden, sondern eine ganz geringe Änderung vorschlagen, nämlich statt audiri zu setzen audire. Dann ist zu diesem Infinitiv est zu ergänzen und est audire genau so gesagt wie est videre cap. V. Die Auslassung von est befremdet aber um so weniger, als auch bei dem unmittelbar vorhergehenden Gliede sowie bei dem folgenden Satze zweimal das Verb. subst. sunt zu ergänzen ist.

Tacit. Ann. I, 50: limitemque a Tiberio coeptum scindit, castra *in limite* locat, frontem ac tergum vallo, latera concaedibus munitus: eine so einfache Stelle, und doch so sonderbar erklärt, wenn man *in* limite = auf oder neben oder an dem Grenzwall übersetzt. Machen wir uns die Sache einmal klar. Germanikus will über den das rechtsrheinische Gebiet schützenden Grenzwall hinaus in das Innere von Germanien einfallen. Deshalb zerreißt oder durchschneidet er den eine einzige ununterbrochene Linie bildenden Grenzwall und dringt weiter vor, natürlich auf einem festen Wege, der von dem Heere immer weiter durch Wälder und sonstige Hindernisse (vgl. weiterhin obstantia silvarum amoliri) gebahnt wird. Es wird wirklich der Grenzwall eingerissen und durch diese Lücke die Heerstraße hindurchgeführt. Natürlich ist es nun nötig, diese Stelle, das Ausfalltor, besonders zu schützen und zu befestigen. Deshalb legt Germanikus in limite, d. h. ganz wörtlich 'im Grenzwall', in dieser Lücke, ein Lager an, das nicht bloß für eine Nacht das Heer schützen sollte — denn dann hätte es dessen gar nicht bedurft, da der Grenzwall an und für sich Schutz genug gewährte, um dahinter zu biwakieren —, sondern dauernd diesen militärisch wichtigen Punkt zu decken bestimmt war, eine Besatzung erhielt und als ein Standlager von den Zurückbleibenden immer fester gemacht wurde. Vorläufig aber hält sich Germanikus selbst nicht allzu lange dabei auf: er läßt nur Vorderseite und Rücken durch einen Wall, die Seiten dagegen durch

Verhaue schützen. Man fragt: weshalb nicht auch die Seiten durch Wall und Graben? Ich glaube deshalb, weil Germanikus den Durchgang durch den Limes an einer Stelle wählte, welche loci natura geschützt war, also auf einer Anhöhe, die nach beiden Seiten abfiel. Ich denke mir ein ähnliches Terrain, wie es Cäsar b. G. II, 8, 3 auswählte, als er den überlegenen Scharen der vereinigten Belgier gegenüberstand: da schlug er auch ein Lager auf einem Hügel auf, der sich ein wenig aus der Ebene erhob und dessen Seiten abfielen — collis ... paululum ex planitie editus ... ex utraque parte lateris deiectus habebat — doch sicherte Cäsar in diesem Falle, da er den Belgiern längere Zeit gegenüberstand, ohne daß es zu einer entscheidenden Schlacht kam, seine Stellung dadurch, daß er, um einen Flankenangriff der Feinde unmöglich zu machen, je einen Quergraben zu beiden Seiten des Lagers ziehen und die Enden mit Schanzen sichern ließ: ab utroque latere transversam fossam obduxit ... et ad extremas fossas castella constituit. Nur in dem Falle, daß die Befestigung einen dauernden Zweck hat, versteht man, weshalb Germanikus auch die Rückseite durch einen Wall schützen ließ. Für den augenblicklichen Schutz bedürfte es dessen nicht: wo hätte denn so plötzlich im Rücken ein feindlicher Angriff herkommen sollen? Anders aber bei einem Standlager, wenn Germanikus weiter gezogen war: da mußte man für alle Fälle gerüstet sein, auch für den Fall, daß der Feind den Grenzwall an irgendeiner anderen Stelle durchbrach und den Römern in den Rücken fiel. Dann mußte das Standlager, eine Festung, imstande sein, sich so lange zu halten, bis Entsatz nahte. Deshalb ließ auch Cäsar in dem erwähnten Falle an der Aisne in seinem Rücken die Brücke über den Fluß durch einen Brückenkopf mit einer Besatzung von sechs Kohorten (II, 5, 6) sichern, eine Maßregel, die ihm weiterhin sehr zustatten kam und zu einem ersten Siege über die belgischen Völkerschaften verhalf (cap. 9 zu Ende und 10 Anfang).

Wie sich Nipperdey und Dräger, wenn sie in limite 'oben auf dem Limes', 'auf dem Grenzwall' erklären, die ganze Situation denken, verstehe ich nicht. Auf dem Grenzwall ein Lager? Der, wenn er auch ziemlich breit war, das Lager ungewöhnlich in die Länge hätte ausdehnen müssen? Und dazu noch Wälle vorn und hinten? Wozu ein solcher Pleonasmus? Wie gesagt, ich verstehe das alles nicht. Bötticher mit seiner Übersetzung 'schlägt an dem Grenzwall ein Lager auf' kommt der Sache schon näher; wer sich dafür entscheidet, müßte sich das Lager vor oder hinter dem Grenzwall angelegt denken, so daß also dieser die Vorder- oder Rückseite des Lagers bildete; aber dann bedurfte es keines neuen Walles entweder auf der Vorder- oder auf der Hinterseite; und *in* limite kann auch nicht 'an dem Grenzwall' bedeuten.

Tacit. Ann. II, 57: Sermo coeptus a Caesare, qualem ira et dissimulatio gignit, responsum a Pisone precibus contumacibus; discesseruntque apertis odiis. Der Ausdruck precibus ist dem Charakter Pisos und der ganzen Szene, wie Tacitus sie schildert, durchaus nicht entsprechend, paßt auch wenig zu seinem Attribute contumacibus und zu den folgenden

Worten atrox ac dissentire manifestus. Ich vermute, daß Tacitus statt precibus geschrieben hat *vocibus*.

Tacit. dial. de or. 20: praecurrit hoc tempore iudex dicentem, et nisi aut cursu argumentorum aut colore sententiarum aut nitore et cultu descriptionum invitatus et *corruptus* est, aversatur (dicentem). Das Partizipium corruptus paßt nicht in den Zusammenhang, da es nur im tadelnden Sinne = 'verdorben, bestochen' gebraucht wird. So sagt z. B. Cicero pro Sest. § 115 Comitiorum et contionum significationes interdum verae sunt, nonnunquam vitiatae et corruptae. Hier sieht man so recht aus dem Gegensatze verae und andererseits aus der Zusammenstellung mit vitiatae die Bedeutung von corruptae, die unserer Stelle fernliegt. Man darf sich nicht durch das deutsche 'bestochen', das auch für unsere Stelle paßt, bestimmen lassen; denn der Sinn ist nur: der Richter will von vornherein nur solche Redner, die ihn durch schlagende Beweise und glänzende Diktion anziehen und fesseln, d. h. ergreifen. Es ist also statt corruptus zu verbessern: invitatus et *correptus*.

Suet. Aug. 25 steht in der Rothschen Textausgabe: Libertino milite . . . bis usus est: semel ad praesidium coloniarum Illyricum contingentium, iterum ad tutelam Rheni fluminis; eosque, servos adhuc viris feminisque pecuniosioribus indictos ac sine mora manumissos, sub *priore* vexillo habuit, neque ant commixtos cum ingenuis aut eodem modo armatos. Hier ist sub *priore* vexillo sinnlos, da neuformierte Truppen von Freigelassenen nicht unter ihrer früheren Fahne stehen können. Was der Sinn erfordert, ergibt sich sofort aus den Schlußworten neque aut commixtos cum ingenuis, d. h. sie wurden nicht eingereiht unter Truppen von Freigeborenen, sondern bildeten eine besondere Truppe für sich. Also ist zu verbessern: sub *proprio* vexillo.

In der selben Ausgabe heißt es Aug. 40: Etiam habitum vestitumque pristinum reducere studuit; ac visa quondam pro contione *pullatorum* turba, indignabundus et clamitans: En Romanos, rerum dominos, gentemque togatam! negotium aedilibus dedit, ne quem posthac paterentur in foro *circave* nisi positis lacernis togatum consistere. Es ist von den Bestrebungen des Augustus die Rede, auf allen Gebieten wider altrömische Sitte und Zucht einzuführen. So auch in Tracht und Kleidung. Die obige Stelle leidet nun an zwei Verderbnissen. Die zweite circave ist wohl nur ein Druckfehler statt circove, da dieser Lesart Roth selbst in der Vorrede S. XXIX mit Hinweis auf die S. 287, 14 angeführte Stelle des Laur. Lyd. *καὶ τοῦτο Τράγκυλλος ἐν τοῖς περὶ Αὐγούστου διαμέμνηται· ἰδόντα γάρ φησι τὸν Αὔγουστον ἐν τῷ ἱπποδρομίῳ τινὰς τῶν Ῥωμαίων ἐπὶ τὸ βαρβαρικὸν ἐσταλμένους ἀγανακτῆσαι* den Vorzug gibt. Denn *ἐν τῷ ἱπποδρομίῳ* ist die Übersetzung von in circo. Dann ist also der Sinn, daß im römischen Staatsleben, d. h. in foro, und bei den öffentlichen nationalen Spielen, d. h. in circo, die Römer als römische Bürger auch in römischer Tracht, in dem Nationalkleide, also in der Toga zu erscheinen hätten und solche, die etwa darüber noch die lacerna trügen, dieselbe erst ablegen sollten, bevor sie Platz nähmen. Denn die lacerna war eine Art Mantel, welche vielfach über der Toga und sogar statt ihrer über der Tunika getragen

wurde, aber in ihrem Schnitt der griechischen Chlamys nicht unähnlich war und deshalb für einen echten Römer sich nicht schickte (vgl. Guhl u. Kon. Leben der Gr. u. R. II. Aufl. S. 576). Äußerst bezeichnend ist hierfür die Stelle bei Cic. Phil. II, § 76, wo er seine Rückkehr mit der des Antonius vergleicht, auch äußerlich in der Tracht: nam quod quaerebas, quomodo redissem: primum luce, non tenebris, deinde cum calceis et toga, nullis nec Gallicis nec lacerna. Da stellt er also den Gallicis (soleis) und der lacerna als einer fremden Tracht die echt römische der calcei und der toga gegenüber. Diese fremde Tracht (Laur. Lyd. ἐπὶ τὸ βαρβαρικὸν ἐσταλμένους) wollte also Augustus auf dem Forum und im Zirkus beseitigt wissen: hier sollte jeder in der Toga erscheinen. Stimmt damit nun die Angabe, die vorhergeht, daß Augustus zu dieser Verfügung dadurch veranlaßt worden sei, daß er einmal in einer Volksversammlung einen Haufen von pullati gesehen: visa *pullatorum* turba? Fragen wir zuvörderst, was sind pullati? Das sind solche, die mit der pulla, d. h. der tunica pulla, der dunkelfarbigen Tunika bekleidet sind. Das können einmal Trauernde sein, denn die dunkle oder schwarze Farbe ist die der Trauer, was aber für unsere Stelle keinen Sinn hat. Es bleibt also nur übrig die zweite Bedeutung, daß pullati ärmere Bürger oder Arbeiter sind, die wegen ihrer Beschäftigung die weniger schmutzig aussehende dunkle Tunika und wegen ihrer Armut nur dies eine Kleidungsstück trugen. Paßt dies für unsere Stelle? Wir würden es für eine Härte des Augustus ansehen, wenn er solchen ärmeren Bürgern das Betreten des Forums oder des Zirkus verboten hätte. Doch das war nicht seine Absicht; lesen wir doch weiter unten cap. 44, daß er solchen nur das Platznehmen in den mittelsten Sitzreihen des Zirkus verbot: sanxitque, ne quis pullatorum media cavea sederet; sie wurden also, da jene Plätze für das Gros der Bürgerschaft bestimmt waren, nach dem letzten Range, d. h. den obersten Sitzreihen, verwiesen. Der Widerspruch, der so bei der Lesart pullatorum entsteht, indem nämlich cap. 40 gesagt ist, daß auf dem Forum und im Zirkus nur togati Platz nehmen sollten, während nach cap. 44 die pullati nur aus den mittelsten Sitzreihen des Zirkus verwiesen wurden, ist zweifelsohne der Grund gewesen, daß jemand, dem dieser Widerspruch auffiel, das sonderbare und ganz unbestimmte circave statt circove cap. 40 einsetzte. Der Widerspruch schwindet aber sofort, wenn wir das verkehrte pullatorum beseitigen und das allein richtige *palliatorum* dafür einsetzen. Das griechische pallium, das als Oberkleid der römischen Toga entsprach, war vorzugsweise in den Augen strenger Römer verpönt. So wirft Cicero dem Verres (in Verr. IV, § 54) vor, daß er den größeren Teil des Tages in seiner Werkstatt, die er sich in Syrakus eingerichtet, gesessen hätte cum tunica pulla et pallio; vgl. auch in Verr. V, § 31 u. pro Rab. Post. § 27. Erst unter Nero fielen griechische Gewänder bei öffentlichen Festen nicht mehr auf, wie Tacit. Ann. XIV, 21 berichtet: Graeci amictus, quis per eos dies plerique incesserant, tum exoleverant. Lesen wir also palliatorum, so begreifen wir den Unmut des Augustus über die ausländische Tracht und verstehen, wenn er Vergil Aen. I, 282 zitiert: En Romanos, rerum dominos, gentemque

togatam! Und nun erhält auch das ἐπὶ τὸ βαρβαρικὸν ἐσταλμένους in der oben erwähnten Stelle des Lydus erst seine Begründung, die bei der Lesart pullatorum fehlt. Roth ist also auf halbem Wege stehen geblieben, wenn er grade mit Bezug auf diese Stelle circove widerherstellen wollte; er mußte auch palliatorum einsetzen.

Gell. X, 15, 11: Capillum Dialis, nisi qui liber homo est, non deton*set*. Der Conj. detonset hat, da von bestimmten Zeremonien des Flamen Dialis die Rede ist und lauter Indikative im gleichen Falle voraufgehen und nachfolgen, wenig Wahrscheinlichkeit statt der zweiten Lesart deton*det*; möglich auch, daß die ursprüngliche Lesart war detonsat.

Gell. XII, 2, 14 steht *multoque tanto* magis, ein Pleonasmus, der kaum mit Beispielen zu belegen sein möchte. Es ist deshalb entweder multoque oder tanto zu streichen.

Gell. XII, 4, 1 heißt es: ad *muniendas* (*moeniendas* in alten Texten) vitae molestias. Für muniendas ist die zweite Lesart minuendas einzusetzen; möglich auch, daß moeniendas entstanden ist aus molliendas; wenigstens passen hierzu vortrefflich die folgenden Ablative fomentis, levamentis, solacis, während sie zu muniendas höchst unpassend sind. Auch dürfte für die Phrase molestias munire kaum ein zweites Beispiel gefunden werden.

Gell. XVI, 10, 15 steht in der großen Herzschen Ausgabe: *Assiduus* in XII tabulis pro locuplete et facile facienti dictus aut ab aere dando, cum id tempora reipublicae postularent, aut a muneris pro familiari copia faciendi assiduitate. Dieser Satz bietet mancherlei Schwierigkeiten. Erstlich entsteht die Frage, ob an dieser Stelle und an den anderen assiduus und assiduitas oder adsiduus und adsiduitas zu schreiben ist. Für letzteres sprechen mancherlei Gründe, namentlich daß die Schreibung mit ds die ursprüngliche und etymologisch richtige ist — adsiduus = Ansässiger oder Grundbesitzer = locuples — und gute Handschriften sie bieten, weshalb Hertz früher in der kleineren Teubnerschen Ausgabe durchweg adsiduus und adsiduitas schrieb, während er später durch die verkehrte Etymologie ab aere i. e. asse dando, die an dieser Stelle vorgebracht wird, sich bestimmen ließ, die Form mit doppeltem s einzusetzen. Nur jene ursprüngliche Form mit ds entspricht dem alten Latein des Zwölftafelgesetzes, aber nicht die spätere, in der sich das d dem s assimiliert hat. Schreibt man nun aber adsiduus, so kommt eine vollere Lesart, der Hertz früher in der kleineren Ausgabe folgte, indem er assiduis, ab hinzufügte, aber einklammerte, zu ihrem Rechte: adsiduus . . . dictus ab (assiduis, ab) aere dando, d. h. ab asse dando. Gellius stellt also in diesem Falle, was bei den Alten, die in der Etymologie die unglaublichsten Dinge leisteten, nicht wundernimmt, die Sache auf den Kopf, wenn er, dem Aelius Stilo und Cicero folgend (vgl. Cic. Top. 2, 10 u. de rep. II, 22, 40) sagt: adsiduus sei abzuleiten von assiduus, in welchem Falle letztere Schreibung die ursprüngliche wäre. Ich schlage also vor zu schreiben und zu lesen: Adsiduus in XII tabulis pro locuplete et facile facienti dictus aut ab assiduis, ab aere dando, cum id . . .

Gell. XVII, 14, 4 bietet eine doppelte Lesart: Frugalitas *miseria*

(oder *inserta*) est rumoris boni. Beide geben keinen Sinn; aber der Fehler ist sehr alt, da schon Macrobius unter anderen Versen diesen mit der Lesart miseria anführt Ich gebe Hertz recht, wenn er meint, daß inserta aus miseria entstanden ist; denn der Sinn verlangt notwendig ein Substantivum. Gehen wir nämlich davon aus, daß unser Vers mit dem nächst voraufgehenden comes facundus in via pro vehiculo est und den beiden folgenden Heredis fletus sub persona risus est und furor fit laesa saepius patientia genau die selbe Bildung zeigt, indem in allen das Subjekt ein Substantivum und das Prädikat widerum ein Substantivum mit est oder fit ist, so kann man nicht im Zweifel sein, daß man ein dem Sinn entsprechendes Substantivum als Prädikat einsetzen muß. Aber welches? Nun, man braucht nicht lange zu suchen, das nächstliegende ist materia: frugalitas est *materia* rumoris boni = Einfachheit oder Mäßigkeit ist die Grundlage eines guten Rufes. Wie leicht materia in miseria übergehen konnte, liegt auf der Hand, wenn nämlich das *a* und *t* sich etwas verwischt hatten und dafür *i* und *s* geschrieben wurde.

Gell. XVII, 20, 8: atque uti quaedam animalium parva et vilia ad imitandum sunt, quas res cumque audierint viderintve, *petulantia*. Hier fällt auf, daß bei dem qualitativen Ablativ petulantia kein Attribut steht; denn mag auch in manchen Verbindungen dieses fehlen, in diesem Falle, wo der qualit. Abl. mit der Kopula das Prädikat bildet, ist ein Attribut unerläßlich. Aber petulantia ist ja gar nicht die Lesart, sondern putantia oder putancia. Wir brauchen dafür nur *potentia* einzusetzen, und alles ist in Ordnung. Dann ist potentia natürlich nicht Substantivum, sondern Adjektivum: potens ad = kräftig, tüchtig zu, eine Konstruktion, die z. B. bei Ov. Her. V, 147 sich findet: herba potens ad opem radixque medendi.

Gell. XVIII, 10, 1 schreibt Hertz in der großen Ausgabe: In villam . . . aquis et *lucis, nemoribus* frequentem, nachdem er früher in der kleinen lucis eingeklammert hatte. Daß eine Verbindung von drei auf gleicher Linie stehenden Substantiven durch ein et zwischen dem ersten und zweiten Gliede, während das mit lucis synonyme dritte nemoribus ohne et angefügt ist, aller korrekten Darstellung Hohn spricht, wird mir jeder zugeben. Ich glaube, daß hier ein alter Fehler vorliegt und statt nemoribus nemorosis zu schreiben ist: aquis et lucis nemorosis frequentem. Nemorosus dichtbelaubt = schattig ist grade nachklassisch: so Plin. XII, 1 (5) cupressus nemorosa vertice; Sil. XIII, v. 595 nemorosaque brachia fundit taxus.

Verg. Aen. V, 359 heißt es: clipeum efferri iussit, Didymaonis artem, Neptuni sacro Danais de poste refixum. Die gewöhnliche Erklärung faßt Danais = a Danais: es handele sich, heißt es, um einen Schild, der von den Danaern, d. h. Griechen aus einem Heiligtume Neptuns geraubt und später — auf welche Weise, sage der Dichter nicht — in die Hände der Troer oder des Äneas gefallen sei. So Wagner, Ladewig-Schaper und Gebhardi. Daß es ungereimt ist, den Dichter sagen zu lassen, Äneas verschenke einen Schild, der einst von den Griechen aus einem Tempel geraubt worden, liegt auf der Hand, und

es verschlägt wenig, ob man dabei in Gedanken hinzufügt 'und der später in die Hände der Troer oder des Äneas gefallen sei' oder nicht. Der epische Dichter und so auch Vergil nach dem Vorgange Homers ist doch sonst so genau, auch unwesentliche Züge in behaglicher Breite zu schildern, und hier sollte er einen Gedanken, der so wesentlich ist, nämlich daß Äneas etwas verschenkt, das er selbst erbeutet, und zwar von den Griechen, und das deshalb dem Empfänger ein um so teureres Andenken an ihn sein mußte, nicht ausgedrückt haben? Ich fasse deshalb Danais zwar auch als Dat., übersetze aber ganz einfach und sinngemäß: 'den Danern' (nämlich 'entreißend'). Refixum hat dann als Verbum der Trennung eine doppelte lokale Bestimmung, einmal sacro de poste und dann Danais, eine Konstruktion, die bei Vergil häufig genug ist. Ich begnüge mich, als Beispiel anzuführen aus dem selben Buche kurz vorher v. 327 lamque fere *spatio extremo* fessique sub ipsum finem adventabant, wo Gebhardi erklärt: 'zu spatio extremo ist aus adventabant appropinquabant zu entnehmen'. Weshalb macht er es in unserem Falle nicht ebenso und erklärt: 'einen Schild, den er von dem Pfosten eines dem Neptun heiligen Tempels, den Griechen entreißend, herabgenommen?'

Zu diesen lateinischen Korruptelen füge ich noch eine ganz offenbare griechische hinzu, die bei Lyk. in Leocr. § 132 sich findet:

οὐδ' ἀγρία γὰρ ὄρνις, ἥν πλάσῃ δόμον,
ἄλλην (od. ἄλλῃ) νεοσσοὺς ἠξίωσεν ἐντεκεῖν.

Ἄλλην oder ἄλλῃ ist sinnlos. Es ist mit ganz geringer Änderung zu schreiben ἄλλ' ἢ, und nun ist der Sinn ganz einfach: der Vogel, wenn er ein Nest baut, bezweckt damit nichts anderes als (οὐδ' ἄλλο ἢ)...

Erfurt. Pöhlig.

Das Schlachtfeld am Trasimenischen See [1]

In einem Aufsatz der 'Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum usw.' und in seinem umfangreichen Werke über die Schlachtfelder Hannibals auf italischem Boden hat Kromayer der Schlacht am Trasimenischen See eine ausführliche Untersuchung gewidmet. Während jedoch die früheren Forscher, soweit sie ernstliche Berücksichtigung verdienten, trotz Abweichungen im einzelnen, doch alle (Nissen, Faltin, Stürenburg, Reuß, Fuchs, Sadée) in der Gegend von Tuoro, d. h. in dem Raume zwischen Borghetto und Passignano, also in der Westhälfte des nördlichen Seeufers, die Stätte des berühmten Kampfes annehmen zu müssen geglaubt haben, verlegt Kromayer das Schlachtfeld in die schmale Osthälfte des Küstensaums zwischen Passignano und Colognola, setzt ferner das letzte römische Lager vor der Schlacht nicht an der äußersten Nordwestecke des Sees am Rande der Ebene von Cortona an, sondern in der kleinen Strandebene bei Tuoro, also bereits jenseits, d. h. östlich des Gualandro-Höhenzuges, und faßt die Schlacht auf als einen Überfall des gesamten, ahnungslos in einer 15 km langen Reisemarschkolonne zu vieren mit Gepäck dahinziehenden römischen Heeres.

Reuß und Fuchs erhoben sofort gegen seine erste Veröffentlichung Einspruch, doch fand Kromayer in Groebe und Kahrstedt (Meltzer, Geschichte der Karthager, Band III, Berlin 1913) entschiedene Anhänger, und in seiner endgültigen Bearbeitung der Trasimenusschlacht in den 'Antiken Schlachtfeldern' (Band III, 1. Berlin 1912) ist er denn auch bei seiner Auffassung geblieben.

Indessen vermag ich seine Behandlung der Schlacht nicht als die Lösung der Frage anzuerkennen.

Kromayer nimmt an, daß Hannibal die Absicht gehabt habe, über Perusia nach der Via Flaminia hinüberzuschwenken, um auf dieser Heerstraße seinen Vormarsch auf Rom fortzusetzen, und daß er erst auf diesem Marsche den Gedanken gefaßt habe, den Feind durch einen großen Schlag zu vernichten. (S. 155:) 'Während Hannibal mit seinem Heere die ganze Länge des Defilees (zwischen Passignano und Montecolognola) und dessen wunderbar günstigen Abschluß im Tale von

[1]) Literaturangaben und Karte s. in Kromayers Werk. — Mannigfache Anregungen in verschiedenen Einzelfragen und sorgfältige Erkundung des in Betracht kommenden Geländes (im März 1914) verdanke ich Herrn Wilhelm von Massow.

Torricella durchzog, war seinem scharfen Blicke natürlich nicht entgangen, daß hier eine Terrainbildung vorlag, wie sie für einen Überfall größten Stiles gar nicht günstiger gedacht werden konnte.' Beim Konsul Flaminius setzt er (S. 161) die Begierde voraus, 'nun endlich mit dem Feinde in nahe Fühlung zu kommen und doppelt schnell voranzueilen, um das sich ihm entziehende Heer einzuholen und zum Stehen zu bringen, ehe es Foligno und die Via Flaminia erreichen konnte'.

Wäre indessen diese Auffassung Kromayers von den Absichten der karthagischen und der römischen Heeresleitung richtig, so müßte es uns doch sehr wundernehmen, daß der Konsul Flaminius, statt in das enge Gelände nachzudringen, nicht sofort von Cortona am Westufer des Trasimenischen Sees durch das etruskische Kulturland, wo zweifellos allenthalben gangbare Wege waren, südwärts marschiert ist, um gedeckt durch den Tiberlauf die Heerstraße hinter dem Flußübergang bei Ocriculum zu sperren oder, wenn noch Zeit genug blieb, nach starker Besetzung und Verschanzung der Tiberbrücke noch etwa 25 bis 30 km bis an den Nar vorzustoßen und bei Interamna den aus den 'Fauces Umbriae' heraustretenden Gegner anzufallen oder wenigstens festzuhalten. Ferner, wenn Hannibal wirklich auf der Via Flaminia gegen Rom selbst vordringen und nicht bloß gegen die feindliche Hauptstadt demonstrieren wollte, warum hat er nicht nach dem vorzüglich gelungenen Überfall und der völligen Vernichtung des ihn hindernden Römerheeres seinen Plan durchgeführt? Es scheint also doch wohl zu vermuten, daß schon der strategische Rahmen für das Kromayersche Schlachtgemälde nicht recht paßt.

Auch die Schlacht selbst, der Marschüberfall, wie ihn sich Kromayer vorstellt, kann nicht als frei von Bedenken bezeichnet werden. Hannibal drang in Mittelitalien ein, verzichtend auf Basis, Stützpunkt und Rückzug, lediglich auf siegreiche Schlachten rechnend und unterstützt durch das Bewußtsein seiner taktischen Überlegenheit über die römische Bürgerwehr. Vermochte er nicht zu siegen, so war es mit der Herrlichkeit des karthagischen Heeres in Italien vorbei (Pol. III, 79, 2). Nun soll er sein Heer über einen Raum von etwa 10 km auseinandergezogen und nicht weiter als 1 km neben der Anmarschlinie des Gegners im Versteck aufgestellt haben? Damit hätte er doch fast neun Zehntel seiner Streitmacht von vornherein aus der Hand gegeben, selbst unter der Voraussetzung völlig klaren Wetters. Und dann soll er darauf gerechnet haben, daß sein ungeheuer langer Hinterhalt mitten in Feindesland sicher verborgen bleiben, daß Flaminius jegliche Aufklärung des unebenen Geländes links neben seiner Marschstraße unterlassen und daß während des dreistündigen Vorbeimarsches des feindlichen Heeres kein karthagisches Pferd wiehern oder sich losreißen, auch kein von Kampfbegier und Beutesucht erfüllter Gallier sich blicken lassen würde? Solch eine Tollkühnheit ohne jeglichen Verzweiflungsgrund, solch ein leichtsinniges Bauen auf allerelementarste Fehler beim Gegner will mir doch bei aller Kühnheit des karthagischen Heerführers nicht einleuchten. Auch zweifele ich, ob Hannibal in solchem Falle seine geschultesten und kraftvollsten Truppen sowie seine eigene Person an dem aller-

entferntesten Punkte des Hinterhaltes, 10 km von dem Eingang in den Strandpaß, aufgestellt hätte und nicht vielmehr in der Nähe des Eingangs, wo er den Anmarsch des Feindes ungleich besser hätte beobachten und den geeignetsten Augenblick zum Vorbrechen erkennen sowie in dem Falle, daß der Gegner nicht so töricht vorging, wie er wünschte, oder daß das Römerheer beim Erkennen des Hinterhaltes den Vormarsch unterbrach, am schnellsten hätte seine Gegenmaßregeln treffen können. Und überhaupt — sollte Hannibal wirklich von dem Gedanken des Überfalls sich derartig haben beherrschen lassen, daß er ein Gelände wählte, das wegen seiner Enge die Mitwirkung seiner besten und stärksten Waffe, der von den Römern so sehr gefürchteten Reiterei, von vornherein ausschaltete? Das ist doch wenig wahrscheinlich.

Also auch das Kromayersche Schlachtgemälde selbst macht den Eindruck der Unechtheit.

Und was sagen die Quellen, vor allem Polybius, zu solchem Entwurfe?

Da wir den vollständigen Bericht des griechischen Gewährsmannes besitzen und diese von aller rhetorischen Ausmalung freie Quelle zweifellos den größten Anspruch auf Gewissenhaftigkeit, Unparteilichkeit und kriegsgeschichtliches Verständnis zu machen berechtigt ist, so dürfte es aus methodischen Gründen geboten sein, zunächst ohne jeden Seitenblick auf die anderen Berichte zu prüfen, ob seine Darstellung ein in sich geschlossenes und einwandfreies Bild ergibt. Zu einem Abweichen von seinen klaren und bestimmten Angaben würde uns nur der Nachweis innerer Unstimmigkeiten oder offenkundiger Widersprüche in seiner eigenen Schlachtdarstellung nötigen.

Nach Pol. III, 83, 1—5 ist der Hauptteil des Schlachtfeldes eine flache Talmulde, deren beide Längsseiten durch hohe Hügelreihen begrenzt werden, während die vordere Querseite durch eine von Natur feste und schwer gangbare Anhöhe gebildet wird und an der Rückseite der See nur einen ganz schmalen Zugang längs des Abhangs übrig läßt. Auf diesem Wege längs des Sees rückt Hannibal in die Talmulde ein und besetzt die vor ihm liegende Anhöhe mit seinem iberischen und libyschen Fußvolk. Die an der Spitze des Heereszuges marschierenden Leichtbewaffneten läßt er rechts abschwenken und sich am Fuße der rechten Hügelreihe in lang auseinandergezogener Linie aufstellen; die Reiterei und das keltische Fußvolk hingegen läßt er links abschwenken und sich am Fuße der linken Hügelreihe herumziehen; doch im Gegensatz zu den Leichten stellt er sie in dichten Massen auf, und zwar in der Art, daß das Ende dieser Heeresabteilung hart an den zwischen dem See und dem Hügelabhang in die Mulde hineinführenden Eingangspunkt zu stehen kommen. Diese Bewegungen wurden nach Einbruch der Dunkelheit ausgeführt. Ihr Ergebnis ist die Umschließung der ganzen Talmulde durch die in den Hinterhalt gelegten Truppen.

Dann heißt es c. 84 weiter: Nachdem am nächsten Morgen bereits der größte Teil des römischen Heeres in die Talmulde eingerückt und seine vorderste Abteilung bis zu den Iberern und Libyern vorgedrungen ist, läßt Hannibal die Truppen aus dem Hinterhalt vor-

brechen, so daß in der Talmulde gleichzeitig von allen Seiten der Angriff auf die Römer erfolgt. Die Verwirrung der Römer in der Talmulde ist infolgedessen groß: die Zenturionen und Tribunen wissen nicht, wohin sie ihre Abteilungen führen sollen, um zur Schlachtlinie aufzumarschieren, denn der karthagische Angriff geschieht gleichzeitig in der Front, im Rücken und in beiden Flanken. Dies ist, wohlgemerkt, der in der Talmulde sich abspielende Kampf: hier fallen etwa 15000 Römer. Aber auch die noch nicht in die Talmulde gelangten römischen Abteilungen, die sich noch in dem engen Gelände zwischen dem See und dem Hügelabhang befinden, gehen elend zugrunde. Denn sie werden in den See geworfen, und teils ertrinken sie hier, teils werden sie von den karthagischen Reitern niedergehauen. Nur 6000 Mann von den in der Talmulde kämpfenden Römern vermögen den eisernen Ring der Karthager zu durchbrechen.

Wie verhält sich nun hierzu die Kromayersche Schlachtdarstellung?

Kromayer hat durchaus recht, wenn er die Ansicht derjenigen seiner Gegner als irrig ablehnt, welche den *κατὰ τὴν ἀντικρὺ ἐπικείμενον λόφον ἐρυμνὸν καὶ δύσβατον* (83, 1) und *τὸν κατὰ πρόσωπον τῆς πορείας λόφον* als zwei verschiedene Höhen ansehen (S. 187, Anmkg.), ebenso, wenn er bestreitet, daß die Strandebene von Tuoro, d. h. der Raum zwischen Monte Gualandro und Montigeto der *αὐλών* des Polybius sei (S. 187). Andererseits aber behalten seine Gegner vollkommen recht, wenn sie nachdrücklich darauf hinweisen, daß Polybius den *αὐλών* und die *στενὴ πάροδος* immer streng scheide und eine Erweiterung des *αὐλών* von Torricella um den 10 km langen Strandpaß von Passignano nicht zulasse (z. B. Fuchs S. 116), ferner daß die winzige, etwa $^1/_4$ qkm große Uferebene von Torricella unmöglich der *αὐλών* des Polybius sein kann, in dem der größte Teil des römischen Heeres mit der gesamten karthagischen Streitmacht gefochten haben und 15000 Römer gefallen sein sollen. Kromayer gibt das auch selbst zu (S. 172): 'Das alles paßt freilich auf das Tälchen von Torricella allein nicht', fügt jedoch, um seine Ansicht annehmbarer erscheinen zu lassen, hinzu: 'wohl aber sehr gut auf das Tälchen und den Strandpaß zusammen, d. h. auf das Defilee als Ganzes gefaßt'. Und so bleibt ihm denn nichts weiter übrig, als dem Polybius eine 'Ungenauigkeit' zum Vorwurf zu machen. Ja, er glaubt sogar aus der Darstellung des Polybius selbst herauslesen zu müssen, daß der *αὐλών* eigentlich nur ein ganz kleines Tälchen gewesen sein müsse. (S. 173:) 'Polybios gibt ... ausdrücklich an, daß die eine Seite des Tales von den Balearen und Speerträgern allein besetzt gewesen wäre, also von weniger als 8000 Mann ausschließlich leichter Truppen, während die andere Seite mit dem Strandpasse zusammen (!) 30000 Mann, und zwar schwere Truppen und Reiterei hatte. Also muß die eine Seite des Tales für sich allein, im Vergleich mit der anderen und dem Strandpasse zusammen (!) sehr kurz gewesen sein, und das paßt nur, wenn das Tal selbst so klein gewesen ist wie das von Torricella. Es steht hier also Polybios gegen Polybios, wenn man die Sache auf die Spitze treiben will.'

Dieser Vorwurf gegen die Glaubwürdigkeit des polybianischen Berichtes beruht aber wider auf der falschen Voraussetzung Kromayers, daß Polybius den langen Strandpaß mit zum *αὐλών* gerechnet habe. In Wahrheit meint Polybius gar nicht solch ein Zerrbild von Talmulde, deren eine Seite 1 km, die gegenüberliegende aber 9 bis 10 km lang wäre. Auch würde dazu ganz und gar nicht sein Ausdruck passen *περιειληφὼς τὸν αὐλῶνα ταῖς ἐνέδραις*. Vielmehr stellt er sich die Grundform des *αὐλών* als ein Rechteck vor, infolgedessen können die beiden seitlichen Hügelreihen nicht gar zu verschieden lang gewesen sein, und auch die polybianische Angabe über die Truppenverteilung zwingt durchaus nicht zu solcher Umdeutung des klaren Wortlautes; denn die 8000 Leichtbewaffneten standen lang auseinandergezogen (*ἐπὶ πολὺ παρατείνας*), die 30 000 Mann Reiter und Kelten dagegen in geschlossenen Massen (*παρεξέτεινε συνεχεῖς*). Es muß also dabei bleiben: Kromayers Schlachtfeld ist nicht das des polybianischen Berichtes.

Aber auch die ganze Grundanschauung Kromayers von der Entwicklung des Kampfes findet in dem griechischen Gewährsmann keine Stütze.

Erst auf dem — nb. nicht von Polybius bezeugten, sondern nur von Kromayer angenommenen — Marsche nach der Via Flaminia, beim Durchzug durch den Strandpaß Passignano—Montecolognola soll Hannibal den Gedanken und den Entschluß zum Schlagen gefaßt haben (S. 155 ff.). Nach Polybius' deutlichen Worten geschah dies vielmehr bereits in der Ebene bei Cortona, als er den Konsul heranrücken sah (III, 82, 11): *ἐπεὶ δὲ τὸν Φλαμίνιον ἤδη συνάπτοντα καθεώρα, . . . ἐγίνετο πρὸς τὸ κινδυνεύειν*, also wird wohl das von ihm als für den Zweck der Schlacht passend erkannte Gelände (*τόπους εὐφυεῖς συνεθεώρησε πρὸς τὴν χρείαν*) nicht 15 bis 20 km entfernt gewesen sein.

Ferner behauptet Kromayer (S. 189), 'in einem Defilee habe die karthagische Reiterei nach Polybius' ausdrücklicher Angabe ihre Tätigkeit entfaltet'. Das wäre an und für sich schon eine wunderliche Maßregel Hannibals; aber auch Kromayers Behauptung trifft gar nicht zu. Denn die von Polybius berichtete besondere Betätigung der karthagischen Reiterei betrifft nicht die Hineindrängung der römischen Marschkolonne vom Strandpaß in den See, sondern nur das Niederhauen der aus dem Strandpaß zur Seite hinausgedrängten und bis zum Hals ins Wasser geflüchteten römischen Soldaten. Den eigentlichen Kampf im Strandpaß müssen vielmehr karthagische Fußtruppen besorgt haben. Denn nachdem Polybius 84, 9 bereits die Not der in den See gedrängten Römer geschildert hat, fährt er fort: 'Nachdem nun aber die (karthagischen) Reiter dazugekommen waren' (*ἐπιγενομένων δὲ τῶν ἱππέων*), fand auch der Rest dieses Teiles des römischen Heeres seinen jammervollen Untergang. Übrigens kann dies nur ein ziemlich kleiner Teil der Römer gewesen sein; denn Polybius sagt ausdrücklich, daß die Hauptmasse des römischen Heeres (*τὸ πλεῖστον μέρος*) bereits durch den Strandpaß hindurch in die Talmulde gelangt war. Nach der Kromayerschen Theorie müßten es jedoch nicht weniger denn etwa neun Zehntel des römischen Heeres gewesen sein.

Wenn Kromayer ferner behauptet (S. 159), daß 'Hannibals Reiterei nach dem ausdrücklichen Zeugnisse unserer Quellen am Anfange des Strandpasses gestanden und die Aufgabe gehabt habe, die letzten Truppen (des Feindes) ins Defilee hineinzujagen und es dann von hinten zu schließen', so steht das zwar bei Livius, aber schlechterdings kein Wort davon bei Polybius[1]).

Überhaupt paßt die gewaltige Ausdehnung des Kampfes, wie ihn sich Kromayer vorstellt, offenbar nicht zu der Darstellung des Polybius. Denn nachdem die vordersten Abteilungen der Römer auf die Iberer und Libyer gestoßen sind, schickt der karthagische Feldherr seine Adjutanten nach den *ἐνέδραι* mit dem Befehl zum Vorbrechen (*ἅμα τῷ συνάπτειν ἤδη διαπεμψάμενος*). Und wenn nun die Hinterhaltstruppen sich gleichzeitig mit ihm auf der ganzen Linie auf den Feind stürzen konnten, so müßten die zu den Galliern und der Reiterei jagenden Ordonnanzoffiziere nicht wie Menschen, sondern wahrhaft wie Teufel haben reiten können. Denn die Strecke beträgt 10 km und führt ohne Weg und Steg über das Gebirgsland und müßte doch in wenigen Minuten zurückgelegt worden sein, wenn der allseitige und gleichzeitige Angriff die überraschende und verwirrende Wirkung auf den Feind sollte üben können.

Außerdem sagt Polybius ausdrücklich, daß die Vorbereitungen zur Schlacht, d. h. der Marsch in die vom Feldherrn angewiesenen Stellungen, während der Nacht erfolgt sei und daß die Truppen den Rest der Nacht dort zugebracht hätten. Bei der Ausdehnung des Kromayerschen Schlachtfeldes jedoch dürfte von der Nacht nicht viel übrig geblieben sein. Kromayer sucht diesem Einwand zu begegnen mit der Erklärung (S. 158, Anmkg.): 'Man darf in solchen Fällen die militärischen Ausdrücke unserer Quellen, die die Bewegungen nur im großen widergeben, nicht pressen. Ebenso steht es mit dem Ausdruck *ταῦτα προκατασκευασάμενος τῆς νυκτός*, womit Polybios nur sagen will, daß diese ganze Bewegung schon in der Nacht vor dem Schlachttage abgeschlossen wurde, nicht daß sie nicht schon am Tage zuvor eingesetzt habe. Damit erledigen sich die Einwendungen gegen die angeblich zu ausgedehnte Stellung von Montecolognola.' Von letzterem bin ich um so weniger überzeugt, als die ausdrückliche Mitteilung des Polybius betreffs Besetzung der Hinterhaltsstellungen nach Einbruch der Dunkelheit mir auch gerade durch die Sache selbst gerechtfertigt zu werden scheint, denn die Verschiebung der Truppen gerade nach den Flanken hin mußte nicht nur römischen Patrouillen, sondern auch den Einwohnern verborgen bleiben.

Und schließlich deutet die Darstellung des Polybius vom Kampfe im *αὐλών* doch unverkennbar auf ein viel, viel kleineres Schlachtfeld hin. Denn die Verwirrung der römischen Offiziere wurde gerade dadurch hervorgerufen, daß sie plötzlich und gleichzeitig den karthagischen Angriff in der Front und im Rücken und in beiden Flanken erfolgen

---

[1]) Wenn Reuß S. 354 aus Polybius anführt: *ὥστε τοὺς ἱππεῖς εἶναι κατ' αὐτὴν τὴν εἴσοδον*, so ist das nur ein durch Livius veranlaßtes Versehen von ihm. Denn bei Polybius steht nicht *τοὺς ἱππεῖς*, sondern *τοὺς ἐσχάτους*.

sahen, so daß sie noch gar nicht hatten erkennen können, nach welcher Seite sie ihre Leute vorwerfen sollten, als sie bereits von den Feinden zusammengehauen wurden. Eine solche Darstellung ist doch aber nicht denkbar, wenn die hintersten Truppen der Römer von den vordersten nicht weniger denn 9 bis 10 km, noch dazu bei dunstigem Wetter, entfernt waren und neun Zehntel des römischen Heeres in der einen Flanke überhaupt keinen Feind, sondern nur das Seeufer hatten.

Zwei weitere Annahmen Kromayers, die für seine Bestimmung des Schlachtfeldes von wesentlicher Bedeutung sind, sind erstens die Ansetzung des römischen Lagers außerhalb der Ebene von Cortona, bereits jenseits der Hügelreihe des Monte Gualandro, und zweitens die Behauptung, daß das römische Heer ahnungslos, wie auf einem Reisemarsch, mit gesamtem Troß in Viererkolonne bis in die feindlichen Stellungen am Ende der Talmulde hineingezogen sei. Beide indessen finden bei Polybius keine Bestätigung.

Kromayer behauptet (S. 185), es habe alle Wahrscheinlichkeitsgründe für sich, daß die älteste Verbindung zwischen Cortona und Perusia bei Montecchio über den Monte Gualandro geführt habe, weil sie auf unseren ältesten Karten (v. J. 1577) verzeichnet stehe, noch jetzt allgemein Via Romana genannt werde und $1^1/_2$ km kürzer sei als die erst 1864 erbaute Straße, die auf der Linie eines alten Landweges um das Südende des Monte Gualandro herum dicht über dem Seeufer in die Strandebene von Tuoro führt. Somit hätten die Römer den See erst am Ostrande des Monte Gualandro berührt, also könne das römische Lager frühestens hier aufgeschlagen worden sein (*κατεστρατοπεδευκὼς πρὸς αὐτῇ τῇ λίμνῃ*). Dieser Behauptung stelle ich jedoch die Gegenbehauptung gegenüber, daß der Weg über den Sattel des Monte Gualandro als Marschlinie der Römer unwahrscheinlich ist. Denn die Steigung ist nicht so gar unbedeutend; erreicht doch die Hügelkette bei einer Gesamtbreite von etwa $1^3/_4$ km selbst an dem von der Straße benutzen Stattel eine Höhe von rund 100 m über den Ebenen. Überdies ist das Gelände am Südhang des Gualandro, nb. oberhalb des heute dort vorhandenen sumpfigen Strandes, unmittelbar über den Strandfelsen ungleich bequemer gangbar, so daß dort eine Marschkolonne sogar 'in beliebig breiter Front neben der Straße marschieren kann' (Kromayer S. 183). Ferner ist nach Kromayers eigenen Ausführungen (S. 151 und 186) sowie nach Nissen (Rhein. Mus. XXII [1867], S. 580 und Italische Landeskunde I, 298 und II, 320) der Spiegel des Sees im Altertum beträchtlich höher gewesen und hat sich in nordwestlicher Richtung in das Flachland nördlich von Borghetto hinein vermutlich bis nahe an die heutige Casa Doganella erstreckt. Selbst wenn also die Römer jene Straße über Montecchio marschiert sind, so befanden sie sich bereits zwischen Terontola und Montecchio in unmittelbarer Nähe des Sees, d. h. am Westrande des Gualandro.

Was nun die 15 km lange römische Marschkolonne (10 km Truppen und 5 km Troß) betrifft, so scheint sie der Ausgangspunkt der irrtümlichen Schlachtkonstruktion Kromayers gewesen zu sein. Übrigens hat er diese Basis keineswegs aus den Quellen übernommen, sondern

erst durch eigene Berechnung gewonnen (S. 155). Polybius redet nun freilich von der πορεία der Römer. Darauf fußend, entwickelt Kromayer folgende Schlußfolgerung (S. 179 ff.): 'Wir haben gesehen, daß die römische Marschkolonne etwa 15 km Länge haben mußte. — — Nun haben zwar die Vertreter der Tuorotheorie, soweit sie derartigen militärtechnischen Fragen überhaupt nähergetreten sind, diese Schwierigkeit dadurch zu heben gesucht, daß sie die römische Armee nach dem Durchzug durch das Defilee von Borghetto sofort aufmarschieren oder wenigstens eine breitere Marschformation als gewöhnlich einnehmen lassen. — — Aber das ist ein schlechter Notbehelf. Denn für einen über die gewöhnliche Marschbreite hinausgehenden Aufmarsch, der eine sehr zeitraubende Sache ist, liegt hier absolut kein Grund vor, da man ja von der Nähe des Feindes keine Ahnung hatte und wenige Kilometer weiter bei der Fortsetzung des Marsches nach Passignano doch wider in das Defilee hinein mußte. Aber selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre und man dauernd in der breiteren Marschformation hätte bleiben können, wäre eine solche Maßregel nicht verständlich. Man wollte ja dem Feinde, der sich angeblich auf dem Marsche nach der Via Flaminia zu befand, möglichst schnell nachkommen. Ein Marsch in breiteren Kolonnen mußte aber die Vorwärtsbewegung beträchtlich verlangsamen, da man dabei zum Teil neben dem Wege durch das Feld hätte marschieren müssen. Bis zu dem Augenblick, wo die Kolonne der Römer mit ihrer Spitze in dem Nebel auf die Karthager stieß, war also an der gewohnten Marschordnung nichts geändert und folglich die Kolonne nicht verkürzt. — — Erst nachdem die Römer auf Hannibals Truppen gestoßen waren, hatten sie Veranlassung, sich zur Schlachtlinie zu entwickeln. — — Aber zu dieser ersten Schwierigkeit gesellt sich alsbald eine zweite, nicht minder durchschlagende. Nach unseren Quellen soll ein enges Defilee, eine τελείως στενὴ πάροδος, wie Polybios ... sich ausdrückt, zwischen dem Gebirge und dem See hin in das Tal des Schlachtfeldes führen.' Unterhalb der Uferfelspartien sei nie ein Weg gewesen, am wenigsten im Altertum, und oberhalb der selben steige der Monte Gualandro mit sanftem Hange an, so daß man (d. h. doch wohl: eine Marschkolonne) in beliebig breiter Front neben der Straße marschieren könne. 'Ein zweites Charakteristikum unserer Quellenberichte, das Defilee, fehlt also hier.'

Diese ganze Konstruktion indessen steht und fällt mit der Voraussetzung eines ahnungslosen, nur die Fühlung mit dem Gegner bezweckenden Hinterhermarschierens der Römer hinter Hannibal und mit der Annahme einer Reisemarschkolonne (zu vieren) beim römischen Heere.

Nun kann es jedoch nach den bestimmten Angaben des Polybius gar keinem Zweifel unterliegen, daß Flaminius die Schlacht suchte. Nach c. 80, 3—5 ist überhaupt Hannibals ganzer Plan auf dieser Grundvoraussetzung aufgebaut (Ἀννίβας συνελογίζετο, διότι Φλαμίνιος ... παρέσται προχείρως εἰς πάντα τρόπον ἑπόμενος σπουδάζων δι' αὐτοῦ ποιήσασθαι τὸ προτέρημα καὶ μὴ προ σδέξασθαι τὴν παρουσίαν τοῦ τὴν ἴσην ἀρχὴν ἔχοντος· ἐξ ὧν πολλοὺς αὐτὸν ὑπελάμβανε παρα-

δώσειν καιροὺς πρὸς ἐπίθεσιν). Alle Warnungen seiner Umgebung weist der Konsul schroff zurück und läßt sich von seinem Vorsatz, die Schlacht herbeizuführen, nicht abbringen (c. 82, 2—7: *μετέωρος ἦν ὁ Φλαμίνιος καὶ θυμοῦ πλήρης δοξάζων ἑαυτὸν ὑπὸ τῶν ἐναντίων καταφρονεῖσθαι. . . . διὸ καὶ τινῶν οἰομένων δεῖν μὴ προχείρως ἐπακολουθεῖν μηδὲ συμπλέκεσθαι τοῖς πολεμίοις . . . οὐχ οἷον προσεῖχε τοῖς λεγομένοις, οὐδ' ἀνείχετο τῶν ἀποφαινομένων ταῦτα. . . . τέλος ἀναζεύξας προῆγε μετὰ τῆς δυνάμεως μόνον σπεύδων συμπεσεῖν τοῖς πολεμίοις ὡς προδήλου τῆς νίκης αὐτοῖς ὑπαρχούσης*). So folgt er denn dem Hannibal in die Talmulde, entschlossen, den Feind anzugreifen (83, 6 u. 7: *εἴπετο κατόπιν σπεύδων συνάψαι. — εὐθέως ἦγε τὴν πρωτοπορείαν εἰς τὸν ὑποκείμενον αὐλῶνα βουλόμενος ἐξάπτεσθαι τῶν πολεμίων*). Deshalb ist unbedingt anzunehmen, daß Flaminius den gesamten Troß im Lager zurückgelassen hat, ferner daß er nicht in sorgloser Reisemarschkolonne zu Vieren dem Gegner nachgerückt ist, sondern in der nicht nur bei dem Marsch durch ungesichertes Gelände, sondern auch bei Feindesnähe üblichen Form des agmen quadratum bzw. pilatum. Vgl. Pol. VI, 40, 10—14: *χρῶνται δὲ καὶ ἑτέρῳ γένει πορείας . . . ἄγουσι γὰρ τριφαλαγγίαν παράλληλον τῶν ἀστάτων καὶ πριγκίπων καὶ τριαρίων.*

Für eine solche Marschkolonne ist natürlich auch der Engpaß von Borghetto (nb. der Uferweg oberhalb der Felspartien, etwa auf der Linie der heutigen Straße) eine *τελείως στενὴ πάροδος*, ganz abgesehen davon, daß das Gelände bei der Höhe 307, wo der See im Altertum bis an die heutige 270-m-Linie herangereicht haben muß, nicht nur relativ, sondern auch absolut ziemlich eng gewesen sein muß.

Daß aber der Anmarsch des Flaminius kein ahnungsloser Reisemarsch auf der Landstraße gewesen sein kann, erhellt auch aus der Tatsache, daß er bis an den schroffen, vom See entferntesten Abschluß in die Talmulde eingerückt ist und dort bereits mit der Spitze seines Heeres das Gefecht gegen Hannibals Iberer und Libyer eröffnet hat. Wir müssen uns also die *πορεία* der Römer im *αὐλών* als agmen (quadratum bzw.) pilatum, d. h. als breite Heeressäule in drei Parallelkolonnen ohne Troß vorstellen. Sie hatte also, soweit sie bereits im *αὐλών* angelangt war, bei einer Normalaufstellung der Hastaten- und Principes-Zenturien zu 4 Mann Tiefe eine Frontbreite von 8 + 8 + 4 = 20 Mann (mit Zwischenräumen) und, im Augenblick des karthagischen Angriffs, eine Länge von etwa 1 km. Das ist *τὸ τῆς πορείας σχῆμα*, in welchem die Römer im *αὐλών* niedergehauen wurden, und es ist verständlich, daß bei der Plötzlichkeit des von allen Seiten zugleich erfolgenden Vorbruchs der karthagischen Truppen der Konsul völlig außerstande war, den Aufmarsch seiner Truppen zu leiten, und daß die Zenturionen und Tribunen sich auch nicht klar darüber werden konnten, ob sie ihre Abteilungen nach der Front oder nach dem Rücken oder nach der Hastaten- oder der Triarierseite aufmarschieren lassen sollten, sondern sich förmlich auf ihrer Stelle festgenagelt fühlten.

Wir sehen also, daß Kromayers Schlachtbild vollständig verzeichnet ist. Teils finden seine Voraussetzungen bei Polybius keine Bestätigung,

teils sind sie sachlich unwahrscheinlich, teils widersprechen sie geradezu den bestimmten Angaben des griechischen Gewährsmannes. Man muß sogar sagen, daß seine Auffassung von dem Marschüberfalle einen großen Rückschritt gegenüber den Ergebnissen der früheren Forscher wie Nissen, Stürenburg, Grundy, Fuchs, Reuß und Sadée bedeutet. Insbesondere ist gerade der letzte Forscher, den Kromayer noch am Schlusse seiner Abhandlung (S. 190 bis 193) mit einigen wenigen und beiläufigen, aber desto ironischeren Bemerkungen abtun zu müssen glaubt, der Wahrheit am allernächsten gekommen.

Sadées Ansetzung des *αὐλών* in der Talmulde von Sanguineto und die Verteilung der karthagischen Truppen ist die einzige von allen Theorien, die sich restlos mit dem polybianischen Berichte deckt. Nur hinsichtlich der römischen Aufstellung gibt er Anlaß zu Bedenken, indem er — wenigstens auf seinem Schlachtplan — die Legionen bereits zu einer tiefen acies aufmarschiert darstellt, während er im Text (S. 16) nur sagt: 'Flaminius muß versucht haben, seine Truppen zur acies zu formieren.' Dann fügt er freilich (S. 17) ganz richtig hinzu: 'Einige von diesen (den römischen Truppen) waren auch noch nicht durch das Defilee hindurch, als der Kampf losbrach.' Aber die bereits in den *αὐλών* eingerückten Abteilungen des Heeres läßt er dort sofort zur Phalanx aufmarschieren, offenbar mit der Front gegen Hannibals Iberer und Libyer (S. 17): 'Natürlich muß es stundenlang gedauert haben, bis die einzelnen Kolonnen, sicher schon beim Ausmarsch aus dem Lager entsprechend angeordnet, durch den Paß gezogen waren und sich nebeneinander zur Phalanx aufgereiht hatten. Aber Hannibal konnte ja warten; er wollte eben möglichst viele von den Feinden in die Schlucht hineinlocken.'

Dagegen ist jedoch erstens sachlich einzuwenden, daß es für Hannibal nicht zweckmäßig sein konnte, erst den geregelten Aufmarsch eines möglichst großen Teiles des römischen Heeres abzuwarten; denn seine Libyer und Iberer wären dann zweifellos überrannt worden. Vielmehr mußte es für ihn darauf ankommen, die Macht des Feindes zu teilen und sie im Augenblick ihrer größten Wehrlosigkeit anzufallen, d. h. als die größere vordere Hälfte noch nicht aufmarschiert war und die kleinere hintere Hälfte noch im Engpasse stak. Zweitens ist Sadée bei seiner Auffassung von der Schlacht auch zu einer Umdeutung des Polybius genötigt, indem er die *πρωτοπορεία* der Römer als die vor der acies plänkelnden velites ansieht. Das ist jedoch unzulässig; denn das Wort kann nur bedeuten 'Spitze der Marschkolonne', und außerdem sagt ja Polybius ausdrücklich, daß die im *αὐλών* stehenden Römer im Augenblick des karthagischen Angriffs noch nicht zur acies aufmarschiert waren, sondern sich in Marschordnung befanden (*συνέβη τοὺς πλείστους ἐν αὐτῷ τῷ τῆς πορείας σχήματι κατακοπῆναι*).

Welches Bild haben wir uns also von dem Verlaufe der Trasimenusschlacht zu machen?

Hannibals nächstes strategisches Ziel war die Losreißung der italischen Bundesvölker von Rom mittels eindrucksvoller Siege. Seine Überlegenheit beruhte auf seiner Feldherrnpersönlichkeit, auf der taktischen

Schulung seiner Truppen und insbesondere auf der starken Reiterei. Der Angelpunkt seiner Schlachtleitung war, die entschieden überlegene Wucht des Frontalstoßes der römischen Legionsphalanx durch Flanken- und vor allem Rückenangriffe zunichte zu machen. So war schon die Schlacht an der Trebia von ihm angelegt worden, doch hatte es sich dort gezeigt, daß der Rückenangriff von 1000 Mann zu Fuß und 1000 Reitern noch nicht stark genug war, um die römische Phalanx zum Stehen zu bringen und den Durchbruch von 10000 römischen Legionaren durch die gallische Phalanx zu verhindern. Als er nun in Mittelitalien einbrach mit einem Heere, das zwar gegen 40000 Mann zu Fuß und 10000 Reiter zählen mochte, doch von Krankheiten arg heimgesucht wurde (Pol. III, 87), verzichtete er auf jede Basis und Rückzugsmöglichkeit und suchte so bald wie möglich die Schlachtentscheidung (Pol. III, 79, 2), und zwar naturgemäß am vorteilhaftesten vor der Vereinigung der beiden Konsuln. Nach einer offenbar nur ganz kurzen Rast in der Nähe des Überschwemmungsgebietes der Arnogegend und nach schneller Erkundung der etruskischen Landschaft rückte er in der Richtung auf den Feind vor, obwohl er persönlich damals noch schwer unter seiner Augenerkrankung leiden mochte. Unter richtiger Berechnung der persönlichen Eigenart des Konsuls Flaminius und seiner politischen Stellung im Staate als des Führers der Demokratenpartei und scharfen Gegners der Regierungspartei zog er unter geflissentlicher Verwüstung des Landes herausfordernd an ihm vorbei in der Richtung auf die Hauptstadt. Er hatte richtig gerechnet. In der Tat veranlaßte den Konsul nicht nur sein Selbstbewußtsein, sondern auch seine politische Stellung trotz aller Warnungen seiner Umgebung, die Schlacht zu wagen, um sich durch den Feind nicht seines politischen Ansehens bei der römischen Bürgerschaft berauben zu lassen und die Entscheidung auch ohne den aristokratischen Amtsgenossen herbeizuführen, zumal da er den Feind in dem Winkel zwischen den Bergen von Cortona und dem Trasimenischen See sah, also ohne jede Rückzugsmöglichkeit in einem engen Gelände, in dem der Karthager voraussichtlich keine Gelegenheit finden würde, die gefürchtete Reiterei zur Verwendung zu bringen, wohl aber leicht durch die Wucht der Legionen in den See oder gegen die Berge geworfen werden konnte. Hat doch sogar noch nach dem furchtbaren Schlage vom Frühjahr 217 der Diktator Fabius Cunctator die größte Mühe gehabt, die Regungen der römischen Angriffslust zu unterdrücken.

Der Trasimenische See erstreckte sich damals mit seinem Nordwestzipfel etwa 2 km weiter als heute und mochte ungefähr bei der heutigen Casa Doganella seinen natürlichen Abfluß nach dem Clanis (Chiana) haben, er bespülte den Fuß des Monte Gualandro bis zur Höhe der durch ihn erodierten Felspartien und reichte nordwärts in der Gegend von Tuoro bis etwa zur heutigen Chaussee heran. Ob die Höhen des Berglandes von Cortona damals noch mit Wald bewachsen waren, wissen wir nicht; waren sie es aber, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Kultur der alten Etrusker wenigstens den untersten Saum des Waldes bereits gerodet und dort unten nur noch mehr oder weniger dichtes Buschwerk gestanden haben wird.

Bei seinen Erkundungsritten im Gelände hatte nun Hannibal hinter dem Monte Gualandro eine für ein Schlachtfeld hinreichend geräumige, $1^1/_2$ km breite und lange ebene Talmulde festgestellt, die im Norden (bei Sanguineto) durch eine steile und schwer gangbare Felshöhe gesichert war, im Süden vom Seeufer und auf der Ost- wie auf der Westseite durch Hügelreihen von nicht unbedeutender Höhe eingeschlossen wurde. Der einzige oder wenigstens natürliche Zugang zu dieser Uferebene war von Westen her der Weg, der sogleich oberhalb des Sees um die Südspitze des Monte Gualandro herum an dessen unterer Böschung entlanglief. Gelang es Hannibal, den zum Kampf entschlossenen Gegner in dieses Gelände zu locken, so konnte er darauf rechnen, ihm einen vernichtenden Schlag zu versetzen, da sich am Fuße der Hügelketten genug breite und tiefe Schluchten und sonstige Gelegenheiten zum Verbergen bedeutender Abteilungen fanden, um von hier aus gegen Flanke und Rücken der römischen Legionsphalanx wirken zu können.

Während das Heer des Konsuls energisch herandrang, zog Hannibal seine ganze Streitmacht auf dem Uferweg um den Monte Gualandro bis in die Sanguinetoebene und ließ es hier zunächst halten, während — wie notwendig zu vermuten — die Unterführer noch die Zeit des Tageslichtes benutzten, um die ihnen vom Feldherrn angewiesenen Stellungen zu erkunden. Nach Einbruch der Dunkelheit sodann rückten die Truppen in aller Stille in drei Kolonnen in die für sie bestimmten Stellungen: die 8000 Leichtbewaffneten, welche die Vorhut des Heeres gebildet hatten, schwenkten scharf rechts ab und nisteten sich lang auseinandergezogen am Fuße der östlichen Hügelreihe der Talmulde ein; die Iberer und Libyer, vielleicht noch 10000 Mann, und mit ihnen mutmaßlich der gesamte Troß, zogen geradeaus und nahmen am nördlichen Abschluß des Tals auf bzw. vor der Höhe von Sanguineto eine unverdeckte Aufstellung; die Reiterei, vielleicht an 10000 Pferde, und das schwere keltische Fußvolk, etwa 20000 Mann stark, zog links abschwenkend auf der unteren Böschung der westlichen Hügelreihe herum, um dort in dichten Massen sich in den Schluchten und buschbewachsenen Geländefalten zu verbergen, die Reiter auf der nördlichen Hälfte bis nahe an die Höhe von Sanguineto heran, etwa bis zur Casa l'Orso, die Gallier im südlichen Teile bis in die Nähe der Stelle, wo der Uferweg zwischen Monte Gualandro und See in die Talmulde einmündet.

Konsul Flaminius war, die taktische Entscheidung energisch suchend, noch zu sehr später Stunde so weit wie möglich vorgerückt, zumal da er den Abzug des Gegners durch den Strandpaß in das östliche Bergland hinein für ein Ausweichen ansehen mochte, und hatte am Seeufer, wahrscheinlich bei Terontola, sein Lager genommen. Von dem Feinde wußte er naturgemäß nicht mehr, als daß er die Talmulde des Sanguinetobaches erreicht hatte. Von hier wollte er ihn nicht weiter nach Osten entschlüpfen lassen, da der Karthager im Berglande auf eine wirksame Verwendung seiner Hauptwaffe, der Reiterei, verzichten zu müssen schien. Um ihn also noch am jenseitigen Ausgang des Tals festhalten und zum Schlagen zwingen zu können, brach er sogleich beim Morgengrauen des nächsten Tages mit seinen Truppen aus dem

Lager auf, wahrscheinlich ohne Gepäck und von vornherein in Breitkolonne, die ein schnelles Aufmarschieren, besonders nach der Flanke, ermöglichte. Die Gesamtstärke seines Heeres mag sich auf rund 35 000 Mann belaufen haben, in überwiegender Mehrheit schweres Fußvolk. Der Konsul selbst befand sich bei der Spitze.

Ein dichter Nebel verhinderte den freien Umblick im Gelände. Man fand den Strandpaß unbesetzt, sah auch den Gegner nicht aus dem Sanguinetotal abmarschieren, vielmehr bemerkte man weiter nördlich im Tal feindliche Truppen, die, dem karthagischen Schlachtplane entsprechend, die Aufmerksamkeit des Feindes geflissentlich auf sich lenken mochten. Infolgedessen mußte Flaminius zu der Überzeugung kommen, daß der Feind sich in dieser Talmulde zur Schlacht stellen wollte, und begann die Hauptmacht seines Heeres aus dem Strandpaß herauszuziehen und zunächst in nördlicher Richtung langsam vorzuschieben, und zwar noch immer vorsichtig als agmen pilatum, da man noch keinen Überblick über das Gelände und die feindliche Aufstellung hatte und der in der Front festgestellte Gegner jedenfalls keine Offensivabsicht zu haben schien.

Mittlerweile mochten zwei bis drei Stunden seit dem Ausmarsch der Römer aus ihrem Lager vergangen sein und der Nebel sich wohl auch schon einigermaßen verflüchtigt haben. Der karthagische Feldherr beobachtete mit Spannung den römischen Anmarsch. Er hatte sich in ein Gelände begeben, das ihm im Falle eines unglücklichen Verlaufes der Schlacht kein Entrinnen gestattete. Seine Absicht war offenbar, die Iberer und Libyer sollten den Kampf in der Front mit der römischen Manipelphalanx aufnehmen; dann sollten die Reiter in der linken Flanke und die Leichtbewaffneten sowie die Gallier im Rücken angreifen und die Legionen gegen die Felsen der Nordostecke des Tals bei Baroncino werfen. Wenn aber der Gegner mit der wuchtigen Stoßkraft seiner Legionen die iberische und libysche Streitmacht zu überrennen und sich auch gegen die Flanken zu sichern vermochte, so war das karthagische Heer vermutlich verloren. Es kam also alles darauf an, daß die einzelnen Heeresabteilungen genau und dem Plane des Oberfeldherrn gemäß zusammenarbeiteten, daß insbesondere die im Hinterhalt liegenden Abteilungen sich nicht vorzeitig verrieten und alle Teile gleichzeitig im richtigen Augenblick zum Angriff vorgeführt wurden. Das erste Erfordernis hierfür war klarer Überblick über das ganze Tal. Der dichte Nebel mochte daher zunächst nicht wenig beunruhigend auf die karthagische Heeresleitung wirken. Nachdem Hannibal jedoch festgestellt hatte, daß der Gegner bereits etwa zwei Drittel seines Heeres in die Ebene hatte einrücken, aber — vielleicht mit Ausnahme der vordersten Abteilungen — noch nicht aufmarschieren lassen und daß das letzte Drittel noch im Strandpaß stak, da erkannte er blitzschnell die Gunst der veränderten Lage, die ihm sogar eine Überrumpelung des Feindes in seiner zur Gegenwehr ungeeignetsten Ordnung ermöglichte. Schon begann die Spitze des römischen Heeres mit seinen Iberern und Libyern ins Handgemenge zu kommen, da gab er das Zeichen zum allgemeinen Vorbruch und ließ außerdem auch seine berittenen Begleiter zu den Flankenabteilungen herumsprengen, um sie zum schleunigen Vorstoß

mit gesamter Kraft zu veranlassen. Heillos war die Verwirrung der römischen Heereskolonne, die sich plötzlich von allen vier Seiten angefallen sah und deren Führer in diesem Augenblicke völlig außerstande waren, noch irgendwelche zweckdienlichen Gegenmaßregeln zu treffen.

Der rechte Flügel der Gallier wandte sich gegen das noch im Strandpaß sich befindende letzte Drittel des feindlichen Heeres und warf es in den See. Was nicht auf dem festen Boden niedergehauen wurde, flüchtete sich immer tiefer in das Wasser hinein, bis die karthagische Reiterei herzukam und auch diesen Unglücklichen den Garaus machte. Die Niederlage der Römer war vernichtend. Immerhin gelang es noch etwa einem Sechstel, an 6000 Mann, den eisernen Ring der Karthager zu durchbrechen. Vielleicht geschah dies in dem Raum zwischen Sanguineto und Tuoro, der nur von den 8000 Leichtbewaffneten besetzt war. Hätten diese 6000 Mann einen Führer gehabt, der sie dem iberischen und libyschen Zentrum des Gegners sofort in den Rücken geworfen hätte, so hätten sie ihren in der Talmulde um ihr Leben ringenden Kameraden wahrscheinlich noch eine wertvolle Hilfe bringen und das Schicksal des Tages noch einigermaßen bannen können. Doch von einer Bürgerwehr war dies nicht zu verlangen, auch war der Angriff gar zu überraschend gekommen, als daß man auf dem Schlachtfeld selbst einen Überblick hätte bekommen können, zumal da der Nebel noch immer nicht vollständig gewichen war. Infolgedessen stürmten sie in unbestimmtem Drang einfach geradeaus weiter, bis sie merkten, daß sie bereits die Höhen am Rande der Talmulde hinaufgelangt waren, also wohl nördlich von Baroncino am Oberlaufe des Sanguinetobaches (ἔλαθον ἐκπεσόντες πρὸς τοὺς ὑπερδεξίους τόπους), 1—$1^1/_2$ km vom Schlachtfelde entfernt. Mittlerweile war der Nebel gefallen. Jetzt konnten sie das Schlachtfeld und das Ergebnis des Kampfes überschauen, aber nicht mehr helfen. Deshalb setzten sie ihren Abmarsch fort und schlugen sich in ein etruskisches Dorf von wahrscheinlich fester Lage im Gebirge. Doch wurden sie hier alsbald nach der Schlacht von Maharbal mit dem iberischen Fußvolk und den Lanzenschützen eingeschlossen und infolge ihres Mangels an allem Bedarf zur Übergabe genötigt.

Der Verlust der Römer belief sich auf 15000 Gefangene und mehr als 20000 Tote bzw. Schwerverwundete (zusammen in der Talmulde und im Engpaß). Hannibal hatte nur etwa 1500 Mann, und zwar hauptsächlich Gallier verloren, immerhin aber auch an 30 Offiziere höheren Grades.

Die Schlacht war von ihm entworfen worden als rangierte Schlacht. Hatte er an der Trebia erkennen müssen, daß ein Angriff auf beide Flügel der römischen Legionsphalanx und ein Rückenangriff mit 2000 Mann noch nicht wirksam genug war, so hatte er es am Trasimenischen See unter geschickter Ausnutzung des Geländes, in das er den Feind hineinzulocken verstanden hatte, mit einem bedeutend verstärkten Flügel- und Rückenangriff versuchen wollen. Doch hatte ihm die Gunst der Verhältnisse einen viel billigeren Erfolg dargeboten, indem sie ihm statt dessen einen Schlachtüberfall auf einen noch nicht zur Gegenwehr bereiten Gegner gestattete. Es war eine Art Roßbach-

sieg geworden, und zwar in seinem Erfolge noch wesentlich vollständiger als der Fridericianische Sieg. Bei Cannä aber sollte Hannibals Siegesmethode ihre Krönung erlangen, indem es ihm glückte, den bedeutend verstärkten Gegner in einer von ihm selbst gewählten Stellung mit beiderseitiger Flügelanlehnung dennoch durch eine vollständige Einkreisung zu zermalmen.

So ergibt sich uns aus dem polybianischen Bericht ein klares und, wie mir scheint, völlig einwandfreies Bild von dem gewaltigen Ereignisse. Besäßen wir nur die anderen Darstellungen außer Polybius, so würden wir uns schwerlich selbst nach Livius ein auch nur halbwegs richtiges Bild von dem wirklichen Verlauf der Schlacht machen können.

Zwar führen Livius' Ortsangaben auch auf das Sanguinetotal als Schlachtfeld (4, 1—2: *Hannibal . . . inter Cortonam urbem Trasumennumque lacum . . . pervenerat ad loca nata insidiis, ubi maxime montes Cortonenses Trasumennus subit. Via tantum interest perangusta . . . deinde paulo latior patescit campus; inde colles insurgunt. ibi castra in aperto locat, ubi ipse cum Afris modo Hispanisque consideret . . . Flaminius . . . postero die . . . angustiis superatis, postquam in patentiorem campum pandi agmen coepit, id tantum hostium, quod ex adverso erat, conspexit; ab tergo ac super caput haud detectae insidiae*). Aber seine Mitteilungen über die Verteilung der Truppen und den Verlauf des Kampfes entbehren durchaus der Klarheit und des militärischen Verständnisses; ja sie sind z. T. geradezu falsch. Ganz offenbar hat ihm auch Polybius vorgelegen, und zwar als maßgebendste Darstellung des Ereignisses (wenn man nicht etwa annehmen will, daß Livius statt des Polybius selbst nur dessen karthagische Quelle, vielleicht Silenus, benutzt habe). Denn die Übereinstimmungen zwischen beiden sind zu zahlreich, als daß sie nicht auf unmittelbare Entlehnung zurückgeführt werden müßten. Außerdem ist auch bei dem römischen Geschichtschreiber die Schlacht in den wesentlichen Zügen unverkennbar vom karthagischen Standpunkt aus gesehen. Und wenn demgegenüber Livius selbst behauptet (7, 4): *Multiplex caedes utrimque facta traditur ab aliis; ego praeterquam quod nihil auctum ex vano velim, quo nimis inclinant ferme scribentium animi, Fabium, aequalem temporibus huiusce belli, potissimum auctorem habui,* so ergibt sich aus dem Zusammenhang, daß diese Berufung auf Fabius als den dem Ereignis zeitlich am nächsten stehenden Gewährsmann sich an dieser Stelle nur auf die Zahlenangaben beziehen soll.

Die knappe, aber klare Darstellung des Polybius vom Verlaufe der Schlacht genügte dem römischen Geschichtsschreiber noch nicht wegen ihrer Kargheit der Schilderung. Deshalb hat er sie durch eigene Ausmalungen erweitert (vgl. das ganze Kap. 5) und aus einer anderen Quelle, offenbar einer römischen, noch die Schilderung des Kampfes um den Konsul hinzugefügt (6, 1—4). Von seiner gesamten weitläufigen Schlachtschilderung entsprechen nur Kap. 4 und 6, 5—12 der polybianischen Darstellung; aber offensichtlich hat er den griechischen Gewährsmann nicht ganz richtig verstanden. Er ist sich nicht ganz klar

darüber geworden, daß der Kampf nicht ein Marschüberfall, sondern nur ein Schlachtüberfall war. Deswegen fügt er Angaben eigenmächtig hinzu, die nicht recht in den Zusammenhang passen, z. B. 4, 4: *Flaminius inexplorato angustiis superatis,* wobei ihm freilich die von ihm nicht genau verstandene polybianische Wendung, die sich auf die strategischen Verhältnisse bezieht: *οὐ τόπον οὐ καιρὸν προορώμενος* (d. h. ohne auf das Gelände und die Gesamtlage Rücksicht zu nehmen), vorgeschwebt haben mag. Ferner vergißt er Hannibals gallisches Fußvolk bei der Schlachtaufstellung überhaupt zu erwähnen und stellt in mißverstandener Auffassung von dem Eingreifen der Reiterei gegen die in See geflüchteten Feinde und in Erinnerung an die polybianische Angabe *τοὺς ἱππεῖς . . . παρεξέτεινε συνεχεῖς, ὥστε τοὺς ἐσχάτους εἶναι κατ᾽αὐτὴν τὴν εἴσοδον τὴν παρά τε τὴν λίμνην καὶ τὰς παρωρείας φέρουσαν εἰς τὸν προειρημένον τόπον* die karthagische Reiterei unmittelbar an den Engpaß. Folgerichtig weist er ihnen denn auch aus seinem eigenen Schlachtverständnis heraus ihre taktische Aufgabe zu: *ut, ubi intrassent Romani, obiecto equitatu clausa omnia lacu ac montibus essent.* Dabei entging ihm, daß diese seine Auffassung sich nicht mit der polybianischen Darstellung des Kampfes im Engpaß verträgt. Diese seine schiefe Auffassung von dem karthagischen Schlachtgedanken wiederholt er § 5: *Poenus, ubi, id quod petierat, clausum lacu ac montibus et circumfusum suis copiis habuit hostem* — —. Und so fügt er aus sich heraus eine durch die Vorstellung des Marschüberfalls bedingte Angabe hinzu, die nicht zur polybianischen Darstellung paßt: (§ 7) *ante in frontem lateraque pugnari coeptum est, quam satis instrueretur acies aut expediri arma stringique gladii possent.* Und schließlich enthält auch die Mitteilung über die Gefangennahme der 6000 Römer in dem etruskischen Dorfe durch Maharbal einige Abweichungen, die nicht auf eine andere Quelle, sondern lediglich auf Flüchtigkeit des Livius selbst zurückgehen dürften: 6, 11: *postero die . . . fidem dante Maharbale, qui cum omnibus equestribus copiis nocte consecutus erat, si arma tradidissent, abire cum singulis vestimentis passurum, sese dediderunt.* Zunächst passen die singula vestimenta, wie H. J. Müller im Kommentar bemerkt, 'nicht in die an unserer Stelle geschilderte Situation'. Vielleicht also entsprang diese Angabe der reinen Phantasie des Livius (vgl. XXI, 12, 5 und XXII, 52, 3); vielleicht freilich stand auch in einer römischen Urquelle ein Ausdruck wie nudus im Sinne von waffenlos (vgl. Appian, Hann. 10: *ὡς δὲ ἀπέθεντο* [sc. *τὰ ὅπλα*], *λαβὼν* [*Μαάρβαλ*] *ἦγεν αὐτοὺς πρὸς τὸν Ἀννίβαν γυμνούς*). Ferner dürften die beiden Zeitangaben nocte consecutus und postero die sese dediderunt eigene Zutat des Livius sein, während Polybius nur schreibt *μετὰ τὴν μάχην*, was sich auch noch auf den Schlachttag beziehen kann, da spätestens zu Mittag der Kampf sein Ende erreicht haben mußte. Lediglich auf Flüchtigkeit des Livius aber beruhen sicherlich die omnes equestres copiae. Hier hat dem römischen Geschichtsschreiber zweifellos die andere, ungleich berühmtere Erzählung von Maharbal vorgeschwebt, sein Gespräch mit Hannibal nach der Schlacht bei Cannä (Liv. XXII, 51, 1—4), wo er als Befehlshaber der Reiterei auf-

tritt. Darum hat er ihn auch hier die Verfolgung der Römer nach dem Gebirgsdorf mit der Reiterei ausführen lassen und vergessen bzw. übersehen, daß Polybius ausdrücklich sagt: *ἀποσταλέντος ὑπὸ τοῦ στρατηγοῦ μετὰ τῶν Ἰβήρων καὶ λογχοφόρων Μαάρβα.*

Wir finden also auch hier das Urteil bestätigt, daß Polybius unsere weitaus zuverlässigste, verständnisvollste und klarste Quelle ist, daß hingegen Livius sich zwar redlich bemüht, auf Grund aller ihm zur Verfügung stehenden Quellen eine schwungvolle, farbenreiche und tunlichst vollständige Darstellung von den Ereignissen zu geben, daß es ihm aber doch an sachkritischer Schärfe und an Sinn für peinliche, bis ins einzelne gehende Sorgfalt in der Benutzung seiner Gewährsmänner gebricht.

Steglitz. Konrad Lehmann.

Ciceros 7., 8., 9. und 10. philippische Rede, erklärt von W. Sternkopf. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1913. 121 S. 1,20 *M*.

Ciceros philippische Reden sind in neuerer Zeit, abgesehen von der ersten und zweiten, nur wenig kommentiert worden. Von der 4. und 14. gibt es eine Ausgabe von Gast mit recht dürftigen Erklärungen (Teubner 1891) und von der 7. eine solche von Strenge (Perthes 1893), deren Kommentar besonders in sachlicher Hinsicht auch nicht überall einwandfrei ist. Und doch sind die meisten dieser Reden für die Lektüre geeigneter als die häufig erklärte zweite; denn während diese der Hauptsache nach nur eine in der Form oft allzu derbe und gehässige Schmähschrift gegen Antonius ist, die zwar scheinbar eine unmittelbare Antwort auf die Angriffe des Antonius in der Senatssitzung vom 19. September 44 darstellt, in Wirklichkeit aber nicht gehalten ist, sind die anderen Reden aus dem Fortgang der Ereignisse heraus entstanden und geben uns im Verein mit entsprechenden Briefen Ciceros und seiner Freunde ein lebensvolles, oft ergreifendes Bild von den letzten Zuckungen der römischen Republik und zugleich von der größten politischen Energie, die Cicero nach seinem Konsulatsjahre entfaltet hat. Daß diese Reden bisher nicht öfter gelesen wurden, lag wohl hauptsächlich an dem Mangel einer guten erklärenden Ausgabe; denn eines Kommentars bedürfen sie, weniger aus stilistischen Gründen — obwohl sie auch in dieser Hinsicht manche Besonderheiten zeigen — als wegen der verwickelten politischen Verhältnisse, die, oft mehr angedeutet als ausgeführt, auch für den Lehrer nicht ohne weiteres verständlich sind. Diesem Mangel wird nun erfreulicherweise durch die erklärende Ausgabe Sternkopfs, eines genauen Kenners Ciceros und seiner Zeit, abgeholfen. Nachdem 1912 die 3. bis 6. Rede als Fortsetzung der von Halm-Laubmann erklärten 1. und 2. Rede erschienen ist, liegt nunmehr der dritte Band, Rede 7—10 enthaltend, vor. Dieser Band steht hier zur Besprechung.

Die ca. 17 Seiten umfassende Einleitung bietet einen instruktiven Überblick über die Ereignisse vom 2. September 44, dem Tage der 1. philippischen Rede, bis zu der im Februar 43 gehaltenen 10. Rede. Die Darstellung, die teilweise auf eigenen Untersuchungen des Herausgebers, besonders auf der im 47. Bande des Hermes veröffentlichten Abhandlung 'Die Verteilung der römischen Provinzen vor dem Mutinensischen Kriege', beruht, berührt natürlich die ersten sechs Reden nur kurz, während die 7. bis 10. ihrem Inhalt und ihrer Gliederung nach eingehender behandelt werden. An die Einleitung schließt sich hinter dem Text ein längerer Exkurs an, in welchem die Zeit der vier Reden z. T. im Anschluß an die Ausführungen Ganters in Fleckeisens Jahrb. 1894 S. 613 ff., z. T. im Gegensatz zu diesen, soweit es möglich ist, bestimmt wird. Danach ist die 7. in der zweiten Hälfte des Januar gehalten, die 8. am 3. Februar, die 9. am 4. Februar, die 10. endlich n a c h dem 4. Februar, aber höchstwahrscheinlich noch in diesem Monat. Da die Einleitung die politische Lage der Zeit eingehend schildert, so konnte der Kommentar nicht selten auf die zusammenhängende Darstellung zurückverweisen; immerhin fehlt es nicht an Stellen, wo der Text an Ort und Stelle ausführlichere Erörterung verlangt. Dahin gehört u. a. das Verhältnis des Antonius zu Mazedonien nach dem Provinzentausch (VII, 3), die Gegenvorschläge des Antonius nach der Gesandtschaft an ihn (VIII, 25), die Kassierung der Gesetzgebung des Antonius (X, 17) u. a. m. Weil die sachliche Erklärung in den philippischen Reden einen erheblichen Raum beansprucht, mußten die sprachlichen und stilistischen Erläuterungen nach Möglichkeit beschränkt werden; doch dürften auch hier die meisten Schwierigkeiten des Gedankenganges sowohl wie einzelner Wendungen durch geeignete Hinweise — mitunter auch durch eine passende Übersetzung — beseitigt sein. Der eine oder andere Nachtrag läßt sich vielleicht auf diesem Gebiete in einer künftigen Auflage noch geben; so z. B. könnte decuriabit VII, 18 durch Beziehung auf I, 19 und V, 12 erläutert werden.

Was nun die Textgestaltung der vier Reden anlangt, so hat natürlich auch Sternkopf den Vatikanus (V) in erster Linie der Ausgabe zugrunde gelegt. Daneben ist aber nach Clarks Vorgange auch die zweite Handschriftenklasse (D), die Halm in seiner grundlegenden kritischen Ausgabe und noch Müller in der Teubneriana zu sehr unterschätzt hatten, zu ihrem Rechte gekommen. Denn Clark hat in den Anecdota Oxoniensia VII gezeigt, daß manche durch Nachlässigkeit des Schreibers in V entstandene Fehler in D in richtiger Lesart vorliegen. Da aber Clark z. T. andere Handschriften der Klasse D benutzt hat als Halm, so hat Sternkopf neben den Clarkschen auch die Halmschen Handschriften herangezogen und die Stellen, an denen die Lesart der letzteren angeführt wird, im kritischen Anhang durch einen Stern bezeichnet. Freilich weicht St. auch an diesen so bezeichneten Stellen nur dreimal von Clark ab — VIII, 18 triumpharunt nach b g t für triumphaverunt Va (erstere Lesart richtig wegen der besseren Klausel), VIII, 31 conveniendi sui potestatem f. conveniendui potest autem sui (auch Müller folgt D, während Halm conv. potestatem sui liest), IX, 15 isto etiam honore f.

isto honore etiam V —, aber der kritische Apparat hat gegenüber demjenigen Clarks an Genauigkeit gewonnen, zumal da auch einige Irrtümer Clarks berichtigt werden. Die sonstigen Abweichungen Sternkopfs vom Texte Clarks beruhen bis auf ganz wenige Stellen, an denen der eine Herausgeber V, der andere D bevorzugt, hauptsächlich darauf, daß beide über die Zulässigkeit einer handschriftlichen Lesart verschiedener Meinung sind, oder daß sie eine sichere Korruptel verschieden emendieren. Über einige dieser Stellen, zugleich über einzelne, an denen beide den selben Handschriften folgen, will ich im folgenden noch meine Ansicht aussprechen.

VII, 5. quo nomine dignus est nemo, nisi qui tanti honoris nomen potest sustinere. Während Clark für nomen nach Cobet onus schreibt, hat St. die Überlieferung mit Recht verteidigt durch die Bemerkung: 'Der Ausdruck tanti honoris nomen sustinere ist tadellos, und an der Widerholung des Wortes nomen braucht man keinen Anstoß zu nehmen.' Zu nomen sustinere ist hinzuweisen auf de leg. agr. II, 87 imperii gravitatem ac nomen sustinere, red. in sen. 10 nomen ipsum consulatus . . . nec intueri nec sustinere potuerunt. An der Widerholung aber braucht man nicht bloß keinen Anstoß zu nehmen, sondern muß sie sogar auf bewußte Absicht des Redners zurückführen. Denn das zweite nomen hat die stärkere Bedeutung 'der mit einer Verpflichtung verbundene Namen, der gewichtige Titel'. Die beiden Wörter bilden also eins von den Wortspielen, wie sie gerade in den philippischen Reden mit besonderer Vorliebe verwandt wurden. Vgl. I, 5 qui illam insepultam sepulturam effecerant; 6 multa et magna per populum et absente populo et invito; II, 12 qui cum multa vita excedens providit, tum quod te consulem non vidit; 55 cuius tamen scelus in scelere cognoscite; 95 absenti adfui Deiotaro; VI, 2 fuit enim longo intervallo ita liber senatus, ut vos aliquando liberi essetis; 11 O Fide! quae potest esse maior fides quam fraudare creditores; VII, 19 turpe est summo consilio orbis terrae . . . consilium intellegi defuisse; X, 8 corpus aberat liberatoris, libertatis memoria aderat; XI, 14 nisi forte iure Germanum Cimber occidit; 18 L. Philippus pro consulibus eum se mittere dixit, non pro consule; 24 quo salvo salvi sumus futuri; 32 armatum armabitis Cassium; 35 nec paratum solum, sed peritum; XII, 14 pax non erit pax, sed pactio servitutis; XIII, 24 mentum mentemque deponeres; 26 homo diruptus dirutusque; XIV, 16 dolorem ferre non potuit doloris mei.

§ 6. tamen eundem, ut dixi, nisi talis esset consul, negare esse consulem auderem. Esset consul V^1bt, Klotz, Müller, Sternkopf; consul esset V^3ag, Halm, Kayser, Clark. Esset consul ist rhythmisch besser, weil so das Glied als S2 (nach Zielinski) dem vorhergehenden MS2^1 ziemlich genau entspricht, während beide von V1 umgeben werden.

§ 18. Von der für Rom zu fürchtenden Gewaltherrschaft des L. Antonius wird gesagt: Non rursus improbos decuriabit, non sollicitabit rursus agrarios, non queretur expulsos? quaeretur Vb^1, queretur t, queret ln, quaeret b^2. Die Ausgaben haben alle queretur, wozu St. die Erläuterung gibt: 'wird er nicht darüber zetern, daß man sie (d. h. die

agrarii durch Kassierung der acta septemvirum) aus ihrem Besitz vertrieben hat?' Mir scheint queretur nicht richtig zu sein. Es handelt sich um eine dreigliedrige Aufzählung, von der die ersten beiden Glieder eine politische Handlung des Antonius bezeichnen; dazu aber passen die bloßen Worte des dritten Gliedes um so weniger, als das zweite Glied eine gewisse Steigerung des ersten enthält. Es ist also anzunehmen, daß ursprünglich, wie so oft in den Reden, eine Klimax ad maius vorhanden war, die durch die Einsetzung des matten queretur verloren gegangen ist. Schon Muret schrieb deswegen quaeret urbe expulsos. Indessen hat quaeret etwas Unbestimmtes an sich, und es entsteht so eine gesuchte Klausel. Es wird zu lesen sein non *conquiret* expulsos? 'wird er nicht die Vertriebenen aufspüren und sammeln?' Die Vorsilbe con wurde hinter non übersehen, und so entstanden die Lesarten der Handschriften. Zu conquirere von Personen vgl. besonders Verr. III, 22 cum undique nequissimos homines conquisisset. Unter den expulsi verstehe ich nicht bloß die agrarii, sondern überhaupt solche Anhänger der Antonier, die nach dem Wegzug des M. Antonius Rom verlassen hatten.

§ 22. Ita, quod erat optabile antea, ut populum Romanum comitem haberemus, nunc habemus ducem. Ita quod V; itaque quod D. Müller schreibt nach Nipperdey itaque erat, Sternkopf besser ita quo. Vielleicht ist jedoch ita quod, das auch Clark beibehält, richtig; denn quod nach vorangehendem ita findet sich im adversativen Sinne in ähnlicher Weise wie hier Cluent. 28 und 190 und ohne ita Font. 30.

VIII, 5. Illud vero quis potest bellum esse[1]) dicere, ⟨quo⟩ consulem fortissimum virum, cum exercitu misimus? Qui cum esset infirmus ex gravi diuturnoque morbo, nullam sibi putavit excusationem esse oportere, cum ad rei publicae praesidium vocaretur. Quo fehlt in V, consulem dagegen in D. Halm und Clark setzen hinter dicere ein Fragezeichen und vereinigen den Satz consulem — misimus mit dem folgenden Relativsatze. So aber wird das rühmliche Verhalten des Konsuls zu sehr in den Vordergrund gerückt, während doch der Kriegszustand, nach dem gefragt wird, im Grunde nur aus dem Aussenden des Konsuls und des Heeres sich ergibt. Dazu kommt, daß das hinweisende illud nach dem regelmäßigen Sprachgebrauch eine relativisch anknüpfende Erläuterung erwarten läßt. Sternkopf hat deshalb mit Recht (ebenso wie Müller) Garatonis Verbesserung quo consulem, die eine Vereinigung der beiden Handschriftenklassen darstellt, aufgenommen.

§ 7. Sulla cum Sulpicio de iure legum, quas per vim Sulla latas esse dicebat, Cinna cum Octavio de novorum civium suffragiis, rursus cum Mario et Carbone Sulla, ne dominarentur indigni et ut clarissimorum hominum crudelissimam poeniretur necem. St. vermutet im Anhang, daß vor Sulla contendebat oder contendit hinzuzufügen sei; es könnte jedoch auch *dimicavit* hinter dicebat ausgefallen sein; das in V vor Sulla latas enthaltene con hat Halm doch wohl richtig als consul Sulla gedeutet.

---

[1]) esse fehlt bei Sternkopf, wohl aus Versehen, denn es steht in allen Handschriften, und im Anhang wird nichts bemerkt.

§ 15. Num aut consules illos aut clarissimos viros vituperandos putas? Weil sich clarissimos viros auf die unmittelbar vorher genannten Scaurier, Meteller, Claudier usw. bezieht, die illo die nicht Konsuln waren und deshalb den beiden Konsuln Marius und Valerius gegenübergestellt werden, hat Mommsen hinter clarissimos das Pronomen hos hinzugefügt. Die auch von St. nur im Anhang erwähnte Ergänzung verdient meines Erachtens um so mehr die Aufnahme in den Text, als dadurch der Doppelschluß V2 : L2[1] erzielt wird.

§ 17. Res geritur, conductae lineae sunt, pugnatur acerrime. Sternkopf verbessert das korrupte conductae lineae gut durch conductae ⟨copiae, actae⟩ vineae.

§ 18. Ne triumphus quidem finem facit belli, per quem lata est urbs ea, sine qua usw. Die von Pluygers verlangte Herstellung des Futurums faciet würde den Satzschluß aus V1 zu P1 umgestalten. Das von D gebotene Perfekt ist dem Sinne nach, wie auch St. bemerkt, gut, weil der Triumph schon stattgefunden hat; das Präsens scheint aber gerade des Satzschlusses wegen gewählt zu sein.

IX, 1. Sed cum Ser. Sulpicius aetate illis anteiret, sapientia omnibus, subito ereptus e causa totam legationem orbam et debilitatam reliquit. Illis anteiret, sapientia omnibus D und Arusianus, Gr. Lat. VIII p. 454; illos a. s. omnes V. Weil Arusian den Dativ bei anteire als die hier von Cicero gebrauchte Konstruktion zitiert, haben Clark und Sternkopf im Gegensatz zu den übrigen Herausgebern die Lesart von D aufgenommen. Grammatisch ist beides möglich, jedoch sagt Cicero auch Tusc. I, 5 eum qui iis aetate anteibat, Catonem. Rhythmisch wäre sapientia omnes besser (L *3*[2] gegen M *4*[2]), allein das Zeugnis des Grammatikers ist zu gewichtig, als daß man dagegen die Lesart von V für richtig halten dürfte.

§ 3. Ut igitur alia, sic hoc, C. Pansa, praeclare, quod et nos ad honorandum Ser. Sulpicium cohortatus es et ipse multa copiose de illius laude dixisti. In V ist überliefert quodenset nos, wodurch Klotz veranlaßt wurde, das zu cohortatus gehörende es vor et nos zu stellen. Aber *es* hat wegen der Gliederung durch et . . . et seine natürlichste Stellung an dem überlieferten Orte. Eine andere Frage ist es, ob nicht die seltsame Lesart des V auf ein ursprüngliches praeclare sentis, quod et usw. hinweist. Umstellungen einzelner Wörter kommen auch sonst in V vor: X, 9 aut potuisset autem (Clark schreibt ohne Grund at potuisset), X, 26 imperet frumentumque für frumentumque imperet.

§ 16. Den Satz quod is ob rem publicam mortem obierit hat Kayser nach Manutius und Ernesti getilgt, weil er sich an das Vorhergehende anschließt, die ganze Periode aber durch den gleichen Gedanken schon eingeleitet wird. Clark verbindet den Satz mit der folgenden Bestimmung, und zwar so, daß er eamque causam in basi inscribi vor quod is — obierit stellt. Die Bedeutung des in Frage gestellten Satzes hat Clark richtig erkannt: die Widerholung entspricht dem Stil der Kanzleisprache und dient zur Erläuterung der Aufschrift der Statue. Daß aber weder die Umstellung des Satzes noch die Verschiebung

des que von eam hinter quod (Scaliger) notwendig ist, zeigt Sternkopf im Anhange.

X, 5. Quaero igitur, eum Brutine similem malis an Antoni? Eum Brutine D, Müller, Clark, Sternkopf; eumne Bruti V, Halm, Kayser. Vielleicht ist das Schwanken der Handschriften auf das ursprüngliche Fehlen der ersten Fragepartikel zurückzuführen. Das Kolon quaero igitur eum Bruti (L 1[1]) entspricht bis zu einem gewissem Grade dem zweiten (P 1).

§ 9. Quod qui ab illo abducit exercitum, et respectum pulcherrimum et praesidium firmissimum adimit rei publicae. Müller tilgt nach Kraffert exercitum, Clark quod. Sternkopf schreibt quodsi qui. Das selbe habe ich früher (Fleckeis. Jahrb. 1896 S. 572) vorgeschlagen.

§ 19. Omnis est misera servitus, sed fuerit quaedam necessaria: ecquodnam principium putatis libertatis capessendae? Etquodnam D, etquenam V. Da der mit diesem Worte beginnende Satz nach der Überlieferung nicht zu verstehen ist, hat er zu einer Reihe von Besserungsvorschlägen Anlaß gegeben. Graevius schrieb unter Tilgung von putatis: ecquodnam fuerit principium libertatis capessendae, Mommsen schlug spectatis für putatis vor, das aber ebensowenig wie putatis zu ecquodnam paßt, Halm ecquandone, Jeep ecquamnam, Müller repudiatis für putatis, Clark schreibt ecquodnam pr. putatis libertatis capessendum und vermutet zugleich iustum putatis. Sternkopf endlich hat durch seine Lesart necessaria: ⟨etiamne haec necessaria est?⟩ Quodnam usw. den Sinn richtig hergestellt, aber noch näher als die längere Ergänzung liegt, wie mir scheint, die Einschiebung von *aptius* vor putatis, also ecquodnam principium aptius putatis libertatis capessendae? Hinter fuerit quaedam necessaria läßt sich der Gedanke 'davon kann jetzt keine Rede sein' um so leichter ergänzen, als er in dem auf capessendae folgenden Fragesatze 'Wollt ihr etwa freiwillig Knechte sein?' mit Nachdruck ausgesprochen wird. Darauf wird dann das principium quo aptius cogitari non potest durch den letzten Satz des Paragraphen näher ausgeführt.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß in nicht zu ferner Zeit die noch übrigen vier philippischen Reden ebenfalls von Sternkopf kommentiert werden mögen. Vielleicht unterzieht sich der Verf. auch der allerdings nicht geringen Mühe, dem Schlußbändchen ein sachlich-sprachliches oder doch ein sachliches Register zu den Anmerkungen (auch der ersten und zweiten Rede) beizugeben.

Leer. K. Busche.

Die Anfänge der Invektive in Rom

Ein Beitrag zur Geschichte der Invektive

Spottlied und Schimpfrede waren dem derben Bauernvolk des Romulus von Natur eigen. Lange bevor es eine Literatur gab, sangen die Bauern bei Hochzeiten und ländlichen Festen ihre Spottlieder, die sog. *versus fescennini,* die nach Inhalt und Form sehr roh und derb waren. Auch mag es schon sehr früh Volkssitte gewesen sein, Spottverse nächtlicherweile vor einem Hause abzusingen. Schon das 12-Tafelgesetz sah sich genötigt, gegen diese Unsitte einzuschreiten: Cic. rep. IV. 12 *si quis occentavisset sive carmen condidisset, quod infamiam faceret flagitiumve alteri.* — Hierher gehören auch die *sollemnes ioci*[1]), die die Soldaten dem triumphierenden Feldherrn zuriefen, eine Sitte, die sich bis in die späte Kaiserzeit erhalten hat.

Gegen Ende des dritten Jahrhunderts haben wir den ersten literarischen Niederschlag dieser Art in den polemischen Äußerungen des Campaners Naevius, als dessen Charakteristikum Volcacius Sedigitus in seinem Kanon der Komödiendichter das Feuer der Rede erwähnt *(Naevius qui fervet).* Er ist der erste und einzige, der es wagte, die ἀρχαία κωμῳδία auf römischen Boden zu übertragen[2]). Wir haben noch Bruchstücke, die ganz den Ton der alten Komödie zeigen. So läßt er in der 'Tarentilla' einen Sklaven sagen[3]):

qua ego in theatro hic meis probavi plausibus,
ea non audere quemquam regum rumpere:
quanto libertatem hanc hic superet servitus.

In einem andern Stück (Lupus[4])?) haben wir eine offenkundige politische Anspielung (Cic. Cat. M. 20):

Cedo,
qui vestram rem publicam tantam amisistis tam cito?
respondentur alia et hoc in primis:
proveniebant oratores novi, stulti, adulescentuli.

Ein Fragment (118 Ribb.) zeigt Schimpfworte, die bei Aristophanes stehen könnten: *pessimorum pessime, audax ganeo lustro aleo.* Zuweilen wird Naevius stark persönlich, freilich mit Weglassung des Namens (R. 108 ss.):

etiam qui res magnas manu saepe gessit gloriose,
cuius facta viva nunc vigent, qui apud gentes solus praestat,
eum suus pater cum pallio uno ab amica abduxit.

---

[1]) Vgl. Liv. III 29, 5; IV 20, 2; 53, 11 .Beispiele bei Sueton. *Caes.* 49, 51, 80.
[2]) *Libere lingua loquemur ludis Saturnalibus* (Festus 116).
[3]) Ribb. 72sq. aus Char. G. L. I 216.
[4]) Vgl. Leo, Gesch. d. Röm. Lit. I 90 Anm. 1.

Diese Verse hat schon Gellius (VII 8, 5 aus Valerius Antias) auf Scipio, den gefeiertsten Römer jener Zeit, bezogen. — Bekannt ist des Naevius Kampf mit den Metellern: *fato Metelli Romae fiunt consules,* worauf diese erwidert haben sollen: *malum dabunt Metelli Naevio poetae.* Solche Äußerungen politischer Leidenschaftlichkeit mag es noch viele gegeben haben. Freilich sollte ihm sein politischer Freimut teuer zu stehen kommen. Wir wissen, daß er lange Zeit im Gefängnis saß[1]), als etwa Sechzigjähriger Rom verließ und im Exil (in Utica) sein *bellum Poenicum* schrieb.

Seit Naevius hat es niemand mehr gewagt, bekannte Persönlichkeiten auf der Bühne zu verspotten[2]). Denn die nun folgenden Palliatendichter Plautus, Caecilius, Terenz ahmen nicht mehr Aristophanes und die alte Komödie nach, sondern die mittlere und jüngere, bei der an Stelle des politisch-aggressiven Moments die Verspottung des kleinbürgerlichen Lebens tritt. Freilich so spurlos verschwand der persönliche Spott und Hohn, der ja ein Lebenselement der Komödie ist, nicht. Die Rede, die in der alten Komödie an den Chor gerichtet wurde, wird jetzt als Monolog[3]) (besonders im Prolog und Epilog) direkt ans Publikum gerichtet.

Die Stücke des Plautus hatten einen vom Stücke losgetrennten Prolog, der in das Stück einführen und beim Publikum Stimmung machen sollte. Wir besitzen diese Prologe nicht in der Originalfassung; vielmehr stammen sie von einem Theaterdirektor späterer Zeit, der ein älteres, derberes Stück wider zur Aufführung bringen will[4]).

Ganz anders verhält es sich mit den Prologen des Terenz. Sie geben nicht mehr die Exposition des Stückes — diese verlegt er vielmehr in eine Dialogszene —, sondern sie sind wohl ausgedachte, mit allem Raffinement griechischer Rhetorik aufgeputzte Verteidigungs- und Anklagereden gegen seine literarischen Gegner, die er seinem Schauspieldirektor Ambivius Turpio in den Mund legt. Schon der sprachliche Ausdruck unterscheidet sich merklich von dem des Dialogs. Dort *oratio pura,* hier scharfe Antithesen, Wortspiele und Wortwitze. Alles ist darauf angelegt, auf das Publikum zu wirken. Die terenzischen Prologreden sind die ersten Proben rhetorischer Technik in Rom.

Gleichzeitig entwickelt sich die Prosarede. Ihr ältester Vertreter ist M. Porcius Cato, ein geschworener Feind der Aristokratenpartei, zugleich ein Verächter des Hellenentums. Mit unermüdlicher Kampfes-

---

[1]) Vgl. Gell. III 3, 15 *Sicuti de Naevio quoque accepimus fabulas eum in carcere duas scripsisse, Hariolum et Leontem, cum ob assiduam maledicentiam et probra in principes civitatis de Graecorum poetarum more dicta in vincula Romae a triumviris coniectus esset.*

[2]) Eine Ausnahme scheint der Mimus zu machen, dessen lustige Improvisation sich solche Freiheiten erlaubte. Wissen wir doch, daß Lucilius und Accius einen Mimen wegen Beleidigung verklagten: ad Herennium I 24 und II 19.

[3]) Vgl. Leo, Monolog im Drama S. 79ff.

[4]) Vgl. bes. den Prolog zur *Casina,* die ohne Zweifel von allen Stücken des Plautus das derbste ist.

lust und scharfer Zunge ging er gegen die Nobilität vor (besonders als er 184 Zensor geworden war) und brachte viele auf die Anklagebank. Aber auch ihm wurden nicht weniger als 44 Prozesse anhängig gemacht, in denen er sich immer selbst verteidigte und nie verurteilt wurde. Die Reden, die er in diesen Prozessen und im Senate hielt, arbeitete er aus und veröffentlichte sie [zum Teil in seinen *Origines*[1])]. Damit hat er die politische Rede in die Sphäre der Literatur erhoben[2]). Erst Attikus veranstaltete eine Sammlung von ca. 150 Reden[3]). Wir haben Fragmente von ca. 80 Reden[4]).

Die Hauptsache war ihm das 'vituperare'[5]). Aus den Fragmenten können wir noch den bissigen Rotbart[6]) erkennen. Mit Keulenschlägen führt er seinen Kampf gegen die Habsucht und Grausamkeit der Senatoren in den unterworfenen Gebieten (LXX 1 J. = Gell. XI 18, 18): *Fures privatorum furtorum in nervo atque in compedibus aetatem agunt, fures publici in auro atque in purpura.* In einer Rede gegen Thermus heißt es (VIII 2 J. = Fest. 208, 30 L.): *Rumorem, famam flocci fecit, intercutibus stupris obstinatus, insignibus flagitiis*[7]). Ein andermal charakterisiert er den jungen Thermus also[8]): *Sed a benefactis, ab optimis artibus fugit maxima fugella, perpetuis simo curriculo.* Besonders scharfe Worte richtet er an den Volkstribunen Caelius[9]) (XL 1—6 J.): (1) *Numquam tacet, quem morbus tenet loquendi tamquam veternosum bibendi atque dormiendi. quod si non conveniatis, cum convocari iubet, ita cupidus orationis conducat, qui auscultet. itaque auditis, non auscultatis tamquam pharmacopolam. nam eius verba audiuntur; verum se nemo committit, si aeger est.* — (2) *Frusto panis conduci potest, vel uti taceat vel uti loquatur.* — (3) *In coloniam mehercules scribere nolim, si trium virum sim, spatiatorem atque fescenninum.* — (4) *Descendit de cantherio, inde staticulos dare, ridicularia fundere.* — (5) *Praeterea cantat, ubi collibuit, interdum Graecos*

[1]) Diesem Beispiele folgte C. Fannius (cos. 122), der politische Gegner des C. Gracchus. Auch er legte, um die führenden Persönlichkeiten jener politisch bewegten Zeit zu charakterisieren, in sein Geschichtswerk Reden ein. So kennt Cicero die Invektive des Q. Metellus gegen Tiberius Gracchus aus den Annalen des Fannius. Vgl. Brut. 81 *cuius* (i. e. Q. Metelli) *et aliae sunt orationes et contra Ti. Gracchum exposita est in C. Fannii annalibus.*

[2]) Die berühmte Rede des Appius Claudius Caecus gegen den Frieden mit Pyrrhus (280), die Cicero noch las, wurde sicherlich erst später aus dem Familienarchiv veröffentlicht.

[3]) Cic. Brut. 65.

[4]) Ed. H. Jordan. Leipzig 1860. — Wer sich an dem Stil des alten Cato ein Bild machen will, der lese Gell. VI 3.

[5]) Vgl. den Brief des Mark Aurel von Fronto (II, 3, 1).

[6]) Plut. Cat. 1:

Πανδακέτην πυρρὸν γλαυκόμματον οὐδὲ θανόντα
Πόρκιον εἰς Ἀίδην Περσεφόνη δέχεται.

[7]) Aus der selben Rede führt Gellius (XIII 25, 2 = VIII, 1 J.) eine Glanzstelle an.

[8]) Jord. p. 45 aus Priscian III p. 601 P.

[9]) Die Rede war betitelt: *Si se Caelius trib. pl. appellasset;* fr. 1 u. 2 = Gell. I 15, 9 u. 10, fr. 3 = Fest. p. 466, 19 L., fr. 4 u. 5 = Macrob. Sat. III 14, 9, fr. 6 = Paulus ex Fest. 52, 18 L.

versus agit, voces demutat, staticulos dat. — (6) *Quid ego cum illo dissertem amplius, quem ego denique credo in pompa vectitatum iri ludis pro citeria atque cum spectatoribus sermocinaturum?*

Das Beispiel des alten Cato wirkte auf die Folgezeit. Die Praxis, politische Pamphlete in der Form von gehaltenen Reden in Umlauf zu setzen, wurde immer häufiger. Freilich ging die Redekunst als solche bald über Cato hinaus. So sehr auch Cato gegen die Gräzisierung ankämpfte, die 'asianische' Kunst nahm immer mehr überhand. Ja, Cato selbst zeigt nicht selten unbewußt griechischen Einfluß in seinem Periodenbau.

Die Nachfolger Catos sind für uns nur Namen, die uns Cicero in seinem 'Brutus' überliefert. Aber die Zeit, in die wir jetzt kommen, ist eine gewaltig bewegte. Nach Karthagos und Korinths Fall war das Imperium nach außen gesichert. Um so mehr beginnt jetzt die Reform im Innern. Das Regiment der Aristokratie erwies sich als unzulänglich, ja als unfähig. Es bildete sich die römische Demokratie, die nach fast hundertjährigem Kampfe die Senatsherrschaft stürzen sollte.

Vor allem sind es zwei Männer, die uns hier beschäftigen müssen, das Bruderpaar Tiberius und Gaius Gracchus. Von den Reden des Tiberius erhalten wir Kenntnis vor allem durch das Zeugnis Ciceros, der die Reden selbst noch las[1]). Außerdem gibt uns Plutarch einen Auszug aus der Rede gegen Oktavius (c. 15) und eine Glanzstelle aus der Rede für das Ackergesetz (c. 9, 4), aus der noch das Feuer revolutionären Geistes herausklingt: *ὁ Τιβέριος πρὸς καλὴν ὑπόθεσιν καὶ δικαίαν ἀγωνιζόμενος λόγῳ καὶ φαυλότερα κοσμῆσαι δυναμένῳ πράγματα δεινὸς ἦν καὶ ἄμαχος, ὁπότε τοῦ δήμου τῷ βήματι περικεχυμένου καταστὰς λέγοι περὶ τῶν πενήτων, ὡς τὰ μὲν θηρία τὰ τὴν Ἰταλίαν νεμόμενα καὶ φωλεὸν ἔχει καὶ κοιταῖόν ἐστιν αὐτῶν ἑκάστῳ καὶ καταδύσεις, τοῖς δὲ ὑπὲρ τῆς Ἰταλίας μαχομένοις καὶ ἀποθνήσκουσιν ἀέρος καὶ φωτός, ἄλλου δὲ οὐδενὸς μέτεστιν, ἀλλ' ἄοικοι καὶ ἀνίδρυτοι μετὰ τέκνων πλανῶνται καὶ γυναικῶν, οἱ δὲ αὐτοκράτορες ψεύδονται τοὺς στρατιώτας ἐν ταῖς μάχαις παρακαλοῦντες ὑπὲρ τάφων καὶ ἱερῶν ἀμύνεσθαι τοὺς πολεμίους· οὐδενὶ γὰρ ἔστιν οὐ βωμὸς πατρῷος, οὐκ ἠρίον προγονικὸν τῶν τοσούτων Ῥωμαίων, ἀλλ' ὑπὲρ ἀλλοτρίας τρυφῆς καὶ πλούτου πολεμοῦσι καὶ ἀποθνήσκουσι, κύριοι τῆς οἰκουμένης εἶναι λεγόμενοι, μίαν δὲ βῶλον ἰδίαν οὐκ ἔχοντες.*

Das Werk, das Tiberius begonnen, setzte sein jugendlicher Bruder Gaius fort. Selbst die flehentlichen Bitten seiner Mutter Cornelia, die sich in einem herzzerreißenden Brief[2]) von Misenum aus, wohin sie sich

[1]) Brut. 103: *Utinam in Tiberio Graccho Gaioque Carbone talis mens ad rem publicam bene gerendam fuisset, quale ingenium ad bene dicendum fuit: profecto nemo his viris gloria praestitisset, sed eorum alter propter turbulentissimum tribunatum, ad quem ex invidia foederis Numantini bonis iratus accesserat, ab ipsa re publica est interfectus . . . sed fuit uterque summus orator.* (104) *atque hoc memoria patrum teste dicimus; nam et Carbonis et Gracchi habemus orationes nondum satis splendidas verbis, sed acutas prudentiaeque prudentissimas.*

[2]) Vgl. Neposausgabe von C. Halm. Lpz. 1871, S. 123.

nach dem Tode ihres Ältesten zurückgezogen hatte, an ihren jüngeren Sohn wendet, vermögen diesen nicht von der Politik zurückzuhalten. Vernehmen wir das Urteil Ciceros (Brut. 125), der, zwar ein geschworener Feind revolutionären Geistes, nicht umhin kann, die Leidenschaftlichkeit seiner Sprache zu rühmen: *Sed ecce in manibus vir et praestantissimo ingenio et flagranti studio et doctus a puero C. Gracchus. noli enim putare quemquam pleniorem aut uberiorem ad dicendum fuisse . . . damnum enim illius immaturo interitu res Romanae Latinaeque litterae fecerunt.* (126) *utinam non tam fratri pietatem quam patriae praestare voluisset. quam ille facile tali ingenio, diutius si vixisset, vel paternam esset vel avitam gloriam consecutus. eloquentia quidem nescio an habuisset parem neminem. grandis est verbis, sapiens sententiis, genere toto gravis. manus extrema non accessit operibus eius, praeclare inchoata multa, perfecta non plane. legendus . . . est hic orator . . ., si quisquam alius, iuventuti; non enim solum acuere, sed etiam alere ingenium potest.* Glücklicherweise sind uns so viele Fragmente erhalten, daß wir uns von seinem Stil ein Bild machen können. Berühmt ist die Stelle, die uns Cicero de orat. III 214 überliefert: *Quo me miser conferam? quo vertam? in Capitoliumne? At fratris sanguine madet. an domum? matremne ut miseram lamentantem videam et abiectam*[1]*?* — Als echter Demagoge begnügt sich C. Gracchus nicht damit, positive Beweise und Vorschläge vorzubringen, sondern er sucht den Gegner zu verdächtigen, wie uns ein Bruchstück der Rede über die *lex Aufeia* (Gell. XI 10) belehrt. Wie gehässig seine Rede gewesen sein muß, zeigt das Urteil der Alten über eine Rede gegen L. Piso Frugi: Cic. pro Font. 29 *qua in oratione permulta in L. Pisonem. turpia ac flagitiosa dicuntur;* Schol. Bob. pro Flacco (p. 90 St.): *oratio maledictorum magis plena quam criminum.*

Den Gaius Gracchus haben Marcus Antonius und Lucius Crassus, die leuchtenden Vorbilder Ciceros, als heranwachsende Jünglinge noch auf dem Forum gehört. Der erstere war mehr als Sachwalter tätig und trat als Politiker in den Hintergrund. Dagegen scheint der junge Crassus noch etwas von dem Feuer der Begeisterung des Gaius Gracchus verspürt zu haben. Gleich nach dessen Tode (118) griff er in einer Rede *de colonia Narbonensi,* die er nachher als sein politisches Programm veröffentlichte, den Senat aufs heftigste an. Doch bald verrauchte sein jugendliches Feuer. Im J. 106 unterstützte er sogar den Antrag des Konsuls Q. Servilius Caepio für die Aufhebung der *lex Sempronia iudiciaria* und bekannte sich durch diese *suasio legis Serviliae* offen zur Senatspartei. Auch diese Rede ließ er in der Öffentlichkeit erscheinen. Als er nun später einmal in einen Prozeß verwickelt wurde, ließ der Redner der Gegenpartei abwechselnd Abschnitte aus der einen und der andern Programmrede vorlesen[2]).

Daran ist durchaus festzuhalten, daß die veröffentlichte Rede bis auf Cicero nur politisches Pamphlet war. Gerade von Antonius und

[1]) Eine andere Glanzstelle überliefert Gellius XV 12.

[2]) Vgl. Cic. pro Cluent. 140, de orat. II 223ff. — Ein heftiger Gegner des Crassus war Papirius Carbo (Cic. *de or.* III 3, 10), der erst nach dem

Crassus berichtet Cicero: Orat. 132 *Crassi perpauca sunt nec ea iudiciorum, nihil Antoni* und de orat. II 8 *cum alter non multum, quod quidem extaret, et id ipsum adulescens, alter nihil admodum scripti reliquisset.* Antonius war eben politisch nicht hervorgetreten, Crassus nur in seiner Jugend.

Vor allem ist hier noch eines Mannes zu gedenken, der an Schärfe der Invektive alle seine Vorgänger übertraf und auch von keinem seiner Nachfolger übertroffen wurde, der seine Zeitgenossen gleichsam mit Skorpionen peitschte[1]). Es ist der Erfinder der spezifisch römischen Literaturgattung der Satire[2]), das bedeutendste Talent der älteren römischen Literatur, der, ein freigeborner Mann, dazu ein Freund des jüngeren Scipio[3]), wohl ein freies Wort wagen konnte.

Satiren im Sinne von nach Inhalt und Form vermischten Gedichten gab es bereits vor Lucilius. So berichtet Diomedes (G. L. I 485 aus Sueton): *Olim carmen, quod ex variis poematibus constabat, satura vocabatur, quale scripserunt Pacuvius et Ennius.* Und in der Tat knüpft Lucilius rein äußerlich an Ennius und Pacuvius an, indem er in seiner ersten Gedichtsammlung (Buch XXVI—XXX) die selben Versmaße nebeneinander verwendet, nämlich den trochäischen Septenar, den jambischen Senar und den Hexameter.

Den Titel hat also Lucilius übernommen. Aber er hat aus der 'Satura' eine Gattung gemacht, indem er das σπουδαιογέλοιον in den Vordergrund stellte. Darum sagt Diomedes an der selben Stelle: *Satura dicitur carmen apud Romanos nunc quidem maledicum et ad carpenda hominum vitia archaeae comoediae charactere compositum, quale scripserunt Lucilius et Horatius et Persius.* Wie einst Archilochos die ἰαμβικὴ ἰδέα, die längst im Volke schlummerte, literarisch fixierte, so hat Lucilius den im italischen Volksstamm vorhandenen Sinn für Spott- und Hohnpoesie (vgl. S. 103) dadurch in die Sphäre der Literatur erhoben, daß er die verschiedenen Spezies der griechischen Literatur (die Jamben des Archilochos, die alte Komödie, das Spottepigramm des dritten Jahrhunderts, die Kinädologie des Sotades[4]), die moralischen Be-

Tode des Redners Berühmtheit erlangte. Darauf machte der Volksmund folgenden Saturnier:

Postquam Crassus carbo factus, Carbo crassus factus est.

Der Grammatiker Marius Plotius (p. 461K.) interpretiert die erste Hälfte: *i. e. periit,* die zweite: *i. e. res aute mortua revixit, i. e. ad florem pervenit.*

[1]) Vgl. Pers. I 114 *secuit Lucilius urbem;* Iuven. I 165 *ense velut stricto quotiens Lucilius ardens infremuit, rubet auditor, cui frigida mens est criminibus, tacita sudant praecordia culpa.*

[2]) Quintil. X 1, 93 *satura quidem tota nostra est, in qua primus insignem laudem adeptus Lucilius.*

[3]) Vgl. Horaz Sat. II 1, 71: *Quin ubi se a vulgo et scaena in secreta remorant virtus Scipiadae et mitis sapientia Laeli, nugari cum illo et discincti ludere, donec decoqueretur olus, soliti.* Hierzu bemerkt ein Scholiast (aus guter Quelle): *Scipio Africanus fertur intra domum tam civilis fuisse et carus Lucilio, ut quodam tempore Laelius circa lectos triclinii fugienti supervenerit, cum eum Lucilius obtorta mappa quasi feriturus sequeretur.*

[4]) Diese Gattung hatte bereits Ennius in seinem *Sota* kultiviert, der sicherlich ein Gedicht von persönlich-aggressiver Art war. Fragm. (532—36) bei Baehrens S. 131.

trachtungen des Phönix von Kolophon, die Sillenpoesie des Timon von Phlius, besonders die in jener Zeit in Blüte stehende Diatribe) auf sich wirken ließ[1]) und seiner Dichtung ein bestimmtes Versmaß — in der Antike sind Gattung und Form aufs engste miteinander verbunden —, den Hexameter (vielleicht unter dem Einfluß der parodischen Poesie des Timon?), gab[2]).

Gleich in dem zeitlich ältesten Buch (XXVI) vertritt Lucilius (wie Horaz Sat. II, 1) energisch seinen Dichterstandpunkt gegenüber den Leuten, die in ihn dringen, er solle die Taten Scipios im Stile des Ennius verherrlichen (v. 620f.)[3]):

hunc laborem sumas, laudem qui tibi ac fructum ferat:
percrepa pugnam Popili, facta Corneli cane.

Darauf der Dichter (622f.):

ego si, qui sum et quo folliculo nunc sum indutus, non queo;
ita uti quisque nostrum e bulga est matris in lucem editus ...

Lucilius schreibt also seine Verse nieder, wie sie ihm aus dem Herzen kommen[4]). So belehrt er einen Albinus im Stil der stoischen Diatribe über den Begriff der *virtus* (1326ff.):

virtus, Albine, est pretium persolvere verum,
quis in versamur, quis vivimus rebus, potesse,
virtus est homini scire id quod quaeque habeat res,
virtus scire, homini rectum, utile quid sit honestum,
quae bona, quae mala item, quid inutile, turpe, inhonestum,
virtus quaerendae finem re scire modumque,
virtus divitiis pretium persolvere posse,
virtus id dare quod re ipsa debetur honori,
hostem esse atque inimicum hominum morumque malorum,
contra defensorem hominum morumque bonorum,
hos magni facere, his bene velle, his vivere amicum,
commoda praeterea patriai prima putare,
deinde parentum, tertia iam postremaque nostra.

In einem andern längeren Fragment (1228ff.) schlägt er einen schärferen Ton an und greift *populumque patresque* in ihrer Gesamtheit an:

nunc vero a mani ad noctem, festo atque profesto
totus item pariterque die populusque patresque
iactare indu foro se omnes, decedere nusquam,
uni se atque eidem studio omnes dedere et arti,
verba dare ut caute possint, pugnare dolose,
blanditia certare, 'bonum' simulare 'virum' se,
insidias facere, ut si hostes sint omnibus omnes.

Mit dem Freimut eines Xenophanes wagt er sogar gegen den römischen Kultus (im 15. Buche v. 480ff.) vorzugehen:

---

[1]) So ähnlich pflegte mein hochverehrter Lehrer Prof. Ed. Norden diese Erscheinung im Kolleg zu formulieren. — Nicht zu vergessen ist, daß Rom seit dem älteren Cato an den Ton der Invektive gewöhnt war; ohne das vorausgehende politische Pamphlet wäre Lucilius kaum denkbar.

[2]) Im 30. Buch finden wir nur noch den Hexameter verwendet; desgl. in der zweiten Sammlung (Buch I—XXI).

[3]) Ich zitiere natürlich nach der Ausgabe von F. Marx. (Leipzig 1904.)

[4]) Vgl. v. 590: *ego ubi quem ex praecordiis ecfero versum.*

multa homines portenta in Homeri versibus ficta
monstra putant, quorum in primis Polyphemus ducentos
Cyclops longus pedes: et porro huic maius bacillum
quam malus navi e corbita maximus ullast
terriculas, Lamias, Fauni quas Pompiliique
instituere Numae, tremit has, hic omnia ponit.
ut pueri infantes credunt signa omnia aëna
vivere et esse homines, sic ista somnia ficta
vera putant, credunt signis cor inesse in aënis.
pergula fictorum veri nihil, omnia ficta.

Besonders zog Lucilius gegen die Hauptlaster seiner Zeit, die *luxuria* (im 4. und 13. Buch) und *avaritia* (im 19. Buch) zu Feld.

Interessant ist für uns Philologen die literarische Polemik des Lucilius. Sie wird für drei Bücher ausdrücklich bezeugt von Porphyrio, der zu Horat. sat. I 10, 53 *nil comis tragici mutat Lucilius Acci? non ridet versus Enni gravitate minores? cum de se loquitur non ut maiore reprensis* bemerkt: *facit autem haec Lucilius cum alias tum vel maxime in III libro, meminit IX et X.* Wir besitzen noch eine Reihe von Fragmenten, in denen er sich über die orthographischen Neuerungen des Accius lustig macht[1]), der langen Vokal durch Doppelung (v. 352—55) und langes *ī* durch *ei*[2]) ausgedrückt wissen will (v. 358—70). Auch Pacuvius[3]) wird getadelt. Doch diese literarische Kritik war, wie wir schon aus den angeführten Worten des Horaz schließen können, nicht bitter[4]), um so mehr aber die politische Polemik[5]).

Das politische Element steht bei Lucilius durchaus im Vordergrund. Und zwar stellt er seine feurige Feder in den Dienst des jüngeren Scipio[6]). Scipios Feinde sind auch seine Feinde. Vgl. Horat. sat. II 1, 65 *num Laelius et qui duxit ab oppressa meritum Carthagine nomen ingenio offensi aut laeso doluere Metello famosisque Lupo coperto versibus?*

Q. Caecilius Metellus Macedonicus war Zensor des Jahres 131 und erließ als solcher ein Ehegesetz. Darauf mögen wohl die misogynen

[1]) Vgl. v. 375 *atque accurrere scribas, dne an c, non est, quod quaeras eque labores.*

[2]) Köstlich ist es zu lesen, im Vokativ Sing. müsse *i* stehen, im Plur. *ei*, weil es mehr sei, und auch im Dat. müsse man dem *e* ein *i* beifügen, weil der Dativ immer etwas zugebe.

[3]) Vgl. Gell. XVII 21, 49 *subinde et Pacuvius et Pacuvio iam sene Accius clariorque tunc in poematis eorum obtrectandis Lucilius fuit.* Dazu Lucil. 875 *verum tristis contorto aliquo ex Pacuviano exordio.*

[4]) Ganz anders sein jüngerer Zeitgenosse Porcius Licinus in seinem in trochäischen Septenaren abgefaßten literarhistorischen Lehrgedicht, dessen Anfang uns Gellius XVII 21, 45 (aus Varro) überliefert. Er ist ein Meister im Erfinden und Verdrehen, so z. B. in der Schilderung des Verhältnisses des Terenz zu seinen vornehmen Gönnern. Selbst auf dem literarischen Gebiete kann er seine politische Leidenschaft nicht zurückhalten; es zeigt sich in den erhaltenen Versen sein ganzer Haß gegen die Nobilität.

[5]) Von ihr sagt Horaz (sat. II 1, 63): *Quid? cum est Lucilius ausus primus in hunc operis componere carmina morem, detrahere et pellem, nitidusqua quioque per ora cederet, introrsum turpis ...* und weiter unten (68): *atqui primores populi arripuit populumque tributim.*

[6]) Im 14. Buch ist Scipio selbst redend eingeführt; er erzählt dort seine Reise nach Ecbatana. Berühmt ist auch (durch die Nachahmung des Horaz) die Schilderung seiner Reise nach Sizilien (Buch III).

Betrachtungen im 26. Buche (v. 676ff.) gehen. Der selbe Metellus hatte als Zensor den L. Cornelius Lentulus Lupus, einen Mann der höchsten Aristokratie, der, obwohl als Konsular wegen Erpressungen verurteilt, 147 Zensor geworden war, zum *Princeps senatus* ernannt. Dessen richterliche Willkür verspottet Lucilius im 28. Buche (mit einer scherzhaften philosophischen Wendung) v. 784ff.:

hoc cum feceris,
cum ceteris reus una tradetur Lupo.
non aderit: ἀρχαῖς hominem et stoechiis simul
privabit, igni cum et aqua interdixerit.
duo habet stoechia, adfuerit anima et corpore
(γῆ corpus, anima est πνεῦμα): posterioribus
stoechiis, si id maluerit, privabit tamen.

Lucilius hatte aber nicht genug, den Lupus im Leben mit seinen Versen zu verfolgen; auch dem toten gab er noch einen Tritt (Buch I). Das ganze Gedicht ist in eine Götterversammlung eingekleidet. Die Verhandlung gegen Lupus findet ganz nach der Geschäftsordnung des Senates statt. Juppiter berichtet über die Sachlage und fordert jeden einzelnen Gott der Reihe nach auf, sich dazu zu äußern. Die einzelnen Götter werden mit 'pater' angeredet (v. 20—22) außer dem Griechengott Apollo, der sich dagegen verwahrt, daß er mit 'pulcher' aufgerufen wird (v. 23). Die drolligste Figur im Göttersenat ist Romulus-Quirinus, der Vertreter des alten Römertums, der Nektar und Ambrosia von sich weist und lieber wie in früheren Zeiten seine gekochten Rüben ißt[1]). Er führt Klage über die Sittenverderbnis im modernen Rom, das jetzt gelernt habe, anders zu essen und zu trinken, sich griechisch zu kleiden und die Sprache mit griechischen Fremdwörtern zu mischen (v. 14—17). Neptun hält den Fall für sehr schwierig und meint, selbst Karneades könnte die Sache nicht entscheiden, wenn er aus der Unterwelt zurückkehren würde (v. 31). Ein anderer Gott verspottet den Apollo, weil ihm seine Weissagekunst nichts helfe (v. 33—35). Nachdem alle Götter ihre Meinung gesagt, wird Lupus zum Tode verurteilt. Das Urteil wird Apollo, der 'Wolfstöter', vollstreckt haben[2]).

Das 2. Buch des Lucilius handelte von einer Gerichtsverhandlung. Albucius klagt den Augur Mucius Scävola wegen Erpressungen in Asien an (vgl. v. 57):

inpuratum hunc in fauces iuvasse animamque
elisisse illi.

Der Ton der Rede des Albucius ist ein sehr gehässiger[3]); die Rede strotzt von Obszönitäten[4]). Scävola andererseits verspottet in feiner Weise die asianische Manier des Klägers (v. 84f.):

quam lepide lexis compostae ut tesserulae omnes
arte pavimento atque emblemate vermiculato.

---

[1]) In diesen Zusammenhang muß fr. 1357 *ferventia rapa vorare* gehören, das Bücheler mit Recht dem Lucilius zuschrieb. Vgl. Marx II S. 432.

[2]) Vgl. Marx II S. 14.

[3]) Vgl. 66: *homo inpuratus: et impuno est ⟨ne⟩ rapister?*

[4]) Cf. 72 *si natibus natricem inpressit crassam et capitatam,* 73 *in bulgam penetrare pilosam,* 74 *pedicum iam excoquit omne.*

Desgl. die Gräkomanie des Albucius, der sich nur mit dem griechischen Gruß χαῖρε begrüßen ließ (v. 88—94).

Endlich bringt uns noch das 11. Buch eine Reihe von persönlichen Angriffen. Eine Invektive gegen Asellus scheint mit den Worten (394/95) begonnen zu haben:

Scipiadae magno improbus obiciebat Asellus
lustrum illo censore malum infelixque fuisse.

Mit bitterer Schärfe greift er (413/15) den verschuldeten L. Aurelius Cotta an:

Lucius Cotta senex, crassi pater huius, Paceni,
magnus fuit trico nummerarius, solvere nulli lentus[1]).

Q. Opimius, der Vater des L. Opimius, der im Jahre 116 jene schmachvolle Gesandtschaft an Jugurtha leitete[2]), wird mit folgenden Versen verhöhnt (418/20):

Quintus Opimius ille, Iugurtini pater huius,
et formosus homo fuit et famosus, utrumque
primo adulescens, posterius dare rectius sese.

Einen Erbschleicher stellt er also an den Pranger (422/24):

Cassius, Gaius hic operarius, quem Cephalonem
dicimus sectorem furemque. hunc Tullius Quintus
iudex heredem facit, et damnati alii omnes.

Das sind die hauptsächlichsten Fragmente, die uns noch das persönliche Feuer des Lucilius ahnen lassen. Das Feuer seiner Verse zündete nicht nur für die Gegenwart, sondern es verbreitete sich auf die kommenden Generationen. Daß er noch in augusteischer Zeit viel gelesen wurde, beweist die Polemik des Horaz. Noch Tacitus schreibt im 'Dialogus' (23): *nobis utique versantur ante oculos illi, qui Lucilium pro Horatio . . . legunt.* Lucilius wurde noch lange neben Horaz gelesen, welch letzterer auch, im Gegensatz zu Vergil, nicht sofort Schulschriftsteller wurde. Während wir auf den Wänden von Pompei Hunderte von Vergilversen lesen, finden wir daselbst nicht einen Horazvers. Als sich dann aber der urbanere Horaz durchgesetzt hatte, da erlosch bald das Feuer des Lucilius, und selbst die archaistische Reaktion vermochte es nicht mehr zu entfachen. So kam es, daß kaum mehr als 1000 Verse auf uns gekommen sind von dem Mann, der das originellste und produktivste Talent der älteren römischen Literatur in einer Person verkörperte.

Wohlau. A. Kurfeß.

---

[1]) Vgl. auch 416 *si tricosus, bovinatorque ore inprobus duro.* Über dieses Fragment hat neuerdings G. Landgraf (Philol. 1913 S. 156) Licht verbreitet.

[2]) Vgl. Sall. Jug. 16 u. 40; Cic. Brut. 128, pro Sestio 140.

Herodot

1) F. Jacoby, Herodotos. Paulys Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung, begonnen von G. Wissowa, herausgegeben von W. Kroll. Stuttgart. Supplement zweites Heft 1913. Sp. 205—520.

Die Realenzyklopädie, habe ich immer geglaubt, ist dazu da, den Benutzer über den jeweiligen Stand unseres Wissens über die einzelnen behandelten Gegenstände aufzuklären, wobei ein kurzer historischer Bericht über die Forschung, die uns zu diesem Wissen geführt hat, erwünscht, wenn auch nicht notwendig ist, und bei noch strittigen Fragen das Für und Wider unter Hinzufügung des Wichtigsten aus der einschlägigen Literatur anzugeben. Natürlich bleibt es dabei dem Berichterstatter unbenommen, sein eignes Urteil hinzuzufügen und zu begründen. Die Bearbeiter der griechischen Historiker scheinen darüber anderer Meinung zu sein. Sie lassen manche Fragen ganz unberührt, beschäftigen sich nur oder doch vorzugsweise mit Dingen, die sie besonders interessieren und sind dabei in erster Linie bemüht, ihre eigene Meinung zur Geltung zu bringen. So ist es auch mit Jacobys Artikel über Herodot, der über 300 Spalten lang ist und doch in mancher Hinsicht nichts oder doch sehr wenig bietet. Besser wäre er als Buch, etwa mit dem Titel 'Herodot und sein Werk' oder 'Die Entstehung von Herodots Geschichtswerk und seine Quellen' erschienen. Unangenehm wirkt auch die breite und an Widerholungen reiche Darstellung, durch die der Artikel ins Unermeßliche angeschwollen ist. Dies zeigt schon § 1 'Herodot der Thurier'. J. ist für die Schreibung *Ἡροδότου Θουρίου*. Anstatt aber nur auf die Besprechung der Zeugnisse hierfür, die, wie er selbst sagt, 'oft genug besprochen sind', einfach in aller Kürze hinzuweisen, bespricht er sie von neuem ausführlich, ohne doch wesentlich Neues zu bieten, wobei die Vertreter der entgegengesetzten Meinung kurz, z. T. spöttisch abgefertigt werden. Erst am Schluß bringt er etwas Neues, ein Zitat in der Tempelchronik von Lindos (Blinkenberg, La chronique du temple Lindien, Kopenhagen 1912) c. 29 *Ἡ. [ὁ Θ]ούριος ἐν τᾶι Β τᾶν ἱστοριᾶν*. Dies Zeugnis ist freilich sehr wichtig, aber als 'etwas nicht mehr Anzugreifendes' vermag ich es nicht hinzustellen. Blinkenberg hält Hagesitimos für den Verf. der Chronik und setzt dessen Geburt c. 125 v. Chr. an. 'Aber das Zitat ist älter; denn der Chronist hat nicht mehr H. selbst eingesehen.' Viel älter aber kann es doch

nicht sein, da es die Bucheinteilung voraussetzt. Wozu ferner beweist J. in der ausführlichsten Weise, daß sich Herodot längere Zeit in Samos aufgehalten hat. Das ist längst hinreichend bewiesen, niemand zweifelt mehr daran und wesentlich Neues bringt er auch hier nicht vor. Aus dem Folgenden greife ich zwei Punkte heraus, in denen ich ihm vollständig zustimme, obwohl auch hier wie in vielen andern Dingen bei Herodot ein absolut sicherer Beweis nicht zu führen ist. Ich gebe ihm darin recht, daß eine Rückkehr Herodots von Thurii nach Athen und ein zweiter längerer Aufenthalt daselbst weder nachweisbar noch auch wahrscheinlich ist, und daß innere Indizien dafür sind, daß Herodots Reisen im Orient und im Norden sämtlich vor seinen Aufenthalt in Athen fallen. Indem er dann ferner Herodot in Verbindung mit seinen Vorgängern betrachtet, gewinnt er nach meiner Meinung in der Frage über die Entstehung von Herodots Werk den richtigen Standpunkt. Wie das zweite Buch ein vollkommen selbständiges Werk über Ägypten ist, so gab es noch eine Reihe anderer ursprünglich selbständiger λόγοι von Herodot über Barbarenvölker, die alle nach dem selben Schema bearbeitet waren (vier Teile: Natur des Landes und seine geographische Lage, Lebensweise und νόμοι seiner Bewohner, θαυμάσια, politische Geschichte), das aus der geographisch-ethnographischen Periegese stammt. Diese ursprünglich selbständigen λόγοι sind dann zu Vorträgen ausgearbeitet. Den Stoff für die altgriechische Geschichte und für die Bücher VII—IX hat er erst bei seinem Aufenthalt in Griechenland gesammelt. Hier in Athen ist Herodot aus dem ionischen Reisenden zum Historiker geworden, der nun, nachdem ihm, dem unpolitischen Halikarnassier, durch Perikles das Verständnis für die Mission Athens erschlossen war, für Athen schrieb. Gegen die behauptete Priorität von VII—IX sagt er treffend: 'Aus welchem Grunde hat denn Herodot überhaupt seine Reisen gemacht, wenn er sein Leben als Historiker der Perserkriege begann?' Und weiterhin: 'Das Werk ist unverständlich, wenn der historische Grundgedanke das prius ist; es wird mit einem Schlage verständlich, wenn dieser Gedanke in den dreißiger Jahren nicht allzu lange vor Ausbruch des Krieges und während der politischen Kämpfe in Thurioi gefaßt ist, wenn Herodot damals den Entschluß faßte, zum Besten des bestehenden Athen die Rolle Athens in den Perserkriegen zu schildern, und wenn er nun, als er am Ende seines Lebens zum ersten Male literarisch sich betätigte, gern alles verwenden wollte, was er bisher in Vorträgen der alten und neuen Heimat geboten hatte.' Für den beabsichtigten Schluß hält er die Gründung des attischen Seebundes, glaubt auch mit Ebert (Zur Frage nach der Beendigung des Herodoteischen Geschichtswerkes in besonderer Berücksichtigung der Ἀσσύριοι λόγοι, Kiel 1911), was ich nicht glaube, daß kurz vor Schluß auch die Ἀσσύριοι λόγοι Platz finden sollten. Dieser sein Plan konnte aber nur vermittels zahlreicher Exkurse ausgeführt werden, wobei nach Jacobys Meinung auch ursprünglich zusammenhängende Stücke, wie die Geschichte Athens und Spartas, aufgelöst und an verschiedenen Stellen untergebracht wurden.

Sehr umfangreich ist dann die Behandlung der Quellenfrage. Was er im allgemeinen über diesen Punkt sagt, dürfte wohl jetzt, da die Wut,

überall bei Herodot nach schriftlichen Quellen zu suchen, verraucht ist, im allgemeinen Anerkennung finden. Schriftliche Quellen, sagt er, sind nur in den ethnographischen Teilen nachweisbar. Für diese Stücke, so betont er, war eine literarische Form schon vorhanden, während für die erzählenden Teile sie erst von Herodot geschaffen wurde. Denn für die späteren Bücher gab es überhaupt noch keine schriftlichen Quellen. Für den ersten Teil des Werkes wird natürlich in erster Linie Hekatäus als Quelle hingestellt (vgl. auch des Verf. Artikel über Hekatäus in Pauly-Wissowa VII Sp. 2666—2750), nach ihm ein jüngerer Autor, der, von Hekatäus ausgehend, über die Perser geschrieben hat und der aller Wahrscheinlichkeit nach Dionys von Milet gewesen sein soll. Bekanntlich wird dieser ja auch sonst gern als Quelle Herodots genannt, obgleich oder vielmehr weil wir von ihm so gut wie gar nichts wissen. Es folgt dann eine sehr eingehende, sich über beinahe 50 Spalten erstreckende Quellenanalyse, auf die ich hier nicht näher eingehen kann.

Nun noch kurz, was ich vermisse. Die Handschriftenfrage wird sehr kurz behandelt und von dem wenigen, das geboten wird, nimmt noch die Besprechung der gar nicht zu beweisenden Behauptung Alys, RSV stammten aus der voralexandrinischen Vulgata, während AB auf die Aristarchausgabe zurückgehen, einen unverhältnismäßig großen Raum ein. Die höchst wichtige Dialektfrage ist kaum gestreift, die Syntax aber überhaupt nicht erwähnt. Forscher, die sich mit diesen Dingen beschäftigen wollen, könnten doch wohl den Anspruch erheben, das Wichtigste aus der hier einschlägigen, sehr umfangreichen Literatur zu erfahren. Der letzte Abschnitt (§ 33) 'Ausgaben und Hilfsmittel' nimmt eine halbe Spalte ein. Daß hier nicht jede kleine Schulausgabe genannt zu werden braucht, ist selbstverständlich. Aber das Gebotene ist doch gar zu dürftig und nicht einmal immer richtig. Richtig ist die Bemerkung, daß von den erklärenden Ausgaben die von Stein und Macan am brauchbarsten sind; wenn aber dabei gesagt wird, daß Steins Ausgabe den neuesten englischen Schulkommentar von How-Wells weit übertreffe, so gibt das eine ganz falsche Vorstellung von letzterem. In Wahrheit überragt dieser in sachlicher, historischer Erklärung Steins Ausgabe bei weitem, versagt aber in grammatischer Hinsicht beinahe vollständig. Gar nicht erwähnt ist K. W. Krügers Ausgabe, die doch zuerst den Grund zu einer einigermaßen richtigen grammatischen Erklärung gelegt hat. Stein hat auf diesem Grund weiter gebaut. Deutsche Übersetzungen endlich werden gar nicht genannt.

2) W. Reese, Die griechischen Nachrichten über Indien bis zum Feldzuge Alexanders des Großen. Eine Sammlung der Berichte und ihre Untersuchung. Leipzig 1914. B. G. Teubner. gr. 8. 106 S. 3 ℳ.

Wie F. Jacoby hält R. Hekatäus für die Quelle von Her. III 38, 98—106, IV 44; nur die Bemerkungen über das Kamel (III 103) und das Klima Indiens (III 104) nimmt er aus. Hiermit steht seine Behauptung, bei Herodot sei der Name *Ἰνδοί* Gesamtname, nicht recht im Einklang, da er bei Hekatäus, wie er im Abschnitt über diesen zu be-

weisen sucht, nur die Indusanwohner bezeichnen soll. An der Nachricht Herodots (IV 44) über die Skylaxfahrt zweifelt er im Gegensatz zu Berger (Wissenschaftliche Erdkunde der Griechen) nicht, wobei er sich auf neugefundene, Berger noch nicht bekannte Inschriften stützt. Mit Lassen erkennt er in den Her. III 100 geschilderten Waldeinsiedlern die brahmanischen Vanaprastha. Hierbei weist er einen doppelten Irrtum Herodots nach. Erstens schreibt dieser Gewohnheiten einzelner (vgl. Strabo XV 713) einem ganzen Volke zu. Zweitens steht das Her. III 100 Gesagte an falscher Stelle. Da die Vanaprastha Indogermanen sind, kann das c. 101 Gesagte, das eine schwarze Bevölkerung voraussetzt, sich nicht auf sie beziehen. 'Dieser Irrtum Herodots mag darauf beruhen, daß er die indischen Völker nach der Karte von der Indusmündung an (Herodot begann ja in III 98 vom äußersten Osten zu sprechen) nach der Quelle zu aufzählt; die Waldeinsiedler waren zwischen den Völkern der Indusmündung und den nördlichen *Ἰνδοί* angesetzt, Herodot aber zog sie fälschlich zu den südlichen Indern.' Über das Verhältnis des Aristoteles zu Herodot drückt sich R. folgendermaßen aus: 'Herodot kann nicht immer bei ähnlichen Nachrichten dessen Quelle sein wegen der Abweichungen, wohl aber wird Herodot oft der Ausgangspunkt gewesen sein, da er der bekanntere (nämlich bekannter als Hekatäus) Autor war.' — Endlich sei noch erwähnt, daß R. die von mehreren angenommene Athetese Nabers III 97 *οὗτοι οἱ Αἰθίοπες — ἔκτηνται* zurückweist.

3) Fr. Windberg, De Herodoti Scythiae et Libyae descriptione. Dissert. inaug. Göttingen 1913. 67 S. 8.

In der Beschreibung Szythiens (IV 5—80) folgt Herodot nach W.s Ansicht einer schriftlichen geographischen Quelle, die schon an regelmäßig widerkehrenden Ausdrücken und an der Kürze der Darstellung zu erkennen ist, korrigiert sie aber bisweilen (c. 18 und 20 in betreff der Androphagen und Melanchlänen) und macht zahlreiche Zusätze, die sich wider schon im Ausdruck verraten und die auf eigene Erkundigungen bei Einheimischen zurückgehen. Hierdurch sind in seine Darstellung widerholt Widersprüche gekommen. So setzt das, was er IV 48 über den Lauf der Nebenflüsse des Ister sagt, voraus, daß dieser Fluß auch in seinem Unterlauf von Westen nach Osten fließt, während nach II 34 das letzte Stück seines Laufes von Norden nach Süden gerichtet sein soll. W. schließt daraus, daß IV 48. 49 auf Erkundigungen Herodots in Istria beruht, während die Angabe in II 34, die nicht den Tatsachen entspricht, Theorie eines Geographen sei. Ferner wohnen nach c. 53 die Gerrhoi da, wo nach c. 18 die Wohnsitze der Androphagen sind. Den wunderlichen Lauf des Flusses Gerrhos aber soll sich Herodot selbst ausgedacht haben, um das, was er in seiner geographischen Quelle über den Fluß Gerrhos gelesen hat, mit dem zu vereinigen, was er anderswoher über den Ort Gerrhos erfahren hat.

Mit dieser geographischen Beschreibung Szythiens stimmt in verschiedenen Punkten das nicht überein, was er IV 99—101 über die

Gestalt Szythiens sagt. Die Erzählung des Krieges aber stimmt mit beiden nicht überein, steht aber dem Abschnitte IV 99—101 näher. Deshalb meint W., Herodot habe diesen, der nur kurze Umrisse des Landes biete, zusammen mit der Erzählung des Krieges übernommen, aber mit einigen Zusätzen versehen (die Maßzahlen, Vergleichung Szythiens mit Attika und Italien). Der Abschnitt über die Nachbarvölker der Szythen (103—117) hat wider den Stil einer geographischen Quelle, die aber wegen verschiedener Widersprüche nicht die selbe sein soll wie zu Anfang des Buches. Auch hier werden Zusätze aus eigenen Erkundigungen Herodots festgestellt.

Bestimmte Namen für die Quellen nennt W. nicht. Daran tut er recht; wenn er aber Hekatäus deshalb ausschließt, weil in seinen Fragmenten verschiedene Namen szythischer Völker vorkommen, die bei Herodot fehlen, so scheint mir dies kein ausreichender Grund zu sein. Wohl aber stimme ich ihm darin bei, daß Ephorus in der geographischen Beschreibung Szythiens (Pseudo-Skymnus 841—871) nicht aus Herodot selbst geschöpft hat, sondern aus einem ionischen Geographen, der vielleicht Herodots Quelle war. Die Benutzung Herodots wäre zu unbequem gewesen, weil er keine zusammenhängende Darstellung gibt.

In der Beschreibung Libyens sind leicht vier Abschnitte zu erkennen: 1. Die Seeküste von Ägypten bis zum Tritonissee (168—180); 2. Die Völker der Sahara (181—185); 3. Die Seeküste vom Tritonissee nach Westen (186—196); 4. Allgemeines über Libyen (197—199). Den zweiten Abschnitt führt W. auf den mündlichen oder schriftlichen Bericht eines Kaufmanns zurück, während er im ersten und dritten wider schon aus dem Stil eine schriftliche geographische Quelle erkennt, die wie beim szythischen λόγος durch viele auf persönliche Erkundigungen beruhenden Bemerkungen bereichert ist. Auch hier hat man Herodots Darstellung Hekatäus zugrunde legen wollen. W. drückt sich aber hierüber sehr vorsichtig aus: 'Ex omnibus fragmentis (sc. Hecataei) quae ad rem attinent neque cognationem neque differentiam inter Herodoti et Hecataei descriptiones interesse certe dicere possumus. Id solum apparet, Hecataei descriptionem multo accuratiorem fuisse quam Herodoti.'

4) W. Arkwright, The Cabalians of Herodotus, Journal of Hellenic. Studies 1914. S. 64—65.

Her. VII 77 werden *Καβηλέες Μηίονες* erwähnt, die den Namen Lasonier führen. Daraus schließt A., daß Herodot zwischen mäonischen (lydischen) Kabalern, die eingewandert sind, und eigentlichen Kabalern, d. h. eingebornen, unterscheidet. Der Name dieses einfach *Καβηλέες* genannten Volkes soll nun zu Anfang von Kap. 76, wo de Pauw zuerst eine Lücke angenommen hat, die von Stein durch *Πισίδας* ausgefüllt ist, gestanden haben. Er ist vom Schreiber weggelassen, weil er im Anfang von Kap. 77 widerkehrt. Hiernach verbessert A. III 90 *Λασονίων καὶ Καβαλίων ἐγγενέων* (*ὑγεννέων* ABCP, *αὐτεννέων* R, *αὐτενέων* SV, *Ὑτεννέων* Stein).

5) Fr. Westberg, Zur Topographie des Herodot. III. Klio XIV, 1914. S. 338—344.

Nach W. hat man bei Herodot mindestens mit drei verschiedenen Stadien zu rechnen, dem babylonisch-persischen ($7^1/_2$ auf die römische Meile) von rund 198 Metern (erreichbar wahrscheinlichster Betrag 198,39), dem Zehnmeilenstadium von 148,85 Metern und dem Stadium des attisch-römischen Fußes von rund 178,2 Metern. Die 1000 Stadien für die Breite der Landenge von Suez (Her. II 158, IV 41 = Strabo XVII 803) und die 200 Stadien für die Breite des engen Niltals (Her. II 8) stimmen, wenn man das Stadium zu 148,85 Meter nimmt. Hierbei bekämpft er Steins Zusatz Her. II 8 *ἡμερέων τεσσέρων ⟨καὶ δέκα⟩*, weil er den Worten *τὸ δ' ἐνθεῦτεν αὖτις εὐρέα Αἴγυπτος ἐστί* am Ende des Kapitels widerspreche. Den Zusatz hat Stein von Dietsch übernommen, hat aber dann folgerichtig die eben angeführten Worte gestrichen. Nach M. reichen die vier Tagereisen bis in die Gegend von Hermupolis und Arsinoe, wo in der Tat eine Erweiterung des Niltals eintritt. Schon Wiedemann (Herodots zweites Buch S. 67) nennt den Zusatz eine Schlimmbesserung, weil dann die Erweiterung des Niltales in Nubien stattfinde, wo das Tal noch weit enger als in Ägypten sei. Dann fährt er aber fort: 'Erweiterungen finden im eigentlichen Ägypten zwar mehrfach statt, so bei Siut und Theben, allein die Berge treten unmittelbar darauf wider an den Nil, so daß der Irrtum durch eine solche lokale Verbreiterung nicht veranlaßt sein kann.' Das spricht gegen W.s Erklärung. Freilich, was dann Wiedemann selbst zur Erklärung anbringt, ist auch nicht sehr überzeugend.

6) Ernst Obst, Die Beschreibung des Nilpferdes bei Herodot II 71. Klio XIV, 1914. S. 390—391.

Daraus, daß in Herodots Beschreibung des Nilpferdes alles, was den Vergleich mit einem Pferde enthält, nicht den Tatsachen entspricht, alle andern Angaben aber richtig sind, schließt O. wie auch andere, daß Herodot oder seine Quelle niemals ein Nilpferd gesehen noch seine Stimme gehört hat. 'Der Verf. unsrer Beschreibung hat nur ein Skelett eines Flußpferdes vor Augen gehabt, an dem er eine ganze Reihe trefflicher Beobachtungen machen konnte. Die fehlenden Teile aber glaubte er in verzeihlichem Irrtum aus dem Namen des Tieres "Flußpferd" um so eher ergänzen zu können, da ja an dem Tier sonst nichts Pferdeähnliches zu entdecken war und der Name doch im allgemeinen nur nach tatsächlich vorhandenen Eigenschaften oder Ähnlichkeiten gegeben zu werden pflegt.'

7) W. Capelle, Die Nilschwelle. Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 1914. S. 317—361.

Aus den zum Teil ungenauen und mangelhaften Angaben Herodots über die Nilschwelle schließt C. (S. 328): 'Herodot hat offenbar die Nilschwelle, ihren Eintritt und Verlauf gar nicht selbst gesehen, d. h. er ist zu andrer Jahreszeit in Ägypten gewesen. Denn daß ein Mann wie Herodot, der für alles Merkwürdige in Natur und Geschichte ein so

offenes Auge hatte, wenn er selbst den Verlauf der Nilflut beobachtet hätte, diesen[1]) Farbenwechsel nicht beobachtet und unerwähnt gelassen hätte, scheint undenkbar. Herodots Angaben über die Nilschwelle und ihre Begleiterscheinungen beruhen also durchweg auf ägyptischen Mitteilungen oder — wenigstens teilweise — auf einer literarischen Quelle.' Über Herodots Verhältnis zur ionischen Naturwissenschaft fällt C. folgendes harte, aber doch wohl berechtigte Urteil (S. 344): 'Es ist ihm hier und da von ihren Ergebnissen etwas zu Ohren gekommen, das er lebhaft aufgreift und in hohem Maße selbstbewußt kritisiert, ohne einen tieferen Einblick in ihre Voraussetzungen und Arbeitsweisen getan oder gar selbst naturwissenschaftlich denken gelernt zu haben.'

8) Leigh Alexander, The Kings of Lydia and a Rearrangement of some Fragments from Nicolaus of Damascus. Dissertation der Princeton University. 61 S. 8. 1913.

Hierher gehört nur, was über den Her. I 84 erwähnten König Meles gesagt ist. A. hält ihn für identisch mit dem Nicol. Dam. (Exc. de virt. 14 und de insid. 14. 15) erwähnten Meles und erklärt ihn für einen Usurpator, der während der Regierung des Herakliden Ardys geherrscht hat. Genaueres hierüber in meiner Anzeige in der Berl. philol. Wochenschr. 1914 Sp. 1454.

9) E. Schmolling, Herodots Bericht über Athen im Lichte der neueren Funde auf der Akropolis. Sokrates 1913, S. 687—704.

Als die Athener, die den Eingang zur Akropolis verteidigten, in ihrem Rücken die Perser erblickten, flohen sie *ἐς τὸ μέγαρον* (Her. VIII 53). Damit kann nicht der alte Erechtheustempel gemeint sein, weil die Fliehenden sonst den Feinden in die Arme gelaufen wären; also, schließt S. ganz richtig, kann mit *τὸ μέγαρον* nur das vom Erechtheustempel südlich liegende Hekatompedon bezeichnet sein. Die Ketten, in denen die gefangenen Böoter und Chalkidier gefesselt waren, sah Herodot an einer Mauer hängen, *ἀντίον τοῦ μεγάρου τοῦ πρὸς ἑσπέρην τετραμμένου* (V 77). Hierzu bemerkt S.: 'Wir würden vielleicht sagen: in der Richtung der nach Westen verlängerten Längsachse des Megaron' und versteht unter Megaron auch hier das alte Hekatompedon. Zu *ἑκατόμπεδον* (*-ος*) ergänzt er nicht *ἱερόν*, *τέμενος* oder *νεώς*, sondern *μέγαρον*, und diese Bezeichnung, die ja auch bei Pausanias für kleinere Tempel vorkommt, erklärt er sich aus der 'Einfachheit des ganzen Baues, der ja ursprünglich einen Antentempel ohne die Säulenreihe des Prostylos, Amphiprostylos oder gar Peripteros darstellte'. Der Name blieb dann auch später, als der Tempel seinen Säulenkranz erhalten hatte. Damit gebraucht also Herodot hier einen in Athen geläufigen Ausdruck wie VII 133 *τὸ βάραθρον*.

Weniger kann ich S. in dem beistimmen, was er über *ἱερόν* sagt. Er behauptet nämlich, daß mit *ἱερόν* niemals ein Tempelgebäude, sondern

[1]) Von diesem ist vorher die Rede. Das Nilwasser ist in normalen Zeiten weiß, verändert sich beim Steigen in ein schmutziges Rot, wird dann grün, wider schmutzig-rot und beim Fallen endlich wider weiß.

immer ein geweihter Bezirk, in dem dann ein Tempel stehen kann, bezeichnet wird, wobei er sich vornehmlich auf ein Scholion zu Thuk. IV 90 stützt. Daß dies meistens der Fall ist, will ich nicht leugnen, aber S. muß selbst bei Herodot an einer Stelle (V 72 *μηδὲ ἔσιθι ἐς τὸ ἱρόν*) eine Ausnahme zugeben. Hier bezeichnet *ἱρόν* offenbar das, was sonst gewöhnlich *μέγαρον* oder auch *ἄδυτον* genannt wird. S. erklärt: 'Es muß hier *τὸ ἱρόν* als adjektivisches Neutrum gefaßt werden: und gehe nicht in das Heilige, in den uns heiligen Raum.' Aber das ist doch bei *ἱερόν* immer der Fall, und deshalb ist es eben so vieldeutig. S. bringt dann Inschriften bei, die beweisen sollen, daß mit *τὸ ἱερόν* im attischen Sprachgebrauch die ganze Akropolis mit Ausschluß des Pelargikon als der der Göttin geweihte Bezirk bezeichnet wird. Auch das ist zuzugeben, aber darum ist doch nicht ausgeschlossen, daß an andern Stellen *ἱερόν* gleich Tempel gebraucht sein kann, z. B. Her. VIII 53 *τὸ ἱρὸν συλήσαντες ἐνέπρησαν πᾶσαν τὴν ἀκρόπολιν*, wo doch *τὸ ἱρόν* im Gegensatz zur übrigen Akropolis gebraucht ist.

Erwähnt sei noch, daß nach S.s Ansicht Platon in Leg. 814 AB die kopflose Flucht der Verteidiger der Akropolis vor Augen gehabt habe. — VIII 54 ist *δευτέρῃ ἡμέρῃ* falsch mit 'zwei Tage darauf' übersetzt; es heißt 'am folgenden Tage'.

10) E. Obst, Der Feldzug des Xerxes. Klio zwölftes Beiheft. Leipzig 1913. Dieterich. 224 S. Einzelpreis 10 *M*.

Das 'Übersichtskapitel' enthält zunächst 'eine knappe, aber die entscheidenden Tatsachen scharf hervorhebende Rekonstruktion der wahren Geschichte des Xerxeszuges' und im Anschluß hieran einen Abriß der zugrunde liegenden Quellen. Dann folgt in den Spezialkapiteln (II—VI) die Behandlung der einzelnen Probleme. Mit diesen beschäftigt er sich ernstlich, gibt auch zuweilen neue Lösungen, die aber, da sie auf zu unsicherem Grunde beruhen, nicht mehr als den Wert von Vermutungen haben und darum weit entfernt von der 'wahren Geschichte' sind. Herodot wird sehr ungünstig beurteilt. Seiner ganzen Darstellung der Perserkriege soll eine schriftliche Quelle zugrunde liegen, Dionys von Milet, die auch Ephorus benutzt hat. Alle guten Nachrichten bei Herodot werden dieser Quelle zugewiesen; was Herodot zugefügt hat, wird als historisch wertlos betrachtet. Näheres hierüber in meiner Anzeige in der Berliner phil. Wochenschr. 1914 Sp. 1262—1267.

11) G. Zinn, Die Schlacht bei Salamis. Mit einer Karte. Inaug.-Dissert. von Berlin 1914. R. Trenkel. 55 S. 8. 2 *M*.

Die Arbeit stammt aus Delbrücks Schule und zeigt die Vorzüge und Schwächen der selben. Natürlich haben die Griechen bei Salamis die Übermacht; die persische Flotte soll beim Eintritt in den Krieg nur 300 Trieren gehabt haben. Einen zwingenden Beweis dafür kann Z. natürlich nicht bringen; all die schönen Phrasen aus Delbrücks 'Perser- und Burgunderkriegen' kann ich nicht dafür ansehen. Aber trotz ihrer numerischen Schwäche sollen die Perser es gewagt haben, ihre Flotte

noch dadurch zu schwächen, daß sie in der Nacht vor der Schlacht eine Abteilung von Schiffen nach dem Sund bei Megara abschickten. Freilich sollen diese Schiffe nicht bloß den Sund sperren, sondern am Kampfe teilnehmen. Aber konnten denn die Perser sich versichert halten, daß diese Schiffe auch wirklich zur rechten Zeit eintreffen und überhaupt die bei Nacht gefährliche Durchfahrt glücklich ausführen konnten? Über beide Schwierigkeiten setzt sich Z. leichten Herzens hinweg. Die enge Einfahrt in die Trupicabucht kenne ich nicht; jedenfalls mußte sie ohne kundige Lotsen bei Nacht gefährlich sein. Aber auch die viel breitere westliche Einfahrt in die Bucht von Eleusis war bei Nacht für unkundige Seefahrer nicht ohne Gefahr. Nach meiner Erinnerung ist das Meer an der salaminischen Küste beim Fährhaus wie besät mit kleinen Klippen.

Anderseits hat Z. ganz richtig erkannt, daß die von vielen Forschern angenommene Umzingelung der Griechen in der Bucht von Salamis in der Nacht vor der Schlacht die Möglichkeit einer Entwicklung der griechischen Flotte zur Schlacht vollständig ausschließt. Bei dieser Annahme ist gar nicht zu erklären, weshalb die Perser den Griechen nicht ein Ägospotami bereitet haben. Das hat aber vor Z. viel besser und völlig überzeugend W. Goodwin in zwei Aufsätzen (the Battle of Salamis, Papers of the American School of classical Studies at Athene I. S. 239—262 und the Battle of Salamis, Harward Studies in classical Philology 1906 S. 75—101), die Z. nicht gelesen hat, dargelegt. G. folgert daraus, daß die Perser in der Nacht vor der Schlacht ihre Stellung vor dem südlichen Eingang zu den Meerengen hatten und die Schlacht sich bei ihrem Eindringen in diese entwickelte. Anders Z. Er verlegt das Schiffslager der Griechen — dies ist das Neue in seiner Darstellung — aus der Bucht von Salamis an die Nordküste der Insel, nach der beigelegten Karte ein wenig östlich von dem heutigen Kloster Phaneromene. Dazu bestimmt ihn auch der Umstand, daß die Bucht von Salamis für die Aufnahme einer so großen Flotte viel zu klein sei, während 'in der Nähe der Meerenge von Megara sich ein langsam zum Meer hin abfallender Sandstrand ausdehnt, der zum Aufschleppen der Trieren wie geschaffen zu sein scheint'. Aber war denn das Aufschleppen unbedingt nötig? Durften denn die griechischen Seeleute in so gefährlicher Lage kurz vor der Entscheidung Anspruch auf alle möglichen Bequemlichkeiten erheben? Übrigens scheint auch Herodot nicht angenommen zu haben, daß die Schiffe auf den Strand gezogen waren; wenigstens sprechen verschiedene Stellen dafür, wie z. B. VIII 56 *νύξ τε ἐγίνετο καὶ οἳ διαλυθέντες ἐκ τοῦ συνεδρίου ἐσέβαινον ἐς τὰς νέας.* Ich gebe zu, daß darauf wenig Gewicht zu legen ist; aber immerhin verdienen diese Stellen doch vielleicht noch mehr Beachtung als die verlorene Nachricht Plut. Them. 13, nach der Xerxes seinen Thron *ἐν μεθορίῳ τῆς Μεγαρίδος* aufgeschlagen habe. Z. hält diese Nachricht zwar für falsch, meint aber, sie könne sich nur bei einem Schlachtfelde in der Nähe der eleusinischen Bucht gebildet haben. Die Perser sollen also bei Nacht in den Sund von Salamis eingefahren sein, und am Morgen soll dann der Kampf im nördlichen Ausgang aus den Engen

zur eleusinischen Bucht begonnen haben. Das Unglück der Perser war, daß sie sich nicht ungestört entwickeln konnten. Hätten sie das aber gekonnt, so hätte die Schlacht in der Bucht von Eleusis stattgefunden und Xerxes hätte auf seinem Thron beim Herakleion gar nichts zu sehen bekommen. Bei dieser Verlegung des Schlachtfeldes nach Norden ist Voraussetzung, daß Psyttaleia nicht Lipsokutali, sondern Hagios Georgios ist. Ist diese Hypothese Belochs unhaltbar, dann fällt die ganze Aufstellung Z.s von vornherein ins Wasser. Bei der Verteidigung dieser Hypothese widerspricht sich Z. selbst. Erst sagt er, Strabo hätte bei der Beschreibung der Küste Attikas (IX 395), wenn er korrekt verfahren wollte, Psyttaleia (= H. Georgios) früher erwähnen müssen, sagt aber dann später, seine Darstellung sei nur zu verstehen, wenn er mit Psyttaleia H. Georgios meint. Über die Unhaltbarkeit von Belochs Hypothese habe ich mich in der Berl. phil. Wochenschr. 1909 Sp. 60ff., 1912 Sp. 289 und im Rhein. Mus. 1912 S. 192ff. deutlich genug geäußert. Z. hat von diesen Artikeln nur den ersten, und auch diesen nur, wie es scheint, recht flüchtig gelesen. Er zitiert ihn zweimal richtig und einmal falsch (nach S. 27 soll er Jahrb. [!] des phil. Ver. in Berlin 1904 S. 61/62 stehen). Hätte er meine Jahresberichte wirklich eingesehen, so wäre er an verschiedenen Stellen der selben auf Goodwins treffliche Abhandlungen, die auch von andern neueren Forschern gar nicht oder doch nicht genügend berücksichtigt sind, aufmerksam gemacht worden, und hätte er meinen von ihm zitierten Artikel genau gelesen, so würde er nicht Äschyl. Perser 447 falsch nach Beloch *νῆσός τις ἐστὶ πρόσθε Σαλαμῖνος πόρων* (statt *τόπων*) zitiert haben. Außerdem zeigt er hier, daß er auch den Äschylus nicht genau gelesen hat. Auch sonst kann ihm der Vorwurf der Flüchtigkeit nicht erspart werden. So soll der Steinbruch dem Fährhaus gegenüber liegen. Also auf Salamis? Gemeint ist 'oberhalb'. Themistokles soll mit einer Auswanderung nach Skiris (statt Siris) gedroht haben; außerdem steht dies nicht Her. VIII 61, wie Z. zitiert, sondern VIII 62.

Der letzte Abschnitt handelt vom Datum der Schlacht. Busolts Datierung (28. September) wird gegen Obst (22. September) verteidigt.

13) Stanley Casson, The vita Miltiadis of Cornelius Nepos. Klio XIV S. 69—90.

Daß Nepos in der Lebensbeschreibung des Miltiades in manchen Punkten mehr Glauben verdient als Herodot, wie z. B. in der Darstellung des parischen Unternehmens, ist schon widerholt ausgesprochen. C. geht aber viel weiter; er hält Nepos' Angaben in fast allen Punkten für besser als die Herodots. Am Schluß faßt er sein Urteil folgendermaßen zusammen: 'Die Vergleichung der Berichte des Nepos mit denen Herodots über den Zug nach Lemnos, die Schlacht von Marathon und den Zug gegen Paros zeigt, daß Herodot durchweg durch Vorurteile zur Entstellung der Geschichte verleitet wird. Alkmeonidische Überlieferungen und Denkschriften haben zu große Gewalt auf seine Vorstellungen erlangt, als daß er eine unparteiische Darstellung hätte geben können. Überlieferungen der Philaiden, die für die Darstellung dieser Ereignisse

offenbar die beste Quelle waren, hat er, wie es scheint, nicht benutzen können oder nicht benutzen wollen. Anderseits scheint Dionys von Milet in Milet freien Zutritt zu den Denkwürdigkeiten der Familie des Miltiades gehabt zu haben, und Nepos scheint im Leben des Miltiades aus ihm geschöpft zu haben. Wenn nun auch eine solche Geschichte parteiisch für Miltiades gewesen sein mag, so muß sie doch in den Tatsachen zuverlässiger gewesen sein als der sehr parteiische Bericht, den die Alkmeoniden Herodot gegeben haben. Die Feldherrnkunst und der Genius des Miltiades, wie die frühzeitige Betätigung der Kykladenpolitik, die der spätere Verlauf der Geschichte zu rechtfertigen scheint, sind Faktoren von der höchsten Wichtigkeit in der griechischen Geschichte, über die wir in vollständiger Unkenntnis sein würden, wenn wir nur auf Herodot fußten.'

Also auch hier wider alles Gute bei Dionys von Milet, alles Schlechte bei Herodot! Daß ersterer in der Lage war, über die Überlieferungen der Philaiden frei zu verfügen, wird zwar behauptet, aber in keiner Weise bewiesen. Anderseits stammt nicht alles bei Herodot aus der Überlieferung der Alkmeoniden, was C. ihr zuweist. So z. B. ist Herodot in der Darstellung des Zuges gegen Paros weniger von den Alkmeoniden beeinflußt als von seinem religiösen Gefühl.

In betreff der Schlacht von Salamis sei noch erwähnt, daß nach C. die persische Reiterei gelandet war, aber wider eingeschifft wurde, da sie bei der durch die Bäume gegen sie gesicherte Stellung der Athener nicht zu verwenden war. Ihre Einschiffung erfuhren die Athener durch die Ionier (Suidas *χωρὶς οἱ ἱππεῖς*).

In der Classical Review 1914 S. 145—151 handelt Casson vom Zug der Perser gegen Delphi (Her. VIII 35). Er soll nicht in feindlicher Absicht erfolgt sein, sondern den Zweck gehabt haben, Delphis Neutralität sicherzustellen, zugleich aber auch ein Inventar der Schätze aufzunehmen.

14) O. Viedebantt, Eratosthenes, Hipparch, Posidonius. Klio XIV S. 207—256.

In einem Exkurs (S. 252ff.) handelt V. von der Königsstraße (Her. V 53). Aus dem Umstande, daß Herodot für den Weg von Ephesus nach Sardes drei Tagemärsche rechnet (540:3), den Tagemarsch also zu 180 Stadien, für die Strecke Sardes—Susa aber zu 150 Stadien (13500:90), schließt er auf verschiedene Quellen mit verschiedenen Berechnungssystemen. Für die Entfernung Ephesus—Sardes soll das aus Ägypten stammende Stadium des Eratosthenes in der Länge von 157,5 m zugrunde liegen, für die Berechnung der Entfernung von Sardes nach Susa aber das ionische Vulgärstadium zu 189 m, das aus dem persischen System übernommen ist (30 Stadien ein Parasang). Herodots Berechnung der kürzeren Strecke soll aus Hekatäus stammen.

15) A. W. Gomme, The Legend of Cadmus and the Logographi. II. Journal of Hellenic Studies 1913. S. 223—245.

Die voll entwickelte Legende von Kadmus dem Phönizier findet sich nirgends vor dem fünften Jahrhundert. Angaben bei Herodot und

den Logographen über diesen Gegenstand, die frühere Schriftsteller nicht haben, betrachtet G. nicht als Tradition, sondern als Theorie. Denn diese Schriftsteller haben weniger Interesse für lokale Traditionen als für gelehrte Theorie, die sich vornehmlich auf Nachforschung im Ausland stützt. An mehreren Beispielen wird gezeigt, wie Herodot griechische Traditionen verwirft und dafür Angaben von Ausländern, besonders ägyptischer Priester, einsetzt.

16) A. Rosenberg, Herodot und Cortona. Rhein. Mus. 1914. S. 615—624.

'Herodot weiß aus Hekatäus, daß die Einwohner von Plakie Pelasger sind. Er weiß aus irgendeinem "Logographen", daß die Stadt Cortona in Italien eine Gründung der Pelasger ist. Er weiß persönlich, daß die Leute von Plakie eine Barbarensprache reden, die von der aller ihrer Nachbarn abweicht, und er weiß schließlich von irgendeinem Italienfahrer, daß die Kortoniaten ein eigenes Barbarenvolk im Innern des Landes sind. Aus diesen Prämissen sucht er die Sprache der Leute von Cortona zu ermitteln und verfährt dabei logisch ganz korrekt. Die Kortoniaten sind ausgewanderte Pelasger. Sie reden noch immer — als ein selbständiges Volk — eine von ihren Nachbarn verschiedene Sprache. Folglich reden sie noch Pelasgisch, also ist ihre Sprache identisch mit der von Plakie. Es wäre die gleiche Situation, als ob heute jemand, ohne tatsächliches Material, z. B. die Sprache der Buren in Südafrika ermitteln wollte: die Buren sind ausgewanderte Holländer. Sie reden noch jetzt eine Sprache, die von der der andern Südafrikaner abweicht; also reden sie Holländisch; folglich ist die Sprache der Leute von Transvaal identisch mit der der Bewohner von Amsterdam.' Dabei hat Herodot, wie R. weiter bemerkt, zwei Fehler begangen; er hat sich über eine entlegene Stadt des innern Italiens schlecht informiert und wie Sophokles, Thukydides und Niebuhr an die Pelasgertheorie des Hekatäus geglaubt. Daraus folgt dann weiter für R., daß für die Frage der Verwandtschaft zwischen dem Etruskischen und Lemnischen die Herodotstelle ganz gleichgültig ist. Wenn sie bestanden hat, so hat Herodot durch blinden Zufall das Richtige getroffen.

Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß diese Erörterungen nur für den von Bedeutung sind, der wie E. Meyer glaubt, Her. I 57 müsse nach Dionys. Hal. I 29 *Κρότωνα* und *Κροτωνιῆται* für *Κρηστῶνα* und *Κρηστωνιῆται* geschrieben werden.

17) W. Pohlmann, De arte qua fabulae Herodoteae narratae sint. Dissert. inaug. Göttingen 1912. 76 S. 8.

Die Abhandlung zerfällt in zwei Teile. Im ersten wird eingehend von der Gygesfabel gehandelt, im zweiten nachgewiesen, daß auch die übrigen Novellen und Märchen Herodots in der selben Weise erzählt sind und daß diese Erzählungsart in den Volksgesängen und epischen Erzählungen der Hebräer und Germanen widerkehrt. In Ionien gab es wie im Orient einen Stand von Geschichtenerzählern, in deren Munde sich die Geschichte in Novellen und Märchen verwandelte. Herodot

hörte dergleichen auf seinen Reisen aus dem Volksmunde selbst oder auch von Priestern; d. h. er hörte nicht sowohl das, was wirklich geschehen war, als das, was sich das Volk über diese Dinge in seiner Weise erzählte. Das Gemeinsame aber in allen Erzählungen ist, daß aus vielen Dingen nur das ausgewählt wird, was sich auf die erzählte Geschichte selbst bezieht und daß dann dies so erzählt wird, daß es recht deutlich vor Augen tritt, leicht mit dem Ohr aufgefaßt und behalten werden kann, d. h. die Geschichten sind für Hörer bestimmt, nicht für Leser.

18) P. Friedländer, Johannes von Gaza und Paulus Silentarius. Kunstbeschreibungen justinianischer Zeit. Leipzig. B. G. Teubner. 1912. 310 S. 10 ℳ.

In der Einleitung handelt F. über die Beschreibung von Kunstwerken in der antiken Literatur und dabei S. 31—38 auch über Herodot. "Herodot hätte Gelegenheit gehabt, sehr viel zu schildern, die Menschen fremder Länder, ihr Aussehen, ihre Tracht, Häuser, Städte, Tempel, Monumente. Liest man ihn aber im Zusammenhang und achtet auf die Methode seiner Darstellung, so wird man erstaunen, wie wenig das Interesse verhältnismäßig bei dem rein Zuständlichen verweilt.' F. zeigt dann an einem Beispiel, an dem vermeintlichen Sesostrisrelief (II 106), daß Herodot solcher Beschreibung vollkommen mächtig ist, aber noch ganz im Bann des Epos lieber das Ding vor den Augen des Lesers entstehen läßt statt die Merkmale des Fertigen anzugeben, wie z. B. bei den Pyramiden. Weitaus am meisten 'Zustandsmalerei' findet er in der Beschreibung Babylons. 'Hier hat er das Umfangreichste geboten, was er an reiner Schilderung vermochte. Das Bild der großen Stadt, die er gesehen, breitet sich lebendig vor seiner Erinnerung aus, und ein voller Strom zuständlicher Beschreibung ergießt sich in die Erzählung. Dergleichen hat es vor ihm nicht gegeben, wie er selbst auch nichts Ähnliches mehr versucht hat, und es ist wesentlich, daß man sich des Neuen bewußt werde, was hier in die Entwicklung der Erzählungstechnik eintritt.' Gleich darauf fällt Herodot bei der Euphratbrücke wider in die alte epische Technik zurück; er gibt keine Zustandsschilderung, sondern die Geschichte des Baus.

19) G. Franke, Quaestiones Agathianae (Breslauer philologische Abhandlungen, hrsg. von R. Förster, 47. Heft). Breslau 1914. M. u. H. Marcus. 86 S. gr. 8. 3,60 ℳ.

Der größte Teil der Schrift behandelt Agathias als Nachahmer Herodots, des Thukydides und Polybius. Am stärksten tritt die Nachahmung des Thukydides hervor. In betreff der beiden anderen scheint mir F. mancherlei aus Agathias anzuführen, was nicht auf ihren Einfluß zurückgeführt zu werden braucht. Herodot wird von Agathias nur einmal zitiert (P 59 B), und es ist doch recht auffällig, daß er an einer Stelle, an der er sachlich das selbe wie Herodot berichtet, nicht ihn, sondern Diodor in erster Linie als Quelle zitiert (P 55 D *τοῦτο δὲ Διόδωρός τέ φησιν ὁ Σικελιώτης καὶ ἄλλοι ὡς πλεῖστοι τῶν παλαιῶν*

ἱστοριογράφων), ein Beweis, daß ihm Herodots Geschichtswerk nicht so lebhaft vor Augen steht, wie F. es darstellt. Genaueres hierüber in meiner Anzeige in der Berl. phil. Wochenschrift 1915 Sp. 387—390.

20) Chr. Favre, Thesaurus verborum, quae in Titulis Ionicis leguntur, cum Herodoteo sermone comparatus. Heidelberg. C. Winter. 1914. 445 S. gr. 8. 14 ℳ.

Der erste Teil (die Buchstaben Α—Δ) dieses Thesaurus ist als Dissertatio inaug. der Universität Freiburg (Schweiz) bereits 1912 in dem selben Verlage erschienen und von mir in der Wochenschr. f. kl. Phil. 1913 Sp. 454/55 und in diesen JB. 1913 S. 104/05 besprochen worden. In der Bezeichnung der handschriftlichen Überlieferung hat Favre auf meinen Rat die zwar sehr bequemen, aber doch recht ungenauen Siglen Holders (α, β) aufgegeben und dafür die sonst üblichen Bezeichnungen der Hss. (ABC, [P] RSV) eingeführt. Leider ist die Holdersche Seitenzählung geblieben, wodurch die Benutzung des Buches etwas unbequem wird. Den Schluß bilden sieben Tabellen: 1. Verzeichnis der Wörter, die nur auf den ionischen Inschriften vorkommen; im ganzen 86. 2. Wörter von sonst nicht nachgewiesener Bedeutung. 3. Wörter, die sonst nur noch bei Grammatikern und Lexikographen vorkommen. 4. Wörter, die die ionischen Inschriften mit Herodot gemeinsam haben, während sie sonst sehr selten vorkommen. 5. Wörter der ionischen Inschriften, die nur bei späteren Schriftstellern vorkommen. 6. Poetische Wörter in den ionischen Inschriften. 7. Wörter der attischen Komödie auf ionischen Inschriften. In der Wochenschr. f. kl. Phil. 1913 Sp. 455 habe ich die Bemerkung gemacht: 'Ob der Angabe, daß ein Wort bei Herodot nicht vorkommt, immer zu trauen ist, wage ich weder zu bejahen noch zu verneinen. Sehr häufig stützt sich doch diese Angabe auf Schweighäusers Lexikon, das, wie bekannt und wie Verf. selbst oft erwähnt, sehr unvollständig ist und bis jetzt von Jacobitz und Broschmann nur teilweise ergänzt ist.' Dies Mißtrauen kann ich auch jetzt noch nicht aufgeben, obwohl seitdem der unter W. Alys Leitung hergestellte, aber nicht veröffentlichte Index Herodoteus[1]) vom Verf. benutzt ist. Denn es heißt S. 302 über ὅταν: 'Coniunctionem ὅταν non habet Hdt', obwohl sich diese Konjunktion abgesehen von dem Vorkommen in Orakeln noch V 16 (ὅταν τὴν θύρην τὴν καταπακτὴν ἀνακλίνῃ), 30, 93, VII 10δ findet. Σθένος ferner hat keinen Stern und wird damit als nichtherodoteisch bezeichnet, und doch liest man III 65 εἴτε καὶ σθένει τέῳ κατεργασάμενοι, σθένει κατὰ τὸ καρτερὸν ἀνασώσασθαι. Ich halte darum eine genaue Nachprüfung der Herodot betreffenden Stücke dieses sonst so vortrefflichen und recht brauchbaren Buches nach dieser Richtung hin für notwendig.

Im folgenden füge ich noch einige Berichtigungen an. S. 118 soll nach Holder VII 143. 1 in den Hss. ἔην statt ἦν stehen; in Wirklichkeit ist dieses ἔην für das in der nächsten Zeile stehende ἦν ein-

[1]) Eine 'vollständige Verzettelung Herodots' nach Hudes Ausgabe in der Universitätsbibliothek von Freiburg in Baden.

getreten und steht nach Hude nicht in allen Hss., sondern nur in ABCP. Ebenda wird das V 92. 114 stehende *τοιούτων ἔργων* als Genetivus materiae oder pretii erklärt. Dieser Genetiv kann doch nur das Eigentümliche einer Person bezeichnen (Krüger 47. 9. 10). — 120 '*εἶπα, εἶπαν, εἴπας* usurpari ab Hdto pro communi *εἶπον* multis demonstravit exemplis Schw. I 189'. Daraus könnte man schließen, daß die Formen von *εἶπον* Herodot abzusprechen seien; und doch stehen 13 einstimmig überlieferte *εἶπον* (9 sing., 4 plur.) 12 ebenso überlieferten *εἶπαν* und 3 *εἶπα* gegenüber. — 126 wird nach Holder III 81. 1 *ταύτην τὴν γνώμην* zitiert; zu lesen ist aber nach ABCP *ταύτην γν.*, wie auch III 82. 1 (so muß es statt III 88. 1 heißen) steht. — 136 'notatu dignum *ἐκτός* pro *πλήν* positum, id quod in sermone, qui *κοινή* dicitur, vulgo in usu erat, hic iam in saeculi V ineuntis lapide legi'. Diese Bemerkung ist offenbar durch von Wilamowitz' (Satzungen einer milesischen Sängergilde S. 15) Behauptung: '*ἐκτός* mit dem Genetiv im Sinne von *πλήν* ist dem guten literarischen Griechisch ganz fremd, zumal dem Attischen; auch hier antizipiert das Ionische die *κοινή*', veranlaßt. Hätte F. meinen JB. 1905 (S. 366) gelesen oder auch nur einen Blick in ein gutes Lexikon geworfen, so würde er sich von der Grundlosigkeit dieser Behauptung überzeugt haben. Dieser Umstand zeigt aber auch, wie unheilvoll unbedachte Äußerungen berühmter Gelehrter wirken können; F. ist nicht der einzige, der sich so hat täuschen lassen. — 148 die richtigen Formen *ἐνορχέων* VIII 105 und *ἐνορχέας* VI 32 stehen nicht nur, wie F. behauptet, bei Hude, sondern auch in meiner revidierten Teubnerschen Ausgabe. — 187 in IV 42. 10 *ἕως ἐς τὴν βορηίην θάλασσαν . . . ἀπικνέεσθαι* hängt der Infinitiv nicht von *ἕως* ab; dieses gehört nur zu *ἐς*. — 204 Drei Druckfehler finden sich in dem Satz 'Ap. Hdt I (lies II) 84. 2, III 129. 6/7 *ἡ ἰατρική* (l. *ἰητρική*) se (l. sc.) *τέχνη* ars est medica'. — 217 wird von *κάθοδος* gesagt 'in litteris inde ab Hdto legitur'. Aber doch in der Schreibung *κάτοδος*. So wie hier wird auch sonst nicht selten eine von der inschriftlichen Schreibung abweichende dialektische Form Herodots nicht berücksichtigt. So gleich bei dem bald folgenden *καθούλου*, das durch einen zugesetzten Stern als herodoteisch bezeichnet wird. Übrigens wäre eine Stelle aus Herodot für *καθόλου* erwünscht. — 218 IX 82. 5 ist allerdings *κάθως* überliefert; es war aber zuzufügen, daß dies von vielen Seiten Herodot abgesprochen wird. — 256 wird das homerische *μεμονέναι* c. inf. VI 84. 4 unter *μένειν* aufgeführt, mit dem es doch nichts zu tun hat, wenn auch für beide Wörter der Stamm ursprünglich der selbe sein mag. — 276 'omisso articulo *νῆσοι* saepe dicuntur in mari Aegaeo sitae, imprimis Sporades' (nach Broschmann). Wozu die Hervorhebung der Sporaden? Das widerholte *διὰ νήσων* paßt doch nur für die Kykladen. — 307 'Forma adverbii Hdtea est *οὕτω*, quae ante vocales consonantesque pariter legitur in libris manuscriptis'. Das *σ* ist gar nicht so selten überliefert, ist aber in den Ausgaben wegen der früher herrschenden falschen Ansicht, daß die Ioner gar keine Scheu vor dem Hiatus hatten, überall gestrichen worden. — 317 *παρέξ*. Die übliche Schreibung ist *πάρεξ*. — 319 '*παρίστημι* 1. transitive adsto'. Es folgen dann Stellen

mit den Formen *παρέστησαν* (von *ἔστην*) und *παρεστώσης*, also mußte es intransitive heißen. — 341 *πρίασθαι* mit dem Stern als herodoteisch bezeichnet, aber durch keine Stelle aus Herodot belegt. Schweighäuser faßt sich sehr kurz '*πρίασθαι*, emere. I 60 extr. Conf. *ὠνέεσθαι*'. Aber I 60 ist nichts zu finden. Bekannt ist mir nur *πριάμενος* I 196, IX 93. 94. — 379 über *σῴζω* 'Literam *ι* in hac voce, scripsit Crönert 51, 3, neglexerunt adhuc Hdti editores quamvis admonente Bredowio 176 codicis C testimonium (*σώιζειν* III 14, VIII 41, IX 104, *σῶισαι* VIII 60)'. Wozu widerholt F. diese Bemerkung Crönerts, die schon 1903 nur z. T. noch Berechtigung hatte, jetzt aber gar keine mehr hat? Ob VIII 60 das falsche *ι* in *σῶισαι* wirklich in C überliefert ist, erscheint zweifelhaft, da Hude diese Lesart nicht mehr anführt. — 421 '*ψηφίζω* decerno, statuo'. Aktive Formen dieses Verbums kommen in dieser Bedeutung weder bei Herodot noch auf den angeführten Inschriften vor.

Die Bemerkungen über *ἐκ(ἐσ-) διδόναι* (S. 125), *ἐμ (ἐσ-) βάλλειν* (S. 139), über die Formen von *αἴρω* (S. 157) und *τρέπω* (*τράπω*) (S. 171), über den Artikel bei *πᾶς* (S. 320) würden besser ausgefallen sein, wenn er das, was ich hierüber in meiner Commentatio critica in Herodotum (Progr. von Berlin 1884 [S. 23ff.]) und in den JB. 1896 S. 287ff. und 1897 S. 204ff. geäußert habe, gelesen hätte.

21) H. Kallenberg, Studien über den griechischen Artikel. III. Vom Artikel bei Zahlwörtern. Rhein. Mus. 1914. S. 642—679.

Die Abhandlung zerfällt in drei Teile: 1. Der summarische Gebrauch des Artikels. 2. Der Artikel bei Zahlen, die einen Teil ausdrücken. 3. Vom Artikel bei Ordinalzahlen. Überall wird natürlich von Herodot ausgegangen. Erwähnt sei nur, daß im ersten Teil nachgewiesen ist, daß Herodot so wenig wie die attische Prosa mit alleiniger Ausnahme Xenophons den summarischen Gebrauch des Artikels kennt.

Der Zeitschrift für österreich. Gymnasien 1913 S. 1025—26 entnehme ich:

22a) Maurice Hutton, Die Denkart Herodots. Transactions and Proceedings of the American philological Association 1911, Vol. XLII S. 33—43.

'Trotz aller Irrtümer, trotz aller Leichtgläubigkeit und romanhafter Darstellung bleibt Herodot höchst liebenswürdig, witzig, weise, gemütvoll, unterhaltend, kurz ein Geschichtsschreiber, der höchstes Lob verdient.'

22b) Grace Harriet Macurdy, Zu Her. I 59. (Proceedings XXXII—XXXIII.)

'*Τῷ λόγῳ* bedeutet (wie auch *T* 205) consulto, de industria.' Schwerlich.

Berlin-Dahlem. H. Kallenberg.

Zur mythographischen Quelle der Metamorphosen Ovids

In früheren Untersuchungen über die mythographische Quelle der Metamorphosen Ovids habe ich für Buch I und II eine Sammlung von 'fabulae' zu den nach Hesiods Theogonie geordneten 'genealogiae' angesetzt, wie sie bei Hygin und ähnlicher noch bei Ps-Apollodor überliefert sind. Mit dem Schluß des II. Buches beginnen die Fabeln des *Θηβαικὸς κύκλος*, die wie bei Hygin von zahlreichen anderen Sagen, namentlich argivischen, unterbrochen, im ganzen sich bis an den *Τρωικός* verfolgen lassen; XI 194 beginnt mit Hesione der troische Sagenkreis, der in den Nosten, der Aeneassage und der römischen Sagengeschichte seine natürliche Fortsetzung und seinen Abschluß findet.

Bereits Radtke hat im letzten Kapitel seiner Dissertation über Lysimachus auf die enge Verwandtschaft der Schriften des Lysimachus mit den mythographischen Handbüchern hingewiesen; sowohl im Gesamtaufbau läßt sich ein offenbarer Parallelismus feststellen, zumal wenn man mit Radtke zu der Annahme neigt, daß bereits Lysimachus in seine thebanischen Sagen andere Zyklen (z. B. die Argonautensage) eingelegt habe. Mag hierin aber Radtke auch zu weit gegangen sein, wie Ed. Schwartz betont, so hat jener anderseits doch außerdem im Wortlaut einzelner Stellen Übereinstimmungen bzw. Anklänge durch Gegenüberstellung von Fragmenten des Lysimachus mit Apollodors Bibliothek an einer großen Zahl von Beispielen aufgezeigt.

Für Lysimachus wie für die mythographischen Handbücher charakteristisch sind die Häufungen von Varianten aller Art zu der gewöhnlichen Form der Sagen. Solche Varianten scheint mir auch Ovids mythographisches Handbuch in großer Zahl enthalten zu haben. Das ist ein neues Merkmal dieser Quellschrift, das bei der Ovidinterpretation bisher nicht von diesem Gesichtspunkt betrachtet zu sein scheint. Es ist ja an sich auch durchaus unkünstlerisch, verschiedene Sagenformen in einer Erzählung zu vermengen. Ovid hat aber, sowenig er in geographischen, astronomischen, chronologischen u. a. Fragen auf Genauigkeit Wert legte (Ehwalds Kommentar stellt eine Fülle von solchen Verstößen fest), tatsächlich auch die Verquickung verschiedener Überlieferung nicht gescheut, wenn sie die seiner rhetorischen Erzählerkunst willkommenen Motive vermehren half. Wie wir heute dem Dichter bereits die Selbständigkeit in der Sammlung des Gesamtstoffes der buntschillernden Metamorphosen absprechen müssen, so werden wir ihm

auch ein gut Teil von Einzelzügen bei der Behandlung dieses mythographischen Materials nehmen und seiner Quellschrift zuschreiben müssen.

Kienzle hat in seiner Dissertation diese Frage im Prinzip richtig erkannt, im einzelnen aber nicht richtig beantwortet, insofern er sich zu eng an Apollodors Bibliothek anschloß und alles, was hieraus nicht zu belegen war, als Ovids eigene, aus aller Welt herbeigetragene Zutaten hinzustellen suchte. Auch Ehwald hatte vor Kienzle in fast allen solchen Einzelheiten Ovids eigene Arbeit vermutet und nur ganz selten die Vermutung ausgesprochen, der Dichter könne dergleichen Zusätze bereits n seinen mythographischen Büchern verbunden vorgefunden haben.

Wie Radtke würde man jetzt aber zu weit gehen, wollte man Ovid alle Selbständigkeit völlig absprechen und für alle Varianten- und Sagenverquickungen ein Vorbild in der mythographischen Literatur suchen. Zweifellos hat Ovid bei seiner leichten Art zu fabulieren manches selbst erfunden (vgl. z. B. Mett. III 346. 435. IV 194. 474); ehe aber das Handbuch einwandfrei rekonstruiert ist, das dem Dichter vorlag, solange es nur in mehr oder minder ähnlichen Bearbeitungen bei anderen Autoren ein etwas verschwommenes Abbild hat, muß man das gesamte Material dieser Art einmal zusammenstellen, bei dem überhaupt die Existenz in Ovids Handbuch denkbar ist. Man geht über das Ziel hinaus, will man jedes Wort Ovids auf seinen eigentlichen ersten Ursprung zurückführen; es gilt vielmehr das letzte Sammelbecken zu finden, aus dem der Dichter unmittelbar schöpfte.

Ehwalds sorgfältiger Kommentar bietet viel Stoff, der für diesen neuen Gesichtspunkt heranzuziehen wäre; eine erneute Durchsicht des Textes würde indessen die Zahl solcher Beispiele merklich steigern. Ich lege im folgenden das Material für den ersten Band der Ehwaldschen Ausgabe (Buch I—VII) vor:

I 78 *natus homo est, sive hunc divino semine fecit*
ille opifex rerum, mundi melioris origo,
sive recens tellus seductaque nuper ab alto
aethere cognati retinebat semina caeli,
quam satus Iapeto, mixtam pluvialibus undis,
finxit in effigiem moderantum cuncta deorum.

Das sind zwei handbuchartige Angaben über die Entstehung des Menschen, von denen die zweite, die eine Lokalsage von Phokis erwähnt (Ehwald zu v. 82), auch insofern als störender Zusatz erscheint, als die den hier zitierten Versen folgende Etymologie von ἄνθρωπος (erectos ad sidera tollere vultus) nur auf die erste Form Bezug nimmt (Ehwald zu v. 82).

I 157 berichtet Ovid die Entstehung eines neuen Menschengeschlechts aus dem Blut der Giganten, obwohl er schon vorher (I 76ff.) von früheren Menschen erzählt hat. Um den Widerspruch zu verdecken, sagt Ovid, auch dieses Geschlecht habe die Götter verachtet. Aber an jener Stelle war von Gottesverachtung nicht die Rede gewesen. Ovid hätte diese Angabe seiner Quelle übergehen müssen, wollte er Widersprüche vermeiden. Ihm lag aber mehr an der Metamorphose als an der Einheitlichkeit des Ganzen.

I 224 ff. erwähnt Ovid zwei Schandtaten des Lykaon: erst sucht dieser die bei ihm eingekehrten Götter zu töten, dann setzt er ihnen Menschenfleisch vor. An sich ist es unverständlich, daß ein Gast, nachdem er sich der Ermordung erwehrt hat, in dem selben Hause eine Bewirtung annimmt. Die beiden Motive können nur zwei Varianten sein, von denen eine die andere ausschließt. So erzählt Pausanias 8, 2 als alte arkadische Sage, daß Lykaon dem Zeus Lykaios ein Kind geopfert habe und währenddessen in einen Wolf verwandelt sei; Apollodor (III 8, 3) läßt Lykaon und seine Söhne wegen ihrer Gottlosigkeit vom Blitz des Zeus erschlagen werden. — Von der Verwandlung des Lykaon zur Sintflut geht der Dichter über mit dem Vers

I 240 *occidit una domus, sed non domus una perire*
digna fuit: qua terra patet, fera regnat Erinys.
in facinus iurasse putes! dent ocius omnes
quas meruere pati (sic stat sententia) poenas.

Der Ausdruck *occidit una domus* scheint auf die von Apollodor überlieferte Version Rücksicht zu nehmen, paßt aber weder genau zu der unmittelbar voraufgehenden Verwandlung des einzigen Lykaon, noch zu der später erzählten Sage von Kallisto, der Tochter des Lykaon, von deren Existenz oder wenigstens Verschonung die vorliegende Stelle nichts andeutet. Also ein ganzes Knäuel von widersprechenden Versionen.

I 379. Bei Ovid erhält Deucalion das Orakel von Themis, bei Apollodor (I, 2, 7) von Zeus.

I 438 Python gilt sonst als Sohn der Erde, hier als entstanden aus dem Sintflutschlamm. Vgl. Diodor I 7.

I 448 Die Sieger der pythischen Spiele erhielten anfangs nicht Lorbeer-, sondern Eichenkränze als Preis.

I 452 ff. Daphne. 'Eine bestimmte Quelle läßt sich für die Daphnemetamorphose nicht nachweisen; daß sie in der alexandrinischen Poesie behandelt war, zeigen die pompejanischen Wandgemälde; dafür, daß Ovid mehrere Fassungen nebeneinander in seiner Quelle fand, also eine mythographische *συναγωγή* benutzte, spricht vielleicht die doppelte Fassung 545' (Ehwald).

I 583 Inachus wird neben thessalischen Flüssen erwähnt.

Es gab auch einen gleichnamigen Fluß in Epirus, der nahe dem Peneus entsprang. Eine derartige Notiz der Quellschrift kann Ovid zu diesem Irrtum verleitet haben.

I 610 *coniugis adventum praesenserat inque nitentem*
Inachidos vultus mutaverat ille iuvencam.

Den Ausdruck Inachidos vultus hält Ehwald nur für Synekdoche: 'Die äschyleische Form der Sage, nach der Jo in menschlicher Gestalt Kuhhörner trug, erwähnt Ovid nicht.' Gleichwohl kann Ovid durch einen entsprechenden Hinweis seiner Vorlage zu dem kühnen Ausdruck angeregt sein.

I 645 *decerptas senior porrexerat Inachus herbas:*
illa manus lambit patriisque dat oscula palmis
nec retinet lacrimas et, si modo verba sequantur,
oret opem nomenque suum casusque loquatur;
littera pro verbis, quam pes in pulvere duxit,
corporis indicium mutati triste peregit.

Den letzten Zug erklärt Ehwald für eine spielerisch-genrehafte Erfindung des Dichters. Er kann auch auf die Paradoxa eines Grammatikers zurückgehen.

I 668 Jo wird hier als Sproß des Phoroneus bezeichnet. Das steht im Widerspruch zu ihrer Abstammung von Inachus. Ehwald meint, Ovid folge hier einer Quelle, die wie Hygin (fab. 145) einen zweiten, jüngeren Inachus als Abkömmling jenes alten und Vater der Jo ansetzt. Das ist an sich denkbar. Leider aber ist die Stelle im Hygin arg verstümmelt, so daß der Stammbaum der Jo da nicht ganz klar vorliegt; zudem scheint Hygins Ansatz aber weiter nichts als ein Vermittlungsversuch genealogischer Angaben zu sein, wie sie ungetrübt bei Apollodor erhalten sind. Dort wird der Stammbaum der Jo auch von Inachus über mehrere Zwischenglieder (z. B. Phoroneus) bis auf Argos hinabgeführt, dann heißt es weiter (II 5): *Ἄργου δὲ καὶ Ἰσμήνης τῆς Ἀσωποῦ παῖς Ἴασος, οὗ φασιν Ἰὼ γενέσθαι. Κάστωρ δὲ ὁ συγγράψας τὰ χρονικὰ καὶ πολλοὶ τῶν τραγικῶν Ἰνάχου τὴν Ἰὼ λέγουσιν.* So etwa mag auch Ovid in seiner Quelle gelesen und aus diesen zwei verschiedenen Versionen jene beiden widersprechenden genealogischen Angaben geschöpft haben.

I 722 Die Verwandlung des Argos in einen Pfau ist kein ursprünglicher Bestandteil der Sage, sondern alexandrinische Erfindung.

Entsprechendes Material findet sich außerdem

II 8, 376, 401, 532, 679, 833.
III 1, 25, 76, 131, 176, 253, 279, 356, 546, 702.
IV 1, 11 (22?), 167, 276.
V 327, 474, 662.
VI 103, 108, 117, 146, 423.
VII 294, 407, 447 (493?).

Vielleicht ist dieser Gesichtspunkt für die Rekonstruktion des Ovidischen Handbuches mit von Nutzen.

Zu Theokrits Verstechnik

Theokrits Verse sind von anerkannter Glätte. Das läßt sich zahlenmäßig beweisen. Setzt man nämlich mit den antiken Theoretikern der Metrik die Zeitdauer eines langen Vokals = 2, die eines kurzen = 1, die eines einfachen Konsonanten = $\frac{1}{2}$ (vgl. Longin prolegg. Ende) und setzt man diese Werte in Theokrits Hexameter ein, so ergibt sich, daß in den Daktylen die zweite Kürze, in den Spondeen die zweite Länge keinen höheren Zahlenwert hat als die erste.

Der homerische Hexameter kennt diese Feinheit nicht; man untersuche daraufhin beispielsweise Ilias A 1—10:

Μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληιάδεω Ἀχιλῆος
2½ 1½ 12½1½ 1 2½ 2½ 2 1 1½2 1½1½2 1½
οὐλομένην, ἣ μύρι' Ἀχαιοῖς ἄλγε' ἔθηκε,
2½1½1½2½ 2½2½1 1½2 2½ 2 1 1½2½1
πολλὰς δ' ἰφθίμους ψυχὰς Ἄιδι προΐαψεν
2 3 2 3 3½ 2½2½ 11½ 2 1 1 2½
ἡρώων, αὐτοὺς δὲ ἑλώρια τεῦχε κύνεσσιν
2½22½ 2½ 3 1 1½2½11½2½1½ 1½21½
οἰωνοῖσί τε δαῖτα· Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή·
22½2½1½ 1½2½1½ 1 2½ 1½1½21½1½ 2½2
ἐξ οὗ δὴ τὰ πρῶτα διαστήτην ἐρίσαντε
2 2½ 2½ 2 2½1½ 1 2 2½2½ 1½1½2 1
Ἀτρεΐδης τε ἄναξ ἀνδρῶν καὶ δῖος Ἀχιλλεύς.
3 2½ 3 1 1½ 2 2½ 3 2½ 21½ 1½ 2 2½
Τίς τ' ἄρ σφωε θεῶν ἔριδι ξυνέηκε μάχεσθαι;
2 2½2 1½ 1 2½ 1½ 1½21½ 1 2½1½ 1½ 2 1
Λητοῦς καὶ Διὸς υἱός. ὁ γὰρ βασιλῆι χολωθεὶς
2½ 3 2½ 11½ 2 1½ 1½ 2 1½1½2 1½ 1½2½2½
νοῦσον ἀνὰ στρατὸν ὦρσε κακήν, ὀλέκοντο δὲ λαοί
2½ 1½ 1½2½ 1½ 1½ 3 1½ 1½2½ 1½1½2 1½ 1½ 2 1

Nur ein einziger dieser Verse ist in obigem Sinne glatt, die anderen zeigen bis drei Verstöße. Ganz anders Theokrits erstes Idyll[1]) (Thyrsis V. 1—10):

Ἁδύ τι τὸ ψιθύρισμα καὶ ἁ πίτυς, αἴπολε, τήνα
2½1½1½2 1½1½2 1½ 1 2½ 1½1½ 2½1½1½ 2½2
ἁ ποτὶ ταῖς παγαῖσι μελίσδεται, ἁδὺ δὲ καὶ τύ
2½ 1½1½ 3 2½2½ 1½ 1½2 1½ 1 2½1½ 1½ 2½ 1
συρίσδες· μετὰ Πᾶνα τὸ δεύτερον ἆθλον ἀποισῆι.
2½ 2 2 1½1½ 2½ 1½ 1½ 2½1½ 1½ 3 1½ 1½ 2½ 2
αἴ κα τῆνος ἔλῃι κεραὸν τράγον, αἶγα τὺ λαψῆι·
2½ 2½ 2½ 1½ 1½2½ 1½12½ 1½ 1½ 2½1½ 1½ 2 2
αἴ κα δ' αἶγα λάβῃι τῆνος γέρας, ἐς τὲ καταρρεῖ
2½ 2½ 2½ 1½ 1½2½ 2½2 1½1½ 2 1½ 1½ 2 2
ἁ χίμαρος· χιμάρωι δὲ καλὸν κρέας, ἔστε κ' ἀμέλξῃις.
2½1½1½2 1½1½2½ 1½ 1½2½ 1 1½ 21½ 1½ 2½ 2½
ἄδιον, ὦ ποιμήν, τὸ τεὸν μέλος ἢ τὸ καταχές
2½11½2½ 2½ 3 1½ 1 2 1½1½2½1½ 1½2½1½
τῆν' ἀπὸ τᾶς πέτρας καταλείβεται ὑψόθεν ὕδωρ.
2½ 1½1½ 3 2 3 1½1½2½1½1 2 1½ 1½ 2½ 2½

[1]) Text nach Wilamowitz Bucolici Graeci Oxford 1905.

αἴ κα ταὶ Μοῖσαι τὰν οἴιδα δῶρον ἄγωνται,
2½ 2½ 2½ 2½ 2½ 2½ 2 1½ 1½ 2½ 1½ 1½ 3 1
ἄρνα τὺ σακίταν λαψῆι γέρας· αἰ δέ κ' ἀρέσκηι . . .
2 1½ 1½ 2½ 2½ 3 2 2½ 1½ 1½ 2½ 1½ 1½ 2 2

In diesen zehn Versen finden wir insgesamt nur zwei 'Verstöße'. Aber der erste ist leicht erklärt: das ungefüge Wort κρέας stammt von Heinsius, sämtliche Handschriften überliefern κρῆς. Diese Form gibt dem Metrum das Gleichgewicht wider (2½ 2½). Der zweite Verstoß läßt sich nicht so leicht beseitigen. Nun ist aber von vornherein anzunehmen, daß die Theorie für gewisse Fälle auch Ausnahmen zulassen mußte, weil sonst viel Sprachgut für die Dichtkunst hätte verloren gehen müssen. So scheint z. B. jedes Wortende dem ihm unmittelbar vorausgehenden Versfuß diese Freiheit zu sichern. Auch in unserm Vers erfordert der Sinn hinter dem hier in Frage stehenden Wort ἄδιον eine deutliche Pause, so daß die schwerere Schlußsilbe nicht als hemmend empfunden wird. Vor der bukolischen Zäsur haben wir in den folgenden Versen noch viermal diese Freiheit: V. 11 τὰν ὄιν, V. 20 τὸ πλέον, V. 22 -αντίον, V. 23 ταὶ δρύες. Zudem zeigt ein Blick auf die hier angeführten Beispiele, daß der Dichter nicht durch die Wortstellung das Gleichgewicht seiner Verse gefährdet hat, sondern daß der lautliche Bau dieser Worte keine andere Möglichkeit ihrer Verwendung im Vers zuläßt. Aber erst eine umfassende Untersuchung kann hier klaren Einblick in die Einzelheiten bringen.

Düsseldorf-Oberkassel. Arthur Laudien.

Beiträge zu einer systematischen Darstellung und Begründung des Genus der lateinischen Deklinationen[1])

Zur Erklärung des Genus, insbesondere warum das eine Wort männlich, das andere weiblich ist, weiß die wissenschaftliche Grammatik nicht viel zu sagen. In seiner 'Historischen Formenlehre des Lateinischen' (Heidelberg 1913 bei K. Winter) beschränkt sich A. Ernout auf folgende Erklärung: 'Der Unterschied zwischen Maskulinum und Femininum läßt sich . . . bei den Substantiva nicht ohne weiteres an der Form erkennen. So hat nauta maskulines Geschlecht und fāgus feminines, obwohl sonst in der Regel der Ausgang -a Femininen und die Endung -us Maskulinen eignet. Das maskuline oder feminine Geschlecht der Substantiva wird erst durch die Form des hinzutretenden Adjektivs eindeutig bestimmt. Als Maskulina gelten die Substantiva, die das Adjektivum in maskuliner Gestalt zu sich nehmen, als Feminina diejenigen, die die feminine Gestalt des Adjektivums erheischen; z. B. bonus nauta, alta fagus.' — In diesen Worten ist nicht gesagt, warum man nun gerade alta und nicht altus mit fagus verbindet; man vermißt den zwingenden Grund dafür, daß man fagus 'die Hohe' nennt. In dem Wort fagus muß im Gegensatz zu nauta doch etwas liegen, was als Attribut die Form alta verlangt. Das Wesen des Dinges muß es mit sich bringen, daß man die feminine Form des Adjektivs damit verbindet. Die Begründung für alta fagus liegt lediglich in der naiven Anschauungsweise des Volkes, das fagus als Weib auffaßt, und nur weil fagus nun einmal als Weib gilt, nämlich als der fruchttragende, gebärende Baum, verlangt es gebieterisch das Attribut alta 'die Hohe'.

Das natürliche Geschlecht ist es demnach, das hier zum grammatischen Geschlecht hinübergeführt hat, und hiermit haben wir einen Weg gefunden, der uns auf die Entstehung des grammatischen Geschlechts hinweist. Solcher Wege aber, oder wenn man will Richtlinien und Merkmale für die Beantwortung der Frage, warum das eine Wort männlich, das andere weiblich ist, finden sich noch mehr. Es wird sich zeigen, daß das grammatische Genus durchaus nicht so zufällig ist wie man

[1]) Auf eine erschöpfend wissenschaftliche Behandlung erhebt der Aufsatz keinen Anspruch. Es sind Späne, die beim Aufbau eines lateinischen Elementarbuches für reifere Schüler gefallen sind, in dem die hier vertretenen Anschauungen, soweit wie angängig, praktische Verwendung finden sollen.

gemeinhin annimmt und wie es sich in Niepmanns Worten (Lateinische Sprachlehre § 49) bekundet: 'Ohne erkennbaren Grund stehen beispielsweise männliche i-Stämme (mensis, collis) neben weiblichen (sitis, turris).' Aus meiner Ausführung wird sich vielmehr, denke ich, deutlich ergeben, warum jedes der angeführten Substantive gerade männlich oder gerade weiblich ist. Das 'sächliche Geschlecht' lassen wir in unserer Betrachtung beiseite, weil dafür keine Erklärung nötig ist. Die Dinge sind von Natur geschlechtslos, soweit sie nicht in der naiven Vorstellungsweise des Naturvolkes zu Wesen männlichen oder weiblichen Geschlechts geworden sind; und wenn Niepmann den obengenannten vier i-Stämmen noch zwei sächliche beifügt (mare und animal), so sind diese einmal deswegen sächlich, weil sie geschlechtslose Dinge sind oder wenigstens so angesehen werden (zu animal vgl. 'das Mädchen, das Weib, das Knäblein'). Zu mare und animal kommt aber hinzu, daß sie, wie die Neutra auf -e, -al und -ar, überhaupt ursprünglich Adjektive waren. Calcar beispielsweise erklärt sich als Neutrum aus calcare ferrum ‚das Ferseneisen'.

Das Neutrum kennzeichnet sich sowieso durch die Endung -um oder dadurch, daß es den reinen Stamm darstellt, natürlich soweit es den Auslautgesetzen nach möglich ist: caput, lac, corpus, cornu usw. Dafür, daß vulgus und virus mit der Endung -us als Neutra erscheinen, sind besondere Gründe maßgebend gewesen: virus richtet sich im Geschlecht nach dem Wort gleicher Bedeutung venenum (Analogie); für vulgus darf man vielleicht Übergang aus einer anderen Stammklasse annehmen unter Beibehaltung des ursprünglichen Genus.

Für die Beantwortung der Frage, warum ein Substantiv männliches oder weibliches Genus aufweist, kommt in Betracht:

1. das natürliche Geschlecht bzw. die Anschauungsweise des Volkes;
2. Übergang aus einem ursprünglichen a- oder o-Stamm in eine andere (beispielsweise i-) Stammklasse. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß die a- und o-Stämme am frühesten das grammatische Genus angenommen haben, und zwar unter Einwirkung der Adjektive auf -us, -a, -um, die wie die Fürwörter ihrer ganzen Natur nach von Anfang an dreigeschlechtig gewesen sind;
3. ob ein Konkretum oder Abstraktum vorliegt;
4. das Suffix bzw. der Stammausgang;
5. die Quantität der Endsilbe;
6. es kann ein Fremdwort vorliegen;
7. die Analogie.

I. Das natürliche Geschlecht nimmt in dem Rahmen des Genus einen weit größeren Raum ein als es gewöhnlich zur Darstellung kommt. Es beschränkt sich nicht auf Verwandtschaftsnamen (pater, mater, frater usw.) und männliche oder weibliche Personen überhaupt bezeichnende Substantive (puer, puella, iuvenis virgo, maritus, uxor, senex usw.), sondern es erstreckt sich auf alle Lebewesen und solche Dinge, welche die Phantasie des Volkes zu solchen erhebt. Zu den ersteren gehören die Tiere.

Ovis ist Femininum, weil es eigentlich 'das Mutterschaf' bezeichnet, im Gegensatz zu aries und vervex dem Widder, Hammel oder Schöps. Sus wird vorzugsweise als Femininum gebraucht, nur weil es ursprünglich 'das Mutterschwein' ist, während verres den zahmen, aper den wilden Eber vorstellt. Da der Zusammenhang von ovum Ei und avis Vogel (nach Walde, Lat. etymolog. Wörterbuch S. 551) 'höchstwahrscheinlich ist' (bezüglich des Wechsels zwischen a und o erinnere ich u. a. an favere und fovere, die desselben Ursprungs sind), so haben wir in avis eigentlich 'die Eierlegerin' zu sehen, und daraus erklärt sich, warum avis weiblich ist.

Neben den Tieren sind es die Pflanzen, besonders die Bäume, die als Lebewesen ihr natürliches Geschlecht haben. Der Baum wird als weibliches Wesen angesehen, weil er Früchte gebiert (gebären ist tragen). Arbor frugifera wird er genannt, und wie der Gattungsname, so sind auch die einzelnen Baumnamen (fagus, quercus vitis, ilex, abies usw.) sämtlich weiblich[1]) bis auf suber und acer, die als Neutra gelten. (Letzteres kommt allerdings vereinzelt auch als Femininum vor.) Der Grund für diese Abweichung ist unschwer zu finden. Bei suber die Korkeiche hat man offenbar mehr an den Kork als den früchtetragenden Baum gedacht. Des Korks wegen wurde diese Eiche geschätzt, suber heißt daher auch schlechthin Kork. Unter acer aber versteht man ebensogut das nutzbare Ahornholz wie den Baum (vgl. robur n. Eichenholz).

Als ein weibliches Wesen erscheint dem naiven Naturmenschen ferner die Erde. Tellus (terra, humus) ist die gemeinsame Mutter aller Lebewesen, die aus ihrem fruchtbaren Schoße die gesamte Vegetation hervorzaubert. Im Frühjahr ist ihre Zeugungskraft besonders groß, während mit Beginn des Winters all das Grün, das sie geschaffen, in die Erde zurücksinkt. Auf dieser Naturbeobachtung beruht bekanntlich der herrliche Mythus von Ceres (Demeter) und Proserpina, von dessen Entstehen uns Cicero berichtet. Ceres (zu crescere) bedeutet nichts anderes als die Zeugungskraft der Mutter Erde (Demeter); Proserpina, 'die Hervorkommende', stellt die Kinder der tellus im ganzen dar; es sind die Bäume und Saaten, arbores frugiferae cum fronde pulchra et. segetes laetae sunt quasi filiae almae telluris, matris omnium communis Wir dürfen also auch in diesem Sinne arbores und segetes als Feminina erklären.

Weil die Erde in ihrer Gesamtheit als weibliches Wesen gilt, deswegen werden auch ihre einzelnen Teile als Feminina betrachtet: die Länder (Aegyptus f. usw.), Inseln (insula!, Delus f.), die Städte (Corinthus f. usw. mit Ausnahme einiger der konsonant. Deklination, wie z. B. Sulmo m., bei dem die Analogie seitens sermo, pulmo stärker gewirkt hat als die ursprüngliche Vorstellung) und schließlich sogar das Wohnhaus. Domus wird man als Femininum am besten verstehen, wenn man es neben casa, villa, insula (hier Mietskaserne), alle gleich sedes (Wohnstätte) aedes (eig.

[1]) wie übrigens auch im Deutschen: die Linde, die Buche, die Rebe usw. Über die Bäume als beseelte Wesen, über 'die tiefe Verehrung und abergläubische Scheu', die ihnen in alten Zeiten galt, lese man u. a. bei v. d. Leyen, Deutsches Sagenbuch I. S. 73 nach.

Feuerstätte) stellt. — Schließlich gehört auch navis in die eben aufgeführte Reihe der menschlichen sedes. Es kann als die schwimmende Wohnung (domus) gelten. Es kann vielleicht auch mit arbor in Zusammenhang gebracht werden, wenn man den Einbaum als das erste Fahrzeug anzusehen hat. Merkwürdig ist, daß der Engländer noch heute the ship als weiblich behandelt. Das Schiff ist das Wesen, woran der Schiffer seine ganze Liebe hängt, das er auch schmückt wie eine Braut.

In tellus sind wir schon einem göttlichen Wesen begegnet. Deren aber sah der primitive Mensch unzählige. Das gewaltige Brausen oder liebliche Säuseln der Luft deutete er ebenso als Gottheit wie das geheimnisvolle Rauschen und Sprudeln des Bächleins und das Tosen des brandenden Meeres. So erklärt sich amnis als Maskulinum, weil das naive Auge den Flußgott in der bewegenden Kraft des Wassers sah; aus demselben Grunde sind aquilo und turbo als Windgötter männlich. Mit amnis aber als dem Allgemeinbegriff sind auch die einzelnen Flüsse (Tiberis, Ganges, Anio, Sequana) trotz der verschiedenen Endungen sämtlich männlich, eben als Flußgötter. In diesem Sinne sprechen wir heutzutage noch vom 'Vater Rhein'. Vielleicht darf man auch das männliche fons in diesen Zusammenhang bringen.

Neben dem Wasser ist dem Naturmenschen das Feuer als männliche Gottheit erschienen. Daß im Alten Testament Gott im feurigen Busch oder in der Feuersäule des Sinai gesehen wird, mag damit zusammenhängen und ein Rest der Religion des jüdischen Volkes auf einer früheren Entwicklungsstufe sein. Jedenfalls haben nicht nur die Perser, sondern auch die Inder und die Germanen in dem Feuer den Gott erkannt und verehrt. Dem Loki oder Loge der Germanen (= Lohe) entspricht bei den Indern der Agni, und dieser ist dem lateinischen ignis gleichzusetzen. Ignis freilich nannten die Römer den Feuergott nicht mehr, sondern Vulcanus. Das Feuer jedoch haben sie, wie die Griechen, stets als heilig angesehen und im Tempel der Vesta zu seiner Hut Jungfrauen als Priesterinnen bestellt.

Erklären auf solche Weise ignis und amnis ihr männliches Geschlecht, so kann auch mensis auf ähnliche Weise als Maskulinum begründet werden. Was Cäsar von den Germanen berichtet (und Curtius ähnlich von den Persern): deorum numero ducunt Solem et Lunam, das kann man ohne Bedenken auf die Indogermanen im allgemeinen beziehen. Auch dürfen wir annehmen, daß sie hierin, wie in so mancher anderen Beziehung, von den Babyloniern, wenn auch nicht unmittelbar, beeinflußt worden sind. Deren Religion aber war vorwiegend eine Astralreligion. Sonne, Mond und Planeten waren für sie Gottheiten, denen sie Einwirkung auf des Menschen Schicksal zuschrieben, und die man aus diesem Grunde ängstlich in ihren Bewegungen beobachtete. Im lateinischen considerare (zu sidera) haben wir noch einen Anklang an jene Vorstellung. Für uns nun ist die Hauptsache, daß der Mond den Babyloniern als ein Gott, nicht als eine Göttin galt, ja als der Hauptgott, der über den Sonnengott gestellt wurde. Diese Auffassung vom Monde als einer männlichen Gottheit haben wir im Germanischen bewahrt, wir sagen 'der' Mond, während die Römer in luna und die Griechen in

σελήνη und μήνη ein weibliches Wesen andeuten. Ursprünglich aber haben auch Griechen und Römer den Mond als männliche Gottheit angesehen, so gut wie die Sonne, den sol bzw. den ἥλιος.

Diese, ihre ursprüngliche Anschauung hat sich in den Wörtern mensis, μήν und μείς erhalten. Sie alle sind Maskulina und sind mit dem altindischen mas, das sowohl Monat wie Mond bedeutet, identisch. Noch heute rechnen unsere Dichter nach 'Monden'. Der Mond und das von seinem Umlauf genommene Zeitmaß sind von Anfang an gleichgesetzt worden. Alle Bezeichnungen für Mond gehen auf eine Wurzel zurück, die 'messen' bedeutet. In mensis haben wir daher das alte Wort für Mond zu sehen, und daraus erklärt sich das männliche Geschlecht dieses Wortes. Luna dagegen ist jüngeren Ursprungs. Es tilgt die alte Anschauung von der männlichen Gottheit vollständig, vielleicht der Gottheit überhaupt; denn aus lucsna (zu lucere) entstanden, bedeutet es nichts anderes als 'die leuchtende Scheibe' oder 'die Leuchtende' entsprechend dem griechischen σελήνη.

Μήνη aber ist eine Neubildung in offensichtlicher Anlehnung an μήν der Mondgott und wird demnach 'Mondgöttin' bezeichnen. Woher kommt nun aber dieser Umschwung in der Anschauungsweise bei Griechen und Römern? Woher die Mondgöttin? Offenbar handelt es sich hier um die Einführung eines neuen Kultus und Entthronung der alten Gottheiten. Die neuen Lichtgottheiten, die die älteren verdrängten, sind Apollo und Artemis, die Zwillingskinder der Latona. Wahrscheinlich offenbart sich auch in diesem Kult wieder asiatischer Einfluß. Daß aber irgend einmal, und zwar ziemlich plötzlich, der neue Kult sich aufdrängte, merkt man aus dem Sträuben Niobes gegen die Anerkennung der neuen Gottheiten Apollo und Artemis. Von da ab wurde Apollo mit dem Sonnengott Helios identifiziert, während Artemis die Stelle des alten Mondgottes einnahm. Dem griechischen Volksgeist waren die rein menschlichen Gestalten der neuen Götter genehmer als die alten Astralgottheiten. So erklärt sich vielleicht auch die Verdrängung des alten Feuergottes durch Hephästos, bei den Römern Vulkanus. Verehrt aber wurde der Mond einmal auch bei den Griechen als Gott. Das beweist uns außer dem Wort μήν die Tatsache, daß die Spartaner ihre Volksversammlungen zur Zeit des Vollmondes abhielten, daß sie vor Vollmond nicht in den Krieg zogen; und man kann aus dieser Gepflogenheit schließen, daß es sich bei den Volksversammlungen ursprünglich um Kultversammlungen handelte.

So also erklärt sich aller Wahrscheinlichkeit nach der Übergang von μήν zu μήνη bzw. σελήνη und von mensis zu luna.

Was die Wortbildung mensis anlangt, so ist nicht ausgeschlossen, daß diese Form eigentlich den obliquen Kasus ihre Entstehung verdankt, die den alten Nominativ 'mens' verdrängt haben, der freilich nicht nachzuweisen ist, jedoch außer durch die griechische Form μείς durch den Genet. Plur. mensum nahegelegt wird. Jedenfalls lassen sich ähnliche Bildungen nachweisen, so beispielsweise bei Jovis und navis, griechisch Zeus und naus. Die Analogie von civis, civis, hostis, hostis u. a. hat hier gewirkt.

Mit von Einfluß auf die Neubildung von mensis könnte auch die Unterscheidung von dem im Nominativ Sg. gleichlautenden Substantiv mens gewesen sein, wie ich mir dies ähnlich für die Entstehung der Form collis aus *collus denke (darüber unter II).

Ein Nachhall jener alten Anschauung, wonach die Gestirne göttliche Wesen waren, findet sich auch in septentriones m. der Norden, eigentlich aber 'die sieben Dreschochsen', da es zu terere zu stellen ist. Auch hier hat der Mythus das Geschlecht bestimmt, und dieser Anschauung zufolge ist septentriones männlich.

Aber nicht nur die einzelnen Gestirne erschienen dem primitiven Denken als Götter; der Himmel als Ganzes wird als ein Gott aufgefaßt. Diese Vorstellungsweise dokumentiert sich in dem lateinischen dies neben Diespiter. Dies entspricht genau dem altindischen Dyaus und dem griechischen Zeus, während Juppiter ursprünglich nur Vokativ = indogermanisch Djeupater, griech. *Ζεῦ πατερ* gewesen ist. Dies ist also eigentlich der Gott der Helligkeit, des Tageslichtes, neben dem man wohl nox als Göttin der Nacht im Sinne der Alten auffassen darf. Somit ist das männliche Geschlecht von dies, der einzigen Ausnahme der sogenannten fünften Deklination, begründet.

Nicht nur die Natur war für den primitiven Menschen voll der Götter; auch die im Menschen wirkenden seelischen Kräfte vermochte er sich nicht anders zu deuten. Besonders stark neigte der Italiker dazu, die Triebkräfte unseres Handelns als selbständige Wesen göttlicher Natur aufzufassen. Honos, amor, virtus, fides u. a. waren für ihn männliche und weibliche Gottheiten, die völlig frei von außen auf unsere seelische Sphäre einwirkten. Warum nun honos gerade als Gott, virtus als Göttin aufgefaßt wurde, das liegt in der jenem Volke eigentümlichen Anschauung begründet. Weil aber der Römer in honos und amor einen Gott erblickte, deswegen sind sowohl diese Substantiva selbst als auch alle anderen gleicher Bildung männlich[1]). — Nicht unerwähnt möchte ich am Schlusse dieses Abschnittes lassen, daß auch das Schwert in alten Zeiten dem Krieger als etwas Göttliches galt. v. d. Leyen sagt in seinem Deutsehen Sagenbuch I S. 72 ausdrücklich von den Germanen, daß sie dem Schwert göttliche Ehren erwiesen. In Kambodscha, führt er weiter aus, 'brachte man', einer Sage zufolge, 'einem Schwert viele Opfer'. Somit dürfte sich auch für *ensis* das männliche Geschlecht als das natürliche erweisen.

II. Alte a- oder o-Stämme

Das maskuline oder feminine Genus eines lateinischen Substantivs findet seine Begründung häufig in dem Übergang aus der Klasse der o- oder a-Stämme in eine andere Stammklasse. Der Übergang ist im Lateinischen in einzelnen Fällen an Doppelformen zu beobachten. So weist foris f. (griech. *θυρα*) die ältere Nebenform forae auf; neben buris (Krummholz am Pflug) und rumis (die säugende Brust) finden sich

[1]) In dem französischen un honneur gegenüber den weiblichen auf -eur wirkt diese Anschauung offenbar, wenn auch unbewußt, nach.

die Formen bura und ruma neben strigilis strigila. In anderen Fällen müssen wir verwandte Sprachen zu Hilfe nehmen, um Licht in das Genus zu bringen. Collis entspricht im Griechischen κολωνος, im Litauischen Kalnas, im Gotischen hallus; collis setzt demnach einen o-Stamm *colnos voraus, und daher stammt sein männliches Geschlecht. Wie bei der Umwandlung von forae zu fores die Nachbarschaft von aedes (aedis) mitgewirkt zu haben scheint, so kann auf die Umbildung von *collus (aus colnos) vallis von Einfluß gewesen sein. Es mag aber auch sein, daß die Möglichkeit einer Verwechslung mit altlateinischem collus Hals aus *kolsos (später collum) das Ihrige dazu beigetragen hat. — Caulis ist im Griechischen durch καυλος vertreten, pellis durch πελλα. Pons, pontis m. scheint mit dem ai. panthas Weg, Bahn und dem griechischen πατος Weg, Fußpfad identisch zu sein. — Neben Übergängen aus o- und a-Stämmen kommen auch solche aus anderen Stammklassen vor unter Beibehaltung des Geschlechtes. Unguis m. ist das griechische ὁ ὀνυξ, axis m. ὁ ἀξων, navis f. ἡ ναυς.

III. Abstraktum oder Konkretum?

Vielfach, wenn auch nicht durchweg, neigt das Abstraktum zu dem weiblichen Genus, das Konkretum zu dem männlichen. Von den Wörtern auf -io sind weiblich alle die mit dem Suffix-tio gebildeten, lauter Abstrakta; denn auch ein Substantiv wie natio Volk erweist sich als echtes Abstraktum; es gehört zu nasei und bedeutet eigentlich 'das Werden'. Statio der Posten ist ursprünglich 'das Stehen' (vgl. dazu unser 'die Schildwache' und la sentinelle). Legio ist 'die Auslese', regio 'die Richtung'. Unter den nur auf -io ausgehenden Substantiven sind die Abstrakta, wie opinio, regio ('die Richtung' zu regere) durchweg weiblich, die Konkreta männlich: pugio, scipio u. a. und besonders die Tiernamen papilio, scorpio usw. Septentrio ist bereits unter I. behandelt. — Die Maskulina der i-Stämme sind sämtlich Konkreta. Es sind zunächst alle auf -nis: amnis, panis, crinis, funis usw.; finis schwankt, aus guten Gründen. Aus *figsnis (zu figere) entstanden, bedeutet es eigentlich den 'eingehefteten bzw. eingeschlagenen Grenzpfahl' und entwickelte sich aus dieser ursprünglich rein konkreten Bedeutung zu der abstrakten 'Grenze, Ende'. Mit dem Bedeutungswandel mag auch der Genuswechsel zusammenhängen. Von den übrigen (nicht auf -nis ausgehenden) erinnere ich an ensis, fustis, caulis, postis, cassis (Jägergarn), vectis, axis, fascis, funis, unguis, collis, follis und die Tiernamen anguis, piscis, vermis, lauter Konkreta und zugleich Maskulina. Orbis m. ist auch zu den Konkreta hinzuzurechnen, bedeutet es doch ursprünglich 'Radkranz', nicht Kreis (orbis rotae). Pons, mons, fons, dens sind Konkreta, daher männlich. Gens aber ist von Haus aus ein Abstraktum; es hat den selben Bedeutungswandel wie natio (siehe oben) durchgemacht. Desgleichen ist arx 'die Wehr' eigentlich ein Abstraktum.

Die weiblichen Konkreta auf -is erklären ihr Geschlecht zum Teil aus dem abstrakten Sinn, der sich anfangs mit ihnen verband. Vestis f. ist eigentlich 'das Kleiden' nach Lindsay-Nohl, und so darf man messis als das Schneiden bzw. Ernten, sementis als das Säen, classis

als die Abteilung auffassen. Sitis wird als 'das Schwinden' gedeutet, pars aus *partis ist ursprünglich das Teilen, sors, sortis das Losen, oder, da es zu sero reihen gehört, 'das Reihen (der Lose) an Fäden' usw. Securis f. könnte demnach auch eigentlich das Schneiden und 'die Schneide' bedeuten. — Andere weibliche Konkreta auf -is sind ursprünglich anderen Stammes gewesen: pellis griech. πέλλα, clavis = κλεις; navis ναυς; neben strigilis, buris, rumis, foris haben wir oben bereits unter II. die a-Stammformen strigila, bura, ruma, forae, kennen gelernt. Schließlich beweisen die Nebenformen valles zu vallis, praesapes zu praesapis, torques zu torquis u. a., daß die i-Stämme zum Teil in die e-Stämme hineingezogen wurden und so feminines Geschlecht annahmen (Man beachte, daß die i-Stämme, die im Nom. Sg. auf -ēs ausgehen, sämtlich Feminina sind.) Zu guter Letzt mag auch die Analogie daran beteiligt sein, wenn Konkreta der i-Stämme auf -is weiblich erscheinen; z. B. cutis haut in Anlehnung an pellis, amussis das Lineal an linea und regula. Ratis und puppis sind Feminina, weil auch navis ein solches ist. — Der Grund dafür, daß turris als Konkretum weiblich ist, liegt darin, daß es als Fremdwort aus dem Griechischen übernommen wurde (ἤτυρρις).

Ein lehrreiches Beispiel bietet uns torres f. und torris m. Ersteres bedeutet 'dörrende Hitze'; es ist Abstraktum und weiblich. Torris dagegen heißt 'das brennende Holzscheit' und ist als Konkretum männlich. Gerade dieses Beispiel ist außerordentlich dazu angetan, uns zu zeigen, wie der Sprachgeist bewußt die Scheidung der Abstrakta und Konkreta nach dem Genus vornahm.

Als Abstrakta haben weibliches Genus auch die mit den Suffixen -tāt-, -tūt- und -tūdin- gebildeten (ohne Ausnahme), und so mag auch aus den anderen Stammklassen noch manches Beispiel zur Illustrierung der hier vorgetragenen Theorie beigebracht werden können. Für die ganze sogenannte dritte Deklination aber, wie A. Döhring es in den Lehrproben Heft 81 tut, möchte ich diese Scheidung nicht durchgeführt sehen. Muß doch Döhring selbst sehr viele Ausnahmen feststellen oder wenigstens von der Etymologie noch in zahllosen Fällen die für seine Theorie passende Aufklärung erhoffen.

IV. Suffixe

Wir haben soeben nicht weniger als vier Suffixe kennen gelernt, mit denen sich das weibliche Genus verbindet: -tiōn-, -tūt-, -tāt-, -tūdin-. Prüfen wir einmal genauer, welche und wie viele es überhaupt solcher Suffixe bzw. Stammausgänge gibt, an die sich ein bestimmtes Genus knüpft. (Die a- und e-Stämme werden als männlich, die o- und u-Stämme als weiblich vorausgesetzt, Abweichungen werden unter Analogie behandelt.)

A. Maskulina

1. Die auf -es, -ĭtis wie comes, comitis, miles, pedes, eques, satelles, hospes, antistes lauter männliche Personen, denen sich in Stammbildung und Geschlecht eigentliche Dingwörter anschließen: limes, limitis, ales, gurges, trames, palmes, caespes u. a. In comes, miles, pedes, eques

limes, ales palmes liegt unzweifelhaft das echte zu ire gehörige Bildungssuffix -it- vor, dessen i im Nomin. sg. durch Analogie oder sonstwie als e erscheint. Comes ist der 'Mitgänger', pedes der 'Fußgänger'; zu eques vgl. to go on horseback[1]); miles ist (zu ὁμιλος vgl. Walde) 'der im Haufen Marschierende'. Ales ist demgemäß 'der Flügelgänger' (vgl. dazu die ai. Bildung khagama der Luftgänger), palmes der aus der Palme hervorkommende Sprößling. Limes (zu ob-liquus und limen) ist 'der Querweg'.

2. Die auf -ex, -ĭcis: in artifex zu facere, in index zu dicere bzw. dicare, auspex zu -spicere u. a. Personennamen; danach Dingwörter wie vertex, silex, cortex, obiex zu iacere Riegel. Über das weibliche imbrex siehe unter Analogie.

3. Die auf -tor-, -tōris wie praetor, censor aus cens-tor (Nomin. agentia)

4. die auf -or, -ōris, ehemals s-Stämme wie honos und honor, amor. Charakteristisch ist bei 3. und 4. das lange betonte o im Gegensatz zu dem unbetonten und kurzen o der Neutra wie corpus, corporis, marmor, marmoris, ebur, eboris. (Alleinige Ausnah mezu 4. ist das Neutrum ōs, ōris.)

5. Die auf -o, -ōnis wie Cicero und viele Eigennamen; latro, praedo; leo, pavo; carbo, harpago, ligo, tolleno (aquilo). Insbesondere die auf -mōn- wie sermo, pulmo, Sulmo.

6. Die auf -nis, wie crinis usw.

7. Die meisten Konkreta auf -is (i-Stämme).

B. Feminina

1. Die auf -tās, -tātis.
2. Die auf -tūs, -tūtis.
3. Die auf -tudo, -tudinis.
4. Die auf -tio, -tiōnis.
5. Die Abstrakta auf -io, -iōnis unter Einschluß der oben erklärten natio, legio, regio, statio.
6. Die auf -trīx, -trīcis wie nutrix, genetrix, meretrix, cicatrix und danach alle auf -īx, -īcis wie cervix, radix, iunix, cornix, perdix.
7. Von den i-Stämmen a) alle auf -ēs wie caedes, clades, sedes, rupes, moles, strues, lues, indoles, suboles, proles, aedes, cautes usw.; b) die Abstrakta auf -is unter Einschluß derer, die ihr -is im Nom. Sing. eingebüßt haben wie pars aus partis. Siehe unter III.

V. Die Quantität des dem stammauslautenden Konsonanten vorausgehenden Vokals spielt eine nicht unwichtige Rolle bei der Verteilung der Geschlechter.

1. Unter den Dentalstämmen beobachten wir bei dem weiblichen Geschlecht fast durchweg den langen Vokal, bei dem männlichen und sächlichen den kurzen.

[1]) Eques hat man mit ἱππότης zusammengebracht und setzt dafür indog. ekvot an (Walde), oder es soll aus dem Abstraktum equita Reiterei entstanden sein. Es ist eine latein. Neubildung in Anlehnung an miles, pedes usw.

Weibliche	Männliche	Sächliche
ā in aetāt, und allen auf -tāt-		
		ă in poemat-
ē in quiēt-, mercēd-	ĕ in interpret-, ariet-, pariet-, ped-	
ī in līt-,	ĭ in milit-, gurgit- und vielen ähnlichen; siehe IV A 1. und lapĭd-	
		ĭ in capit-
ō in dōt-, cōt-		
ū im Suffix -tūt- sowie in salūt-, incūd-, palūd-		
au in laud-, fraud-		

Sacerdōt und custōd- sind communia. Ausnahmen sind: segĕt-, tegĕt-‘ compĕd-, pecud- und die auf -īd- wie cassid-, cuspid- außer lapid-. Seges ist oben im mythologischen Sinne als Femininum gedeutet; pecus, pecudis könnte sein Genus von ovis, sus, capra übernommen haben. Häufig steht es für ovis. Das Femininum comped- ist um so auffälliger, als es zu dem männlichen pēs gehört. Es muß sich im Genus nach pedica, dem Worte gleicher Bedeutung, gerichtet haben; teges vielleicht noch seges, wenn nicht übrigens bei beiden ursprünglich abstrakter Sinn vorliegt. Neben cassis Helm erscheint frühzeitig casila, später cassida. Ob sich in diesen Substantiven auf -is, -idis griechischer Einfluß geltend gemacht hat?

2. Auch bei einem Teil der Kehllautstämme verteilt sich die Länge des Vokales vor dem Stammauslaut auf die Feminina, die Kürze auf die Maskulina. Letztere die sind auf -ex, -ĭcis, erstere die auf -īx, -īcis.

Siehe IV A 4 u. IV B 6.

3. Bei den männlichen s-Stämmen auf -or, -ōris haben wir oben langes und betontes o beobachtet, während die Neutra entsprechend kurzes o zeigten. IV A 4.

VI. Fremdwörter sind besonders aus dem Griechischen sicherlich eine große Zahl übernommen worden. Doch vermag ich augenblicklich von allen denen, die uns hier interessieren, nur turris, aer, adeps, pelagus anzuführen. Obwohl Konkretum, ist turris weiblich, weil es das griechische ἡ τυρρις ist. Adeps, das griechische ἀλειφα, ist commune, doch wird es, wie mir scheint, in früherer Zeit weiblich gebraucht, von Plinius nämlich, wofür die Ähnlichkeit in der Stammbildung mit princeps, anceps usw. maßgebend gewesen zu sein scheint. (Wegen des Wechsels zwischen l und d vergleiche olere und odor sowie lingua für *dingua, lacrima für *dacrima). Aer ist ὁ αηρ, pelagus τὸ πελαγος und daher Neutrum.

VII. Die Analogie

Ihr müssen wir, wie in der Grammatik überhaupt, auch beim Genus einen weiten Spielraum zuerkennen. Schon häufig habe ich im Laufe meiner Darlegung Analogienwirkung feststellen müssen; so bei virus, humus, domus und in vielen anderen Fällen. Wie ratis und puppis in Anlehnung an navis Feminina sind, so auch lintor, lintris als einziges der Dingwörter auf -er. Von allen Substantiven auf -ex, -icis wird nur

imbrex durchweg als männlich gebraucht. Zu imber gehörig, heißt es der Regen- oder Hohlziegel und kann sein weibliches Genus nur von tegula hergeleitet haben. Da die Wörter auf -er bald männlich, bald sächlich sind, mag für cadaver als Neutrum corpus von Bedeutung gewesen sein. Bei gleichklingenden Wörtern wie aries und paries liegt es sehr nahe, an den Einfluß des Wortes, das ein natürliches Genus besitzt (aries), auf das eigentliche Dingwort (paries) zu denken; so auch bei seges und teges. Das selbe möchte ich für die Dingwörter auf -ex (silex, vertex usw.) annehmen und ihr Genus von den Personennamen gleicher Stamm- und Nominativbildung (artifex, index) herleiten; desgleichen bei denen auf -es, -itis (limes, gurges), von comes, pedes usw. Vielleicht auch gilt dasselbe für radix und cervix gegenüber nutrix, meretrix, für venter, imber usw. gegenüber pater, frater; schließlich für ligo, harpago und die übrigen auf -ōn- gegenüber Cicero, leo usw. Wenn alle Substantive auf -nis männlich sind, so haben wir hierin wohl die Wirkung einer gewissen Gruppe zu erblicken, die von Natur männlich sind: amnis, ignis, allenfalls noch canis.

Höchst wahrscheinlich ist es, daß die gesamte Klasse der u-Stämme, obwohl es sich bei der Mehrzahl um Abstrakta handelt, im Genus nach den maskulinen o-Stämmen sich gerichtet hat, mit denen sie, freilich nicht anfangs, im Nominativ und Akkusativ Sing. übereinstimmen und in deren Kasusbildung sie häufig genug hineingezogen wurden (senati für senatus).

Wenn manus (domus ist oben behandelt) trotzdem weiblich ist, so wirkt hier das altlateinische hir (griech. χειρ) nach, das, wie palma die flache Hand Femininum ist. Wenn ferner Idus weiblich gebraucht wird, so sind Nonae und Calendae hier bestimmend gewesen. Bei tribus mag gens, bei acus (griech. ἀκις) mag acies sich geltend gemacht haben, zumal da anzunehmen ist, daß acus ursprünglich wie acies die Schärfe bedeutet, später jedoch die verwandte Bedeutung 'Spitze' angenommen hat (vgl. ahd. ekka Spitze und Schwertschneide). — Daß die i-Stämme auf -ēs ihr weibliches Genus der Vertauschung mit den e-Stämmen verdanken, ist oben erwähnt worden.

Aus diesen Ausführungen darf, glaube ich, auch die Schule Nutzen ziehen. Das Genus ist in Sexta und Quinta nicht abgetan. Die ihm gebührende Vertiefung kann es erst in den mittleren und oberen Klassen erfahren. Und warum sollte der Schüler nicht auch beim Genus so etwas wie Begründung kennen lernen, wenn man heutzutage in diesem Sinne fremdsprachliche Grammatik überhaupt auf unseren höheren Schulen zu lehren anfängt. Nicht bloß der Verstand, auch die Phantasie kann hier Anregung finden. Zugleich aber auch wird eine solche Betrachtung des Genus dazu beitragen, uns dem höchsten Ziele des altsprachlichen Unterrichts näher zu bringen: dem Eindringen in die Gedankenwelt der Alten.

Barmen. Oskar Vogt.

Tacitus

Über das Jahr 1914/15

I. Ausgaben und Übersetzungen

1) P. Cornelii Taciti Dialogus de oratoribus. Mit Prolegomena, Text und Adnotatio critica, exegetischem und kritischem Kommentar, Bibliographie und Index nominum et rerum von Alfred Gudeman. Zweite, völlig neubearb. Auflage. Leipzig 1914, B. G. Teubner. 528 S. 14 ℳ, geb. 16 ℳ.

Gudemans englische Ausgabe des Dialogs erschien 1894 (s. JB. XXI 158). Sie ist, wie er in dem Vorworte mit Recht sagt, in dieser zweiten Auflage, für die er die deutsche Sprache gewählt hat, fast ein neues Buch geworden, obwohl der Gesamtcharakter des umfangreichen Werkes sich nur in zwei Punkten geändert hat. Erstens ist der Text, abgesehen von wenigen Stellen, wo dem Herausgeber eine sichere Emendation gefunden zu sein schien, in der überlieferten Gestalt widergegeben, jedoch in der Weise, daß zahlreiche Kreuze und Fragezeichen den Zweifel des Herausgebers andeuten. Zweitens ist in den exegetischen und kritischen Erörterungen des Kommentars die Polemik zum größten Teil ausgeschaltet worden. Beide Neuerungen gereichen dem Werk zum Vorteil.

An den Lösungen der zahlreichen Probleme, die der Dialog bietet, hat G. nicht nur nichts geändert, sondern sich auch eifrig bemüht, sie durch neue Beweisgründe und genauere Beobachtungen zu stützen. Die in den letzten zwei Jahrzehnten erschienene Literatur ist in so umfassender Weise verwertet worden, daß die erstaunliche Fülle der zur Erklärung herangezogenen Schriften und Zitate als das Hauptcharakteristikum der Ausgabe bezeichnet werden darf. Eine besondere Bereicherung hat der Kommentar dadurch erfahren, daß das gesamte Material des Thesaurus linguae latinae der sprachlichen Erklärung des Dialogustextes dienstbar gemacht worden ist.

Den Hauptinhalt der Prolegomena bildet die Erörterung der Streitfragen, die sich an den Dialog knüpfen. Hier nimmt die Polemik einen breiten Raum ein. Gegen John ist der Abschnitt gerichtet, der über das sogenannte Langesche Argument handelt; unter den Beweisen für die Echtheit der Schrift wird die Auffassung der Eumeniusstelle (JB. XXXX 79), in dem Abschnitt über das Gesprächsdatum die der Censorinstelle (JB. XXXIX 155) trotz der dagegen erhobenen Einwände uneingeschränkt aufrecht erhalten; Leos Ansicht, daß Tacitus in den Äußerungen des Maternus sein eigenes Programm entwickle, und daß das Thema des

Dialogs, wenn er unter Trajan geschrieben sei, nicht als literarischer Anachronismus bezeichnet werden dürfe, wird in dem Kapitel über die Abfassungszeit des Dialogs mit großem Eifer bekämpft, ebenso Nordens Behauptung, daß der Taciteische Maternus mit dem von Dio genannten Sophisten Maternus identisch sei. Der 6. Abschnitt handelt über die beiden Lücken. Hier wird zugegeben, daß die für den Nachweis der zweiten Lücke (40, 6) früher gegebenen Zahlen (JB. XXXX 80) einer Berichtigung bedürfen, trotzdem aber das Ergebnis festgehalten. Ein besseres Argument zugunsten der Annahme jener Lücke wird in den Nachträgen S. 137 dem Umstande entnommen, daß das Inventarium Hersfeldense den Umfang des Dialogs auf 18, Decembrio auf 17 Folia angibt (s. JB. XXXX 79). Die Handschriften klassifiziert G. auf Grund der Annahme, daß von dem Cod. Hersfeldensis neben X (= AB) und Y (= CDΔ) noch eine dritte Abschrift Z (= EV) genommen worden sei. Ich habe in den Ausführungen, die G. zu diesem Punkte gibt, keinen ausreichenden Grund gefunden, Scheuers Stemma, wonach CDΔ und EV als zwei unter sich nahe verwandte Abkömmlinge der Familie Y (y^1 und y^2) anzusehen sind, zugunsten der Gudemanschen Neuerung aufzugeben, weil, wie Gudemans eigene Variantenliste S. 133 zeigt, CDΔEV zusammen die zweite Hauptgruppe bilden, die der ersten Hauptgruppe (X = AB) gegenübersteht. Übrigens kommt nicht viel darauf an, ob wir das Stemma so oder so gestalten. Auch die Entscheidung der Frage, ob X, wie G. meint, im Prinzip als der minderwertigere Zeuge anzusehen sei, hat nur geringen praktischen Wert; denn in der Textgestaltung wird, wie auch G. zum Schluß anerkennt, ein eklektisches Verfahren von Fall zu Fall geboten sein [1]).

Gudemans Adnotatio critica weist leider zahlreiche Fehler, Ungenauigkeiten und Unebenheiten auf, auch einige Lücken. Um mit letzteren zu beginnen, wäre etwa nachzutragen aus A (Vat. 1862): 14, 9 *utrique* korr. in *utque,* 26, 6 *hercle* (wie BCD, *hercule* E), 26, 7 *auctores,* 26, 30 *diminuta,* 30, 4 *uocatis* mit übergeschriebenem *uocant* (wie B), 35, 3 zu *Claudio* am Rande *Crasso;* aus B (Leidensis Perizonianus): 16, 24 *ait scribit* (*ait* getilgt; Michaelis irrtümlich: *[ait] scribit* A); 21, 25 *illos* von B^2 (dem Korrektor des Cod. B) korr. aus *istos;* ebenso 23, 1. 11. 24, 10; 25, 16 *nũosior* wie A; 26, 30 *dimunuta,* 32, 7 *iam* st. *ita,* 32, 28 *audiuerint,* 37, 5 *in* vor *antiquorum* om.; aus C (Neapolitanus oder Farnesianus): 14, 17 *iam* st. *illa* wie D, 15, 12 *abiisset* korr. in *absit,* 15, 15 *nos* st. *vos,* 32, 16 *utque* von m. 2 korr. in *ut quae;* aus D (Vat. 1518): 5, 16 *pulchrius* om., 21, 7 *hercule,* 37, 5 *et* om. (del. Heumann), 39, 21 *qui* om.; aus CD: 4, 8 *angustiorem* (vorangeht *angustiis*), 26, 11 *cla et* (daher Dryander *clausula et);* aus E (Ottobonianus): 14, 20 *a,* 15, 3 *et* vor *tuae* om., 16, 7 *et* vor *ego* om., 21, 7 *Asicium*

[1]) S. 15 schreibe M'. Lepidus statt M. Lepidus und Tiberius statt Cn. Piso. S. 45 ist mir unverständlich geblieben, wie G. sagen kann, daß Tacitus sich Agr. 3 im Alter von 45 Jahren *senex* nennt, und mit welchem Rechte er es als eine ungeheuerliche Übertreibung bezeichnet, daß Tacitus von Leuten, die im Jahre 81 *senes* waren, sagt, daß sie beim Tode Domitians *prope ad ipsos exactae aetatis terminos* angelangt seien.

(was Gudeman im Texte hat), 23, 21 *planitas et sic,* 26, 22 *plurisque* wie A und B, daher von Michaelis mit Recht in den Text gesetzt; aus V (Vindobonensis 711): 37, 22 *Quinctius,* wie Gudeman im Texte hat; die übrigen Handschriften *Quintius;* aus U (Urbinas): 1, 7 *existimandum sit idem.*

Schwerer als diese Auslassungen wiegen die unrichtigen Angaben. 31, 25 lautet der Text bei Gudeman *nec Epicuri quidem;* dazu gibt der Apparat die Variante '*nę (= neque) ⊿*'. Die Wahrheit ist *nę* D⊿; *nec,* wie es scheint, E, alle übrigen *ne.* Also ist natürlich *ne Epicuri quidem* zu schreiben. 40, 22 geben die Handschriften *tuta,* nicht *tam tuta;* nur der Venetus hat *tanta,* vulg. nach Rhenanus *tanti,* Ritter *tam tuta;* 37, 32 steht in allen Handschr. *acrior qui,* nicht *acrior que;* nur C hat *acrior per.* A hat 20, 10 *cenam* (nicht *cena*) mit übergeschriebenem *sce,* 21, 34 *ıq̣*^{m}, nicht *q̣*^{m}, 33, 21 *ꝑate,* nicht *pate,* 36, 8 *hic* nach *nomen,* nicht 9 nach *rostris,* 41, 1 *forum,* nicht *horum,* 41, 10 *oratorum horum,* nicht *oratorum,* wie auch Michaelis irrtümlich angibt. B hat 5, 4 *praevalere,* nicht *pervalere,* 5, 27 *prius* (nicht *Eprius*) korr. in *Epropius* (*Eprius* der Korrektor B^2 am Rande), 6, 6 *administrationis* (*s* von B^2 getilgt), 6, 20 *animus,* wie die übrigen (om. U), 16, 10 *manifestum,* nicht *manifestu,* 18, 5 *nulla,* nicht *in ulla,* 20, 7 *dicentem,* nicht *dicentes* (20, 5 *dicentes* AB, corr. B^2), 21, 24 *mirantur* (nicht B^2), 31, 4 *exercerent,* nicht *exercent* (der selbe Fehler bei Michaelis), 36, 23 *producerentur,* nicht *produceretur,* wie D hat, 38, 4 *competendi nationes,* nicht *c. nationis.* — B^2 hat 5, 5 *Saleium* am Rande (im Text steht *Galerium* mit *S* über *G*); 7, 13 *morum* (über *modo*), nicht *more;* 10, 27 ist die Angabe '*non* B^2' (statt *nec?*) zu streichen; 14, 9 gibt B^2 *ex ortatus,* nicht *exhortatus;* 15, 13 ist die Angabe '*Aeschines, Demosthenes* B^{2}C' für beide Handschriften unrichtig: B^2 hat *Aeschines et Demosthenes,* C *Aesthyne* (wie G. selbst eine Zeile vorher angibt) *et Demosthene;* 17, 11 hat B^2 über *istum* nicht *illum,* sondern *unum*; 26, 11 streiche *clamet* B^2; 33, 21 hat B (nicht B^2: eine Korrektur sehe ich nicht) *paratum,* nicht *paratu.* 7, 13 haben die Handschriften außer EV, die *est* auslassen, nicht *est bona,* sondern *est et bona.* — Als Korrekturen von B^2 verzeichnet Gudeman *non quantum* 2, 12, *augustia* 4, 8, *potes* 5, 17, *quam* 5, 19, *lenocinat* 6, 21, *infructuosa* 9, 4. Das wären sonderbare Emendationen zu den im Texte stehenden Worten *in quantum, augustiorem, potest, qua, lenocinatur, infructuosam.* Die drei ersten Randbemerkungen lauten in Wahrheit *In quantum, Angustię, potest,* die fünfte *lenocinatur,* die sechste *Infructuosus,* sind also Widerholungen dessen, was der Text bietet (denn *Angustie* bezieht sich auf *angustiis* 4, 7), und eine solche Widerholung ist auch *quam,* bezogen auf *quam* 5, 18. Ferner sind alle sechs Randbemerkungen dem Glossator B^1, nicht dem Korrektor B^2 zuzuweisen. Das selbe gilt auch für das am Rande stehende *planitas* 23, 21 und für *et neque* 38, 5, wo der Leser nicht weiß, ob er Gudemans Notiz *et neque* B^2 auf das erste oder auf das zweite *neque* beziehen soll, und zugleich sich vergeblich bemüht, den Sinn der Emendation zu entdecken. Offenbar hat der Glossator durch

seine Randbemerkung auf die Verbindung *et . . . neque* hinweisen wollen. Die Verbesserung von B^2 *Iure* 25, 14 steht über *si uere,* nicht über *uere;* er hat also *si uere* durch *iure* ersetzt und damit das Richtige getroffen; Gudeman wie Michaelis ungenau *si iure* B^2. Die Notiz 25, 6 *ex istorum* ω corr. B^2 ist unverständlich; richtig wäre *istorum* AB, corr. B^2.

Die Handschrift C hat 13, 12 *aliqui,* nicht *aliquid;* 14, 10 fehlt *defendi* nicht in C, sondern in D; 21, 19 hat C *hercle,* nicht *hercule,* 28, 12 *cellam,* nicht *cella* wie D, was man als *cellula* deutet. In D fehlen 5, 2—3 die Worte *ut . . . eos* (nicht *ut eos*); daß also auch *cognitionibus* fehlt, versteht sich von selbst. D hat *aui* st. *aut* nicht 12, 21 vor *Messallae,* sondern 12, 19 vor *Sophoclis;* 15, 8 nicht *nostrum Maternum,* sondern nur *nostrum,* 21, 13 *Cellianis,* nicht *Cellinias,* 31, 11 *nec . . . neque,* nicht *neque . . . neque;* 31, 14 *mĩa* (mit übergeschriebenem *i*), die gewöhnliche Abkürzung für *misericordia;* 32, 13 *non,* nicht *nec;* 39, 6 *et [partes] spatia,* nicht *et ⟨partes⟩ spatia,* 39, 17 *qui iudicarentur,* nicht *quid iudicarentur.* — In E fehlt 2, 8 *semotae;* aber die Lücke ist, was G. nicht angibt, bezeichnet; zu 32, 3 bemerkt G. wie Michaelis '*quisq.* CE'. Man könnte danach annehmen, daß in den beiden Handschriften *possideat quisque quae profert* stehe. Es wäre daher besser gewesen zu notieren *quisq; profert* C, *quisq;ue profert* E. 35, 10 hat E *et* nur einmal (an zweiter Stelle); 36, 14 *quanto* st. *tanto* nicht vor *facilius,* sondern vor *magis,* 37, 21 *non,* nicht *ne.* Woher Gudemans Angabe stammt, errate ich nicht. Die Handschrift ⊿ (Vat. 4498) hat 29, 11 nicht *inveneris* (Put.), sondern *invenies;* daß U 24, 11 *fama* ausläßt, gibt G. an, nicht aber, daß U *laudant* st. *laudat* hat, wodurch erst jene Auslassung bemerkenswert wird.

Zu früh kommen die Varianten zu *vis* 10, 25, *dialecticae* 30, 19, *nec bene* 34, 19; zu spät die Lesart von A *poetas defendi [poetas]* 14, 10, Acidalius' Konjektur *non ⟨in⟩* 32, 24, die Variante zu *quoque* 37, 31; und wenn G. zu den Worten *non absentes nec per tabellam* 36, 26 anmerkt: *absentis* CE, *non per* A sed corr., so muß der Leser annehmen, daß in A *non per* in *nec per* korrigiert sei. Das wäre jedoch ein Irrtum; denn in A steht *non [per] absentes nec per tabellam.* Dieser Fall lehrt, wieviel auf die richtige Reihenfolge der Varianten im Apparat ankommt.

Unklar bleibt in Gudemans Apparat, an welcher Stelle die Handschriften 2, 6 die Worte *in iudiciis* haben, und ob D 21, 3 *sanuti* oder *canuti* hat (G. gibt beides an); die Angabe 38, 10 *et nunc* D könnte so verstanden werden, als ob D *quae et nunc* hätte. Nicht mißverständlich ist die von Michaelis gewählte Form: *quae] et* D.

In den Verzeichnissen der Konjekturen ist unrichtig: 5, 10 *arbiter . . . inveniri non licuit, non* John st. *arbitrum* etc., 7, 4 *eos ⟨ago⟩* Vahlen st. *⟨ago⟩ eos,* 7, 10 *cum* del. Acidalius (danach hätte Acidalius das vor *gloria* stehende *cum* gestrichen, was unbegreiflich wäre: gemeint ist das *cum* vor *gratia* 7, 9), 12, 8 *sanguine inhiantis* Bezzenberger st. *sanguini i.,* 14, 13 *oratores ⟨summi⟩* Halm st. *⟨summi⟩ oratores,* 16, 23 *r. atque spatium* Mähly st. *s. (= saeculorum) atque spatium,* 17, 12 *sex iam* Spengel st. *sex, tam,* 20, 16 *poeticus ⟨sermo⟩* Baehrens st.

decor] sermo, 26, 4 *hirtam togam . . . et fucatis se . . . insignire* Polle st. *quam fucatis,* 27, 5 *istos maiores* Schulting st. *maiores istos,* 39, 11 *indicit patronus* Dronke st. *indicit. patronus,* so daß *patronus* den folgenden Satz beginnt, 40, 10 *servitute* del. Ritter st. *sine servitute* del. Heumann.

Daß Pithoeus 5, 3 *se* eingeschoben hat, sagt G., überläßt es aber dem Leser, zu erraten, an welcher Stelle. Das selbe gilt für Nipperdeys Einschub *et provinciis* 7, 16. Statt *rarissimarum* 10, 4 habe ich *rarissima harum,* nicht *rarissima ⟨harum⟩* vermutet, Sedlmayer nicht *⟨harum⟩,* sondern *harum,* unter der Voraussetzung, daß das überlieferte *rarissimarum* durch Kombination von *rarissime,* das ein Glossator übergeschrieben habe, mit *harum* entstanden sei; 13, 12 hat Michaelis *perinde et quibus non praestant,* nicht *perinde quibus non praestant* nach *praestant* einzuschieben empfohlen; 16, 16 fehlt die Zeilenzahl vor *et N(estor);* desgl. 18, 23 vor *quidem autem* AB (ein bedenklicher Fall, da die Variante, wie sie dasteht, auf Z. 22 bezogen werden und somit zu der Annahme führen müßte, daß in AB *a Calvo quidem autem male audisse* überliefert sei). 21, 15 schreibe *ridiculae* (st. *ridicula*) Dienel (in seiner Ausgabe schreibt Dienel übrigens *illae*); 22, 11 in Gudemans eigener Konjektur *apte ⟨cadunt et ut oportet⟩ cum* st. *apte ⟨cadunt et ut oportet cum⟩;* 25, 27 *C. Carbonem* st. *C. ⟨Carbonem⟩* Classen (denn Classen setzte *Carbonem* an die Stelle von *Laelium*). 27, 2 fehlt die Zeilenzahl vor *haec* ABD. 31, 13 befremdet die Angabe, daß Michaelis und Peter *irae* im Texte haben; gemeint ist *ira.* 31, 28 habe ich einst *quas dicebam* st. *quasdam* geschrieben, nicht eingeschoben. Schöne hat 31, 30 nicht bloß *plurimae . . . desideratur,* sondern natürlich auch *autem* Z. 32 gestrichen. 32, 23 schreibe in meiner Konjektur *et ⟨apud nos⟩* st. *et ⟨apud⟩ nos.* Zu 34, 15 bemerkt G. *quo* Meiser. Also *quid in quo vel probaretur?* Nein; die Note gehört zu 34, 14, wo Meiser *ex quo* st. *ex qua* vermutete. 34, 28 schreibe vor *tertio et* corr. Pichena 28 st. 29 (sonst müßte ja Pichenas Korrektur auf *altero et* bezogen werden), und ebenda in Hilbergs Konjektur *⟨tertio et vicesimo⟩* st. *[tertio et vicesimo],* 36, 6 in meiner Konjektur *videbuntur* st. *videbantur.* 40, 5 entspricht Nipperdeys Fassung der Stelle der Konjektur des Acidalius; sie wären also nicht gesondert zu nennen gewesen. Unverständliche Angaben finde ich 10, 30, wo der Wortlaut der von E. Thomas vorgeschlagenen Herstellung aus Gudemans Note nicht zu erraten ist, 27, 4, wo wir lesen, daß Ribbeck *profitebaris,* Baehrens *pollicitus es* vermutet haben, aber verschwiegen wird, daß jener *profitebare* an die Stelle von *plane,* dieser *pollicitus es* an die Stelle von *solitum* zu setzen vorgeschlagen hat, 32, 12, wo es heißt, Knaut habe *iudiciisque* nach *actionibus* eingeschoben, während er in Wahrheit *vis quoque* in *iudiciisque* änderte, 39, 11, wo die Note *'praeco* necnon *silentium* excludenda censent Novák, O. Stadler' sich ebenso dem Verständnis entzieht wie die angebliche Konjektur Nipperdeys 21, 3 *⟨nec dicam⟩ de Furnio nominabo,* Ritters ebenda *p. non Canutii aut Arrii ⟨deformitatemque memorabo⟩,* und die Bemerkung zu 33, 7 *'et iam* Ernesti *ω'* (mit *ω* bezeichnet G. 'omnes vel reliqui codices').

Ein besonderer Übelstand endlich, der geeignet ist, den Benutzer des Apparats fortwährend zu verwirren, ist der, daß in den zusammengehörenden Varianten und Konjekturen vielfach der Text nicht in dem selben Umfange gegeben wird. Z. B. heißt es zu 32, 20 '*arbitror* CDΔ Put. *arbitratur* AEV *arbitratus* B | *cur* om. CD'. Aus dieser Angabe müßte man schließen, daß AEV *arbitratur cur*, B *arbitratus cur* haben, Δ aber das richtige *arbitror cur* biete. Korrekt, wie fast stets, heißt es bei Michaelis: '*arbitror cur* Put.: *arbitratur* AE *arbitratus* B, *arbitror* CD'. Die Lesart von Δ gibt er nicht an: sie ist gleichlautend mit der von CD. 35, 1 ist in A überliefert *in seni*. Gudemans Note zu der Stelle lautet: *seni* A *in se in* EV *sem* D *scenām* coni. B^2 (*cen* B in litura) *inse in* CΔ *scenas* Rhenanus (*scenam* Peter); er hat also die Präposition, die in keiner dieser Varianten und Konjekturen fehlt, teils mitverzeichnet, teils ausgelassen. Zu *quidem* + *etsi* 35, 12 bemerkt G. '*quidem* coni. B^2(?) *etsi* CΔ John *quid et si* ABEV'. Wer kann daraus entnehmen, daß in CΔ und in Johns Ausgabe *quidem, etsi* steht? 35, 16 heißt es *quoque* ⟨*par*⟩ *vel* ⟨*talis*⟩ ins. Acidalius ⟨*similis*⟩ Pithoeus ⟨*similis. velut*⟩ Michaelis. Die letzte dieser Notizen muß den Leser zur Verzweiflung treiben; er kann ja nicht ahnen, daß Michaelis aus *adhibeatur. sic fit, ut* gemacht hat *adhibeatur similis. velut*. Diese Beispiele mögen genügen, um die störende Ungleichmäßigkeit in der Angabe der jeweilig zusammengehörigen Lesarten zu charakterisieren. Druckfehler sind selten und unerheblich: nur ist zu 39, 9 *incipies* in *incipias* zu ändern und zu 6, 20: Ann. II 38, 8 st. 38, 8. Schließlich bemerke ich, daß einzelne der oben verzeichneten Fehler des Apparats bereits 1895 in der Rezension der ersten Auflage von mir notiert worden sind.

Aus den textkritischen Erörterungen des Kommentars wähle ich ein paar Fälle aus, die zum Widerspruch auffordern. G. begreift nicht, wie man habe verkennen können, daß 5, 11 nur Johns Änderung von *apud eos* in *apud nos* dem Zusammenhang entspreche, oder wie man 29, 4 *et virides* als eine Dittographie von *et rudes* habe hinstellen können. 6, 23 hält G. mit W. A. Baehrens die Einschiebung von *in* vor *ingenio* für unnötig, weil dieses aus dem folgenden *in agro* ebenso leicht ergänzt werden könne, wie man 27, 11 *a* zu *qua* aus dem zweiten Gliede *ab eloquentia* hinzudenke. Auch *ceteris aliarum artium studiis* 10, 16 verteidigt er unter Berufung auf Germ. 4 *nullis aliis aliarum nationum conubiis* und andere Beispiele 'pleonastischer Zusammenstellung'. Das Richtige hat hier A. Schöne gesehen, welcher zeigte, daß *ceteris aliarum* entstanden ist aus *ceteris* mit übergeschriebenem *al. arum*, d. i. *alii ceterarum*. Sogar *si cominus fatetur* 25, 8 erklärt G., obwohl er im Texte ein Kreuz vor *cominus* gesetzt hat, für höchstwahrscheinlich richtig überliefert: 'man habe die in *cominus* liegende Metapher nicht verstanden oder nicht passend gefunden'. Den Gedanken, daß *cominus* hier Apers Entschluß, dem Feinde direkt auf den Leib zu rücken, bezeichne, haben schon vor G. manche gehabt; aber die Verbindung *cominus fatetur* (G.: 'auf die Hauptsache näher eingehend behauptet') ist mit Recht beanstandet worden. Auch *si* nach *illi* wird durch die von G. (nach Vahlen) herangezogenen Cicerostellen nicht geschützt; denn an diesen Stellen ist

der Gedanke allgemein, indem der Schriftsteller einen möglichen Fall ins Auge faßt, während in der Dialogusstelle auf eine vorliegende Tatsache Bezug genommen wird. Seinen unverständlichen Vorschlag *et ⟨mox⟩ summa adeptus* 10, 18 und sein Bedenken gegen die Zahl *quinque* 20, 2, die er jetzt in *septem* ändern will, während er früher *sex* vorschlug, hätte G. nicht wieder in Erinnerung bringen, auch nicht die 'spielend leichte' Änderung Ritters *livere* in *livore* 25, 23 empfehlen sollen. 'Nicht darin', sagt er, 'liegt die Berechtigung des Anstoßes, den man hier genommen, daß die Verbindung der beiden Verben *(invidere* und *livere)* eine unerträgliche Tautologie ergeben würde; denn sie decken sich in ihrer Bedeutung keineswegs, da *livere* der bei weitem stärkere Ausdruck ist. Es handelt sich vielmehr darum, ob es logisch statthaft ist, nach zwei Tätigkeitsbegriffen fortzufahren 'und den übrigen fehlerhaften Eigenschaften'. So Gudeman. Man vermißt in diesen Worten eine Antwort auf die Frage, ob es angemessen ist, zwei doch immerhin synonyme Begriffe nicht durch *et,* sondern durch *et . . . et* aneinanderzureihen, und wenn jener logische Anstoß berechtigt wäre, so müßte man ja, wie ich schon 1895 bemerkte, nicht bloß *livere* in *livore,* sondern auch *invidere* in *invidia* ändern. 13, 13 ist die Streichung von *cum* vor *adulatione* nach G. 'methodisch ganz unberechtigt'. Es könnte doch eine irrtümliche Widerholung aus der vorhergehenden Zeile vorliegen. Mit der selben Sicherheit erklärt G. 33, 15 die Lesart *tot, tam varias ac reconditas* für die 'methodisch einzig zulässige'. 15, 4 erklärt G. es für möglich, daß *esse* von einem Schreiber hinzugefügt sei und Tacitus geschrieben habe *neminem hoc tempore oratorem contenderes antiquis* 'keinen heutigen Redner mit den alten verglichest', ohne zu bedenken, daß man in diesem Falle *horum temporum* statt *hoc tempore* erwarten müßte; auch deutet ja *eo audacius* darauf hin, daß von einer Behauptung, die Messalla ausgesprochen hatte, die Rede ist. Zu der Konjektur *offendi* 10, 24 'übel genommen zu werden' vermisse ich Beispiele dieser Bedeutung des Passivs von *offendere.* Zu *plus vis habeat quam sanguinis* 26, 15 bemerkt G., *vis* sei unhaltbar, auch als gen. sing.; als ob *vis* auch als ein anderer Kasus gefaßt werden könnte. In der Adnotatio zu 6, 23 konjiziert er *quamquam ⟨quae⟩ diu serantur a. elaborentur ⟨grata⟩, gratiora,* im Kommentar statt *serantur* und *elaborentur* die entsprechenden Indikative; in der Adnotatio zu 13, 21 *quandoque fatalis . . . venerit, statuar,* also mit Streichung des vor *fatalis* überlieferten *enim;* im Kommentar *quandoque (= et quando) . . . venerit, statuar* mit der für mich unverständlichen Erklärung, *enim* sei oft unübersetzbar und weise hier auf eine Gedankenellipse hin, etwa 'und wenn nach Erfüllung dieser Vorbedingungen für meine Gemütsruhe auch meine Todesstunde gekommen ist, möchte ich' usw. Ein unglückliches Wort, dieses *enim:* erst hinausgeworfen, dann wider aufgenommen und in Dunkel gehüllt. — Im Vorbeigehen konjiziert G. S. 462 Germ. 13 *certis* (die Hdschr. *ceteris,* nicht *ceteri*) *robustioribus,* was ich nicht verstehe; S. 463 vermutet er Ann. XV 71 in *claritudo nominis* ein Glossem zu dem (lückenhaft überlieferten) Namen Verginium Rufum. Er hat nicht gesehen, daß der mit *nam* beginnende Satz die verdächtigten Worte voraussetzt,

welche angeben, daß dem Verginius und Musonius der gefeierte Name ebenso verhängnisvoll wurde wie dem Crispinus der Haß Neros.

Ich komme zu den Erklärungen. Zu 1, 4 verzeichnet G. die Taciteischen Beispiele für *autem*. Von diesen ist H. II 20 zu streichen; denn hier verdient die Randlesart *quoque* den Vorzug. Hinzuzufügen ist, daß *autem* in den großen Werken nur in der (direkten oder indirekten) Rede auftritt, ausgenommen XIII 25, wo *aũ*, d. i. *autem*, nicht *tu*, wie G. S. 383 sagt, im Mediceus steht. 32, 2 hat *autem* nach G. und Löfstedt begründende Kraft und ist gleich *enim*, und dieselbe Bedeutung hat nach G. sogar *tamen* 41, 8. Auch für diese Gleichsetzung beruft er sich auf Löfstedt, fügt aber hinzu, daß diesem der Taciteische Beleg entgangen sei. Zu 7, 2 bemerkt er, daß *civitas* hier deshalb = oppidum, urbs sein müsse, weil das beigefügte Epitheton *favorabilis* für Gallien nicht zutreffend wäre. Vielmehr könnte Gallien überhaupt nicht als *civitas* bezeichnet werden, und was *favorabilis* betrifft, so ist die aktivische Auffassung ('geeignet Gunst zu erwecken') dem Zusammenhang entsprechender als die von G. vorgezogene passivische ('begünstigt', nämlich von Rom aus). So steht *favorabilis* auch H. II 97 (denn die Art, wie Vitellius sein Prokonsulat führte, war geeignet, ihn bei den Provinzialen beliebt zu machen) und Ann. II 36, und es ist kein Grund, bei dieser Auffassung in Apers Worten eine 'Verunglimpfung seiner Geburtsstadt' zu erblicken. — Über den Gebrauch der Pronomina finden sich in Gudemans Kommentar mehrere mir nicht verständliche Bemerkungen. *'Quorum'*, heißt es zu 7, 13, 'fast gleich *qualium*. So Ann. II 77 *quem iustius arma oppositurum'*. In der Verbindung *dignum aliquid* 9, 26 sei *dignum* Substantiv (wie *dignum* in der Tat Ann. XV 14 substantivisch gebraucht ist) und *aliquid* Adjektiv; zu *tractantibus* 14, 5 sei *iis* (vielmehr *vobis*) zu ergänzen. In den Worten *didicerat quod optimum dicendi genus esset* 22, 8 bezeichne *esset* die Ansicht Ciceros; denn gegen die Auffassung, daß hier lediglich der normale Modus des indirekten Fragesatzes vorliege, spreche allein schon *quod* statt *quid*. In *quid in quoque vel probaretur vel displiceret* 34, 15 stehe *quid* zeugmatisch. 36, 5 gehöre *sibi* zu *adsequi*, nicht zu *videbantur:* es sei hier von einer Beobachtung des Secundus die Rede, der beide Epochen vergleiche. Dieser Auffassung widerspricht *adsequi videbantur:* man müßte ja *adsecuti esse videntur* verlangen. Über *nisi qui* 36, 24 äußert sich G. nicht; er teilt wohl die Meinung Johns, 'daß sich in dieser Verbindung *qui* statt *quis* aus relativischer Fügung erhalten habe'. Daß *vestrum* 10, 13 = *tuum* sei, dafür gebe es, sagt G., weit über 100 Beispiele, die das Thesaurusmaterial liefere. Ehe wir diesen Gebrauch auch für Tacitus zugeben, bleibt doch noch zu erwägen, ob die pluralische Bedeutung von *vester* sich für jene Stelle nicht retten läßt. Man vergleiche außer dem JB. XXI 168 Bemerkten die Rede des Segestes Ann. I 58. Hier ist Germanicus der einzige, der angeredet wird (s. *tui copia, tuum erit*), wie im Dial. Maternus. Germanicus aber ist der Vertreter des Römertums, darum heißt es *ex vestris utilitatibus = ex utilitatibus populi Romani* und *foederis vestri = foederis a populo Romano nobiscum facti* (und umgekehrt *Romanis Germanisque = vobis nobisque*).

Nach Analogien dieser Art ist es nicht schwer, sich Maternus als Repräsentanten einer Klasse vorzustellen, nämlich der Zunft der tragischen Dichter. — Zu 29, 12 bemerkt G. *'quidquid . . . loquatur* statt de quaquam alia re'. Schreibe 'quidquam . . . loquatur statt de ulla alia re'. — In den Worten *non quia poeta es neque ut pro eo versus facias* 9, 11 findet G. 'ein leichtes Anakoluth', weil man *sed ut* statt *neque ut* erwarte. Der negative Ausdruck *neque ut . . . facias,* der die positive Zweckangabe *sed ut eum defendas* deutlich sichtbar in sich schließt, ist gewählt, um die folgenden Worte anzuknüpfen; von einem Anakoluth kann keine Rede sein. — Nach *diem* 9, 18 empfiehlt G. ein Partizip wie *manens* hinzuzudenken. Dem widerspricht *intra* 'vor Ablauf', das den Begriff des Schwindens, nicht den des Dauerns als Ergänzung fordert. — Zu 12, 7 *nullis contacta vitiis pectora* sammelt G. Beispiele verschränkter Wortstellung, darunter auch Ann. III 30 *fato potentiae raro sempiternae.* Hier liegt ein Mißverständnis vor; denn *raro* ist Adverb: es ist das Verhängnis der Macht, daß sie selten von Dauer ist. — 14, 9 hätte G. sich nicht bemühen sollen, Beispiele für die Verbindung *laetus pro* aufzutreiben; denn *Materni pro carminibus suis oratio* gehört zusammen und *laeta* hat mit *pro* nichts zu tun. Ebensowenig bedarf es zu *huius omnibus dictionibus interesse sive in iudiciis sive in contionibus adsuescebat* 34, 4 der Beispiele für die Verbindung von *adsuescere* mit *in aliqua re;* denn *sive in iud. sive in cont.* gehört zu *interesse.* Der Ausdruck *hanc nostram pro antiquorum laude concordiam* 16, 11 ist nach G. zur Vermeidung des doppelten Genetivs gewählt. Also würde *hanc nostram antiquorum laudis concordiam* nur des doppelten Genetivs wegen anstößig sein? — Zu *fateretur* 17, 15 wird bemerkt 'nämlich auf Befragen. Wir haben daher den Konjunktiv der indirekten Rede, gleich darauf aber den Indikativ *narrabant;* denn diese Greise erzählten ihr Erlebnis aus sich, ohne äußere Veranlassung'. Das ist eine für mich unfaßbare Unterscheidung der beiden Modi. — 18, 22 und 23 ist *tamquam* nicht eine 'apologetische' Partikel (d. h. die Kühnheit der Ausdrücke zu entschuldigen bestimmt); es bezeichnet vielmehr das fremde Urteil und ist gleichwertig mit *ut* in der Parallelstelle bei Quintilian XII 10, 12 *quem* (Ciceronem) *tamen et suorum homines temporum incessere audebant ut tumidiorem* etc. — 22, 13 sind *expolitus* und *splendens* Synonyma, wie *proelium* und *acies* H. IV 58, *prisci* und *integri* Ann. I 4, und wenn sie im negativen Satze durch *et* verbunden werden, so steht nicht *'et* statt *aut';* denn *aut* würde die Begriffe voneinander scheiden und als verschiedene bezeichnen. *Nempe enim* 35, 11 übersetzt G. richtig 'denn bekanntlich'; die Verbindung ist also nicht 'an sich tautologisch'. Der Ausdruck *testimonia quoque* 36, 26 reiht, wie John richtig sagt, die Zeugenaussagen an die Aussagen in eigener Sache. G. verbindet *quoque* mit *in publicis ⟨iudiciis⟩* und findet hier somit ein 'bisher übersehenes Beispiel für verstelltes *quoque*'. Zugunsten dieser Auffassung beruft er sich auf Quint. V 7, 9 *duo genera sunt testium, aut voluntariorum aut eorum, quibus in iudiciis publicis lege denuntiari solet.* Die Stelle paßt zu Gudemans Deutung wie die Faust aufs Auge. Übrigens ist ein Beispiel für verstelltes *quoque* außer XI 8 *(patris sui quoque*

st. *patris quoque sui)* nicht XI 13, wo alle Herausgeber *quoque Graecam literaturam* in *Graecam quoque literaturam* umgestellt haben, sondern H. V 4, wo man nach *septimo die* erwartet *annum quoque septimum* st. *septimum quoque annum.* — 20, 7 ist G. nicht geneigt, *dicentem* am Schlusse des Satzes zu streichen, 'zumal da der absolute Gebrauch von *aversari* so selten ist und bei Tacitus sonst nicht begegnet'. Ich habe schon JB. XXI 167 bemerkt, daß *aversatur* auch dann nicht absolut steht, wenn wir das zweite *dicentem* streichen, da das erste *dicentem* ebensogut zu *aversatur* wie zu *praecurrit* Objekt ist. Auch ist nicht zu begreifen, wie es 'nicht ausgeschlossen' sein soll, daß *instigare* in dem Satze 31, 12 *ut facilius iram iudicis vel instiget vel leniat* absolut gebraucht ist. — *Lucullos* (und *Pompeios*) Ann. XV 14 ist genereller, nicht wirklicher Plural, wie G. zu *Menenios et Appios* 21, 27 sagt. — Zu den von Tacitus gebrauchten Bezeichnungen für 'Kinder' rechnet G. (zu 29, 6) auch *pignora,* das aber eine weitere Bedeutung hat, und sogar *puerperia,* das bei Tacitus nur in eigentlichem Sinne steht. — Über die Bedeutung von *contentus* handelt G. zu 30, 15. Die Bedeutung 'nicht befriedigt sein von' kann hier ebensowenig in Frage kommen wie Sen. ep. 90, 22 *non est contentus his artibus,* eine Stelle, für die G. jene Deutung fordert, oder Quint. I 12, 15 *non contentus disciplinis, quas praestare poterant Athenae, non Pythagoreorum, ad quos in Italiam navigaverat, Aegypti quoque sacerdotes adiit,* wo G. die Bedeutung zweifelhaft läßt. Überall ist wie Cic. Brut. 316 gemeint 'sich nicht genug sein lassen an'.

Von Pansa und Hirtius sagt G. zu 17, 6: 'beide Konsuln fielen an einem Tage in der Schlacht bei Mutina (14. März 43)'. Pansa wurde in der Schlacht bei Forum Gallorum am 15. April 43 verwundet und starb am Tage nach der Schlacht bei Mutina, Hirtius fiel in der Schlacht bei Mutina am 27. (oder 21.) April. — Die von G. 'auf Grund einer sorgfältigen Nachprüfung von L. Holzapfel' aufgestellte Liste der Regierungszeiten der Kaiser von Augustus bis Vespasian (S. 300) enthält vier Fehler. Der Todestag Galbas ist der 15. Januar (nicht Juni), der des Otho der 16. April (nicht Januar) 69; Tiberius regierte 22 Jahre und 7 (nicht 5) Monate, Nero 13 Jahre und 8 (nicht 4) Monate. — S. 469 zitiert G. wieder, wie in der ersten Auflage, Ciceros Rede pro lege Manilia, und zu 40, 22, wo von der *eloquentia Gracchorum* die Rede ist, bemerkt er: 'Dieselbe ungünstige Meinung über die politische Tätigkeit der Gracchen hat Tacitus auch später: so Ann. I 53 (Tib. Gracchus) *sollers ingenio et prave facundus* (unserer Stelle sehr ähnlich)'. Sollte G. wirklich geglaubt haben, daß hier von dem Volkstribunen des Jahres 133 v. Chr. die Rede sei?

Viele Partien des Kommentars verfolgen den Zweck, die in den Prolegomena aufgestellten Sätze zu stützen. Für Tacitus als Verfasser des Dialogs zeuge die Übereinstimmung in der Charakteristik des Eprius Marcellus, in dem aristokratischen Vorurteil gegen die materielle Ausnutzung der Beredsamkeit, in den theoretischen Forderungen Apers (c. 20: Kürze, Sentenzenreichtum, poetischer Redeschmuck) und der späteren Praxis des Tacitus, in der Umschreibung des stoischen Begriffs der

ἀδιάφορα, im bildlichen Gebrauch einzelner Wörter wie *impexus*, in der Nichtbeachtung der Schlußklausel, in der Anerkennung des Epikureismus[1]). — Gegen Quintilian als Verfasser des Dialogs wird angeführt: Die Nichterwähnung des Marcellus bei Quintilian, die abweichenden Urteile Quintilians über die Proömien des Corvinus, über die Anpassung des Redners an den Geschmack der Zeit, über die Lumina orationis und über den Nutzen philosophischer Studien für die Zwecke des Redners.

Gegen die Annahme, daß der Dialog erst unter Trajan geschrieben sei, spreche die Beobachtung, daß Quintilian mehrfach gegen Äußerungen, die wir im Dialogus finden, zu polemisieren scheint, die Scheu des Tacitus, lebende Personen zu nennen (c. 23 *neminem nominabo*), die Unwahrscheinlichkeit der Annahme, daß Tacitus die Antithese *timere — timeri* (dial. 13) in dem ersten Buche der Historien (81) widerholt habe, wenn dieses Buch bald nach dem Dialog geschrieben sei, oder daß er zu einer Zeit, wo er selbst daran ging, *Annales* zu schreiben, diesem Worte einen so verächtlichen Sinn untergelegt habe, wie dies Dial. 24 geschieht.

Auch die Beweise für den fiktiven Charakter des Gesprächs werden im Kommentar eifrig gesammelt. Ferner bemüht sich G., hier und da eine Inkonsequenz des Schriftstellers und namentlich in den Reden Apers Unklarheit oder Schwäche der Beweisführung, Verdrehung des Tatbestandes, Übertreibungen, Gemeinplätze und ähnliche Kennzeichen nachzuweisen, in denen sich vielfach die individualisierende Kunst des Tacitus offenbare.

Den literarischen Quellen des Dialogs geht er eifrig nach, besonders dem Hortensius des Cicero und dem Sammelwerk des Mucian; widerholt knüpft er an die Tendenz einer Stelle des Dialogs die Vermutung, daß ihr eine uns unbekannte Schrift ähnlicher Tendenz zugrunde liege. In dem Kommentar zu dem letzten Abschnitt (c. 36—41) wird immer aufs neue auf die Widersprüche und Widerholungen hingewiesen, die darauf deuten, daß dieser Abschnitt auf zwei verschiedene Sprecher zu verteilen ist, deren erster Secundus sei.

Gedanken und Wendungen des Dialogs, die sich in der literarischen Tradition widerholen und fortpflanzen, verfolgt G. bis in die moderne Zeit; hierher gehört z. B. das Verzeichnis der Analogien zu dem Schlußpassus S. 510. Die Erklärung der rhetorischen Termini und ihrer griechischen Äquivalente zeugt von erstaunlicher Belesenheit auf diesem Gebiete, und die Fülle der lexikographischen und auf den Sprachgebrauch bezüglichen Nachweise ist wahrhaft erdrückend. Wir lesen im Dialog 13, 5 *ut Vergilius ait,* 35, 4 *ut ait Cicero.* Hierzu gibt G. eine Statistik des Gebrauchs beider Stellungen bei den Prosaikern von Varro bis Augustin. In ähnlicher Weise wird über *fere* und *ferme, occidere* und *interficere, ob* und *propter* gehandelt. An den Ausdruck *poetarum quam oratorum similior oratio* 14, 10 wird eine reiche Auswahl von Beispielen der Comparatio compendiaria, an die Worte *et percipiendi quae proferas*

[1]) S. 432. Hier liegt eine Ungenauigkeit vor. Denn Ann. VI 22 werden nicht die Epikureer als *sapientissimi veterum* bezeichnet, sondern die Gründer der Philosophenschulen, die Epikureer gleich darauf durch *multis.*

et proferendi quae perceperis 33, 18 eine interessante Liste von Beispielen der sog. ἀντιμεταβολή aus griechischen und lateinischen Schriftstellern und aus den modernen Literaturen geknüpft. — Den stattlichen Band beschließt eine erschöpfende Bibliographie und ein Index nominum et rerum. Druckfehler sind auch im Kommentar selten und unerheblich.

Manchen Einzelurteilen Gudemans habe ich widersprochen, und seine Adnotatio critica läßt vielfach die erforderliche Sorgfalt vermissen, aber das mit eisernem Fleiß und umfassender Literaturkenntnis geschaffene Werk als Ganzes, namentlich der gewaltige Umfang des zusammengetragenen Materials aus den Gebieten der Rhetorik, Lexikographie und Phraseologie erfüllt mich mit Bewunderung.

Lobende Besprechungen Monatsschr. f. höh. Schulen 13 S. 608 von O. Wackermann, Lit. Zentr. 1914 S. 1469 und DLZ. 1914 S. 2563 von G. Ammon, der Dial. 6, 9 das überlieferte *alia* zu *cerealia* zu ergänzen vorschlägt; ferner angezeigt Nord. tidsskr. f. fil. III S. 181 von J. K. Larsen: die Argumentation in den Prolegomena sei nicht immer überzeugend; im Kommentar stehe Wichtiges und Unwichtiges nebeneinander; mit der historischen Syntax habe G. sich nicht eingehend befaßt; sein Textbild mit den vielen Fragezeichen und Kreuzen mache einen unfertigen Eindruck — dennoch sei das Ganze eine verdienstliche Arbeit.

2) P. Cornelii Taciti Germania. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Josef Fritsch. Wien 1914, A. Hölder. 52 S. 0,80 *M.*

Die Ausgabe enthält außer dem Text, der in einzelne Abschnitte mit besonderen Überschriften geteilt ist, eine zweckentsprechende Einleitung (in der nur S. 5 Marcus Agrippa in M. Aper zu korrigieren ist), ein Verzeichnis der Eigennamen mit kurzen orientierenden Angaben und eine Karte.

Über die Textgestaltung gibt der Herausgeber keine Rechenschaft, offenbar weil die Ausgabe lediglich für den Gebrauch der Schüler bestimmt ist. Eine gute Lesart ist *sola in sagittis spes* c. 46 (*sola* hat der Aesinus); nach den Handschriften schreibt F. c. 4 *nullis aliis aliarum nationum conubiis* und 36 *modestia ac probitas nomine superioris sunt,* beides schwerlich richtig. Unnötig ist die Änderung von *iure parendi* in *iure imperandi* c. 44 (nach Passow) und von *loci* (Acidalius, die Handschriften *locis*) in *loca* c. 16. Eine größere Änderung hat F. c. 2 für notwendig gehalten, wo er schreibt: *ut primum a victis victores ob metum, mox omnes, etiam a se ipsis, invento nomine Germani vocarentur;* c. 22 lautet sein Text *postera die [res] retractatur,* als ob *res* ausgeschieden und nicht (nach Meiser) eingeschoben wäre.

Der Erklärung dient, wie in so vielen Schulausgaben, das Verzeichnis der Eigennamen. Ich sehe keinen Grund, die Liste auf die Eigennamen zu beschränken: den selben Anspruch auf orientierende Bemerkungen haben zahlreiche Appellativa, die dem Schüler nicht minder dunkel sind als die Eigennamen, z. B. *ager* (vgl. *arva* und *campus*), *comites, framea, glaesum, limes, multa, nobilitas, princeps, ripa, sacerdos, sinus, scutum,* die z. T. selbst innerhalb der Germania ihre Bedeutung wechseln. An Fehlern in dem Verzeichnis notiere ich ‘Africa

das den Römern bekannte Stück des Erdteils Asien' statt 'die römische Provinz Afrika, das alte Gebiet von Carthago'; unter Batavi: P. Cerialis statt Petilius Cerialis; unter Drusus: 'auf einer dieser Expeditionen starb er' statt 'auf der letzten'; ebenda: 'in den Zuidersee' statt 'in die Zuidersee'; endlich 'Noricum das römische Donaureich' statt: 'eine der römischen Donauprovinzen'.

Ferner ist erschienen:

Tacitus Germania von O. Altenburg I. 3. Aufl. II. 2. Aufl. Leipzig, Teubner.

Vgl. JB. XXXVI 250, ferner Schmaus, Bayer. Bl. 50 S. 335, und Golling, Ztschr. f. d. öst. Gymn. 65 S. 179, welche Altenburgs Ausgabe als eine tüchtige und ernste Arbeit anerkennen.

Cornelio Tacito, La Germania annotata dal prof. Lorenzo Dalmasso. Città di Castello 1913, S. Lapi.

Diese für Schulzwecke bestimmte Ausgabe wird Boll. di fil. class. XX S. 250 gelobt von M. Lenchantin de Gubernatis.

Tacitus Dialogus, Agricola, Germania translated by W. Peterson. Heinemann. 378 S.

Cornelio Tacito, La vita di Agricola, con note di Tito Vittorio Spinelli. Città di Castello 1914, S. Lapi.

Diese beiden Werke haben mir nicht vorgelegen.

H. Welschinger, Tacite et Mirabeau.

Die Schrift ist mir nur aus den Anzeigen Séanc. et trav. de l'ac. d. sc. mor. et pol. 1914, 4 S. 430 und Nova et Vetera 1914 S. 258 (von M. Claeys Boúúaert) bekannt geworden. Danach enthält sie eine Übersetzung des Agricola, die Mirabeau im Gefängnis zu Vincennes geschrieben hat, und Untersuchungen, die mehr für Mirabeau als für Tacitus ergeben. Vgl. die Anzeige Listy filol. 1914 S. 384.

3) P. Cornelii Taciti Historiarum libri qui supersunt. Erklärt von Eduard Wolff. Erstes Heft. Buch I und II. Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit einer Karte von H. Kiepert und einem Plan von Rom. Berlin 1914. Weidmannsche Buchhandlung. 289 S. 3,60 *M*.

Den ersten Band von Wolffs Historienausgabe habe ich, nach seinem Erscheinen im Jahre 1886, JB. XV 230 begrüßt. Seitdem sind 28 Jahre vergangen: kein Wunder, daß die neue Auflage sich als eine 'umgearbeitete' präsentiert. Denn abgesehen von den Neuerungen, die aus eigenen Beobachtungen und Erwägungen hervorgegangen sind, ist dem sorgsamen Herausgeber nichts entgangen, was ihm in Einleitung, Textgestaltung und Kommentar zu einer Änderung oder einem Zusatz Anlaß bieten konnte.

Der Umfang der Einleitung hat sich beinahe verdoppelt. Es wird in ihr über mancherlei Fragen genauer gehandelt, z. B. über die Frage, wo Tacitus geboren ist, welche amtliche Stellung er antrat, als er nach der Prätur Rom verließ, warum er die Geschichte Nervas und Trajans

ungeschrieben gelassen hat, wie die Bücherzahl auf die beiden Hauptwerke des Tacitus zu verteilen ist. S. 13 ist ein (wohl etwas zu reichliches) Verzeichnis von Assonanzen und Alliterationen, die in den Historien begegnen, eingeschoben; am ausführlichsten aber legt Wolff seinen Standpunkt in der Quellenfrage dar. Er bekämpft die Lehre von der einen Hauptquelle und Fabias Ansicht über das Verhältnis zwischen Tacitus und Plutarch; denn daß zu den Quellen Plutarchs auch Tacitus' Historien gehört haben, ergebe sich aus den von Wölfflin, Borenius u. a. gesammelten Berührungspunkten, namentlich aus denjenigen, die darauf schließen lassen, daß Plutarch den für ihn schwierigen Text des Tacitus mißverstanden habe. In der Beurteilung des taciteischen Bildes des Tiberius stellt sich Wolff auf die Seite Rankes, gegen die Verdächtigung der historischen Treue des Tacitus beruft er sich auf Mommsen.

Den Text hat Wolff einer gründlichen Revision unterzogen, als deren Ergebnis ein erheblicher Fortschritt auf dem Wege zur Herstellung eines allgemein rezipierten Textes in vorwiegend konservativer Richtung bezeichnet werden darf. Es bleibt freilich noch eine nicht unbeträchtliche Anzahl kontroverser Stellen übrig, über die eine Einigung bisher nicht hat erzielt werden können. Die wichtigsten unter ihnen habe ich im Anschluß an Wolffs neue Auflage WS. f. kl. Phil. 1914 Sp. 1025 ff. und 1058 ff. eingehend besprochen, nicht so sehr, um an der von Wolff getroffenen Wahl Kritik zu üben, als um die Momente des Für und Wider gegeneinander abzuwägen, vielfach mit dem Ergebnis, daß eine sichere Entscheidung zugunsten der einen oder der andern Lesart nicht zu erreichen sei.

Was den Kommentar betrifft, so freut es mich, daß Wolff den JB. XV 232ff. von mir gegebenen Anregungen fast ausnahmslos stattgegeben hat. Gestrichen ist wenig, die Zusätze sind zahlreich. Zu manchen von ihnen mag Heraeus' Kommentar Anlaß geboten haben, z. B. zu der Bemerkung über *ambitu* I 20, 9 oder über den Gebrauch von *contumax* I 3, 4 (wo Wolff passende Parallelstellen beigebracht hat). Eine hübsche Bemerkung finde ich zu I 1, 17 über den Wechsel des Ausdrucks in den Worten *principatum divi Nervae et imperium Traiani,* und I 14, 12 über die Begriffe *severitas* und *tristitia,* die oft als nahe verwandt auftreten, oft aber auch einander entgegengesetzt werden, indem *tristitia* als Ausartung der *severitas* erscheint. Die Note über *superioris Germaniae legiones* I 12, 2 ist aus Fabias Ausführungen über diese Stelle abgeleitet, die Deutung der Worte *Galliae nutantes* I 2, 5 ist nach Heraeus, die Notiz über den Gebrauch von *plures* bei Tacitus I 1, 6 nach Knoke berichtigt.

Ein paar Stellen des Kommentars möchte ich Wolff zu erneuter Erwägung empfehlen. I 6, 5 erklärt er *dux Neronis* als 'Berater des Nero' unter Berufung auf Ann. VI 48, 12 *Macrone duce* 'unter der Einwirkung (genauer: unter der Anleitung) des Macro'[1]). Es fehlt jedoch

[1]) Anders ist zu urteilen über XIV 52, 1 *quia nec bonis artibus idem virium erat altero velut duce amoto;* denn hier wird Burrus nicht als *dux Neronis*, wie Greef sagt, sondern als *dux bonarum artium* bezeichnet, und die Kühnheit dieses Ausdrucks durch *velut* entschuldigt.

dieser Parallelstelle das Zwingende, weil sie die Verbindung von *dux* mit dem Genetiv eines Personennamens nicht enthält. Diese Verbindung finden wir H. II 43, 10, wo die Heerführer des Otho, die sonst *duces Othoniani* (vgl. *duces Vitelliani, duces Flaviani*) heißen, *duces Othonis* genannt werden. Dementsprechend übersetzt Heraeus I 6, 5 *dux Neronis* richtig 'Heerführer des Otho', und ebenso deutet Greef den Ausdruck. — I 12, 12 wurde *eodem actu* von Wolff früher als ein der Bühnensprache entlehnter Ausdruck gefaßt; jetzt setzt er es = 'durch das selbe Verfahren' (was so viel sei als 'in dem selben Maße') und vergleicht Trajan an Plinius ep. X 98, 1 *actum quem debuisti . . . secutus es.* Klarer und treffender ist Heraeus' Auffassung 'in dem selben Antrieb' (oder Anstoß), 'in der selben Bewegung nach vorwärts', und ich zweifle nicht, daß diese ursprüngliche Bedeutung des Wortes auch für die Pliniusstelle gilt. — I 16, 5 ist in den Worten *sub Tiberio et Gaio et Claudio unius familiae quasi hereditas fuimus* Nero nicht genannt. Dies muß auffallen, weil das Reich auch noch unter Nero 'gleichsam die Erbschaft einer einzigen Familie' (der *domus Iuliorum Claudiorumque,* wie es sogleich heißt) war. Den Grund der Auslassung findet Heraeus in dem Umstande, daß Nero keinen Thronerben hinterlassen hatte, und ähnlich äußerte sich Wolff in der ersten Auflage. Diese Deutung hat er jetzt mit Recht aufgegeben (denn Galbas Blick ist rückwärts gewendet: Nero hatte den Thron geerbt, und die Tatsache, daß er ihn nicht weiter vererben konnte, kann an dieser Stelle gar nicht in Betracht kommen) und eine neue Begründung der Auslassung darin gesucht, daß von Nero nachher besonders die Rede ist. Darin liegt etwas Richtiges, aber nicht in dem Sinne, daß an der zweiten Stelle nachgeholt wird, was an der ersten übergangen war: vielmehr liefert uns die zweite Stelle das Motiv, das Galba bestimmt hat, an der ersten Nero zu ignorieren: er streicht ihn als *damnatus princeps* aus der Reihe der Cäsaren und betrachtet ihn in der Aufzählung der Nachfolger des Augustus als nicht vorhanden. — I 24, 4 *per speciem convivii* erklärt Wolff: 'als geschehe es, um die Soldaten der wachthabenden Kohorte für die Mühe zu entschädigen, welche Othos Einladung des Kaisers ihnen verursachte'. Daß die Wache den Kaiser begleitete, war selbstverständlich und nicht eine Mühe, die auf eine Entschädigung Anspruch verlieh. Heraeus übersetzt richtig 'unter dem Vorwande der Bewirtung', 'in der Form eines Kostgeldes': das Massengeschenk entsprach einer *publica cena ad sportulas redacta* (Sueton Nero 16) und war eine Art *(velut) publica largitio.* — I 30 extr. ist offenbar *pro caede principis* mit *pro facinore* und *innocentibus* mit *ob fidem* gleichbedeutend und der Sinn der Worte *nec est plus . . . datur* im wesentlichen kein anderer als der der folgenden Worte. Wolff meint, daß zwei verschiedene Gedanken vorliegen und daß der erste von ihnen dieser sei: 'Der gewöhnliche Sold, den der Soldat empfängt, solange er sich nichts zuschulden kommen läßt *(innocentibus),* hat in Wahrheit höheren Wert als noch so große Belohnungen eines Verbrechens.' Zu der Annahme, daß hier vom Solde, nicht, wie hernach, vom Donativum die Rede sei, ist Wolff vermutlich durch die Beobachtung bestimmt worden, daß an erster Stelle das Präsens *datur,* an der zweiten

das Futurum *accipietis* steht. Aber abgesehen davon, daß *datur* zu den Worten *pro caede principis* jedenfalls im Sinne eines Futurums gefaßt werden muß, gibt es Stellen genug, wo das Praes. pass. von *dare* einen Futurbegriff enthält. Man vergleiche Agr. 9, 21 *comitante opinione Britanniam ei provinciam dari,* H. II 78, 18 *datur tibi magna sedes, ingentes termini, multum hominum,* Ann. I 36, 11 *missionem dari vicena stipendia meritis,* XIV 7, 7 *illo sibi die dari imperium.*

Erfreulich ist, daß Wolff die früher für manche Noten gewählte Frageform aufgegeben, daß er den Zitaten die Zeilenzahl beigefügt und außer der Karte noch einen Plan vom kaiserlichen Rom der Ausgabe angehängt hat. Druckfehler sind sehr selten; im Text I 6, 5 schreibe *hic* statt *his,* in der Einleitung S. 14 in dem Zitat aus II 47 *homines* st. *hominis,* im Kommentar zu I 10, 7 in dem Zitat aus I 9, 13 *viribus* st. *virtutibus.*

Angezeigt Nova et Vetera III 2 S. 259 von M. Claeys Boúúaert, Berl. ph. WS. 1915 Sp. 332 von A. Bitschofsky, der zum Kommentar ein paar Ergänzungen und abweichende Interpretationen anmerkt.

4) P. Cornelius Tacitus erklärt von Karl Nipperdey. Erster Band. Ab excessu Divi Augusti I—VI. Elfte verbesserte Auflage, besorgt von Georg Andresen. Berlin 1915, Weidmannsche Buchhdlg. 446 S. 3,20 ℳ.

Der Umfang der Ausgabe ist nur um drei Seiten gewachsen. Dennoch ist die Zahl der über das ganze Werk verstreuten Zusätze und Änderungen nicht gering. Ich hebe die wichtigsten hervor.

In der Einleitung, die ich durch Sperrdruck der Stichworte und Spezialisierung der Seitenüberschriften übersichtlicher gemacht habe, ist der Abschnitt über die Weltanschauung des Tacitus S. 21ff. nach R. v. Pöhlmann völlig umgestaltet worden. S. 19 findet man einen Zusatz über die Frage, ob die Bücher ab exc. D. Aug. auf einmal oder nach und nach veröffentlicht worden sind (nach C. Bretschneider), S. 37 einen zweiten über gewisse Schwächen der Taciteischen Berichterstattung (nach Fabia).

Wo ich den Text geändert habe — es sind einige 20 Stellen — ist meist der überlieferte Wortlaut hergestellt. Von der Halmschen Ausgabe, deren erster Band in fünfter Auflage 1913 erschien, weicht der Nipperdeysche Text jetzt nur noch an 22 Stellen ab, über deren Gestaltung ich Rechenschaft schulde, weil ich für beide Ausgaben verantwortlich bin. Sechs dieser Differenzen fallen deshalb fort, weil die Probabilität der in der einen Ausgabe gewählten Lesart in der andern anerkannt wird: II 59ff. (Kapitelumstellung). 73, 5. III 16, 10. 18, 8. VI 9, 14. 17, 5; an sechs andern Stellen ist jede der beiden Lesarten einwandfrei und eine Entscheidung zugunsten der einen oder der andern unmöglich: I 77, 2 *set* oder *etiam,* II 58, 2 *novari* oder *renovari,* IV 10, 11 *captum* oder *illectum,* IV 45, 14 *quia* oder *quippe,* 69, 14 *tegens* oder *reticens,* VI 19, 3 ⟨*aerarias*⟩ *aurariasque* oder *aurarias* ⟨*argentarias*⟩*que.* So bleiben zehn Stellen übrig, wo die Halmsche Ausgabe den überlieferten Text gibt, während die Nipperdeysche einen durch Konjektur geänderten bietet: I 28, 4 *cessurum* Nipperdey, 79, 13 *maiorum*

Nipperdey, II 6, 2 *[et Anteius]* Urlichs, III 20, 1 *[priore aestate]* Nipperdey, 48, 6 *super* M. Haupt, 61, 3 *Cenchrium* Beroaldus, IV 27, 8 *Cales* Lipsius, VI 5, 3 *incestae* Rhenanus, 12, 12 *neve* Ernesti, 22, 7 *ingruere* Nipperdey. Ich habe diese Differenzen nicht beseitigt, teils weil sie von jeher vorhanden gewesen sind und den Standpunkt jedes der beiden alten Herausgeber charakterisieren, teils weil die Gründe, die Nipperdey zu den Änderungen veranlaßt haben, mir zwar nicht zwingend, aber doch so schwerwiegend erscheinen, daß sie nicht kurzerhand beiseite geschoben werden können. Wer textkritische Aufgaben zu lösen hat, wird stets eine Anzahl von Fällen übrig behalten, in denen das Urteil schwankt, und wer das Werk eines andern fortsetzt, dem setzt auch die Pietät gewisse Schranken.

In den Kommentar habe ich, wo es erforderlich schien, erklärende Bemerkungen eingefügt, u. a. über den Sinn der Worte *gravis in rem publicam mater* I 10 (die so oft mißverstanden werden), *laeti neque procul Germani agitabant* I 50 (die die Vorstellung erwecken könnten, als ob die Germanen ein Nomadenleben führten), *nam spes incesserat* I 55 (deren motivierende Kraft man angefochten hat), *remedium coercendi fluminis* I 76, wo der Genetiv ausdrückt, worin die Abhilfe bestand, über den Gegensatz zwischen *ingenium* und *iudicium* I 80, über die Ellipse in den Worten *penitus noscendas mentes, cum* etc. II 12, wo eine Verkürzung des Ausdrucks zugegeben werden muß, wenn man nicht behaupten will, daß *noscendas(esse)* in dem Sinne von *nosci posse* stehe, *turbata mente* IV 22, was auf den ersten Blick der Aussage des Angeklagten zu widersprechen scheint, *dignatio* IV 52, *ibi demum* V 10, *diversa* VI 33, *libertatem* VI 42, *a tergo* VI 44. Ferner habe ich auf die rhetorischen Übertreibungen hingewiesen, die in dem mit *an Augustum* beginnenden Satze I 46 liegen, auch die jüngst entdeckten inschriftlichen Zeugnisse eingefügt, darunter die Inschrift des P. Suillius IV 31, und IV 34 eine Bemerkung über die Frage, auf welche Personen sich die Lex maiestatis erstreckte, über den Namen Arminius I 55, über das *castellum Lupiae flumini adpositum* II 7, und über die Worte *inter Albim et Rhenum* I 59 sowie über die Richtung des Zuges des Domitius IV 44, beides nach Wilisch. Die neuen Bemerkungen zu I 11 und 13 verdanke ich dem Aufsatze Fabias über die Thronbesteigung des Tiberius. — Gestrichen ist nur (was längst hätte geschehen sollen) die Note über Zanfana I 51.

Wesentliche Änderungen der Erklärung findet man außer den drei im Vorwort genannten Stellen in der Auffassung der Worte *cetera aulae* I 7, des Begriffs *limes* I 50 und II 7 (nach Gebert), der Worte *totidem legatos* I 59, *ab interioribus* II 24, *intuentium visus* II 41, *ignarus litterarum* II 54 (wegen der Verbindung mit *carminum*), *auctorem exquireret* IV 11, *raram occulti pectoris vocem* IV 52, *exsecuti sunt* VI 40 (nämlich 'den Befehl': Verbindungen wie *iussa exsequi* sind Tacitus geläufig; *mortem exsequi* wäre ein singulärer Ausdruck, s. Lex Tac.). Die Deutung der Worte *quod alii modestiam* etc. IV 38 habe ich modifiziert, die Beziehung von *suopte ingenio* III 26 mit Rücksicht auf die von Joh. Müller beigebrachte Parallelstelle aus Cicero zweifelhaft gelassen.

Die neue Auffassung von *qui finium extremi* III 45 rührt von Fabia her. Die Stellen, wo vom Imperatortitel des Germanicus die Rede ist, habe ich von denen geschieden, wo seine Stellung als Oberbefehlshaber gemeint ist, s. I 3, II 76, III 12. 14.

Manche treffende Übersetzung hat mir Groß geboten, im Text habe ich die Interpunktion, in der Einleitung und im Kommentar die Ausdrucksweise sorgsam revidiert.

5) Cornelii Taciti Annales. Nach Text und Kommentar getrennte Ausgabe für den Schulgebrauch von W. Pfitzner. I. Bändchen. Buch I und II. Sechste verbesserte Auflage, besorgt von O. Wackermann. Erste Abteilung: Text. Zweite Abteilung: Kommentar. Gotha 1914, F. A. Perthes. 71 und 111 S.

Es war ein Glück für die Pfitznersche Ausgabe der Annalen, daß sie nach dem Tode ihres Begründers von der fünften Auflage ab einem einsichtigen Manne übergeben wurde, der sie von den verkehrten und willkürlichen Auffassungen Pfitzners mehr und mehr gesäubert und in die Wege hinübergeleitet hat, auf denen Nipperdey vorangegangen ist. Diesen Wandel habe ich bereits in der Anzeige der fünften Auflage JB. XXXV 265 festgestellt, gleichzeitig aber auch darauf hingewiesen, daß noch manches zu berichtigen übrig bleibe. Den von mir bei dieser Gelegenheit gegebenen Ausführungen über einzelne Stellen hat sich Wackermann jetzt in der sechsten Auflage angeschlossen, zwei Stellen ausgenommen. Er meint auch jetzt noch, *velut* I 8, 22 bezeichne vielleicht den Ausdruck *praesidio* als von Tiberius selber gebraucht: 'wie er es nannte', und übersetzt I 12, 9 nach wie vor 'sondern damit durch sein eigenes Geständnis erwiesen werde', während doch wie zu *divideret,* so auch zu *argueretur* Tiberius als Subjekt zu denken ist, wie daraus hervorgeht, daß Tacitus *sua* und nicht *ipsius* geschrieben hat. Zu berichtigen ist auch die Bemerkung zu I 9, 16, daß *longinquis* auch zu *mari Oceano* gehöre; denn der Ozean wäre auch dann eine sichere Reichsgrenze, wenn er nahe wäre, und außerdem stehen die beiden Kola *mari Oceano* und *amnibus longinquis* in einem rhythmischen Gleichgewicht. Die Auffassung von *nec* I 30, 7 = 'nimmermehr' und II 82, 12 *neque* 'durchaus nicht' ist ebenfalls auszumerzen. Die neueren Untersuchungen von Oxé und besonders Gebert über den Begriff des Wortes *limes,* Untersuchungen, die uns den Sinn des taciteischen Berichts über den Marsch des Germanicus I 50, 3f. erst erschlossen haben, sind Wackermann unbekannt geblieben. Die Bemerkung über Zanfana zu I 51, 4 ist zu streichen. Über *hominum* I 59, 12 äußert sich W. nicht. Zu *alii* I 76, 11 kann nicht *trahebant,* sondern nur ein allgemeines Verbum dicendi ergänzt werden. Zu I 81, 8 heißt es versehentlich, *se professos* sei feststehender Ausdruck für 'sich melden'. II 5, 12 ist unter *possessio* die Besitznahme des Landes (denn darauf kommt es an), nicht des Meeres zu verstehen. Der zu II 9 ausgesprochenen Annahme, daß die Unterredung zwischen Arminius und seinem Bruder an einer ungewöhnlich schmalen Stelle der Weser stattgefunden haben müsse, bedarf es nicht. Daß *noscendas* II 12, 11 den Begriff der Möglichkeit enthalte, ist eine gewagte Annahme. II 21, 6 deutet W. *strage hostium* als Orts-

ablativ 'über die Hügel erschlagener Feinde'. Bisher hat man wohl nur an einen Abl. instr. gedacht. II 30, 9 kann *aut* nicht bedeuten 'das lasse ich unentschieden' (das wäre ja *sive*); es heißt, wie so oft, 'teils — teils'. Zu II 35, 1 wird Cn. Piso unrichtig als 'Nachfolger' des Germanicus in Syrien bezeichnet. Die Verbindung der Worte *in paupertate manifesta* mit *iuvenis* II 37, 2 ('der sich befand') statt mit *superbius accepisset* ('trotz seiner offenbaren Bedürftigkeit') ist gesucht. II 38, 16 ist *metus ex se* nicht 'Scheu vor sich selber', sondern die Furcht, die von einem selber (nicht von andern) abhängt. *amores* II 41, 15 als 'Lieblinge' zu fassen wird durch *infaustos* verboten, das nicht in dem Sinne von *infelices* stehen kann. Die Übersetzung von *crimina et accusationem instruebant* II 74, 6 'welche Verbrechen und Anklage einleiteten' enthält eine falsche Auffassung des Begriffs von *crimen*. Die Bemerkung zu *quem iustius* II 77, 4 ist so gehalten, als ob *quam* vor *qui* nicht eingeschoben wäre, während es doch im Texte steht. Was zu II 86, 1 über die 'Amtszeit' der Vestalinnen gesagt wird, bedarf der Revision. Daß mit *scriptores senatoresque* II 88, 1 nicht verschiedene, wie W. meint, sondern die selben Personen gemeint sind, geht aus *apud* hervor, welches zeigt, daß es sich um schriftliche Zeugnisse der Senatoren handelt, die bei der Verhandlung zugegen gewesen waren.

Den Text hat W., wie er im Vorwort sagt, nur an zwei Stellen geändert: I 8, 10 schreibt er *visu* st. *visi,* II 19, 1 *usque* st. *et usque,* beides mit Recht. Ich finde noch eine dritte Änderung: II 26, 13 *consultum esset* st. *consultum est,* die ebenfalls das Richtige trifft.

In der Einleitung S. 3 sagt W., wir hätten kein Recht, den beiden Handschriften, die Tacitus als Verfasser des Dialogus angeben, zu mißtrauen. Welche 'beiden' Handschriften mag er meinen?

Im Kommentar zu II 12 schreibe *transgressus* st. *transgressi,* zu II 54 *venerandae* st. *veneranda,* zu II 56 *Artaxata* st. *Artaxia.*

Mir unbekannt geblieben ist die Ausgabe Cornelio Tacito Gli Annali libri I—II con introduzione e commento di Cesare Giarratano, Città di Castello, 1914. S. Lapi.

6) C. Cornelius Tacitus Annalen Buch II übersetzt von G. Werkhaupt, mit Präparationen. Leipzig 1914, F. E. C. Leuckart (Leuckarts Übersetzungsbibliothek griechischer und römischer Klassiker). 54 S. 0,50 ℳ.

Es sind drei Hefte zu je 50 ₰: eins enthält die Übersetzung des Buches, die beiden andern die Übersetzung je einer Hälfte des Buches mit 'Präparationen'. Welchen buchhändlerischen Zweck diese Doppelausgabe hat, weiß ich nicht. Daß Nipperdeys Ausgabe dem Übersetzer vorgelegen hat, sieht man aus manchen Wendungen, die er aus Nipperdeys Kommentar wörtlich herübergenommen hat. Trotzdem beruhen manche Ausdrücke der Übersetzung auf veralteten oder falschen Lesarten und Schreibungen; auch an Ungenauigkeiten, Lücken, Druckfehlern und schlechtem Deutsch fehlt es nicht; eine große Zahl von Übersetzungen wird in den 'Präparationen' widerholt. Unrichtig übersetzt ist c. 3 *inter Parthorum et Romanas opes infida* 'zwischen der Parther und Römer Macht treulos schwankend' (denn daß *inter . . . opes* nicht mit *infida*

zu verbinden ist, zeigt die folgende Begründung), 7 *limitibus* 'Grenzwällen', 8 *Amisiae* 'zu Amisia (Emden)', 11 *vado* 'an einer seichten Stelle', 15 *adversis dis* 'unter Ungunst der Götter' (wo offenbar ein Dativ vorliegt), 26 *deportare lauream* 'den Lorbeerkranz davontragen', 31 *ut audiri . . . possent* 'damit man sie hören . . . könnte', *epulis excruciatus* 'bei dem Mahle gequält'(?), 33 *locis* 'durch Stand' (statt 'durch die Plätze' im Theater), 36 *favorabilis* 'günstig, wohlmeinend', 38 *egere alii grates* 'einige dankten', 41 *apud Bovillas* 'bei Bovillae' wie 53 *aput Nicopolim* 'bei Nicopolis', 47 *inter ruinam* 'zwischen den Trümmern', 52 *sed nihil aeque cavebatur quam ne bellum metu eluderent* 'aber vor nichts hütete man sich so sehr als aus Furcht dem Kriege auszuweichen'(?), 56 *maximisque imperiis interiecti et saepius discordes sunt, adversus Romanos odio et in Parthum invidia* 'und in der Mitte zwischen den größten Reichen, sind sie darum öfter uneinig(?) aus Haß gegen die Römer und aus Eifersucht gegen den Parther', 57 *coronae aureae* 'goldene Kronen', 80 *in aequum* 'in die Ebene' (statt 'auf die Hochfläche'). — In den Präparationen werden c. 17 die Vindeliker ein germanisches Volk genannt, 43 der Genetiv *insectandi* von *monuit* abhängig gemacht, 84 die Zwillingssöhne des jüngeren Drusus, die Germanicus und Tiberius hießen, Drusus und Tiberius genannt.

7) Samuel Brandt, Zur Geschichte einer Tacitusausgabe. Neue Heidelberger Jahrbücher 1914 S. 201—209.

Die 1638 zu Straßburg 'accurante Matthia Berneggero' erschienene Tacitusausgabe, die man weder bei Teuffel noch bei Schanz verzeichnet findet, kann kaum noch als ein Werk des aus Österreich gebürtigen Straßburger Polyhistors Bernegger gelten, der durch körperliche Leiden sich genötigt sah, sein letztes Lebenswerk nach und nach aus der Hand zu geben, sondern gehört seinem Schwiegersohn und Mitarbeiter, dem Philologen und Historiker Johann Freinsheim aus Ulm. Der Druck der Ausgabe wurde durch ein Geldgeschenk Bernhards von Weimar gefördert. Diese Unterstützung vermittelte der schwedische Rat F. R. Mockel, der dem fürstlichen Spender von sich aus 'ein dapfere, wohl ausgeführte Dedicationsschrift' in Aussicht stellte. Bernegger aber widmete die Ausgabe nicht dem Fürsten, vermutlich mit Rücksicht auf das gespannte Verhältnis des Fürsten zu dem Rat von Straßburg, in dessen Diensten Bernegger stand, sondern laut der Vorrede Freinsheims dem Schaffhäuser Patrizier J. L. Peyer, der im Verein mit seiner Mutter ebenfalls durch eine Geldspende die beiden Herausgeber von der Sorge um die Kosten des Druckes befreit hatte. Berneggers einziger Beitrag zu der Ausgabe ist, wie die Vorrede ergibt, ein Teil der am Rande verzeichneten Parallelen aus dem Autor selber. Freinsheims Werk ist die 'expositio locorum Cornelianorum intactorum interpretibus aut secus acceptorum' mit einer langen Reihe von Konjekturen, von denen manche noch in der neuesten Zeit ihre Stelle behaupten, ferner ein mit seinem Bruder Melchior gemeinsam in einer für die damalige Zeit vorbildlichen Weise hergestellter 'Index', d. i. ein Repertorium des taciteischen Sprachschatzes.

8) Anzeigen älterer Ausgaben: Röhl, Dialogus (JB. XXXVII 228): Roman. JB. XIII 1 S. 80 von J. Köhm (in den Anmerkungen werde oft zuviel gegeben); Ammon, Germania (JB. XXXX 70): Bayr. Bl. 50 S. 335 von E. Stemplinger (lobend), Lit. Zentr. 1914 S. 1589 von H. Philipp; Halm-Andresen Ann. 5. Aufl. (JB. XXXX 73): Rev. crit. 1914, 18 S. 334 von E. Thomas, Lit. Zentr. 1914 S. 921 von Th. Opitz, DLZ. 1914 S. 1828 von O. Wackermann, Nova et Vetera III S. 257 von Claeys Boúúaert, Ztschr. f. d. öst. Gymn. 65 S. 414 von R. Bitschofsky, Histor. Jahrb. 1914 von C. Weyman. Opitz vermag nicht allen in den Text gesetzten Konjekturen zuzustimmen; Bitschofsky fragt, ob nicht die Worte *aut flammandi atque* XV 44 echt sein könnten (wenn man nämlich die Worte *aut flammandi* zum Vorhergehenden ziehe und also nach ihnen *interirent* widerholt denke). Thomas mißbilligt u. a. die Zählung der Zeilen nach Seiten statt nach Kapiteln. Hierzu bemerke ich, daß die Neuerung vom Verleger herrührt.

II. Tacitus als Schriftsteller

9) Philippe Fabia, L'irréligion de Tacite. Journal des Savants XII 6 S. 250—265.

R. v. Pöhlmann hat erwiesen, daß die Weltanschauung des Tacitus ein Chaos ist, daß er für den Wettkampf zwischen Vorsehung, Zufall und Bestimmung eine Lösung nicht gefunden hat. Zu diesem Ergebnis liefert Fabia insofern eine willkommene Ergänzung, als er untersucht, inwieweit auf diesem Gebiete in den verschiedenen Perioden der schriftstellerischen Tätigkeit des Tacitus eine Verschiedenheit der Auffassung erkennbar ist. Zwar ist allen drei Perioden, von denen die erste die Historien mit dem Agricola und der Germania, die zweite die erste Hälfte, die dritte die zweite Hälfte der Annalen umfaßt, das Schwanken zwischen jenen drei Gewalten gemeinsam; aber am grellsten tritt es in der ersten Periode hervor, in der die drei Auffassungen nicht bloß abwechselnd, sondern sogar gleichzeitig erscheinen (Germ. 33). Ferner ist der ersten Periode eigentümlich, daß das Eingreifen der Vorsehung, das widerholt konstatiert und an Vorzeichen erkannt wird, nirgends geleugnet oder bezweifelt wird, endlich daß die Tätigkeit der Astrologen verworfen, ihrer Kunst kein Zugeständnis gemacht wird.

In der zweiten Periode erwähnt Tacitus die göttliche Weltregierung nur einmal: IV 1 *deum ira in rem Romanam;* aber vorher heißt es von den selben Ereignissen: *cum repente turbare fortuna coepit;* vgl. IV 27 *fors oppressit* mit *velut munere deum* ebenda. Er verzeichnet in dieser Periode keine Prodigien, wohl aber gewisse Vorzeichen, an deren übernatürlichem Ursprung er nicht zweifelt. Am Ende der Periode (VI 22) finden wir in der Ungewißheit, *fatone res mortalium . . . an forte volvantur,* das Bekenntnis zu dem Glauben der Philosophen, welche die göttliche Weltregierung leugnen, und zugleich eine Huldigung an den Fatalismus und an die Astrologie, deren Vertreter Tacitus jetzt nicht mehr als Charlatans bezeichnet.

In der dritten Periode tritt insofern eine Rückkehr zu dem Standpunkt der Historien ein, als er an fünf Stellen den Einfluß der Götter zuzulassen scheint und in bezug auf Vorzeichen und Weissagungen sein Skeptizismus nicht weiter geht als in den Historien. Aber in dem selben Augenblick, wo der religiöse Zug ihn wider ergriffen zu haben scheint, stürzt er sich schließlich wider — und dies ist, für uns wenigstens, sein letztes Wort — jählings in die Irreligiosität (XVI 33).

Die Rücksicht auf die öffentliche Stellung, die er einnahm, einerseits, andererseits das poetische Bedürfnis geben uns Grund zu vermuten, daß Tacitus noch irreligiöser war, als er zu sein scheint. Die Freiheit des Willens (IV 20) hat er trotz seiner Neigung zum Fatalismus nicht ausgeschaltet; dafür spricht die ganze Tendenz seiner Geschichtschreibung und das Suchen nach psychologischer Motivierung.

Pöhlmanns Schrift 'Die Weltanschauung des Tacitus', 2. Aufl. (JB. XXXX 77) ist angezeigt Berl. phil. WS. 1914 Sp. 935 von C. Bardt, der den Wunsch ausspricht, es möchte der Taciteische Sprachgebrauch für *fors, fortuna, fatum, casus* usw. unter beständiger Berücksichtigung gewisser stilistischer Besonderheiten, wie der Freude des Tacitus an der Inkonzinnität, im Zusammenhange genau untersucht werden.

10) Erich Naumann, De Taciti et Suetonii in Othonis rebus componendis ratione. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Sophiengymnasiums zu Berlin. Ostern 1914. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Programm Nr. 78. 23 S. 1 *M*.

Über H. III 28, wo Tacitus Messalla und den älteren Plinius als seine beiden Gewährsmänner nennt, äußert sich Philippe Fabia in seinem grundlegenden Werke Les sources de Tacite dans les Histoires et les Annales Paris 1893 S. 177 folgendermaßen: *'Du fait que Cluvius n'est pas nommé ici à côté de Pline et de Messalla, il faut conclure qu'il n'est pas la source de Tacite. Car, ou bien Cluvius était d'accord sur le nom du coupable avec l'un des deux autres, et alors Tacite l'aurait cité pour faire pencher la balance du côté de l'opinion représentée par deux auteurs contre un, et sortir par là de son indécision . . . Ou bien Cluvius accusait un troisième personnage, et alors Tacite aurait mentionné son opinion, qui valait les deux autres . . . Ou bien il racontait le fait sans accuser en particulier aucun des chefs flaviens . . . Alors il aurait valu la peine de constater cette indécision de Cluvius, comme un nouveau motif de ne pas se prononcer entre Pline et Messalla. Ou bien, dans le récit de Cluvius, il n'était pas du tout question de l'artifice criminel des généraux flaviens; mais alors Tacite n'aurait pas donné le fait comme certain, . . . si une des sources l'ignorait. Ou bien enfin Cluvius hésitait, comme Tacite, entre Antonius et Hormus; et alors Tacite aurait trouvé et noté dans cette conduite circonspecte d'un historien contemporain la justification de la sienne. — Donc Cluvius n'a été la source, ni principale ni secondaire, de Tacite pour les derniers temps du règne de Vitellius et pour la guerre entre Vitellius et Vespasien, pour le règne de Vitellius en un mot. Or nous avons établi que pour toute la partie conservée des Histoires Tacite*

a eu la même source principale: il s'ensuit que Cluvius n'a pas non plus été la source principale pour les règnes de Galba et d'Othon.'

Naumann schreibt S. 15 über die selbe Stelle: *'Tacitus hoc loco Plinium Messallamque modo nominat, cum Cluvium non respiciat; ergo Cluvius non est Taciti auctor. Nam si Cluvius eadem quae unus alterve rettulisset, narratio eius ad rem diiudicandam idonea fuisset, aut, si Cluvius in alium culpam contulisset, Tacitus eum commemorasset, aut, si Cluvius res ducibus non nominatis narravisset, Tacitus sententiam eius vagam fuisse, qua de causa ipse nec Messallam nec Plinium sequi posset, scripsisset, aut, si Cluvius ea omisisset, Tacitus sine ullo satis certo auctore ea allata esse tradidisset, cum auctor potissimus, quo uteretur, illa ignoraret, aut, si Cluvius quoque dubitasset, utrum Messallam an Plinium sequeretur, Tacitus testimonium eius, qui aequalis fuerat, aeque ac Messallae Pliniique commemorasset. Quibus rebus expositis satis docuisse videor Tacitum Cluvio auctore neque in Vitellii supremis diebus describendis neque in Vitellii cum Vespasiano bello gesto neque in Vitellii imperio narrando usum esse, ex quo perspicuum est, cum Tacitus unum auctorem sequi soleat, eum etiam in Galbae Othonisque imperio tradendo e Cluvii historiis non hausisse.'*

Fabias Beweisführung ist für mich ebenso überzeugend wie für Naumann; aber da sie eben Fabia gehört, wäre es angemessen gewesen, satis docuisse Fabia videtur zu schreiben statt satis docuisse videor; denn daß Naumann in dem seiner Abhandlung angehängten Literaturverzeichnis auch Fabias Werk nennt, genügt nicht zur Feststellung des wahren Sachverhalts. Dieser ist nämlich der: Naumanns Abhandlung, die sich als eine selbständige Quellenuntersuchung gibt, ist von Anfang bis zu Ende von Fabias Ausführungen abhängig. Er schreibt S. 20 *'noverat (Tacitus) Verginium, quem mortuum ipse laudavit (Plin. ep. II 1), noverat Vespasianum et Titum, quibus imperantibus rem publicam capessivit (H. I 1), familiariter usus est Plinio minore, cui et ab avunculo et a Verginio amicissimo multa de trium imperatorum rebellione memoria digna allata esse constat'* wörtlich nach Fabia S. 220: *'Il (Tacite) a connu Verginius, dont il a prononcé l'éloge funèbre (Plin. ep. II 1); il a connu Vespasien et Titus, sous lesquels il a exercé ses premières fonctions publiques (H. I 1); il a connu Pline le Jeune, à qui son père adoptif, à qui son vénérable ami Verginius avaient certainement dit bien des choses intéressantes sur l'année des quatre empereurs.'*

Warum hat Cluvius den Krieg des Vespasian gegen Vitellius nicht erzählt? Auf diese Frage antwortet Fabia S. 181 *'Cluvius risquait d'offenser gravement l'empereur et surtout son entourage. Ne voulant pas encourir le reproche de mensonge et d'adulation . . . il se tut'*, Naumann S. 16 *'Cluvius . . . bellum Vitellii cum Vespasiano gestum narrare non poterat, quin imperatori et omnibus, qui cum eo stabant, gravem iniuriam inferret. Itaque cum mentiri aut adulari nollet, tacuit'*.

Wer noch mehr Gegenüberstellungen wünscht, vergleiche über die Gründe, die vielleicht Tacitus bestimmt haben könnten, Cluvius beiseite

zu lassen, Naumann S. 16 mit Fabia S. 179, über die Erwähnungen des Cluvius bei Tacitus Naumann S. 15 mit Fabia S. 174f., über Messallas Memoiren Naumann S. 17 mit Fabia S. 182, über die Quellen des Plinianischen Geschichtswerkes Naumann S. 18 mit Fabia S. 192, über den Charakter dieses Werkes Naumann S. 18 mit Fabia S. 199, über das letzte Gespräch Othos mit seinem Neffen Cocceianus Naumann S. 19 mit Fabia S. 208, über die Beobachtung, daß der jüngere Plinius in seinen Briefen von dem Abhängigkeitsverhältnis des Tacitus zu dem älteren Plinius schweigt, Naumann S. 20 mit Fabia S. 209.

Fabias Hauptergebnisse sind bereits vor längerer Zeit in die Einleitung der Nipperdeyschen Ausgabe aufgenommen worden. Ich habe daher keinen Anlaß, den Ausführungen Naumanns zu widersprechen oder auch nur über sie zu berichten, ausgenommen zwei Punkte, in deren Beurteilung er nicht von Fabia abhängig ist. Er macht nämlich Nissen die Konzession, es sei denkbar, daß die Worte *neu patruum sibi Othonem fuisse aut obliviscetur umquam aut nimium meminisset* H. II 48, die sich bei Plutarch widerfinden, von dem jüngeren Plinius in das Werk seines Oheims eingeschoben worden seien, eine Auffassung, die von Fabia mit Recht verworfen wird. Das selbe gilt für die von Groag (s. JB. XXIV 306) übernommene Vermutung, daß Tacitus für die Historien die Acta senatus exzerpiert habe. Man beruft sich zugunsten dieser Vermutung auf die angebliche Ausführlichkeit, mit der Tacitus über Senatssitzungen berichte, und kann doch nicht im Ernste glauben, daß z. B. das, was H. I 85 extr. über das Verhalten der angsterfüllten Senatoren erzählt wird, in den Senatsprotokollen gestanden hat. Ebensowenig wird dadurch bewiesen, daß Tacitus, wo er von Senatssitzungen redet, technische Verben wie censere, placere, decernere gebraucht.

11) W. Peterson, More about the Dialogus of Tacitus. Amer. journ. of phil. 35 S. 74—78.

L. Valmaggi, Ancora il dialogo de oratoribus. Boll. di fil. class. XXI S. 61—62.

Peterson widerholt sein Hauptargument gegen Gudemans Berechnung, nach der die Partie c. 36—40, 7 im Cod. Hersf. genau vier Seiten gefüllt haben soll, und vermutet in Übereinstimmung mit Barwick, daß Decembrio sich geirrt habe, als er den Umfang der Lücke c. 35 extr. auf sex folia statt auf sex columnae angab, sowie daß dieser Verlust im Betrage von unum folium cum dimidio zwischen der Zeit, wo der Hersfelder Mönch sein Inventarium machte, und dem Jahr, in welchem Decembrio die Handschrift in Rom sah, eingetreten sei. So erkläre sich die Differenz der um $1^1/_2$ folia voneinander abweichenden Angaben des Inventars und Decembrios. In bezug auf die durch jenes Inventar und Panormitas Brief wider aufgerollte Frage der Autorschaft des Dial. müsse man sich an das ausdrückliche Zeugnis Decembrios halten, welches lautet: *Cornelii Taciti dialogus de oratoribus.*

Valmaggi dagegen meint, daß Decembrios Angabe über den Titel hinter den Zeugnissen des Inventars und Panormitas, nach welchen der Dial. im Cod. Hersf. nicht den Namen des Tacitus trug, zurückstehen

müsse. Das von Gudeman aus Eumenius geschöpfte Argument sei vom Referenten genügend widerlegt worden.

12) Anzeigen älterer Schriften: Boúúaert, Tacitus als kunstenaar en geschiedschrijver (JB. XXXVIII 292): WS. f. kl. Phil. 1914 Sp. 734ff. und 796ff. eingehend gewürdigt von E. Wolff; Schauß, Annalistische Grundlagen der Vita Augusti Suetons (JB. XXXX 82): WS. f. kl. Phil. 1915, 36 von Phil. Fabia (die Arbeit sei ungenügend vorbereitet; statt der vita Augusti hätte Verf. die Vita Tiberii wählen sollen; dann würde er die Parallelberichte des Tacitus und Dio von Anfang bis zu Ende zu seiner Verfügung gehabt haben); Linck, De antiquissimis veterum quae ad Iesum Nazarenum spectant testimoniis (JB. XXXX 83): Lit. Zentr. 1914 S. 611 von G. Pfannmüller, Theol. Lit.-Zeit. 1913, S. 135 v. H. Windisch, Berl. phil. WS. 1914 S. 1034 von E. Wolff, Rev. crit. 1914, 29 S. 42 von A. L., sämtlich zustimmend, Boll. di fil. cl. 21 S. 54 von L. Coccolo, der die Suetonstelle auf Christus bezieht, Atene e Roma 189—191 S. 340 von N. Terzaghi, welcher bemerkt, daß die Schriften von Coen und Pascal dem Verf. nicht bekannt geworden sind; Norden, Josephus und Tacitus über Jesus Christus (JB. XXXX 83): Rev. crit. 1914, 12 S. 228 von E. T., Riv. di fil. 42 S. 389 von V. C.

III. Historische Untersuchungen

13) Ludwig Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung II 2 (Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie Heft 27 4 ℳ). Berlin 1913. Weidmannsche Buchhandlung. S. 95—220.

Die Hauptergebnisse dieser Untersuchung, die sich auf die herminonischen Stämme der Angrivarier, Cherusker und Sueben erstreckt, sind, soweit sie in den Rahmen dieser Berichte fallen, zumeist nicht neu. Es sind folgende:

Das Kastell Aliso ist aus dem Winterquartier des Tiberius an der oberen Lippe hervorgegangen; das Elisonkastell Dios ist nicht mit Aliso, sondern mit Oberaden identisch (nach Kropatscheck); das *castellum Lupiae flumini adpositum* bei Tac. Ann. II 7 ist nicht Haltern, sondern entweder Aliso oder ein anderes nicht bekanntes Kastell an der oberen Lippe. Der Bericht des Florus über die varianische Niederlage beruht auf dem dramatischen Zusammenrücken der Motive (nach Mommsen); der Ort der Niederlage ist in der Gegend von Osnabrück zu suchen; die Zeit ist der Spätherbst. Das erste Marschlager des Varus ist identisch mit den *prima Vari castra* bei Tacitus; doch ist aus Tacitus nicht herauszulesen, daß Germanicus zuerst das wohlausgeführte, dann das mangelhaft ausgeführte Lager angetroffen habe (gegen Knoke). Die *Pontes longi* des Domitius sind zwischen Ems und Rhein auf der Linie Rheine—Bocholt—Xanten zu suchen (nach Schuchhardt). Die Politik der Resignation gegenüber dem rechtsrheinischen Germanien befolgte schon Augustus; denn das *consilium coercendi intra terminos imperii* (Ann. I 11) beziehe sich auf die Rhein-, nicht auf die Elbgrenze (gegen Riese).

Die Initiative zu dem Herbstfeldzug des Jahres 14, die Tacitus den reuigen Soldaten zuschreibt (Ann. I 49), lag in dem Tatendrang des Germanicus; der *tumulus,* den dieser im Jahre 16 nicht erneuerte, war der im Jahre vorher auf dem Schlachtfeld im Teutoburger Walde errichtete (gegen Knoke). Die zweimalige Heimsuchung der Angrivarier Ann. II 8. 22 ist ohne Zweifel eine Dublette (nach Keßler); sie hat nur einmal, und zwar zu Anfang des Feldzuges, stattgefunden. Germanicus landete im Jahre 16 nicht am linken Ems-, sondern am linken Weserufer (nach Delbrück und Keßler), wahrscheinlich bei Minden. Die Unterredung zwischen Arminius und Flavus über die Weser hinweg ist wegen ihrer tatsächlichen Unmöglichkeit eine freie Erfindung des Tacitus, ebenso die Erzählung von dem Rundgang des Germanicus durch das Lager (nach Spengel) und von dem Germanen, der nachts vor den Wällen die Römer zum Überlaufen aufgefordert haben soll. Die Schlacht auf dem campus Idistaviso war nur ein Marschgefecht, ein glücklicher Durchbruch (nach Spengel).

Der Name Arminius ist deutschen Ursprungs (Ermino, abgekürzt aus Erminmer); der mit dem Siegfried der Sage nicht identische Befreier Deutschlands hat diesen Namen, nachdem er römischer Bürger geworden war, als Cognomen behalten. Die Lesart *Actumerus* Ann. XI 16 ist zu verwerfen (nach Much); der Name Thumelicus ist von θυμέλη abzuleiten. Die Fosi (Germ. 36) haben mit dem Flußnamen Fuse nichts zu tun.

Zu den Sueben gehören die von Ariovist links des Rheins angesiedelten Triboker, Nemeter und Wangionen; das von Cäsar *Suebi* genannte Volk, das durch die *Bacenis,* d. i. durch den Meißner, die Weserberge und den Harz von den Cheruskern getrennt wurde, ist wahrscheinlich mit den Quaden identisch, die später unter Führung des Tudrus eine neue Heimat in Mähren fanden; die Agr. 28 erwähnten Sueben sind vermutlich Markomannen, die dem Marbod nicht nach Böhmen folgten, sondern sich absonderten und an der flandrischen Küste angesiedelt wurden. Die Notiz *in Hermunduris Albis oritur* Germ. 41 ist auf das sächsisch-böhmische Grenzgebirge zu beziehen; Hermunduren hat es in Böhmen nicht gegeben (gegen Wilisch).

Angezeigt DLZ. 1914 Sp. 2732 von W. Levison, Bayr. Bl. 50 S. 402 von P. Huber.

14) F. Knoke, Beiträge zur heimatlichen Altertumskunde von Osnabrück. Mitteilungen des Vereins für Geschichte von Osnabrück. 1914. S. 1—39.

Wir erwähnen aus diesem Aufsatz den Nachweis, daß, wo im nordwestlichen Deutschland Latèneware oder römische Erzeugnisse aus der Zeit des Augustus und Tiberius angetroffen werden, auf die einstige Anwesenheit römischer Heere geschlossen werden dürfe; denn ein Handelsverkehr zwischen den Nordwestdeutschen und den Römern habe sich erst seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. entwickelt. Ferner sei die von manchen angefochtene Behauptung des Tacitus Germ. 35, daß sich das Land der Chauken bis zu den Chatten ausbuchte, nicht zu verdächtigen, da es wohl denkbar sei, daß dieses mächtigste Volk des nordwestlichen

Deutschlands sich auf Kosten der Angrivarier wie der Cherusker weit nach Süden bis an die Grenze des Chattenlandes ausgebreitet habe; und da die Untersuchung der Gräber ergeben habe, daß den Verstorbenen Waffen fast gar nicht mitgegeben zu werden pflegten, so seien die Worte Germ. 27 *sua cuique arma, quorundam igni et equus adicitur* nicht zu übersetzen 'jedem wurden seine Waffen . . . zugesellt', sondern 'höchstens erhielt einer seine eigenen Waffen mit ins Grab'; der Sinn der Worte *sepulcrum caespes erigit* aber sei 'was anderswo der Aufbau eines Grabdenkmals ist, das ist hier einfacher Rasen'. Denn der Sitte, Hügelgräber zu errichten, habe man sich nach und nach entwöhnt und sich begnügt, die Urnen im flachen Boden beizusetzen. Endlich interpretiert Knoke die auf Catualda[1]) bezügliche Stelle Ann. II 62 *inrumpit regiam castellumque iuxta situm.* Hier sei unter *regia* nicht, wie Schuchhardt glaubt, das königliche Schloß oder der Königshof zu verstehen (denn man könne sich nicht vorstellen, daß der Schwarm der *lixae* und *negotiatores* in der Königswohnung Marbods Quartier genommen habe), sondern die Residenz des Königs oder dessen Hauptstadt, also im Verhältnis zur Burg, die jedenfalls befestigt war, das, was die bürgerliche Niederlassung neben den römischen Kastellen war.

15) M. Jahn, Die Bewaffnung der Germanen zur Römerzeit. Korr. des Gesamtvereins der deutschen Gesch.- und Altertumsvereine 62 Nr. 3/4.

Die Gräberfunde, deren Ergebnisse Jahn zusammenstellt, bestätigen die Angaben des Tacitus. Besonders erwähnenswert ist, daß infolge der Kämpfe mit den Römern sich in den ersten Jahrzehnten n. Chr. Geburt ein neuer, aus der Nachahmung der römischen Waffe hervorgegangener Schwerttypus bei den Germanen einbürgerte, kürzer und mehr für den Stoß als für den Hieb berechnet.

16) A. Beneke, Hinweise zur Bestimmung des Varusschlachtfeldes. Mit der Gräberkarte vom Ensterknick. Dortmund 1914, F. W. Ruhfus. 8 S. 0,30 ℳ.

Die kleine Schrift dient der Erneuerung der Hypothese Hülsenbecks, der den Teutoburger Wald mit dem Arnsberger Walde identifizierte. Vgl. die Schrift des selben Verfassers. 'Siegfried und die Varusschlacht im Arnsberger Walde' JB. XXXVI 257.

Sadée, Römer und Germanen (JB. XXXVIII 274) ist angezeigt DLZ. 1914 S. 1136 von M. Bang.

17) Hugo Willenbücher, Der Kaiser Claudius, eine historische Studie. Programm Mainz, Neues Gymnasium, 1914. Progr. Nr. 917. S. 3—14.

W., dem wir die Vermutung verdanken, daß Germanicus auf Anstiften des Sejan umgebracht worden sei (JB. XXIII 138), unternimmt es jetzt den Kaiser Claudius gegen unbegründete Vorwürfe seiner Zeitgenossen in Schutz zu nehmen. Er sei nicht frei von Fehlern gewesen, verdiene aber unser Mitleid, weil sein Leben eine einzige Kette von

[1]) Knoke nennt Catualda einen Gotenfürsten. Das war er nicht, sondern ein edler Markomanne, der, von Marbod vertrieben, zu den Goten geflohen war und nun die Gelegenheit zur Rache ergriff.

Enttäuschungen war. Durch seine historischen Studien und rednerischen Leistungen werde bewiesen, daß er kein Idiot war; als Regent habe er sich bewährt; wo er grausam zu strafen schien, habe er Grund zur Strenge gehabt; vor allem aber sei er nicht unselbständig oder abhängig von Frauen oder Freigelassenen gewesen. Dies zeige sein Verhalten einerseits gegen Messalina, andrerseits gegen Nero und Britannicus. Denn Messalina habe sich dem Silius nicht in einer übermütigen Laune, wie Tacitus annimmt, in die Arme geworfen, sondern um in ihm einen Beschützer für sich und ihren Sohn gegen die Feindseligkeit der Agrippina zu gewinnen. Es habe sich dabei um eine wirkliche Verschwörung gehandelt mit der Absicht, den Kaiser in Ostia zu ermorden, und die Ehe zwischen Messalina und Silius sei erst geschlossen worden, nachdem der Kaiser, veranlaßt durch eine Weissagung, daß ihm als Gemahl der Messalina eine große Gefahr drohe (Suet. c. 29), seine Ehe mit Messalina 'für eine Zeitlang, bis die Gefahr vorüber wäre, gelöst hatte'. Diese Vermutung begründet W. dadurch, daß nur mit ihrer Hilfe die Hochzeit des Silius und der Messalina aus dem Bereich des Märchenhaften in das des Möglichen gerückt werde.

Wenn Claudius ferner den Einflüsterungen seiner neuen Gemahlin Agrippina bis zu einem gewissen Grade nachgegeben habe, so sei dies geschehen hinsichtlich der Adoption des Domitius, weil er selbst diese für zweckmäßig halten mußte, hinsichtlich der Auflösung der Verlobung Octavias mit L. Silanus, weil er seine Tochter nicht mit einem Unwürdigen vermählen wollte.

Im Vorbeigehen spricht W. noch zwei Vermutungen aus: der Ausdruck *magicas superstitiones* XII 59 könne so gedeutet werden, daß Statilius Taurus beschuldigt wurde, ein Christ zu sein, und der Sturz der Domitia Lepida sei nicht dem Einfluß der Agrippina zuzuschreiben (XII 64), sondern der Überzeugung des Kaisers, daß die Anklage begründet sei.

18) H. J. Cunningham, Claudius and the primores Galliae. Class. Quarterly VIII 2 S. 132.

C. wendet sich gegen E. G. Hardy, der in seinem Buche Roman laws and charters S. 133 den Anfang der zweiten Kolumne der auf den Lyoner Tafeln erhaltenen Rede des Claudius über das ius honorum der Gallier dahin interpretiert, daß zwei Klassen von Provinzbewohnern unterschieden würden, nämlich erstens Bürger von provinzialen municipia und coloniae, wie Vienna und Lugdunum, die bis jetzt in den Senat zugelassen worden seien, zweitens solche Provinzbewohner, denen die municipalis origo fehlte und für die jetzt die Zulassung in den Senat von Claudius gefordert würde. Diese Auffassung werde, sagt C., durch zwei Erwägungen widerlegt: mit den Worten *omnem florem ubique coloniarum ac municipiorum* bezeichne Claudius trotz *ubique* nur die italischen, nicht Provinzialstädte, wie daraus hervorgehe, daß Tacitus an mindestens sieben Stellen die Verbindung *coloniae et municipia* ausschließlich in diesem engeren Sinne gebraucht und an einer dieser Stellen (Ann. III 55) die *coloniae et municipia* in scharfen Gegensatz zu *provinciae* stellt. So-

dann verstehe man nicht, warum, wenn es sich um zwei Klassen von Provinzbewohnern handle, Italien in die Diskussion gezogen werde, wie es geschehe durch die Worte *Quid ergo? Non Italicus senator provinciali potior est?*

19) Jules Loth, Sitzung der Acad. d. inscr. et b.-l. vom 20. März 1914.

Der Stadtname Lugudunum oder Lugdunum — beide Formen sind bekanntlich bei Tacitus überliefert — ist herzuleiten von dem Namen des gallischen Gottes Lugus, der mit dem irischen Gott Lug identisch ist. Lugudunum bedeutet also 'Citadelle des Lugus'.

20) W. L. Friedrich, Burrus und Seneca, Reichsverweser unter Nero. Berl. ph. WS. 1914 S. 1342—1343.

F. schildert in Kürze den Charakter und die Tätigkeit der beiden Männer, die während der ersten Hälfte der Regierung Neros, sich gegenseitig ergänzend, die Geschäfte des Reiches führten. Obwohl ihre Eintracht von Tacitus wie von Dio gerühmt wird, scheint doch kein seelisches Band die Herzen beider verbunden zu haben. Daß Seneca ein ganz bestimmtes Amt im Kabinette des Kaisers verwaltet habe, verspricht F. später nachzuweisen.

21) H. de la Ville de Mirmont, C. Calpurnius Piso et la conspiration de l'an 818/65. Revue des études anciennes XVI S. 197—209, 295—316.

Dies ist der dritte und vierte Abschnitt des Aufsatzes, dessen ersten und zweiten Teil ich JB. XXXX S. 89—90 besprochen habe.

Die Freigebigkeit Pisos, die besonders den Dichtern und Schriftstellern zugute kam, wird nicht bloß von Tacitus (Ann. XV 48), sondern auch von Martial und Juvenal sowie von dem bukolischen Dichter Calpurnius (in der 4. Ekloge und im Panegyricus in Pisonem) gerühmt. Nero hielt trotz seines Hasses gegen Piso als den Vertreter aller literarischen und künstlerischen Übungen den Verkehr mit ihm bis zu dem Augenblick, wo die Verschwörung ausbrach, aufrecht, wie aus dem Anfang von Tac. Ann. XV 52 hervorgeht. Die Denunziation, die im Jahre 62 gegen Piso gerichtet wurde (Ann. XIV 65), beachtete Nero nicht, weil er überzeugt war, daß Piso keinen politischen Ehrgeiz habe. Aber der Verdacht, dessen Gegenstand Piso war, flößte den Unzufriedenen den Gedanken ein, ihn zum Haupt einer Verschwörung zu machen, und die Unruhe, in die Piso selbst durch jene Denunziation versetzt worden war, brachte ihn dahin, sich an die Spitze der Unternehmung des Jahres 65 stellen zu lassen.

Dies ist der Inhalt des dritten Teils; im vierten werden der Verlauf des Unternehmens, sein unglücklicher Ausgang und die Schicksale der einzelnen Verschwornen nach dem Bericht des Tacitus geschildert. Die Frage, wie die Verschwörung entstanden und wer ihr *primus auctor* gewesen sei, vermag Tacitus nicht zu beantworten; nur daran zweifelt er nicht, daß sie nicht aus der Begierde Pisos entsprungen ist (Ann. XV 49). De la Ville de Mirmont äußert sich über diese Frage und

über die Rolle, die Piso in der Verschwörung spielte, folgendermaßen: *Il semble que la conspiration qui prit le nom de Pison devait son origine à une explosion générale et spontanée de haine contre Néron, qu'elle n'avait aucun programme, aucun but précis et que son chef nominal ne recevait aucune direction réelle d'un meneur occulte doué d'habileté et d'énergie. Et l'énergie, comme l'habileté, faisait totalement défaut au personnage sans caractère comme sans ambition à qui sa popularité imposait une mission dangereuse dont il était incapable de s'acquitter avec succès et avec honneur.* Von Seneca behauptet er mit Recht, daß er weder das Haupt noch Teilnehmer der Verschwörung gewesen ist. Er schließt den Aufsatz mit dem gewaltsamen Tode des Calpurnius Galerianus, des Sohnes des Piso (H. IV 11).

Für das Verständnis des Tacitus ist aus dem Aufsatz kaum etwas, was von Belang wäre, zu entnehmen. Fehler finden sich, wie im ersten Teil, so auch im dritten und vierten. S. 202 schreibe Vibius Crispus st. Vibius Priscus, S. 308 Quintianus st. Quintanius. S. 298: Lusius Geta und Rufrius Crispinus waren der Anhänglichkeit an das Andenken der Messalina, nicht der Agrippina, verdächtig (Ann. XII 42). S. 301: Die Frau des Piso hieß aller Wahrscheinlichkeit nach nicht Atria Galla, sondern Satria Galla. Ob die auf diese und ihren früheren Gemahl Domitius Silus bezüglichen Worte Ann. XV 59 *hic patientia, illa inpudicitia Pisonis infamiam propagavere* vom Verf. richtig gedeutet werden durch den Satz: *Les gens austères unissaient dans le même blâme l'impudicité d'Atria Galla qui abandonnait la maison de son mari, la honteuse complaisance de Domitius Silus qui se laissait prendre sa femme avant que le divorce eût été prononcé (?), et la conduite scandaleuse de Pison qui profitait de l'impudicité de la femme et de la complaisance du mari,* ist zu bezweifeln; vgl. Nipperdeys Anmerkung zur Stelle. S. 299: Der zweite Gemahl der Antonia, der Tochter des Kaisers Claudius und der Aelia Paetina, hieß nicht P., sondern Faustus Cornelius Sulla, cos. 52. — S. 305: Die Tochter der jüngeren Julia, der Enkelin des Augustus, Aemilia Lepida, heiratete nicht den C. Appius Iunius Silanus, cos. 28, sondern den M. Iunius Silanus, cos. 19. Vgl. Prosop. I. R. A 295; Mommsen Eph. epigr. I S. 57. — S. 308: Der Vater des von Tacitus XV 56 genannten Annius Pollio hieß nicht M. Annius Vinicius, sondern L. Annius Vinicianus; vgl. Prosop. I. R. A 541.

22) Corrado Barbagallo, Un semestre d'impero repubblicano: il governo di Galba (giugno 68 — 15 gennaio 69). Napoli 1914. 89 S.

B. beginnt mit Neros Untergang und Galbas Aufbruch aus Spanien und führt in etwas breiter Darstellung die aus den Berichten des Tacitus, Plutarch, Sueton und Dio geschöpfte Erzählung durch 25 Kapitel bis zu der Katastrophe, deren Opfer der alte Kaiser wurde. Das Urteil des Tacitus und des römischen Publikums über Galba (H. I 49) hält er, wie er im Schlußkapitel ausführt, für herb und ungerecht: er sei ungeachtet seiner Mißerfolge 'un grande spirito e un grande principe' gewesen.

Über das gegenseitige Verhältnis der Quellen äußert B. sich nicht: nur zu einer einzigen Stelle (wo von der Ermordung Pisos die Rede ist)

bemerkt er, hier scheine die Quelle für Tacitus, Plutarch und Sueton gemeinsam zu sein. Wie er aber dazu gekommen ist, die Angabe dieser gemeinsamen Quelle, daß Otho für die Ermordung Pisos direkt verantwortlich zu machen ist, in Zweifel zu ziehen (s. S. 85 Anm.), ist angesichts der Worte des Tacitus *cum advenere missu Othonis nominatim in caedem eius ardentis Sulpicius Florus* etc. (H. I 43) und des Berichtes des Plutarch (Galba 27), nach welchem Otho, als ihm Galbas Kopf gebracht wurde, sagte: *οὐδέν ἐστι τοῦτο, ὦ συστρατιῶται· τὴν Πείσωνός μοι κεφαλὴν δείξατε*, völlig unverständlich, er müßte denn etwa in der Tacitusstelle *ardentes,* wie ja allerdings überliefert ist, gelesen haben, eine Vermutung, die aber dadurch ausgeschlossen wird, daß er schreibt: *'del resto perchè Pisone fosse scoverto e ucciso, non c'era punto bisogno di un apposito ordine di Ottone. Bastavano uno o due soldati in caedem ardentis.'* Er weicht ferner von der herrschenden Auffassung darin ab, daß er der in den Historien des Tacitus (I 13) enthaltenen Version über das Verhältnis zwischen Nero und Poppaea den Vorzug gibt vor der von Tacitus später in den Annalen befolgten Darstellung (XIII 45. 46). Was die Chronologie betrifft, so bemerkt er S. 64 Anm. 2, die Angabe der alten Historiker, daß die Verschwörung Othos erst am Tage der Adoption Pisos entstanden wäre, sei unwahrscheinlich. Aber Tacitus selber sagt doch I 23: *sed sceleris cogitatio incertum an repens: studia militum iam pridem spe successionis aut paratu facinoris adfectaverat,* womit der Schriftsteller es als möglich zugibt, daß Otho schon auf dem Marsche aus Spanien nach Rom *(in itinere, in agmine, in stationibus)* den verbrecherischen Plan erwogen hat. Andererseits entspricht die Annahme, daß Galba mit den finanziellen Maßregeln, von denen Tacitus I 20 *(proxima pecuniae cura)* berichtet, nicht erst nach der Adoption Pisos begonnen habe (S. 48*), der allgemein herrschenden Auffassung, wie auch die Zurückführung des Widerspruchs zwischen der Beurteilung des Vinius in Othos Rede I 37 und den Worten *Othonis ac T. Vini amicitia* I 13 auf rhetorische Motive.

Unrichtig interpretiert B. *postero iduum die* als gleichbedeutend mit 'postero die, qui fuit dies iduum' statt 'am Tage nach den Iden' (s. die Belege bei Heraeus). Helvidius Priscus war der Schwiegersohn, nicht der Schwiegervater des Paetus Thrasea, wie B. S. 59 sagt; Pompeius Propinquus der Prokurator von Belgica, nicht von Baetica (S. 71 Anm. 3); S. 53 Anm. 1 (wo B. die von Galba vollzogene Vereinigung beider Mauretanien in einer Hand aus Sparsamkeitsgründen ableitet) schreibe H. II 58 st. H. II 88; S. 80 Anm. 1 *loquebantur* statt *loquerentur,* S. 85 Mario Celso st. M. Celso. Fabias Name wird von B. seltsamerweise konstant Phabia geschrieben.

Für das Verständnis der Historien des Tacitus bietet die Schrift Barbagallos keinen Ertrag, und das Schlußergebnis, durch das er das Urteil des Tacitus über Galbas Persönlichkeit zu berichtigen unternimmt, wird schwerlich Beifall finden.

Angezeigt von Fabia WS.f.kl.Phil. 1914, 1237, der dem Verf. eine Menge historischer Irrtümer infolge unaufmerksamer Lektüre der Quellen, phantastische Einkleidungen und verzeichnete Charaktere nachweist.

23) Philippe Fabia, Dillius Vocula. Nouvelle contribution à l'exégèse des Histoires de Tacite. Studi Romani, Rivista di archeologia e storia, anno II fasc. III S. 153—188.

Den Kern des Heeres, das Vitellius bei seinem Aufbruch nach Italien mit sich nahm, bildete das Gros der zusammen mit der 4. Legion in Mainz stationierten 22. Legion. Dies sagt zwar Tacitus nicht ausdrücklich, es läßt sich aber aus den übrigen Angaben, die er über die Zusammensetzung der drei Vitellianischen Armeen (der des Valens, des Caecina und des Vitellius selber) macht, erschließen. Geführt wurde die 22. Legion vermutlich von einem Prolegaten; denn ihr Legat Dillius Vocula blieb mit einem Teil seiner Legion zur Stütze des von Gicht geplagten, charakterschwachen konsularischen Legaten Hordeonius Flaccus, der seit dem Abzuge des Vitellius beide germanische Heere befehligte, am Rhein zurück. Die 4. Legion führte nach dem Abzuge Caecinas, des Legaten dieser Legion, ebenfalls ein Tribun als Prolegat, nicht ein Legat; denn einen solchen würde Tacitus H. IV 59 neben Herennius und Numisius, den Legaten der 1. und der 16. Legion, genannt haben.

Vocula wird von Tacitus zum erstenmal IV 24 genannt. Nach Fabias Vermutung wäre schon früher Gelegenheit gewesen, ihn zu nennen. Denn den Befehl, gegen Civilis vorzugehen, habe Hordeonius dem Kommandanten von Vetera gewiß nicht gegeben, ohne sich vorher mit Vocula zu beraten (IV 18); auch werde Vocula seinem Vorgesetzten empfohlen haben, den unverschämten Forderungen der batavischen Kohorten mit Festigkeit entgegenzutreten (IV 19); hauptsächlich aber vermisse man seinen Namen in dem Bericht über den Kriegsrat, dem Hordeonius *adhibitis tribunis centurionibusque* (IV 19) die Frage vorlegte, wie gegenüber den meuterischen Kohorten der Bataver zu verfahren sei. Eine kombinierte Intervention der Garnisonen von Mainz und Bonn war, wie Tacitus selber sagt, nicht aussichtslos. Es sei daher, meint Fabia, kaum zu glauben, daß sich im Kriegsrat niemand in diesem Sinne sollte geäußert haben. Es habe in dieser Versammlung eine Minorität gegeben, die für die Intervention eintrat, und ihr Wortführer sei der energische Vocula gewesen.

Fabia versucht sodann eine Berechnung der Streitkräfte, die Vocula zum Entsatz von Vetera zu Gebote standen. Die Stärke seiner Auxilien läßt sich auch nicht annähernd angeben; von Legionaren mag er etwa 8000 bei sich gehabt haben, nämlich 4000 aus Mainz und je 2000 aus Bonn und Novaesium. Die Legionare aus Mainz sind die *lecti e legionibus* IV 24, nämlich aus der 4. und 22. Legion; ihre Zahl mag etwa 4000 betragen haben, wenn die Gesamtheit der beiden Mainzer Legionen etwa ebenso stark war wie die der beiden Xantener Legionen 5 und 15, die knapp 5000 Mann betrug (IV 22). Daß in Bonn sich die 1. Legion anschloß, sagt Tacitus IV 25 nicht ausdrücklich; aber daß sie unter Zurücklassung eines Depots mitmarschiert ist, ergibt sich aus den Worten *additus Voculae in partem curarum Herennius Gallus* IV 26 — Herennius war nämlich der Legat der 1. Legion — und aus der Erwähnung der *primani* neben den *quartani* und *duoetvicesimani* IV 37; die ganze Legion war 3000 Mann stark (IV 20). In Novaesium schloß sich die

16. Legion an (IV 26); sicherlich blieb ein Teil der Legion mit dem Legionslegaten Numisius Rufus und dem konsularischen Legaten Hordeonius in Novaesium zurück; denn Hordeonius war in Novaesium, als die Soldaten in Gelduba den Herennius Gallus mißhandelten (IV 27), wie daraus hervorgeht, daß sie es mit Hordeonius ebenso gemacht haben würden, wenn er anwesend gewesen wäre. In der Schlacht bei Gelduba sind die Legionen Voculas durch *subsignano milite* bezeichnet (IV 33) und vier Zeilen später durch *legiones*. — Wenn es IV 31 bei der Vereidigung der Truppen in Novaesium durch Hordeonius heißt *vetus miles cunctabatur,* als ob es unter den Legionaren in Novaesium keine Rekruten gegeben habe, so ist nichts weiter gemeint, als daß die Veteranen den Ton angaben. — Fabia tadelt sodann den Ausdruck *adventu quintanorum quintadecumanorumque auctae legiones* IV 36, wonach es scheint, daß die Soldaten der 5. und 15. Legion allein in Novaesium angekommen waren, während doch in Wahrheit alle Legionskontingente, die vor dem Marsch auf Vetera in Novaesium konzentriert gewesen waren, jetzt sich dort wider zusammenfanden, verstärkt durch die 1000 Mann aus der 5. und 15. Legion (IV 35). Auch handle es sich nicht um die durch diese Verstärkung vergrößerte Zahl der Legionare, sondern um den Geist der Truppen, der durch den Hinzutritt jener unbotmäßigen Elemente verschlechtert wurde. — Dann wendet sich Fabias Kritik zu einer Stelle der Erzählung in IV 37. Tacitus berichtet hier, daß die Soldaten der Mainzer Garnison ihre Sache von der der übrigen trennten. Dann heißt es: *Vitellii tamen imagines in castris et per proximas Belgarum civitates repositae,* und hierauf: *dein mutati in paenitentiam primani quartanique et duoetvicesimani Voculam secuntur.* Fabia meint, daß die Wideraufrichtung der Bildnisse des Vitellius vor dem Ausbruch des Zwistes zwischen den Leuten des oberen und denen des unteren Heeres stattgefunden haben müsse, und tadelt daher die Ausdrucksweise des Tacitus, die diese Reihenfolge der Ereignisse nicht klar genug hervortreten lasse. Auch liege insofern eine Ungenauigkeit vor, als nicht bloß die Kontingente des oberen Heeres, sondern auch die 1. Legion, die zu der unteren Armee gehörte, sich unter den Befehl des Vocula stellte und den Eid für Vespasian erneuerte[1]). Mit den eben genannten Truppen

[1]) Beide Bedenken erledigen sich, wie ich meine, durch folgende Interpretation: Die Leute vom oberen Heer trennten ihre Sache von der der übrigen; diese Trennung hinderte jedoch nicht (daher *tamen*), daß die Bildnisse des Vitellius wider aufgerichtet wurden — insofern waren alle Kontingente noch einig; darauf aber ergriff die Leute der 1., 4. und 22. Legion die Reue. Worin die Scheidung zum Ausdruck kam, die Tacitus durch *causam suam dissociantibus* bezeichnet, und woraus sie entsprang, sagt er nicht: offenbar warfen die Leute vom oberen Heer den übrigen die Schuld an der eben erlittenen Niederlage vor; darauf deutet *res adversae discordiam peperere.* — Übrigens faßt Mommsen R. G. V S. 124 *dein* in den Worten *dein mutati in paenitentiam* meines Erachtens unrichtig als gleichbedeutend mit 'auf die Kunde von Vitellius' Tode'; denn diese Kunde gelangte erst im Laufe des Januar 70 nach Germanien, s. IV 54 *audita interim per Gallias Germaniasque mors Vitellii duplicaverat bellum. Dein* bezeichnet eine viel kürzere Zwischenzeit, vgl. IV 19 *dein paenitentia,* wo ebenfalls dem eben gefaßten Entschlusse schnell die Reue folgt.

zog Vocula zur Befreiung von Mainz; die 16. Legion und die vexilla der 5. und 15. blieben in Novaesium zurück.

Welche Legionstruppen Vocula bei sich hatte, als er im Frühjahr 70 zum zweitenmal zum Entsatz des wider belagerten niederrheinischen Hauptquartiers von Mainz aufgebrochen sich *haud procul Veteribus* befand (IV 57), gibt Tacitus nicht an, vermutlich, um sich nicht zu widerholen. Aus Voculas Rede IV 58 (*tot bellorum victores, apud Geldubam, apud Vetera,* vgl. c. 33. 34) geht jedoch hervor, daß es dieselben Legionstruppen waren, die er bei sich hatte, als er nach Aufhebung der ersten Belagerung von Vetera nach Gelduba zurückkehrte (IV 36). *Discreti a legionibus* IV 57 erklärt Fabia insofern für ungenau, als außer den Auxilien der Gallier noch andere Auxilien vorhanden waren, die sich nicht von den Legionen trennten.

Mit der 1. und 16. Legion (IV 62) kapitulierten zu Novaesium sicherlich auch die Kontingente der 4., 5., 15. und 22. Legion, die Vocula bis zuletzt unter seinem Kommando hatte. Wenn nachher die erste Legion nicht von Novaesium, sondern von Bonn auszieht (IV 62), so löst sich diese Schwierigkeit durch die Vermutung, daß nach der Kapitulation die von Bonn stammenden Truppen sich provisorisch in ihre Garnison begaben, um ihre Bagage vor der Zerstörung des Lagers zu retten. Auf diese Vorgänge in Bonn bezieht Fabia, was Tacitus für Novaesium notiert: *alii pecuniam aut carissima sibimet ipsi circumdare.*

Unter den IV 62. 70. 71. 72. 77 genannten Legionen sind überall die 1. und 16. zu verstehen; und dies ist annähernd genau, wenn man annimmt, daß Tutor die Vexille der 4. und 22. Legion mit sich nach Mainz nahm (IV 59): es sind dann nur die Vexille der 5. und 15. Legion unter jener Bezeichnung mitzuverstehen.

Alle Legionskontingente der beiden Expeditionen Voculas fanden sich unter dem Kommando des Petilius Cerialis zu Trier wider zusammen (IV 71. 72). Um den Kontrast zu vereinfachen, stellt Tacitus c. 72 die Legionare von Novaesium und Bonn allen übrigen Truppen des Cerialis gegenüber, obwohl sich unter den letzteren sicherlich Legionare von Mainz befanden, deren Schuld reichlich ebenso groß war (IV 70) als die der 1. und 16. Legion.

Zum Schluß bespricht Fabia die exzeptionelle amtliche Stellung Voculas, der vielleicht deshalb den übrigen Legionslegaten der Rheinarmee vorgezogen wurde, weil diese von geringerem senatorialem Range waren. Er wurde als Legionslegat Führer einer Armee; darum ist seine Stellung vergleichbar mit der des Caecina, Valens und Antonius Primus. Fabia unterscheidet in der Zeit seiner außerordentlichen Wirksamkeit vier Perioden, die voneinander getrennt sind durch seine Ankunft in Köln (IV 25), seine Rückkehr nach Novaesium (IV 36) und die Ermordung des Hordeonius (ebd.). In der 1. und 3. Periode ist er dem Hordeonius untergeordnet, in der 2. selbständiger Heerführer, jedoch ohne daß Hordeonius abdankt, in der 4., die bis zu seinem Tode reicht, die höchste römische Autorität am Rhein.

24) Philippe Fabia, Les prétoriens de Vitellius. Notes exegétiques sur plusieurs passages des Histoires de Tacite. Revue de philologie XXXVIII S. 32—75.

Wie die zahlreichen früheren Aufsätze Fabias zu Tacitus, so bringt auch dieser Artikel wertvolle Aufschlüsse, die durch mannigfache, zum Teil überraschende Kombinationen der Angaben des Historikers gewonnen worden sind. Ich verzeichne zunächst die Hauptergebnisse.

In den Worten II 93 *sedecim praetoriae, quattuor urbanae cohortes scribebantur* liegt insofern eine Ungenauigkeit, als die städtischen Kohorten von Vitellius nicht, wie die prätorischen, neukonstituiert, sondern nur ergänzt wurden. Dies ergibt sich aus zwei Erwägungen: erstens wird einer Entlassung der alten städtischen Kohorten nirgends gedacht, zweitens erscheinen die städtischen Kohorten in dem Kampfe des Flavius Sabinus (III 64—73) als die Gegner der Prätorianer, was unmöglich wäre, wenn die städtischen Kohorten ebenso wie die prätorischen von Vitellius neuformiert worden wären.

III 41, wo wir lesen *venere tres cohortes,* sind nicht prätorische, sondern, wie Valmaggi erkannt hat, Auxiliarkohorten zu verstehen, wie ja auch die mit ihnen ziehende *ala Britannica* eine Auxiliartruppe war. Denn die prätorischen Kohorten waren nach III 55, wo *quattuordecim* und *ceterae* (2) addiert die Zahl 16 ergeben, sämtlich in Rom. Jene 14 Kohorten, die Vitellius zur Besetzung des Appennin aussendet, sind identisch mit den III 50 genannten *praetoriae cohortes,* deren Entsendung aus Rom Tacitus erst III 55 erwähnt, weil er erst, nachdem er die Flavianer bis Fanum Fortunae begleitet hat, zu Vitellius zurückkehrt.

Von den 14 Kohorten gab Vitellius seinem Bruder Lucius 6; es blieben aber in Narnia nicht 8, sondern nur 7; denn eine begleitete den Kaiser von Mevania oder Narnia nach Rom. Diese eine Kohorte und die zwei in Rom zurückgebliebenen sind die drei Kohorten, die hernach das Kapitol belagerten (so auch Heraeus und Wolff zu III 78, 13).

In der Darstellung der Ereignisse zu Narnia III 61ff. wird verschwiegen, daß sich zugleich mit den 7 prätorischen Kohorten die Marinelegion ergab (III 67). Dies wird von Tacitus deshalb nicht ausdrücklich erwähnt, weil die Marinelegion aus Othonianern bestand und deshalb kein psychologisches Interesse bot.

Das in den Worten III 78 *qui . . . Capitolii arcem . . . adversus tris cohortes tueri nequisset* liegende Zeugnis ist nicht anzutasten: von drei prätorischen Kohorten (die Tacitus allerdings nirgends ausdrücklich als prätorische bezeichnet), die nur durch improvisierte Truppen unterstützt wurden, wurde das Kapitol genommen und darauf die Stadt gegen die andringenden Flavianer, die einen Teil ihrer Streitkräfte in Narnia und Interamna zurückgelassen hatten (III 63), verteidigt.

Von der städtischen Kohorte, die Claudius Julianus mit andern Truppen erhielt (III 57), ist nachher nicht wider die Rede. Sie mag mit Apinius Tiro (III 76) abgezogen sein; jedenfalls zeigt die Bereitwilligkeit, mit der diese Kohorte die Sache des Vitellius verriet, daß die städtischen Kohorten nicht in der selben Weise neuformiert worden waren wie die prätorischen.

Für die Reorganisation der Garde durch Mucian kamen drei Kategorien von Soldaten in Betracht, die IV 46 in. aufgezählt werden. Von der dritten Klasse, den Vitellianern, heißt es: 'es hätte viel Blut gekostet, wenn man sie kassiert oder zu den Provinzialtruppen versetzt hätte' (denn es waren 13 000 Mann, darunter 7000 Bewaffnete, nämlich die von Narnia), und darauf: 'sie (als Prätorianer) festzuhalten, hätte gewaltige Kosten verursacht' (so daß *retinenda erat* sich streng genommen nur auf die dritte Kategorie bezieht). In der Darstellung der nun folgenden Szenen wird die Anwesenheit der sieben Kohorten von Narnia von Tacitus verschwiegen, um einen reinen Gegensatz zwischen den bewaffneten Flavianern und den wehrlosen Vitellianern zu gewinnen. Denn daß nicht bloß die zugegen waren, die sich zu Bovillae ergeben oder den Sturm auf Rom überlebt hatten, sondern auch die 7000 von Narnia, zeigen die Worte *preces erant, sed quibus contra dici non posset.* So behielten die Vitellianer die ihnen von Vitellius gegebene Stellung. Die große Zahl der Prätorianer wurde dann durch Entlassungen reduziert (IV 46 extr.), bis sie vom Jahre 76 an wider neun Kohorten betrug.

Außer diesen Hauptergebnissen enthält Fabias Aufsatz noch eine Reihe kleinerer Beiträge zur Interpretation der taciteischen Berichte. II 66 in. wäre *victi exercitus* richtiger gewesen als *victarum legionum.* Denn die Aufzählung der Legionen II 66. 67 wird am Anfang von 67 unterbrochen durch den Bericht über die prätorischen Kohorten, d. h. der ursprüngliche Plan, zuerst alle besiegten Legionen nacheinander aufzuzählen, wird über den der 14. Legion gewidmeten Ausführungen vergessen und vertauscht mit einer Anordnung, die auf dem Maße der Furcht beruht, welche die besiegten Truppenteile dem Sieger einflößten: auch die Prätorianer hatten, wie die 14. Legion (II 66), erklärt, nicht besiegt zu sein (II 44). Die prätorischen Kohorten, nicht die einzelnen Leute, wurden, wie die Legionen, auf verschiedene Orte zerstreut; dies ist der Sinn von *separati primum* II 67 (wo *separati* nur der Abwechslung wegen statt *separatae* steht). So finden wir zwei prätorische Kohorten neben der 14. Legion und den Batavern in Turin (II 66). In jeder der provisorischen Garnisonen der Prätorianer befand sich ein Tribun (*arma ad tribunos deferebant* II 67), also wenigstens eine Kohorte; das Imperfekt *deferebant* zeigt, daß die Entwaffnung sich allmählich vollzog und kaum vollendet war, als der Krieg zwischen Vitellius und Vespasian ausbrach. Die Entlassung der Prätorianer und die Verteilung der othonianischen Legionen hatte Vitellius ohne Zweifel in Lyon nach seiner Unterredung mit Caecina und Valens (II 59) angeordnet. Sueton (Vit. 10) setzt die Entlassung der Prätorianer zu früh und motiviert sie verkehrt: sie wurden entlassen nicht wegen Galbas Ermordung, sondern wegen ihrer Anhänglichkeit an Otho.

Bei der Widererrichtung der Kaisergarde, die erst nach der Ankunft des Vitellius in Rom erfolgte, war außer der Wahl der Präfekten aus den Offizieren der germanischen Heere sowohl die Art der Rekrutierung aus den Legionen und Alen des Siegers als die Anzahl der Kohorten neu. Die letztere war nicht um der persönlichen Sicherheit des Kaisers willen so hoch, sondern weil Vitellius sich in möglichst

hohem Maße seinen Soldaten dankbar erweisen wollte. Die Maßregel nahm aber den Legionen und Alen ihre Elite (II 94 extr.), der Prätorianerdienst wurde herabgewürdigt: *convolsum castrorum decus.* Tacitus sagt *castrorum* statt *urbanae militiae,* weil er diesen Ausdruck, der der Zahl 20000 entsprechen würde, eben gebraucht hat und weil er die Entehrung des geachtetsten Teiles der städtischen Garnison, nämlich der Kaisergarde, besonders hervorheben will.

Das Lob, das Tacitus III 56 den Truppen des Vitellius spendet, paßt nur auf die Truppen in Kampanien und in Rom, nicht aber auf die in Narnia, von denen sich nicht sagen läßt, daß sie bis zum äußersten aushielten.

Der Ausdruck *cohortium tribunis* III 69, 2 ist zu vage: man schwankt, ob man nur die städtischen Kohorten und die der vigiles oder außer diesen auch noch die prätorischen Kohorten verstehen soll, deren unbedingte Anhänglichkeit an die Sache des Vitellius dem Sabinus bekannt war.

Die Worte *quo rectius . . . spectaret* IV 46, 6 beziehen sich nicht bloß auf *constituit,* sondern auch noch auf *producuntur* im folgenden Satz: Sieger und Besiegte sollen sich einer Prüfung unterwerfen. Diese war für die von Vitellius entlassenen Prätorianer Othos nur Formsache, für die, denen Antonius Primus, sicherlich nach dem Siege bei Cremona, das Avancement versprochen hatte *(lectus in eandem spem e legionibus miles promissa stipendia flagitabat),* vielleicht etwas ernster; was die dritte Klasse, die Vitellianer, betrifft, so rechnete Mucian auf erhebliche Abstriche als Ergebnis der Prüfung.

Die Konjekturen Weißenborns zu IV 46 *Ne Vitelliani quidem sine multa mercede pelli poterant; sed inmensa pecunia tanta vis hominum redimenda erat* sind abzuweisen, hauptsächlich deshalb, weil bei ihrer Annahme *pelli* nicht die Ausschließung durch Zwang bezeichnen würde.

Unklar sind IV 46, 11 die Worte *ac si qui aliorum exercituum.* Man könnte darunter nur die Truppen von Lyon verstehen, von wo Fabius Valens die legio Italica und die ala Tauriana mitgenommen hatte; aber zu dieser Deutung paßt nicht, wie Fabia bemerkt, der Plural.

25) F. Haverfield, Notes on the Agricola. Class. Rev. 28, 2 (1914 March) S. 43—45.

Der bekannte englische Archäologe stellt in Kürze die neueren römisch-britischen Entdeckungen zusammen, welche die Berichte in Tacitus' Agricola illustrieren. C. 12 *fert Britannia aurum:* Spuren römischer Goldminen sind im Tale des Flusses Cothy in Carmarthenshire im südlichen Wales gefunden worden. C. 14: Die Inschrift des Ti. Claudius Cogidubnus (CIL. VII 11) gehört sicherlich der Mitte oder dem dritten Viertel des 1. Jahrhunderts an, bezieht sich also auf den von Tacitus genannten *Cogidumnus.* C. 16 *coloniam invasere:* ein großer dem Claudius ähnlicher Bronzekopf, gefunden in Woodbridge in Suffolk, stammt vielleicht aus dem Tempel des Claudius zu Camulodunum (Colchester). C. 17: Da die Eroberungen des Petilius Cerialis sich schwerlich über den 54. Breitegrad hinaus erstreckt haben, müssen die in

Carlisle in Cumberland gefundenen Gegenstände aus flavischer Zeit auf Agricola zurückgehen. C. 21 *templa fora domos extruerent:* als römisch-britische Städtegründungen der flavischen Zeit müssen gelten: Silchester (südwestlich von Reading), Bath, Wroxeter (in Shropshire am Severn) und Caerwent (in Monmouth). C. 21 *linguam Romanam:* zahlreiche Graffiti zeigen, daß früher oder später selbst von den niederen Klassen in manchen Teilen der Provinz Latein gesprochen und geschrieben worden ist. Im Jahre 80 erscheinen in Britannien die Legati iuridici. C. 22. 23: Samische Scherben aus der flavischen Zeit haben sich an der Westküste zu Carlisle gefunden; nördlich von Carlisle hat man bei Ecclefechan (jenseits des Solway-Firth) Spuren römischer Befestigungen entdeckt. Dies war vielleicht Agricolas nördlichster Punkt auf der Westseite von Schottland; auf der Ostseite rückte er weiter vor: hier sind Corbridge (in Northumberland am Tyne) und Newstead am Tweed flavische Gründungen; die noch sichtbare Straße von Corbridge zum Firth of Forth muß von Agricola herrühren. C. 24: Die römischen Reste in Irland sind spärlich; der Verkehr zwischen Irland und Britannien kann im 1. und 2. Jahrhundert nur sehr gering gewesen sein; römische Kaufleute haben Irland nur selten, römische Truppen überhaupt nicht betreten. Ein Seeverkehr zwischen Irland und Gallien, wie ihn Zimmer annimmt, ist ganz unwahrscheinlich. C. 25 ff.: Nördlich des Forth hat man flavische Reste in Ardoch (einem Kastell) und in dem großen Lager von Inchtuthil (am Zusammenfluß des Tay und des Isla) gefunden. Die Römer rückten ungefähr entlang der heutigen Eisenbahnlinie vor, die von Stirling (am river Forth) nach Aberdeen führt; sie vermieden so die Grampian hills. C. 29 *Graupium:* das nördlichste der in den Niederungen von Forfar, Kincardine und Aberdeen gefundenen römischen Lager, gelegen zu Ythan Wells beinahe auf dem Breitengrad von Inverness, hat Haverfield mit dem Spaten erforscht, ohne es innerhalb der römischen Periode datieren zu können. Die Lage des *Mons Graupius* bleibt ungewiß, solange wir nicht wissen, wo die *Boresti* (Agr. 38) wohnten. C. 38 *circumvehi Britanniam:* vielleicht ist Agricolas Flotte nur an der Ostküste nach Norden gesegelt und umgekehrt, als man weit genug gekommen war, um zu sehen, daß die Landgrenze sich westwärts wendete. Die Usiper (Agr. 28) haben, wie es scheint, zuerst bewiesen, daß Britannien eine Insel ist.

IV. Sprachgebrauch.

26) Raimund Oehler, Ein militare vocabulum. WS. f. kl. Phil. 1914 S. 502.

Oehlers Bemerkung bezieht sich auf Ann. I 41, wo es heißt, daß die Legionare den jüngsten Sohn des Germanicus *militari vocabulo Caligulam appellabant.* Der Beiname werde unrichtig mit 'Stiefelchen' widergegeben; nur die Übersetzung 'Kommißstiefelchen' werde der Pointe gerecht. Die Bemerkung ist richtig.

27) Nik. Schneider, De verbi in lingua latina collocatione. Diss. Münster 1912.

Schneider beschränkt seine Beobachtungen auf Cäsar; ich erwähne die Schrift deshalb, weil G. Landgraf in seiner Anzeige DLZ. 1914

S. 1060 (vgl. J. H. Schmalz Berl. phil. WS. 1914 Sp. 375) zu dem Abschnitt, in welchem Schneider über die Stellung des Verbums im Satzanfang handelt (S. 43—62), auf charakteristische Beispiele dieser Stellung bei Tacitus hinweist. Hier darf auf meine Behandlung des Themas in der Programmabhandlung De vocabulorum apud Tacitum collocatione, Berlin, Gymn. z. Gr. Kloster 1874, hingewiesen werden, deren Ergebnisse in Nipperdeys Ausgabe aufgenommen worden sind; s. u. a. die Anmerkung zu *stabat Drusus* I 25.

28) J. J. Schlicher, The historical infinitive. Class phil. vol. IX.

Über den Gebrauch des historischen Infinitivs bei Tacitus handelt Schlicher S. 386—392. Er zeigt, daß Tacitus sich auf diesem Teilgebiet des Sprachgebrauchs im Agricola eng an das Vorbild des Sallust anschließt, während er in den größeren Werken bemüht gewesen ist, diese Ausdrucksweise seinem individuellen Stil anzupassen, namentlich da, wo es sich um die Bezeichnung einer Beziehung auf den kausalen und psychologischen Zusammenhang handelt. Der Artikel, der mit einer vollständigen Liste der Beispiele schließt, bildet eine willkommene Ergänzung zu der tüchtigen Monographie C. Hübenthals, über deren Inhalt ich JB. VIII 389 berichtet habe.

V. Handschriftliches und Textkritik.

29) K. Barwick, Nachtrag. Rhein. Mus. 68 S. 638—639.

In einem Exkurs des JB. XXXX 80 besprochenen Aufsatzes hatte Barwick nachzuweisen gesucht, daß der Cod. E des Dial. sei es nach B sei es nach dem Exemplar des Pontanus verbessert worden sei, während ich WS. f. kl. Phil. 1900 Sp. 701 zu dem Ergebnis gelangt war, daß der Schreiber von E sämtliche Emendationen, die dieser Kodex enthält, suo Marte geleistet hat. Ich stützte mich dabei auf die Beobachtung, daß E die Emendation *omnis* 10, 2 nicht aus B, in welchem das Wort überhaupt fehlt, wohl aber aus A entnehmen konnte: es müßte also, wenn eine Entlehnung stattgefunden hat, zu der unwahrscheinlichen Annahme gegriffen werden, daß E bald A, bald B (z. B. für *si illud* 16, 5) zur Kontrolle seines Textes herangezogen habe. Dieses Argument sucht Barwick durch die Annahme zu entkräften, daß E die in seiner Vorlage vorgefundene Schreibung *om̃s* zufällig oder mit Überlegung richtig aufgelöst habe. Von einer 'Auflösung' darf man hier nicht reden; denn wer *omnis* schreibt, während seine Vorlage *om̃s* bietet, ändert den Text. Ferner wies ich darauf hin, daß einige der Verbesserungen in E nicht bloß B, sondern allen übrigen Handschriften fremd sind: 22, 11 *esset,* 33, 15 *item,* 40, 17 *aut,* 40, 18 *ullius*[1]). Barwick meint, *item* und *aut* könnten rein zufällige Verschreibungen statt *idem* und *ac* sein, was ich nicht für wahrscheinlich halte; *esset* und *ullius* läßt er als selbständige Emendationen von E gelten. Man tut unter diesen Umständen doch wohl besser, sämtliche Verbesserungen in E für selbständig zu erklären, als

[1]) Diesen vier Stellen füge ich jetzt noch eine fünfte hinzu: 34, 19 steht in E und in keiner andern Handschrift *habebantque ipsius populi et diversissimarum aurium copiam.* Mit dem Einschub des *et* ist vielleicht das Richtige getroffen.

einen Teil von ihnen für Entlehnungen aus B, einen andern für eigene Erzeugnisse zu halten.

30) J. J. H(artman), Ad Taciti Historias. Mnemos. 42 S. 368. 388. 419.

In den Worten der gegen ihren Feldherrn Hordeonius Flaccus erbitterten Soldaten *quin potius interfecto proditore fortunam virtutemque suam malo omine exsolverent* H. IV 24 bezieht Heraeus das *malum omen* auf die Person des von Gicht geplagten, charakterschwachen Führers, der von seinem Zimmer und Krankenlager aus nur solche Anordnungen treffe, die dem Feinde nützen, und dadurch die *fortuna* und die *virtus* seiner Leute bedrohe. Wolff findet die böse Vorbedeutung in seinem Beinamen *Flaccus* ('welk'), Hartman in seinem Gentilnamen *Hordeonius*. Denn dieser erinnere die Soldaten an die militärische Strafe des *hordeum pro tritico datum* (Liv. XXVII 13. Plut. Marcellus 25). Wer diese Auslegung mißbilligt, wird, meint H., lachen, ohne sie zu bekämpfen. — H. IV 65 *quando neque subire condiciones metus futuri neque palam aspernari condicio praesens sinebat* weist Hartman auf die bei der Verschiedenheit der Bedeutung weder dem Autor noch dem Leser lästige Widerholung des Wortes *condicio* hin. Er hätte hier auf das 4. Heft der 'Beiträge zur Kritik und Erklärung des Cornelius Tacitus' (Innsbruck 1875) von Joh. Müller verweisen können, der über die Widerholungen bei Tacitus im Zusammenhange handelt und sich auch über diese Stelle äußert; s. JB. III 69. — H. I 40 *neque populi aut plebis ulla vox, sed attoniti vultus et conversae ad omnia aures* ändert H. *ulla* in *una*. Das ist ein Mißgriff; denn kein Leser dieser spannenden Schilderung möchte wohl gern in dem Verhalten der zuschauenden Menge das Schweigen vermissen, das der Aufmerksamkeit entspricht, mit der sie den kommenden Ereignissen entgegensieht.

31) René Waltz, Rev. de phil. 38, 1 (Jan. 1914) S. 109

versucht sich an schwierigen Stellen der zweiten Hälfte der Annalen. XIII 26 empfiehlt er *ille an auctor constitutionis fieret, retulit inter paucos,* indem er annimmt, daß *ret* durch Haplographie ausgefallen sei, und *ut* zu *ulit* ergänzt. Es handelt sich hier nicht um eine vom Senat zu treffende Entscheidung, für deren Einleitung *referre* das technische Verbum ist (vgl. das unmittelbar vorhergehende *relationem*), sondern um das consilium des Kaisers. Auch findet man *referre* in dem Sinne von 'zur Beratung stellen' nicht mit einem indirekten Fragesatz verbunden. Besser, wenn auch paläographisch schwieriger, ist Halms Vermutung *consultavit.* Dieses Verbum wird oft von Beratungen einer leitenden Persönlichkeit in vertrautem Kreise gebraucht und häufig mit einem Fragesatz verbunden, z. B. XII 48 *at Quadratus . . . vocat consilium, docet acta et an ulcisceretur consultat.* — XIV 16 vermutet Waltz *quibus aliqua pangendi facultas necdum insignis aetate: nam ii considere simul.* Er hat selbst gefühlt, daß der Ablativ den Leser stutzig machen würde; denn er bemerkt, *aetate* sei = propter aetatem ('n'ayant pas encore de notoriété à cause de leur âge'); über *nam* aber, ein völlig unpassendes Verlegenheitsprodukt, schweigt er. — XIV 60 konjiziert er *haudquaquam Nero paenitentia flagitii coniugem revocavit Octaviam:*

'ce ne fut nullement par regret de son crime que Néron, rappelant Octavie, lui rendit le rang d'épouse'. Der Vorschlag scheitert an der Tatsache, daß Nero, wie c. 61 zeigt, die Gattin nicht zurückgerufen hat; auch beraubt er den Satz seiner Verknüpfung mit dem vorhergehenden. — XV 62 schreibt er *cuius si memores essent, bonarum artium famam tam constanti amicitiae daturos:* 'en restant fidèles à sa mémoire, ils donneront à une amitié si constante, si courageuse, le renom de vertu; autrement dit: ils devront à la constance même de leur amitié le renom d'hommes vertueux'. Es handelt sich hier um den Lohn, den die Freunde Senecas für ihr treues Gedenken zu erwarten haben; deshalb ist *laturos* nicht anzutasten; vgl. H. III 19, 9. Ann. VI 34, 18. VI 3, 9. XIV 21, 22. Die Freunde Senecas sind es, die den Ruhm ernten; das Verleihen des Ruhms ist nicht ihre Sache, sondern die der öffentlichen Meinung.

32) A. Schöne, Zu Tacitus Germania. WS. f. kl. Phil. 1914 Sp. 725f. R. Philippson, Zu Tacitus Agricola 18. Berl. ph. WS. 1914 Sp. 508. J. J. H(artman), Ad Taciti Hist. II 25. Mnemos. 42 S. 354. K. Schliack, Zu Tacitus. WS. f. kl. Phil. 1914 Sp. 928f. — G. Andresen, Zu Tacitus. Ebenda Sp. 1352f.

Schöne schreibt *durantque dum colles paulatim rarescunt. si⟨c⟩ Chattos suos saltus Hercynius prosequitur simul atque deponit.* Von Zöchbauer übernimmt er *que dum,* das *et* vor *Chattos* streicht er als Flickwort. Seine Erklärung der Korruptel ist etwas kompliziert. Er nimmt an, daß die Worte *que dum colles paulatim rarescunt* in einem alten Unzialkodex zwei Zeilen füllten, daß diese Worte infolge des Homöoteleutons *durant — rarescunt* (oder *rarescant*) ausfielen und am Rande nachgetragen wurden, und daß ein die Lücke andeutendes Zeichen über *si* den Abschreiber verleitet habe, die mit *q. d. (= que dum),* das er fälschlich als *quidem* deutete, beginnenden Worte hinter *si* einzuschieben.

Philippson übersetzt auf Grund einer ihm in der Unterrichtsstunde von einem Primaner gegebenen Anregung *qui mare expectabant* 'die die Flut erwarteten'. Schiffe könnten sich nur bei Flut der Insel nähern, die Römer aber hätten die Ebbe benutzt, bei der die vada freiliegen. 'Flut' und 'Ebbe' bezeichnet Tacitus sonst durch *aestus adlabens — relabens, dilabens* oder durch *adcrescere resorberi.* Ich halte mich daher lieber an die gewöhnliche Erklärung des höchst prägnanten Ausdrucks: die Barbaren waren gefaßt auf das, was man vorzubereiten pflegt, wenn es ein Meer zu überschreiten gilt, das man nicht wie einen Fluß schwimmend passieren könne.

Hartman ändert *prospera* in *propera;* denn niemand sei so perversus, daß er in re militari irgend etwas mehr lobe als prospera. Ich halte die Änderung für ebensowenig notwendig wie IV 49, wo Pluygers *propera navigatione* statt *prospera n.* vorgeschlagen hat, und fasse, wie Heraeus und Wolff, *prospera* als Substantiv: Paulinus wollte lieber durch kluge, vorsichtige Berechnung siegen, als einen Erfolg dem Zufall verdanken.

Schliack gibt in ausführlicher Darlegung eine Begründung seiner von mir JB. XXXX 93 besprochenen Vorschläge, deren dort niedergelegte Beurteilung ich ebenso eingehend zu rechtfertigen suche.

Berlin. Georg Andresen.

Platons Lehre von der Weltseele

Vortrag gehalten am 15. Dezember 1914 in der Religionswissenschaftlichen Vereinigung zu Berlin

---

Ein einzelnes Lehrstück aus der Philosophie Platons herausnehmen und erklären, möge für die folgende Überlegung den Sinn haben: den Zusammenhang dieses einzelnen Lehrstückes mit den Motiven seiner gesamten Philosophie aufdecken. Denn das ist ja das Eigentümliche jeder Lehre Platons: sie gehören nicht nur einer bestimmten Disziplin an, alle Einzellehren durchdringen das Ganze. So war — vielleicht — die Ideenlehre zwar in den allerersten Anfängen eine ausschließlich logische Theorie, aber bald wurden eben alle Gebiete des platonischen Philosophierens durch die Ideenlehre logisiert, und es ist gerade das Charakteristischste an Platons Leistung, daß die Ethik, die bei den Philosophen vor Platon unverbunden neben den theoretischen Disziplinen gestanden hatte, durch das Band der Ideenlehre mit der Logik verknüpft wurde. Was im logischen Urteil als wahres Sein und was im sittlichen Wollen als höchster Wert erkannt wird, gehört der gleichen Ideensphäre an und ist nur auf dem einen Wege, dem der Dialektik, zu erreichen. — Wie dies die größte und fruchtbarste Synthese ist, die Platon vollzogen hat, so gibt es aber auch im übrigen bei ihm keine Lehre, die nicht den gleichen synthetischen Geist ihres Schöpfers verriete, in dessen Philosophie es isolierte Stücke überhaupt nicht gibt. Seine Lehre von der Dreiteilung der Seele z. B. mag zu Beginn — vielleicht — lediglich psychologischen Zwecken gedient haben. Im Staate aber wird sie die Grundlage der neuen Gesellschaftsordnung: die drei Teile der Seele bieten die Möglichkeit, die drei von Natur aus verschiedenen Klassen des Volkes sinngemäßer Bestimmung entgegenzuführen. — Ja, wie sogar solche Lehrstücke, die Platon von Vorgängern übernahm, für ihn nicht nur ein bestimmtes Glied einer bestimmten Beweiskette bedeuten, sondern wie auch sie mit seinen eigenen Motiven zu einem unlöslichen, nie wider aufgegebenen Zusammenhang verschmelzen, dafür kann seine Widerkunftslehre Zeugnis ablegen. Ursprünglich, im Phaidon, scheinbar nur Teil eines umfangreichen Beweises aus dem Gebiet des Substanzproblems, verbindet sich die Widerkunftslehre immer inniger mit den letzten Tendenzen seines philosophischen Schaffens und geht in dem Organismus seiner Lehre nie wider verloren. Dies soll nicht nur ein Bild sein. Wenn das Wesen des Organismus darin besteht, daß sämtliche Teile sich auf das Ganze beziehen, daß 'in aller Variation der Ent-

wicklung ein bleibendes Wesen sich zeigt', so ist Platons Lehre in der Tat eine organische Erscheinung; und bei einer solchen können wir keinen anderen Sinn aus einem abgesonderten Lehrstück gewinnen wollen als: den Zusammenhang mit den Grundmotiven des platonischen Denkens überhaupt. Wenn das Thema also der platonischen Lehre von der Weltseele gilt, so ist von vornherein klar, daß es sich nur um die allerentschiedenste Alternative handeln kann. Entweder ist der Zusammenhang mit den Grundmotiven der Gesamtlehre vorhanden oder nicht; im zweiten Falle ist die Lehre, wie es Gilbert[1]) unlängst ausgesprochen hat, 'als eine durchaus unorganische späte Zutat zu Platons ursprünglicher Weltanschauung anzusehen'[2]); im ersten Falle ist sie für den Platonismus unentbehrlich und aus seinen echten Tendenzen erwachsen. Die zweite Ansicht gewinnt durch Th. Gomperz' Autorität immer weitere Verbreitung, sie ist augenblicklich die herrschende; die erste scheint mir die richtige zu sein.

Der Text, den der Timäus über die Weltseele bietet, gliedert sich in vier Abschnitte, deren letzter widerum in vier Teile zerfällt.

I. Die Erschaffung des Weltalls, Tim. 29 E bis 30 B.

Welcher Grund hat Gott, der das All, das Reich des Werdens, schuf, zu dieser Schöpfung bewogen? Seine Güte. Denn er ist gut, und in einem Guten entsteht niemals und in keiner Beziehung Neid. Gott aber, frei von Neid, wollte, daß alles ihm selbst so ähnlich wie möglich werde. Dies ist der Ausgangspunkt des Werdens und der Welt. Da nun Gott wollte, daß, soweit möglich, alles gut und nichts schlecht sei, so führte er, da er alles, was sichtbar war, nicht in Ruhe, vielmehr in regelloser und ungeordneter Bewegung vorfand, es aus der Unordnung in die Ordnung hinüber, weil er glaubte, dieser Zustand sei schlechthin besser als jener.

Es bestand aber damals wie heute das Gesetz, der Beste könne nichts anderes als das Schönste hervorbringen, und da fand er nun bei seiner Erwägung, daß unter den ihrer Natur nach sichtbaren Dingen kein vernunftloses Werk jemals schöner sein werde als ein vernunftbegabtes, wenn man beide als Ganze einander gegenüberstellt, daß aber widerum Vernunft ohne Seele unmöglich irgendeinem Gegenstande zuteil werden könne. Dieser Schluß veranlaßte ihn, die Vernunft in eine Seele und die Seele in einen Körper hineinzubilden, und er gestaltete so aus ihnen den Bau des Weltalls, um in dieser Weise naturgemäß das möglich schönste und beste Werk zu vollenden. Und so darf man es denn mit Wahrscheinlichkeit aussprechen, daß diese Welt als ein wirklich beseeltes und vernünftiges Wesen durch Gottes Fürsorge entstanden ist. —

In diesem ersten Abschnitt sind folgende beiden Gedanken ausgesprochen: Erstens, die Welt ist eine Schöpfung, 'denn sie ist sichtbar, fühlbar und hat einen Körper' (28); als Schöpfung muß sie nicht nur einen Urheber haben — denn 'alles Werdende muß durch eine Ursache werden' (28), sondern auch einen Sinn, der früher ist als ihre Existenz;

einen Sinn, der aller empirischen Kausalität schon vorausliegt. Ist aber der Weltschöpfer Gott und ist Gott die Idee des Guten (Staat 517 B), so ist das Gute der Sinn der Welt; ihre Ursache, denn für Gott kann es, dem Begriffe nach, nichts anderes geben, was seinen Willen bewegt; ihr Zweck, denn als seine Tat muß die Welt gottähnlich, d. h. gut, soweit als möglich, werden. Diese Einschränkung ist nötig, weil die Welt als Geschaffenes nicht ganz vollkommen sein kann: Gott bildet die Welt zwar als ein Abbild der Ideen, aber er bildet sie in den Raum hinein: das ὄντως ὄν in das μὴ ὄν; daher besteht in der Welt neben dem wahren αἴτιον ein ξυναίτιον, neben dem ewigen transzendenten Zweck eine natürliche Notwendigkeit (Tim. 46 C, 48 A, 68 E). So muß der Weltprozeß, der sich im Raume abspielt, Widerstände gegen die Verwirklichung des höchsten Zweckes aufweisen, und besonders im einzelnen [3]) kann bei der aus Seiendem und Nichtseiendem, aus Idee und Unlogischem gebildeten Welt von einer absoluten Vollkommenheit nicht die Rede sein, kann das Gewordene den Vergleich mit dem Ewigen nicht aushalten; aber im ganzen ist sie als Produkt der göttlichen Vernunft der meilleur des mondes possibles. So verlangt es der teleologische Gedanke. Zweitens, da die Welt so vollkommen wie möglich sein soll, so kann ihr die Vernunft nicht fehlen; Vernünftigkeit aber setzt Beseelung voraus; also muß eine Seele der Welt angenommen werden.

Die Form, die Platon diesen einleitenden Gedanken gibt und die er für die ganze Darstellung beibehält, nennt man wohl die des Mythus. Aber es ist zu bedenken, daß dieser Mythus nicht ein mehr oder weniger passendes Bild für das vorliegende Problem bieten will, sondern das möglichst adäquate Bild. Es ist nicht die Art des Mythus, die wir z. B. aus dem Phädon kennen, wo zur Verdeutlichung einer Vorstellung mehrere Mythen vorgetragen werden, die einander in Einzelheiten sogar widersprechen, sondern es ist die Art, da für die höchste Erkenntnis, für deren Widergabe Worte versagen, die Gestaltung eines 'wahrscheinlichen' Mythus gleichsam eine Maximalaufgabe für den Denker bedeutet. 'Denn den Vater dieses Alls zu finden ist schwierig, und wenn man ihn gefunden hat, unmöglich, sich für alle verständlich über ihn auszusprechen' (28 D). Diese Schwierigkeit beruht hier wie überall, wo bei Platon Mythen dieser Klasse das letzte Wort sprechen, darauf, daß es gilt, einen Gegenstand zu erfassen, der den beiden Arten, wie wir Menschen überhaupt ein Objekt erfassen können, durch den Verstand und durch den Willen, nicht mehr adäquat ist, da in ihm beides vereinigt ist. — Auf unseren Fall zurückzukommen, zollt der Mathematiker Platon dem Vater des Alls die größte Verehrung, wenn er ihn als baumeisterlichen Gott sich vorstellt.

II. Der Ort der Weltseele, Tim. 34 B.

Die Weltseele nun pflanzte Gott in die Mitte des Weltkörpers ein und spannte sie nicht bloß innen durch das ganze Weltall aus, sondern umkleidete den Weltkörper auch noch von außen mit ihr. Und so bildete er dann den Himmel als einen im Kreise sich drehenden Um-

kreis, welcher, einzig und einsam, durch seine Vortrefflichkeit mit sich selber des Umgangs zu pflegen vermag und keines anderen dazu bedarf, sondern hinlänglich bekannt und befreundet ist mit sich selber. So schuf Gott die Welt, die selbst durch all dies zu einem seligen Gotte ward. —

Im Text geht diesem Abschnitt die Erschaffung des Weltkörpers voran: Es kann nur eine Welt geben, denn das Bestmögliche kann dem Begriffe nach nur einmal vorhanden sein, auch kann die Welt als Abbild der Idee des Lebens kein anderes Exemplar neben sich haben (Tim. 31)[4] — sonst müßte ja das Urbild die Idee einer besonderen Art von Leben sein —; vielmehr, wie die Idee des Lebens alle Ideen der besonderen Lebewesen in sich schließt, so enthält das 'einzige, sichtbare, lebendige Wesen', die Welt, alle ihrer Natur nach mit ihm verwandten, belebten Wesen in sich. Die Welt als Ganzes ist dem Werden der Teile übergeordnet, 'sie kennt nicht Alter und Krankheit' (33); ihre Gestalt ist die Totalität aller Gestalten, die Kugel; ihre Bewegung die vollkommenste aller Bewegungen, die Kreisbewegung. Diesen Körper durchdringt und umfaßt die Weltseele; sie ist der Welt in vollendeter Weise immanent. Daß ihr der Umgang mit sich selbst genug ist, ist der bildliche Ausdruck für ihre vollkommene Autarkie. Durch sie wird die Welt zu einem 'geschlossenen Ganzen'[5].

III. Der Rang der Weltseele, Tim. 34 C.

Gott aber hat die Seele nicht erst nach dem Körper gebildet; so reden wir nur von der Sache, die, wie ja häufig, vom Zufall und Geratewohl abhängen. Denn er würde, als er beide zusammenfügte, nicht zugelassen haben, daß der Ältere von dem Jüngeren beherrscht werde. Vielmehr ist die Seele, ihrer Entstehung und Vortrefflichkeit nach, früher und älter als der Körper; sie ist seine vollkommene Gebieterin. —

Der Gedanke ist also: um die Immanenz der Seele auszusprechen, müssen wir fälschlich im genetisch verfahrenden Mythus die Körpersubstanz, der sie immanent ist, bereits voraussetzen. Dies kritische Fragezeichen fügt Platon der mythischen Darstellung gerade an diesem Punkte bei, an dem unmittelbar die Erschaffung der Weltseele beginnt; wir werden also daran erinnert, daß die nunmehr folgende genetische Darstellung der Erschaffung der Seele vom 'Zufall und Geratewohl' unserer menschlichen Vorstellung abhängt.

IV. Die Erschaffung der Weltseele, Tim. 35 A bis 37 C.

Die Erschaffung der Weltseele zerfällt in vier Akte.

1. Die Mischung.

Gott schuf die Seele auf folgende Weise und aus folgenden Bestandteilen:

a) Die unteilbare und sich selbst immer gleichbleibende Substanz und

b) die an den Körpern haftende teilbare Substanz

mischte er zu einer dritten Substanz, nämlich zu der zwischen der Natur des Sichselbstgleichen und der des Anderen in der Mitte stehenden

Gestaltung des Seins. Dann stellte er sie alle drei in eine Reihe vor sich hin, so daß die durch die Mischung entstandene in der Mitte zwischen der teilbaren und der unteilbaren stand, und bildete aus diesen dreien eine einzige Gestaltung zusammen, indem er die schwer vereinbare Natur des anderen mit der des Sichselbstgleichen gewaltsam in Einklang brachte. So machte er aus dreien eins. —

Im Anfang waren also zwei Ursubstanzen vorhanden gewesen, von denen die eine das Körperliche, die andere das Ideelle bedeutet. Diese Ausdrücke des Mythus sind immer unter dem genannten Vorbehalt zu verstehen. Es gibt zwar natürlich seit Ewigkeit die Ideen, aber noch gar nichts Körperliches, dennoch darf der Mythus von zwei Ursubstanzen reden. Die körperliche Substanz (nennen wir sie a) ist teilbar; die ideelle (sie heiße b) ist unteilbar. Teilbarkeit ist der zusammenfassende Ausdruck für die Hauptunterschiede zwischen Materiellem und Ideellem. Sie werden durch den ersten Akt zu einer neuen Substanz gemischt, in der die Ursubstanzen ganz und gar aufgehen; wie etwa eine chemische Verbindung etwas ganz Neues ist gegenüber den Konstituenten und Eigenschaften hat, die den Elementen nicht zukommen. Dieser neuen Substanz (c) würde also vergleichsweise Wasser entsprechen als Produkt von Wasserstoff und Sauerstoff. Die neue Substanz (c) hält nun die Mitte — nicht etwa zwischen a und b — sondern zwischen zwei neuen Bestimmungen, die genannt werden: das Andere und das Sichselbstgleiche (α und β). C ist also eine Gestaltung des Seins, welche nicht ranggleich mit a und b, mit Körperlichem und Ideellem steht, sondern mit α und β, mit dem Sichselbstgleichen oder Beharrenden und dem Anderen oder Wechselnden. D. h. sie steht in der Mitte von zwei Bestimmungen, die bestimmte Erkenntnisrelationen bedeuten. Die Relation des Sichselbstgleichen ist natürlich dem Ideellen, Unteilbaren verwandt; die des Anderen ist dem Körperlichen, Teilbaren verwandt. Die neue Substanz hat also die Eigenschaft, daß sie in beiden das Verhältnis der Identität und das der Verschiedenheit zu erkennen vermag. Wenn es nun beim ersten Akt sein Bewenden hätte, so wäre weiter nichts erreicht, als daß es statt zwei drei Substanzen gäbe. Durch einen nochmaligen Mischungsakt aber wird nunmehr der neuen Substanz ein Vermögen verliehen, das sie weit vor den beiden anderen Substanzen auszeichnet. Die neue Substanz (c) wird nämlich noch einmal mit a und b gemischt, jetzt aber nicht mehr im Sinne einer chemischen Verbindung, sondern einer mechanischen Vereinigung, wie etwa Sauerstoff und Stickstoff gemengt Luft ergeben, so daß die Teile der zweiten Mischung immer 'gesondert an der Weltseele' hervortreten und nur ein Zusammenwirken bereits vorhandener Eigenschaften ermöglicht wird. Welcher Art dies durch Zusammenwirken bereits vorhandener Eigenschaften gewonnene Vermögen ist, kann nicht zweifelhaft sein: wenn die Seelensubstanz durch die erste Mischung Erkenntnisrelationen erhielt zu zwei anderen Substanzen, so erhält sie jetzt, wo sie nicht nur aus beiden Prinzipien der ersten Mischung, sondern aus ihnen und sich selbst gemischt wird, notwendig die Selbstbeziehung, d. h. das Vermögen der Selbsterkenntnis. Nun erinnern wir uns: die Seele war der ganzen Welt immanent ein-

gespannt, also findet allenthalben in der Welt die dreifache Beziehung der Erkenntnis der Seele statt: die Erkenntnis identischer Verhältnisse, die Erkenntnis der Verschiedenheit und die Selbsterkenntnis.

Der erste Teil der Erschaffung der Weltseele hatte also das Ergebnis, daß die Substanz der Seele geschaffen und mit den drei fundamentalen Erkenntnisvermögen ausgestattet worden war. Es folgt der zweite Teil der Erschaffung, die Teilung der Weltseele, durch die die Seele zur Harmonie der Welt wird.

2. Die Teilung.

Dieses eine Ganze aber teilte er wieder in so viele Teile, als sich geziemte, so daß ein jeder mit dem Sichselbstgleichen, dem Anderen und der Substanz des Seins zusammengesetzt war. Er unternahm aber die Teilung nach den Verhältnissen des musikalisch-harmonischen Systems, so daß die Intervalle zwischen den einzelnen Verhältnissen wider durch andere kleine Intervalle ausgefüllt wurden . . . so daß die Mischung ganz und gar verbraucht wurde.

Es folgt nun im Text die genaue Aufrechnung der Teile[6]). —

Uns soll aber hier nicht die — im übrigen durch Böckh ganz geklärte — Frage beschäftigen, auf Grund welcher zahlenmäßigen Prinzipien die Teilung der Weltseele vorgenommen wurde, sondern nur die Frage: warum wurde die Seelensubstanz geteilt? Wir hatten gesehen, daß die Substanz der Seele die ganze Welt durchdringen soll, also jedem Teil des Weltkörpers sollen die in der Weltseele vorhandenen Urgründe alles Seins immanent sein. Daher muß die Seelensubstanz im Mythos zunächst einmal geteilt und zwar ganz aufgeteilt werden. Aber eine zweite Frage entsteht. Bei dieser Teilung stellt er sich die Seele als Saite vor und teilt sie nach dem harmonischen Prinzip der Töne. Also geteilt muß werden, aber warum nach dem harmonischen Prinzip? Er sagt es selbst an einer späteren Stelle Tim. 47 E, wo er von der menschlichen Seele redet: 'Die Harmonie, welche mit den Umläufen der Seele in uns verwandte Umläufe hat, erscheint dem, der vernunftgemäß des Umgangs mit den Musen pflegt, nicht bestimmt als zu einem bloßen vernunftlosen Vergnügen — sondern sie ist uns als Helferin verliehen, um den in Zwiespalt geratenen Umlauf der Seele in uns zur Ordnung und Übereinstimmung mit sich selber zurückzuführen.' Es liegt also zugrunde die Anschauung: die Harmonie der Töne sei mit den Umläufen der Menschenseele verwandt. Wie kommt Platon zu dieser Anschauung? Es sind die Umläufe der Menschenseele nur Teilerscheinungen der Umläufe der Weltseele; die Umläufe der Weltseele aber sind nichts anderes als die ideellen Gesetze, die den Umläufen des Weltkörpers, der Gestirne zugrunde liegen; diese Gesetze aber sind die gleichen wie die der Tonkunst. 'Zwischen den einzelnen Himmelssphären besteht eine auf die Grundverhältnisse der Tonkunst zurückzuführende Harmonie', so daß die sieben Planetenbahnen eine Harmonie bilden.

Dies also ist der Grundgedanke der Teilung: Die Seele muß geteilt werden, damit ihre Substanz alle Teile der Welt durchdringen kann.

Die Methode der Teilung aber ist das harmonische Prinzip, welches sowohl der Einteilung der Himmelssphäre zugrunde liegt als auch den Umläufen sogar der menschlichen Einzelseele verwandt ist.

3. Die Spaltung.

Dies ganze zusammengefügte Gebilde nun spaltete Gott der Länge nach in zwei Teile, verband diese Teile kreuzweise in der Mitte, so daß sie die Gestalt eines Chi bildeten, und bog dann jeden von beiden in einen Kreis zusammen, so daß er also jeden mit sich selbst und beide miteinander in dem Punkte verknüpfte, der ihrer Durchschneidung gegenüberlag, umschloß beide mit der auf dieselbe Weise und in demselben Raume herumgeführten Bewegung und machte den einen dieser Kreise zum äußeren, den anderen zum inneren. Die äußere Bewegung sollte aber der Natur des Sichselbstgleichen, die innere der Natur des Anderen angehören. Doch führte er jene in der Richtung der Seite nach rechts herum, diese in der Richtung der Diagonale nach links. Das Übergewicht aber verlieh er der Umkreisung des Sichselbstgleichen und Gleichartigen. Denn sie allein ließ er ungespalten, die innere dagegen spaltete er sechsmal in sieben ungleiche Kreise, je nach den Zwischenräumen des Zweifachen und Dreifachen, und gebot den Kreisen einander entgegenzurollen, dreien nämlich mit gleicher, den vier anderen aber mit einer zwar unter sich und von den drei ersten verschiedenen, doch nach einem bestimmten Verhältnis festgesetzten Schnelligkeit. —

Im zweiten Akt der Schöpfung hatte die Weltseele eine arithmetische Funktion: sie drückte die Grundverhältnisse des astronomischen Systems zahlenmäßig aus. Da diese Zahlen mit den Tonverhältnissen der Saitenlängen zusammenfielen, wurde die Seele durch die Teilung zur Harmonie der Welt; jetzt erhält sie durch die Spaltung stereometrische Bedeutung[7]), sie wird — um mit dem Mythos zu sprechen — zum Gerüst der Welt, oder unbildlich: sie wird zum Gesetz, nach dem das Gerüst der Welt gebaut wird, die sich gleich bleibenden Fixsternkreise und die veränderlichen Planetenbahnen. Wie sie daher vorher als Saite gedacht war, so erscheint sie jetzt als Balken, der der Länge nach in zwei Stäbe gespalten wird, die kreuzweise schiefwinklig übereinander gelegt werden, so daß beide, zu Kreisen umgebogen, in verschiedenen Ebenen liegen und einander zweimal schneiden. In diesem Weltgerüst ist der eine Kreis naturgemäß der äußere, der andere der innere. Jener wird der Kreis des Selbigen, dieser der des Anderen genannt.

Auch hier will ich mich auf die nähere mathematische und astronomische Untersuchung nicht einlassen und nur kurz erwähnen:

Der äußere Kreis ist die Sphäre der Fixsterne (da er alles umspannend und im Gegensatz zum anderen Kreis einheitlich gestaltet ist, heißt er passend der Selbige). Dieser wird durch nochmalige sechsfache Spaltung (daher der Kreis des Anderen) zu den sieben Kreisen der Planeten. Die Sphäre der Planeten aber ist von der der Fixsterne bedingt, sie ist schlechter als die andere. — Unter jenem schiefen Winkel also sind die beiden einander schneidenden Kreise der täglichen Bewegung des Fixsternhimmels oder des Äquators mit seinen Parallelkreisen um die Achse

und der der Ekliptik verstanden, von denen sich der erste Kreis nach rechts, der andere nach links bewegen soll, d. h. jener von Osten nach Westen, dieser von Westen nach Osten[8]). — Die drei Planeten, deren Bewegung an Geschwindigkeit gleich sein soll, sind Sonne, Venus, Merkur. — 'In der Drehung dieser Kreise bewegt sich die Seele, von dem Mittelpunkt der Welt bis zum Umkreis verbreitet und sie von außen umhüllend, in sich selbst; und da nun alles Körperliche in dieselbe eingebaut ist, so bewirkt sie eben damit auch seine Bewegung[9])!' Es kann also gar kein Streit darüber sein, ob die eben besprochenen Bewegungen rein ideell sind, oder ob die Weltseele materiell als Doppelbahn gedacht werden soll. Zunächst steht im Platon noch kein Wort darüber, daß die eine Bahn die der Planeten, die andere die Sphäre der Fixsterne ist, aus dem einfachen Grunde, weil es noch gar nichts Körperliches gibt, dies wird erst später erschaffen, 'nachdem im Sinne des Meisters die ganze Zusammenfügung der Seele erfolgt war'. Insofern ist also die ganze Schilderung zunächst nicht materiell zu nehmen; in dem Momente aber, da das Körperliche geschaffen wird, tritt auch die Seele zu diesem in Beziehung, und zwar als Herrin[10]), und es heißt ausdrücklich, nachdem von der Schöpfung des Körperlichen geredet ist, — 'und der Körper der Welt ward sichtbar, die Seele aber zwar unsichtbar, doch der Vernunft und Harmonie der Gedankenwelt teilhaftig'. Weder die Ansicht, nur das Ideelle spiele eine Rolle in der Schilderung, noch die, alles sei ganz körperlich von Platon gemeint, erschöpfen das Verständnis unserer Stelle. Ideelle und materielle Gestaltung bilden ein Nacheinander, und da durch das letzte das erste natürlich nicht aufgehoben werden kann, in Ewigkeit ein Nebeneinander.

4. Die Verflechtung.

Als nun nach der Weisheit des Meisters die ganze Schöpfung der Seele beendigt war, bildete er alles Körperliche innerhalb derselben und führte es mit ihr in Einklang zusammen, die Mitte der Mitte verbindend. Der Weltseele aber, indem sie sowohl von der Mitte aus bis zum äußersten Himmel das Weltall verflechtend hindurchdrang als auch es von außen umschloß, ihr, die sich selbst umkreiste, begann der göttliche Anfang eines unvergänglichen und vernünftigen Lebens für alle Zeit. Und der Körper des Himmels war sichtbar, die Seele aber zwar unsichtbar, doch, was sie eben zur Seele macht*), der Vernunft und Harmonie der Gedankenwelt und des ewig Seienden teilhaftig und so durch den edelsten Schöpfer das edelste aller Geschöpfe.

Aus der Natur des Sichselbstgleichen nämlich, aus der des Anderen und aus ihrer eigenen Wesenheit gemischt und nach einem bestimmten Verhältnis geteilt und verbunden und in ihrem Kreislauf zu sich selbst zurückkehrend, wird sie, wenn sie mit irgend etwas in Berührung kommt, mag es nun vom teilbaren oder unteilbaren Wesen sein, durch

*) *αὐτὴ δὲ ἀόρατος μὲν λογισμοῦ δὲ μετέχουσα καὶ ἁρμονίας ψυχὴ τῶν νοητῶν ἀεί τι ὄντων.* Daß die starke Betonung der *ψυχή* in der Übersetzung gerechtfertigt ist, beweist Susemihl Übers. I S. 696 A 1.

ihr ganzes Selbst hindurch bewegt und sagt sich, womit irgend etwas identisch oder wovon es verschieden ist, und in welcher Hinsicht und Weise und Zeit jegliches zu jeglichem in Beziehung steht, sowohl unter dem Werdenden als auch dem stets sich selbst Gleichbleibenden. Wenn aber diese Betrachtung der Seele, die, ob sie nun dem Anderen oder dem Sichselbstgleichen sich zuwende, gleich wahr ist, und die in dem sich selbst Bewegenden völlig lautlos vor sich geht, auf das sinnlich Wahrnehmbare gerichtet ist, und der richtige Kreislauf des Anderen die Kunde durch die ganze Seele verbreitet hat, dann entstehen sichere und wahre Annahmen und Meinungen. Wendet sie sich dem Denkbaren zu und erhält sie von dem richtig rollenden Kreislauf des Sichselbstgleichen die Kunde, dann vollendet sich notwendig Denkkraft und Willen. Wenn aber jemand das, in dem dies beides vor sich geht, anders als Seele nennen wollte, so würde er alles mehr als die Wahrheit sagen. —

Der letzte Teil des Textes handelt von zweierlei: erstens von der Bewegung, zweitens vom Denken. Die Bewegung der Seele ist die einzige existierende Bewegung, die in sich und durch sich stattfindet. Diese Selbstbewegung wird identifiziert mit der Selbsterkenntnis: Die Weltseele gewinnt, den Kreis des Sichselbstgleichen beschreibend, Vernunfterkenntnis, den Kreis des Anderen beschreibend, wahre Vorstellungen. Nun ist jener Kreis der der Fixsterne, dieser der der Planeten. Die Argumentation ist also unabweisbar: Der Kreis der Fixsterne erzeugt Wissen, der der Planeten Vorstellungen [11]). Nur darf man natürlich nicht die Bahnen der Sterne mit den Sternen selbst verwechseln. Die Sterne existieren noch gar nicht, sie werden erst später in ihre Bahnen eingesetzt. Die Sternbahn ist nichts Physikalisches, nicht einmal die Sterne selbst, ja überhaupt gar kein Körper ist nach dem Timäus (vgl. 53 c) in Wahrheit etwas Physikalisches; es gibt in Wahrheit nur mathematische Körper, d. h. es gibt nur Gesetze der Körper. Der ganze Weltleib ist das große mathematische Gesetz des Alls — ohne jede Spur von physikalischem Schein, der nur den vergänglichen Einzelkörpern kraft ihrer Auflösbarkeit anhaftet. Die Weltseele aber ist das Vollkommenste an diesem mathematischen Weltleib, nämlich das Organ dafür, daß das Gesetz dem Weltleib zum Bewußtsein kommt. In diesem Sinne wird hier Bewegung und Denken identifiziert. Alle Willenskraft, alle Erkenntnis ist 'Autologie'.

Die Einzelheiten des Schöpfungsaktes also noch einmal zusammengefaßt, sei folgendes festgestellt:

Die Welt ist ein Werk Gottes. Ganz vollkommen kann sie als Gewordenes zwar nicht werden, aber sie soll nach Gottes Willen als Ganzes möglichst vollkommen werden. Dazu muß sie vernunftbegabt sein, also eine Seele haben. Diese Seele, teilhaftig der Harmonie der Ideenwelt, ist das edelste aller Geschöpfe. Sie ist dem Weltkörper in vollendeter Weise immanent, dem Rang und dem Alter nach ihm übergeordnet. Ihre Erschaffung ist der vollendetste Schöpfungsakt. Ihrer Zusammensetzung nach enthält sie die Ursubstanzen und ist begabt mit dem Vermögen, die verschiedensten Erkenntnisarten in sich zu fassen. Kraft ihrer Teilung wird sie zur Harmonie der Welt; kraft ihrer Spaltung

zum Gesetz der Struktur des Kosmos; kraft ihrer Verflechtung Ursache aller Erkenntnis.

Der Sinn der Lehre.

1. Martin hat einmal über den Timäus gesagt: *'C'est dans ce dialogue que Platon semble avoir voulu indiquer la liaison des thèmes éparsés avec tous les autres.'* Der Timäus ist sicherlich kein Dialog nur über Naturphilosophie und Physik, er enthält Psychologie und Ethik, Theologie und Erkenntnislehre in einer großen Synthese. Diese erreicht ihren Gipfel in der Weltseelenlehre: so viele Teile des Schöpfungsaktes und so viele Bestimmungen über die Natur der Seele, ebenso viele Beziehungen zu den verschiedenen Wissenschaften. Zuerst wird jeder an die Dialektik denken und sich fragen: ist die Weltseelenlehre denn vereinbar mit der Ideenlehre? Es ist immer platonischer Grundsatz gewesen, von der Verschiedenheit und Anzahl der Erkenntnismöglichkeiten auf die Verschiedenheit und Anzahl der Erkenntnisobjekte zu schließen. So war er früher, als er den Unterschied zwischen Wahrnehmung und Denken erstmalig in seiner Tiefe erfaßt hatte, zur Zweiweltentheorie gekommen: der Sinneswahrnehmung mit ihren nur relativen Bestimmungen entspricht als Objekt die Welt des Werdens, die immer fließende und schwankende. Dem begrifflichen Denken mit seinen unabänderlichen Feststellungen entspricht als Objekt die Welt des Seins, ihr beharrender Bestand. Nun hatte sich aber für bestimmte Gebilde die eigentümliche Zwischenstellung ergeben, daß sie, wie die Ideen ewig und unveränderlich, doch von den sichtbaren Körpern her einen sinnlichen Schein angenommen hatten; das sind die mathematischen Größen, da ja in ihnen die Einheit der Idee in eine Vielheit aufgelöst erscheint. Und nicht nur die mathematischen Körper! Platon definiert auch mehrmals die Zahlen geradezu als das Mittlere zwischen dem *νοητόν* und *αἰσθητόν*. So war das Mathematische im Philebus das Mittelglied zwischen den beiden Welten geworden. Das hatte Platon längst eingesehen, daß die Ideen, mochten sie noch so hoch über allem Irdischen erhaben sein, dennoch an den Dingen müßten aufgesucht werden können; sie sind in ihnen gegenwärtig, sind ihre Muster, die Dinge haben an den Ideen teil. Und wider ist der Weg der Erkenntnistätigkeit maßgebend für ihn: wie wir von der Sinneswahrnehmung nur über die mathematische Erkenntnis zum höchsten begrifflichen Denken fortschreiten, so kann die Idee in den sinnlichen Dingen, so kann das Sein in dem Werden nicht erscheinen ohne das Mittelglied der von mathematischen Gesetzen beherrschten Harmonie. Dies dialektische Prinzip des Philebus, das *πέρας*, die Formbestimmtheit, wie es Platon nennt, oder einfach das Mathematische, wie Aristoteles in seinem Bericht über die platonische Lehre es nennt, es deckt sich nun genau mit der Weltseele, wenn wir sie nur von ihrer dialektischen Seite aus betrachten. Sie steht zwischen den sinnlichen Dingen und den Ideen in der Mitte, weil sie die mathematischen Verhältnisse und zwar alle mathematischen Verhältnisse in sich zur Einheit zusammenfaßt. Hier wie dort ein notwendiges Zwischenglied; nur ist hier und dort die Zwischenstellung jenes Prinzips von zwei verschiedenen Stand-

punkten aus betrachtet. Während das Prinzip des Philebus wesentlich von seiten der Seinslehre aus Geltung hat und daher besonders in seiner Bedeutung für die menschliche Erkenntnis als Mittelglied wichtig ist, ist daraus in der Weltseele ein Vermittlungsglied geworden, das zwischen den Erkenntnisobjekten tatsächlich wirksam ist. Seine Bedeutung liegt nicht darin, daß die Sinneswahrnehmung über die mathematische Erkenntnis zur höchsten begrifflichen hinaufsteige, sondern darin, daß vermittels seiner das ideelle Sein in der Materie, soweit dies möglich ist, wirksam werde. Dies Zwischenglied ist 'unsichtbar' wie alles Ideelle, aber 'geworden' wie alles Körperliche; eine Brücke, die zwei verschiedenartige Gebiete über einen tiefen Abgrund hin verbindet und daher mit ihren Fußpunkten in heterogenste Fundamente eingelassen ist. Die Ideen sind das Seiende, die Materie an sich ist das Nichtseiende; aber durch die Erschaffung der Welt tritt die Materie aus dem Zustand des schlechthin Nichtseienden heraus; sie wird allerdings für Platon nicht wie für Aristoteles dadurch ein δυνάμει ὄν, sie bleibt μὴ ὄν; der Dualismus zwischen ὕλη und εἶδος bleibt. Aber 'was nicht war, nun will es werden zu reinen Sonnen, farb'gen Erden, in keinem Falle darf es ruhn'[13]). Dafür ist jene Brücke da, das Verkehrsorgan, um die ideellen Verhältnisse aufzunehmen, die Welt zum κόσμος zu machen. Dieses Organ von zwitterhafter Natur, aus Seiendem und Nichtseiendem gemischt, muß arithmetisch aufgeteilt sein, um in die Vielheit einzugehen. Beide Bestimmungen der Weltseele sind ihrer dialektischen Funktion genau entsprechend.

Wenn man also als das Grundmotiv der platonischen Dialektik bezeichnen kann: die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Erkenntnis und Erkenntnisobjekt, so steht die Weltseele als Objekt der mathematischen Erkenntnis sicherlich mit jenem Grundmotiv in engster Beziehung. Und das gleiche ergibt sich, wenn wir von einer anderen Seite her an das Problem der Weltseele gehen.

2. Bevor Platon im Timäus zur Erschaffung der Weltseele übergeht, sagt er (27 D): 'Man muß nach meiner Meinung zuerst folgendes unterscheiden: wie haben wir uns das immer Seiende, welches kein Werden zuläßt, zu denken? Und wie das immer Werdende, welches niemals zum Sein gelangt? Das erste als dem Denken erfaßbar vermöge des vernünftigen Bewußtseins, eben weil es ein solches ist, welches immer dasselbe bleibt; das zweite dagegen als bloß der Vorstellung zugänglich vermöge der bewußtlosen Sinneswahrnehmung, eben weil es ein solches ist, das dem Entstehen und Vergehen ausgesetzt und nie wahrhaft seiend ist. Alles Werdende aber muß durch irgendeine Ursache werden, denn es ist unmöglich, daß etwas ohne irgendeine Ursache entstehe.' Welchen Sinn hat hier der Begriff der Ursache? Mit dieser Frage treten wir in das Gebiet der Naturphilosophie ein. Ursprünglich lag diese Platon fern. Es genügte ihm der Dualismus der Welten, und je schroffer er ihn ausmalen konnte, um so lieber war es ihm. Infolgedessen kümmerten ihn auch die Wissenschaften nicht, die das Irdische erklärten, und von ihnen aus gar zur Spekulation zu gelangen wie Anaxagoras war ihm zuwider: τὰ ἐν οὐρανῷ ἐάσομεν. Aber

nachdem die Schwierigkeiten, die jener Dualismus barg, in der Ideenlehre zu der Reform geführt hatten, die wir vorhin besprochen haben; nachdem Platon sich für die Einführung eines neuen vermittelnden Prinzips erklärt hatte, veränderte sich auch sein Verhältnis zur Naturphilosophie. Sind die Ideen an den Dingen auffindbar, so ist die Welt sinnvoll, ihre Entstehung gesetzmäßig, die Ursache der Dinge ist eine Zweckursache. Seine Naturphilosophie wird Teleologie. In die Dinge dieser Welt kommt Ordnung, ebenso wie in die Ideen Ordnung kommt. Der Zweck des Menschenlebens war Platon frühe klar geworden, jetzt aber ist er zu einem ewigen Weltzweck vorgedrungen. Das menschliche Dasein sollte sich von jeher gestalten und ordnen durch Hinwendung zu den Ideen, aber dazu war Abwendung von der Welt nötig gewesen. Jetzt hat er den ewigen Zweck in die ganze Welt hineingetragen; der Mensch braucht sich nicht mehr von ihr abzuwenden; im Gegenteil, aus ihr selbst kann er die ewigen Zwecke herauslesen. Die Zweckursache ist die Idee des Guten, der sich alle übrigen Ideen unterordnen. In dem Augenblick, da er diesen Begriff der Zweckursache gefunden hatte, glaubte er das Problem gelöst zu haben, an dem seine Vorgänger gescheitert waren: die Welt des Werdens zu begreifen. Und im Timäus wollte er den Triumph feiern — er, der anerkannte Verächter der Naturwissenschaften —, die Naturwissenschaften als erster philosophisch zu fundieren[14]), indem er sie teleologisch umgestaltete. Wenn nun in der Welt sich Zwecke vollenden, wenn die Idee des Guten sich verwirklichen soll, so muß die Welt zuerst einmal lebendig werden, und der Kosmos kann nur leben, wenn ihm Bewegung verliehen wird. Wie aber kann ihm Bewegung zuteil werden? Die Bewegung selbst stammt zweifellos von einer Idee, der Idee des Lebens. Das sagt Platon ja schon im Phaidon. Aber wir haben gesehen, daß die Ideen nicht unvermittelt in den Dingen wirksam werden können. Also braucht auch die Idee des Lebens ein Mittlerprinzip, um in die Welt einzugehen; eine Kraft, die erstens dem *αὐτοζῷον* nachgebildet, an der Idee des Lebens teil hat und trotzdem zweitens, als ein Gewordenes, in unmittelbare Beziehung zur Materie treten kann: daher bekommt die Gegensätzlichkeit in ihrer Erschaffung widerum Sinn, die Verbindung von Einheit und Vielheit, Veränderlichkeit und Gleichmäßigkeit. Die Weltseele, als Prinzip der Weltbewegung, muß so beschaffen sein, daß alle Arten der Bewegung aus ihr ableitbar sind: Jeder Wechsel der Bewegung, im Orte, in der Quantität, in der Qualität, in der Geschwindigkeit erklärt sich daher, daß die Seele, von der die Bewegung ausgeht, das Unbegrenzte, das Große und Kleine, das Nichtsein und Anderssein in sich hat, 'dagegen alles, was von Einheitlichkeit, Stetigkeit und Ordnung in der Bewegung der Welt und ihrer Teile sich findet, aus dem Einheitlichen und Unveränderlichen stammt, das sich in der Seele mit dem Geteilten und Veränderlichen verbindet'[15]).

Wenn also das Grundmotiv der platonischen Naturphilosophie der teleologische Gedanke, die Einführung der Zweckursache in der Welt, ist, so scheint mir auch, von dieser Seite aus gesehen, — nach allen Bedingungen der platonischen Lehre — die Einschaltung eines die

Bewegung erst ermöglichenden Prinzips ein folgerichtiges Postulat zu sein.

Wir sind auf zwei verschiedenen Wegen zu demselben Prinzip gekommen: das Prinzip, das das Sein dem Nichtseienden vermittelt, es ist dasselbe, das dem Stoff Bewegung verleiht. Wie wird das *Χάος* zum *Κόσμος*? So hatten die Denker seit den ersten Zeiten der Ionier gefragt. Entweder, sagt Platon, man muß bei der alten monistischen Lösung bleiben, die von Platons Standpunkt aus nichts erklärt, und muß sagen: der Stoff selbst lebt, hat immer gelebt, und so würde sich die Geschichte der Philosophie stets nur von Thales bis Anaxagoras entwickeln und dann Schiffbruch leiden, oder man muß ein Ideenreich statuieren, zunächst ganz transzendent über der Materie, dann aber der Materie ein Aufnahmeorgan, sagen wir es so unbildlich wie möglich: eine bestimmte Qualität zuerkennen, kraft deren sie einen aus der Ideenwelt stammenden Weltzweck und kraft deren sie Leben zu rezipieren vermag. Unser Prinzip muß ihm als einzige Möglichkeit erscheinen, um den Dualismus gegen den Hylozoismus zu retten.

3. Aber warum nennt Platon dies Prinzip Seele? Das ist unsere dritte Frage. Was heißt hier: Seele? Warum erscheint ein Prinzip, dessen notwendige Ansetzung Dialektik und Metaphysik erfordern, in psychologischem Gewande? Warum bleibt er nicht einfach dabei, daß jenes Prinzip als solches postuliert wird? Es genügt nicht, auf die allgemeine Parallelität hinzuweisen, die bei Platon zwischen Mensch und Welt besteht. Gewiß war es konsequent, da er die vier Elemente des menschlichen Körpers aus den vier Elementen des Weltalls hervorgehen ließ, auch das Mikropsychische in Beziehung zu bringen mit einem übergeordneten Seelenbegriff; die lebendige Vernunft im Menschen mußte einen überindividuellen Ursprung haben: 'totamque infusa per artus mens agitat molem et magno se corpore miscet'. Damit ist aber noch nicht erklärt, was der Begriff der Seele überhaupt für Platon bedeutete.

Wenn man die verschiedenen und verschiedenartigen Bestimmungen, die Platon über das Wesen der Seele gibt, ordnet, so gehen alle im letzten Grunde auf zwei Auffassungen zurück, die in einem gegensätzlichen Verhältnis stehen. Zunächst die erste:

Im Phädon, wo die Unsterblichkeit der Seele bewiesen werden soll, wird in der Hauptsache darauf verzichtet, die Einzelseele als unsterblich zu erweisen, sondern für diese etwaige individuelle Unsterblichkeit wird eingesetzt und mit großer Energie verteidigt: die Ewigkeit des Geistigen schlechthin. Dieses Geistige bildet eine Substanz für sich, wie das Körperliche eine bildet. Das Verhältnis dieser beiden Substanzen wird im Phädon dadurch festgelegt, daß die Bestimmungen über die körperliche Substanz einfach sämtlich umgekehrte Vorzeichen bekommen. Die eine Substanz: entstanden, veränderlich, teilbar, vergänglich; ergo: die andere Substanz unentstanden, unveränderlich, unteilbar, unvergänglich. Also jene geistige Substanz ist schlechthin ewig. Die Seele aber, insofern sie Träger, Gefäß für diese Geistigkeit ist, insofern sie die ewigen Begriffe in sich aufnehmen kann, hat teil an der Unsterblichkeit, und zwar um so mehr, je mehr sie sich der körper-

lichen Substanz entfremdet. Dies ist der eine, von keinem Denker vor Platon konzipierte Seelenbegriff: die Seele als Träger ideeller, ewiger Inhalte ist etwas, das in dies Leben hier nur hineingeschoben ist, und je weniger sich die Seele mit dieser lebendigen, relativen Wirklichkeit hier befreundet, um so reinlicher kann sie sich von ihr wider scheiden. Dieser Seelenbegriff steht dem Leben, dem herakliteischen Werden, der Bewegung feindlich gegenüber; und nur insofern die Seele dem Leben feindlich ist, heißt sie unsterblich. Diese dem Leben feindliche Seele soll dem Menschen helfen zu sterben, soll ihn vom Körper erlösen. Mit diesem ganz geschlossenen, konsequenten Seelenbegriff unvereinbar erscheint nun im Phaidros jene den meisten damaligen Denkern gemeinsame Definition der Seele, die der ersten schlechthin entgegengesetzt ist: die Seele ist das *πρῶτον κινοῦν* für die Bewegung des Körpers[16]). Während alle Bewegung sonst abgeleitet erscheint und daher in ihrer Existenz bedingt, so ist das Sichselbstbewegende unbedingt, daher die Selbstbewegung ihrem Begriffe nach ewig! Die Seele in der ersten Definition ist dem Leben feindlich; in der zweiten Quelle des Lebens; in der ersten hilft sie zum Sterben, in der zweiten erscheint sie durch das Sterben nicht tangiert; in der ersten genießt sie eine Art relativer Unsterblichkeit durch Anteilnahme an den ewigen Begriffen; in der zweiten ist sie schlechthin unsterblich, das *πρῶτον κινοῦν*. Mit diesem Gegensatz hat Platon lange Zeit gerungen[17]). Auszugleichen hat er ihn nicht vermocht, solange Seele für ihn nur ein Individualbegriff war. Aber der Seelenbegriff gewann an Kraft und Extensität. Setzt schon der Phaidon die vollständig ausgebaute Lehre von den beiden Substanzen voraus, nach der jedes einzelne Körperliche nur erscheint als Teil der einen großen materiellen Substanz, mag es Baum, Haus, Tisch, Leib heißen: es ist dasselbe, teilbare Materie; und ebenso jedes scheinbar einzelne Geistige Teil einer großen, geistigen Substanz, mag es Begriff der Gleichheit oder des Dreiecks oder der Gerechtigkeit sein: es ist dasselbe, ewige, unveränderliche Idee; so erweitert sich nun auch allmählich für Platon die Vorstellung des Seelischen über die individuellen Erscheinungen des Psychischen zu einem großen kosmischen Zusammenhang, das Seelische wird sozusagen eine dritte, mittlere Substanz neben den beiden Substanzen des Körperlichen und des Ideellen. Die Lehre vom Eros als dem Mittler zwischen Himmel und Erde legt Zeugnis ab von dieser Entwicklung des Seelenbegriffes. Vom Eros heißt es im Symposion, er füllt die Kluft aus zwischen Unsterblichen und Sterblichen, von ihm kommt den Sehern das Schauen, und durch ihn gelangt das Flehen des Menschen zu den Göttern; das All ist durch Eros gebunden, er ist eine Zwischeninstanz; von der Seite der Menschen (nicht der Götter) aus gesehen ist er daher die höchste zugängliche Macht, ein Statthalter der Ideenmacht auf Erden, der in ihrem Sinne waltet, der in ihrem Sinne im Zeugungsprozeß die 'Gattungsidee sich zu konzentrieren' und mit aller Kraft zu wirken zwingt. Während der Tod den Gattungstypus vernichtet, die Teile des Leichnams den Verfallserscheinungen der unorganischen Materie überäßlt, erhält der Eros die Lebenstypen, schafft er die Harmonie der lebendigen Welt, ist er all-

gemeinster Ausdruck für den Lebensbegriff, der immer enger mit dem der Seele überhaupt — wie im Mythos — eins wird. Dies ist der Punkt, an dem Platon nicht mehr, wie in unseren vorigen Betrachtungen, vornehmlich als Gegner der Hylozoisten, sondern jetzt vornehmlich als Gegner der Mechanisten erscheint. Ist für den Mechanismus Demokrits das Universum 'nur Aggregat und alles, was nach planmäßiger Kooperation aussieht, nur Zufall, so ist das Universum für Platon Ordo ordinans'. Aber nicht aus sich, sondern durch Teilhaben an den Ideen, die die Vermittlung des Lebendigen, des Seelischen in Anspruch nehmen. So entwickeln sich die beiden Seelenbegriffe, von denen er ausgegangen war, zu den beiden Begriffen, die er braucht, um die seelische Qualität des Kosmos verständlich zu machen: 1. Seele als Ausdruck für den Träger unveränderlicher Inhalte; Organ zur Aufnahme ewig beharrenden ideellen Bestandes; 2. Seele als Lebensprinzip, als *πρῶτον κινοῦν*, als natura naturans. Jetzt aber, da das Seelische nicht mehr nur dem Individuum angehört, wo es kosmische Macht[18]) ist, jetzt ist der Gegensatz jener beiden Begriffsbestimmungen des Psychischen ausgeglichen. Wie jeder Widerspruch in der Welt, so haftet auch dieser nur an der Beschränkung des Individuums: das Weltpsychische, seiner substantiellen Zusammensetzung nach den Ideen entstammend, erhält durch einen zweiten Schöpfungsakt ja geradezu die Gegensätzlichkeit als Charakter eingeprägt und schafft überhaupt erst aus dieser Gegensätzlichkeit heraus Werden, Bewegung, Leben. Ob die beiden Begriffe des Seelischen, von denen Platon ausgegangen war, etwas taugten oder nicht, das haben wir uns hier nicht zu fragen; aber gerade diese pflegt man ja als echten Platonismus zu bezeichnen; unsere Aufgabe war, zu erweisen, daß diese ersten Konzeptionen des Seelenbegriffs innerhalb der gesamten Entwicklungstendenz Platons (die eben von der Isoliertheit der psychischen Phänomene fort zur Vervollständigung alles Seelischen, von der Erde zum Himmel führt), ob sie also konsequent hinüberleiten zur Weltseele oder nicht. Ist dies nun richtig, so muß auch der Sinn gefunden werden können, der in der Erkenntnistätigkeit der Weltseele liegt, der Sinn jener Gleichsetzung von vernünftigem Denken mit bestimmten Rotationen der Weltseele.

Wie war doch der Tatbestand? Die Seele ist aus der unteilbaren und der teilbaren Wesenheit zusammengemischt, verknüpft die Idee mit der sinnlichen Erscheinung und ist deshalb imstande, beide zu erkennen. Mit dieser Seelensubstanz werden weiter die Substanzen des Sichselbstgleichen und des Anderen verbunden, was also in Hinsicht auf die Denkfähigkeit der Weltseele bedeutet, daß in der Erkenntnis Gleichsetzung und Unterscheidung verbunden sind. Ihre Erkenntnisfähigkeit ist aber auch durch ihre Teilung nach Zahlenverhältnissen bedingt. Hierdurch ist sie 'mit sich selbst zusammengeschlossen'. Die Erkenntnis durchdringt sie vollständig, weil sie durch ihre Kreisbewegung immer wider 'zu sich selbst zurückkehrt'. Über diesen ganzen 'Umlauf' verbreitet sich die Erkenntnis, und zwar entweder als richtige Vorstellung oder als Vernunfterkenntnis, je nachdem sie auf dem einen oder anderen Kreis der Gestirne zustande kommt[19]).

Man verschließt sich natürlich den Sinn der ganzen Stelle, wenn man, wie Gomperz, gleich mit dem letzten anfängt und sagt, menschliche Gedanken werden hier mit den Umdrehungen des Fixsternhimmels gleichgesetzt und damit — abgesehen von allem anderen — jeder persönlichen Mitwirkung des denkenden Individuums beraubt. Man muß vielmehr die letzte These als Konsequenz, nicht als Voraussetzung begreifen. — Es wird hier ein Zusammenhang statuiert zwischen Bewegung und Denken, aber es handelt sich weder bei der Bewegung um einen räumlichen Vorgang, noch beim Denken um den psychischen Einzelakt. Die Bewegung ist nicht die Rotation von Himmelskörpern selbst, sondern diejenige κίνησις, die die Rotation der Himmelskörper erst wirkt. Platon hat das selbst unzweideutig in den Gesetzen ausgesprochen, daß er neben der räumlichen Bewegung eine innere annimmt, welche die äußere wirkt. Es handelt sich hier nicht sowohl um einen physikalischen als um einen mathematischen Begriff, nicht um das Phänomen der Bewegung, das nach Platon überhaupt nicht der Gegenstand der Wissenschaft, sondern nur der Wahrnehmung ist; es handelt sich um etwas, das hinter der räumlichen Bewegung um so viel tiefer steckt, wie der Begriff tiefer ist als die Wahrnehmung. Man denke also anstatt an die Bewegungserscheinung vielmehr an die mathematische Formel, nach der die Bewegung stattfindet. Und anstatt an einen einzelnen Denkakt an die logische Norm für seinen Inhalt. Und dann stelle man sich noch einmal das psychologische Kardinalproblem Platons vor: Es handelt sich für ihn eben nicht um allgemeine Reflexionen, ob das scheinbar Leblose in Wahrheit lebendig sei und ob auch Tiere und Pflanzen und Himmelskörper eine Seele hätten, sondern er fragt: Gibt es ein großes, überindividuelles Seelisches mit einer eigenen, übergeordneten, substantiellen Existenz? Und wenn ja, wenn es ein Seelisches schlechthin gibt, dann muß sicherlich die Hauptfunktion des Seelischen, die Erkenntnis, und von der Erkenntnis ihre Haupteffizienten: Denken und Vorstellung, sie müssen in dem eigentümlichen Sein des einen großen Psychischen ihr Bürgerrecht haben: Die Erkenntnis ist ebenso überindividuell wie die Seele. Daß dasjenige Ideelle, welches den Kosmos systematisch beherrscht, seiner Natur nach kommensurabel ist mit dem, was unseren Körper beherrscht, nur daß es nach dem Verhältnis des Größenunterschieds beider unendlich viel höher steht, das ist der Grundgedanke, nicht, daß ein psychischer Akt von uns ein räumlicher Vorgang sei.

4. Wir haben von verschiedenen Seiten aus gesehen, wie Platons Entwicklung zu der Aufstellung eines Prinzips führte, das den für eine ganze Periode seines Denkens charakteristischsten Gedanken einer Vermittlung der beiden Welten zu plastischem Ausdruck brachte, und können nun verstehen, warum Platon im Timäus sagt: wer dies Prinzip anders benennen wolle als Seele, dürfe wohl alles andere eher als die Wahrheit sagen. — Um diese Lehre in dem eingangs angegebenen Sinne zu würdigen, führt es zu nichts, wenn man nach Ähnlichkeit sucht mit den Lehren vorplatonischer Denker. Es ist für unsern Zweck gleichgültig, ob die Weltseelenlehre bereits im orphischen Mythus vom Weltei vorweggenommen ist, oder in der Lehre des Anaximenes, der die Luft,

welche die Welt zu einer Einheit zusammenfaßt, vergleicht mit dem den Tier- und Menschenleib zusammenhaltenden Lebenshauch; oder mit Philolaos' Lehre vom Atemholen der Welt. Viel mehr erreicht man auf dem entgegengesetzten Weg, wenn man fragt, welches der nur Platon eigentümliche, von ihm zuerst ausgesprochene Grundgedanke ist.

Gemeinsam ist allerdings fast der ganzen griechischen Philosophie die Anschauung, daß die Welt ein beseeltes Wesen sei. Aber während die ionischen Naturphilosophen, die Eleaten, Heraklit, später die Peripatetiker und die Stoa die Welt mittelbar oder unmittelbar als die Gottheit selbst betrachteten, ist die Welt für Platon ein Werk Gottes, sein herrlichstes Ebenbild, die ethische Mustertat schlechthin. Und so kann unsere Lehre nicht richtig, wenigstens nicht vollständig verstanden werden, wenn man ihre religiös-ethische Bedeutung für den Platonismus vergißt.

Als Theologe hat Platon wohl stets alle Werte des irdischen Seins von einem göttlichen Geist hergeleitet. Gott, der das Gute selbst ist und damit zugleich der zureichende Grund für die Existenz der Welt, will, daß das Gute auch für die Menschen das Ziel ihrer sittlichen Aufgabe bedeutet. Aber der Zusammenhang Gottes mit der Welt war ein Problem, dessen Lösung sich nach den Voraussetzungen der platonischen Lehre nicht ohne weiteres von selbst verstand. Platon hat es bekanntlich dem Anaxagoras vorgeworfen, daß er zwar einen göttlichen Nus annehme, aber mit ihm nichts anzufangen wisse. Aber auch Platon selbst hat die Fixierung der Beziehung Gottes zu den Ideen, zu den Menschen und zu den Dingen Schwierigkeiten bereitet. Hat ihm auch das eine zu allen Zeiten unerschütterlich fest gestanden: die Welt ist eines einzigen Gottes Schöpfung, so war in den früheren Perioden seiner Lehre dennoch schwer zu begreifen, wie die καλά und ἀγαθά in die Welt eingeführt werden. 'Der über die Welt erhabene Gott und der an die Welt sich hingebende Gott', die spätere Synthese der christlichen Religion, sie ist von Platon angebahnt worden, aber eben erst in jener Periode, in der neben der Transzendenz die Immanenz des Idealen ihn beschäftigt. Es wäre durch den Text nicht gerechtfertigt, wenn man sagte: durch die Weltseele vermittele Gott der Welt das Gute; er vermittelt es ihr durch die ganze Schöpfung. Aber Gott durchdringt in seiner Güte die ganze Schöpfung mit der vernunftbegabten Seele und macht sie tatsächlich erst dadurch zu seinem Abbild. So handelt es sich schließlich in der Weltseele nicht nur um eine Synthese zwischen Seele und Leben, zwischen Erkenntnis und Tun, zwischen Ethik und Logik, sondern diese Synthese gipfelt in einer Tatsache des religiösen Bewußtseins des Philosophen: die Vollkommenheit der Welt erhält für ihn ihren tiefsten Sinn erst dadurch, daß die Welt ein Geschöpf Gottes ist, daß die Vollkommenheit aus seiner Güte stammt, daß unser höchster Besitz, Vernunft und Leben, uns durch eine Gnade verliehen ist[20]).

Ist die Weltseele also dadurch, daß sie die Lehren von einem der Welt transzendenten und von einem ihr immanenten göttlichen Geiste zu vereinigen ermöglicht, für Platons Religionsphilosophie durchaus wichtig, so ist sie auf diesem Gebiete auch noch in einem zweiten

Sinne bedeutsam. Man findet ziemlich häufig die Meinung ausgesprochen, daß die Religion, die Platon bekannte, toto genere verschieden gewesen sei von seiner philosophischen Weltanschauung, daß auch ihm Religion eine Sonderprovinz bedeutet habe, in der von dialektischer Erziehung der Gedanken, von systematischem Aufsteigen der Erkenntnis, wie das Symposion es fordert, keine Rede gewesen sei. Der größte Irrtum, der möglich ist! Zu allen Zeiten hat Platon jede Einsicht verworfen, die nicht vor dem Forum der Dialektik ihre Daseinsberechtigung nachweisen konnte. Das heißt nicht, daß er alle Erkenntnis verworfen hätte, die er nicht durch rationale Argumente beweisen konnte, sondern es heißt, daß er so lange rationale Argumente gesucht hat, bis er eine bestimmte, auch intuitiv gewonnene Erkenntnis beweisen konnte. Das Rationalmachen aller Erkenntnis war ihm eine Aufgabe. Und daß das auch von religiösen Einsichten galt, kann uns die Weltseele lehren. Es sind rein-theoretische Postulate: das dialektische des πέρας, das naturphilosophische der Zweckvermittlung, das psychologische des Idee und Leben vereinigenden Seelenbegriffes, also rein-theoretische Prinzipien, die ihm dazu dienen, Gottes Güte in das Irdische einzuführen und jene Synthese von Transzendenz und Immanenz auch auf religiösem Gebiete begreiflich zu machen.

Ich bin am Ende meiner sehr fragmentarischen Ausführungen, die weniger interpretieren als Prinzipielles entscheiden wollten. Die Weltseele Platons, weit entfernt, das zu sein, als was sie heute gilt, ein pythagoreisches Lehrstück, das von dem alten Platon unverbunden in seine Lehre hineingesetzt ist, ohne ihr wesensverwandt zu sein, scheint mir vielmehr ein charakteristischer Ausdruck zu sein nicht nur seines allgemeinen synthetischen Vermögens, sondern seines Festhaltens an denjenigen Problemen, denen er sein Denken von jeher zugewandt hatte: Welt, Seele, Gott; ja, sie ist speziell Ausdruck für das Festhalten am Dualismus auch in jener Periode, in der er dem Immanenzgedanken folgte. Gegen den Hylozoismus ist die Weltseelenlehre der Ausdruck der Überzeugung, daß das Problem nicht 'allgemeine Beseelung' ist, sondern das Problem lautet: Was ist das Seelische an sich, ohne den individuellen Träger? Gegen den Mechanismus ist die Weltseelenlehre Ausdruck für die ideelle Durchdringung des Alls mit Zwecken, Ausdruck des teleologischen Gedankens. Gegen Aristoteles ist sie eine von Platon bereits vorweggenommene Entgegnung: in den Stoff geht die Form ein; durch die Seele vermittelt die Idee der Welt das Leben, aber nie wird Materie Geist. Und erwachsen erscheint mir die Lehre aus dem Entwicklungsgang selbst der platonischen Dialektik, metaphysischen Naturbetrachtung und Psychologie.

Hebbel hat einmal über Goethes Biographie gesagt:

> Anfangs ist es ein Punkt, der leise zum Kreise sich öffnet,
> Aber wachsend umfaßt dieser am Ende die Welt.

Es scheint mir nicht ungeschickt, dies Epigramm auf die Entwicklung des Seelenproblems bei Platon anzuwenden.

Anmerkungen

[1]) Literatur:

E. Zeller, Philosophie der Griechen II, 1, 4. Aufl.
Brandis, Handbuch der griechisch-römischen Philosophie.
Th. Gomperz, Griechische Denker II.
W. Windelband, Geschichte der antiken Philosophie.
E. v. Hartmann, Geschichte der Metaphysik I.
Siebeck, Geschichte der Psychologie.
C. Bäumker, Das Problem der Materie in der griechischen Philosophie.
O. Gilbert, Griechische Religionsphilosophie.
B. Bauch, Das Substanzproblem in der griechischen Philosophie.
E. Caird, Entwicklung der Theologie in der griechischen Philosophie. Übersetzt von H. Wilmanns, 1909.
O. Liebmann, Platonismus und Darwinismus.
O. Liebmann, Idee und Entelechie.
Martin, Études sur le Timée de Platon.
Siebeck, Untersuchungen zur Philosophie der Griechen.
Susemihl, Genetische Entwicklung der platonischen Philosophie.
W. Windelband, Platon.
Max Wundt, Platon.
L. Robin, La théorie platonicienne des idées et des nombres d'après Aristole. 1908.
L. Robin, La theorie platonicienne de l'amour. 1908.
Susemihl in Osiander und Schwabs Griechischen Prosaikern: Platon IV, 6. 1856.
Böckh, Kl. Schriften III.
Böckh, Philolaos.
Gruppe, Kosmische Systeme der Griechen.
Wohlstein, Platos Materie und Weltseele, Diss. Marburg 1863.
R. Ebeling, Mathematik und Philosophie bei Plato. Programm. Hann. Münden 1909.
J. Stenzel, Zwei Begriffe der platonischen Mystik. Programm. Breslau 1914.
A. Drews, Plotin und der Untergang der antiken Weltanschauung. Jena 1907.

[2]) Wofern man die Lehre von der Weltseele nicht einfach als 'abstrusesten Teil der platonischen Philosophie' einer näheren Würdigung für unwert erachtet, pflegt die Taktik folgende zu sein: Die Lehre gehört zur letzten Phase des Platonismus, dieser ist eine vom Pythagoreismus beeinflußte Zahlenmystik und hat mit dem Platonismus der Ideenlehre nichts mehr zu tun, also kann auch die Lehre von der Weltseele nicht als echt platonisches Gut angesprochen werden. Mir scheint, man muß diese Taktik genau umkehren; so wird von der Weltseele aus auf die ganze 'pythagoreische Phase' ein anderes Licht fallen. Man wird Robin, der in der exakten Prüfung der Frage nicht von den platonischen Dialogen, sondern von den aristotelischen Berichten ausgegangen ist, recht geben: daß Platon seine Ideenlehre durch Aufnahme pythagoreischer Gedanken nur vervollständigte, daß aber selbst seine Lehre von den idealen Zahlen und Größen im Prinzip eine autochthone Lehre ist und 'durchaus berechtigt bei einer Philosophie, die einerseits Rechenschaft ablegen will über die sinnlich wahrnehmbaren Dinge und ihre Teilnahme an spezifisch bestimmten Substanzen, und die andererseits mathematischen Rücksichten eine herrschende Stellung in der Organisation der Naturerscheinungen zuweist'. Es ist nichts als eine moderne Grille, das Aufgeben der Ideen oder ihre Vermischung mit den Zahlen Platon selbst zuzuschreiben; dies ist vielmehr nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Aristoteles der kennzeichnende Charakter der speusippischen und xenokratischen Lehre.

[3]) Es heißt wohl nicht, Platon durch Plotin erklären, wenn man hier an Plotins Theodizee erinnert, besonders an Ennead. III, 2, 11 und 14: Die Menschen, die an der Welt einzelne Teile tadeln, 'gleichen denen, die nichts von Malerei verstehen und darum den Künstler tadeln, daß die Farben nicht überall leuchtend sind, während der Maler doch Licht und Schatten überall passend verteilt hat. So darf man auch ein Drama nicht darum tadeln, weil

nicht lauter Helden darin auftreten, sondern etwa auch ein Sklave oder ein Mensch, der plump und schlecht spricht. Das Drama würde vielmehr seine Schönheit verlieren, wollte man die geringeren Charaktere herausnehmen, denn auch sie tragen mit zur Gesamtwirkung bei'.

[4]) Deutlicher Gegensatz zu Demokrit, nach dem im Chaos an verschiedenen Stellen Wirbel und aus ihnen Welten entstehen.

[5]) Dieser Gedanke wurde für die Entwicklung der Weltlehre auch über Platon hinaus und besonders für die Stoiker bedeutsam.

[6]) Die Schwierigkeit, die astronomische und musikalische Intervallenlehre auf das gleiche Prinzip zu bringen, das Maß der Zahlen mit dem der Töne zu identifizieren, besteht darin, daß das erste die 10, das zweite die 8 ist, doch diese Schwierigkeit verschwindet, da sich Platon an die pythagoreische Vorstellung, die 4 sei die 10 im kleinen, anschließt. — Platon läßt die gesamte Weltseele in sieben Teile einteilen, die sich zueinander verhalten wie 1, 2, 3, 4, 9, 8, 27, indem er auf die Einheit die 2 und 3, und auf diese erst ihre Quadrate, dann ihre Kubikzahlen folgen läßt. Die angegebene Reihenfolge also ist die richtige; nicht 8, 9 (vgl. Müller-Steinhardt S. 268). Die 8 der 9 erst folgen zu lassen, ist deshalb erlaubt, weil es ganz gleichgültig ist, in welcher Reihenfolge man bei der Teilung der geraden Linie verfährt. (Vgl. Susemihl, Genet. Entw. S. 359.) Die letzte Zahl, 27, umfaßt zugleich die Summe der sechs ersten.

Wir haben also zwei Zahlenreihen (je eine 'Tetraklys'):

(*διπλάσια διαστήματα*) 1 2 4 8 (schreitet nach den Verh. 1 : 2 fort);

(*τριπλάσια διαστήματα*) 1 3 9 27 (schreitet nach den Verh. 1 : 3 fort).

Der ersten Zahlenreihe liegt das von den Griechen in musikalischer Hinsicht *διὰ πασῶν* genannte Verhältnis zugrunde*). Auch das der zweiten zugrunde liegende Verhältnis bildet eine Konsonanz (*συμφωνία*)**).

In der oben angegebenen Reihe 1—27 sind alle harmonischen Grundverhältnisse enthalten: erstens der sich wiederholende Ton 1 : 1 (*ὁμόφωνον*), die Oktave (*διὰ πασῶν*), deren Intervall 1 : 2 ist, und die wider aus zwei Konsonanzen, Quinte (*δὶ ὀξειῶν*, später *διὰ πέντε*) = 2 : 3, und Quarte (*συλλαβή*, später *διὰ τεσσάρων*) = 3 : 4 besteht; dasjenige Intervall aber, welches durch die Differenz von Quinte und Quarte gebildet wird, ist der Ton, der das Verhältnis 8 : 9 enthält. Es bleibt das dreifache Intervall 9 : 27 = 1 : 3, das gleichfalls eine Konsonanz ist (*ἡ διὰ πασῶν καὶ διὰ πέντε*), 1 : 4 ist die Doppeloktave (*ἡ δὶς διὰ πασῶν*), 'das ganze System, welches Platon durch diese Teilung gewonnen hat, umfaßt mithin vier Oktaven und eine große Sexte, sobald nämlich die durch die obigen sieben Zahlen gegebenen Intervalle vollständig mit Tönen ausgefüllt sind. Dies letztere deutet nun Platon dadurch an, daß er den Weltbildner in beiden Progressionen die mittlere arithmetische und die vom späteren Altertum sog. mittlere harmonische Proportionale einschieben läßt' (Susemihl, Genet. Entw. S. 359). Der Text lautet: Hierauf füllte er sowohl die zweifachen als dreifachen Zwischenräume aus, indem er noch weitere Teile vom Ganzen abschnitt und sie in die Mitte von ihnen

*) Müller S. 268.

**) Der Sinn dieser Teilung beruht auf der Annahme, daß die Harmonie der Töne mit den Umläufen der Seele verwandt sei. Vgl. hierzu Susemihl Uebers. S. 732: 'Die Zahlenverhältnisse ihrer (der Seele) Teilung sind also die musikalischen Intervalle, und zwar nach der damals gültigen, von den Pythagoreern ausgehenden Berechnung desselben. Der Unterschied der an Saiten entstehenden Töne beruht bei gleicher Dicke und Spannung auf der Länge der Saiten und steht im umgekehrten Verhältnis zu derselben, indem nämlich die kürzere in der gleichen Zeit mehr Schwingungen als die längere und folglich den höheren Ton gibt, denn jeder Ton besteht, wie schon das spätere Altertum lehrte, aus mehreren solchen Schwingungen, die aber so rasch aufeinanderfolgen, daß wir sie als eine Einheit hören, und je schneller ihre Folge, und mithin je zahlreicher sie selbst sind, desto höher ist der Ton. Platon dagegen weiß dies noch nicht, sondern leitet die größere Höhe oder Tiefe des Tons von der größeren oder tieferen geringeren Geschwindigkeit seiner Bewegung vom Instrumente bis zum Ohr ab ... die Zahlenverhältnisse, durch welche bei ihm die Intervalle der Töne bezeichnet werden, drücken also die vermeintlichen verschiedenen Zeiteinheiten aus, in welchen die verschiedenen Töne jene Bewegung durchmachen. Hiernach müßte der hohe Ton die größere Zahl erhalten, indessen pflegen alle alten Musiker in der Praxis die umgekehrte Bezeichnung, welche die Länge der Saiten gibt, festzuhalten, und ein gleiches wird daher wahrscheinlich auch von ihm anzunehmen sein.'

einsetzte, so daß in jedem Zwischenraum zwei Mittelglieder waren, von denen das eine um den gleichen Bruchteil der äußeren Glieder das eine der letzteren übertraf uud vom anderen übertroffen wurde, das andere aber um eine gleiche Zahl. Da nun aber Zwischenräume von $1^1/_2$, $1^1/_3$ und $1^1/_8$ durch diese Verbindungsglieder innerhalb der früheren Zwischenräume entstanden waren, so füllte er mit dem Zwischenraume von $1^1/_8$ alle Zwischenräume von $1^1/_3$ aus und ließ so von einem jeden der letzteren noch einen Teil übrig, so daß der Zwischenraum dieses Teiles, in Zahlen ausgedrückt, dem Verhältnisse der Glieder 243 zu 256 entsprach. Und damit hatte er denn auch die Mischung, von der er alle diese Teile hinwegnahm, ganz und gar verbraucht.

Die harmonische mittlere Proportionale erklärt Zeller S. 777 Anm. 1 als eine solche, deren Überschuß über das kleinere Glied und ihr Abmangel im Vergleich mit dem größeren denselben Bruchteil, dort das kleinere, hier das größere bildet. Die genaue Berechnung findet sich bei Susemihl Übers. Anm. 62—64. Wir können uns hier auf Zellers Schemata beschränken: 'Wird dieser Forderung genügt und wird hierbei als Einheit die kleinste Zahl gesetzt, welche auch alles andere Weitere in ganzen Zahlen auszudrücken verstattet, so erhalten wir folgendes Schema, in welchem die zweite Zahl jeder Reihe das harmonische, die dritte das arithmetische Mittel angibt':

a) für die *διπλάσια διαστήματα*

Verhältnis von 1 : 2	384	512	576	768
2 : 4	768	1024	1152	1536
4 : 8	1536	2048	2304	3072;

b) für die *τριπλάσια διαστήματα*

Verhältnis von 1 : 3	384	576	768	1152
3 : 9	1152	1728	2304	3456
9 : 27	3456	5184	6912	10368.

a) Die vier Zahlen jeder Reihe des ersten Schemas verhalten sich nun zueinander wie folgt:

die erste zur zweiten und die dritte zur vierten wie 3 : 4,
die zweite zur dritten wie 8 : 9.

b) Im zweiten Schema haben wir folgende Verhältnisse:
die erste zur zweiten und die dritte zur vierten wie 2 : 3,
die zweite zur dritten wie 3 : 4.

Wir haben uns also nur noch darüber klar zu werden, wie die im Text gelesenen Zahlen 243 und 256 gewonnen werden:

Die Quarte stellte sich dar als das Verhältnis 3 : 4. Von den beiden sie ausfüllenden Tönen ist nun 'das Intervall vom zweiten Ton bis zum Ende der Quarte nicht mehr das eines vollen, sondern etwas mehr als halben Tones, ein sog. Leimma (= das Übrigbleibende)' (Susemihl, Übers. S. 735), dies ist nun = 243 : 256. Die Rechnung finden wir bei Zeller geprüft: 'Versucht man ... das Verhältnis 3 : 4 auf das zu seiner Ergänzung dienende Verhältnis 8 : 9 zurückzuführen, so zeigt sich, daß dieses in jenem nicht aufgeht; sondern wenn wir von der Grundzahl 384 nach dem Verhältnis 8 : 9 fortschreiten, so erhalten wir zunächst die Zahlen $432 = 9/8 \cdot 384$, und $486 = 9/8 \cdot 423$ für den Rest aber statt des Verhältnisses 8 : 9 nur 486 : 512 = 243 : 256. Das Gleiche gilt von der Auflösung des Verhältnisses 2 : 3 durch das Verhältnis 8 : 9, da 2 : 3 eben um das Intervall 8 : 9 größer ist als 3 : 4. Alle auf den Grundverhältnissen 2 : 3 und 3 : 4 beruhenden Verhältnisse lassen sich demnach in die zwei Verhältnisse 8 : 9 und 243 : 356 auflösen.'

[7]) Wie in der platonischen Schule der eine Teil die arithmetische, der andere die stereometrische Bedeutung der Seele betonte, bespricht E. v. Hartmann, Gesch. d. Metaph. I S. 37.

[8]) Hieraus ist klar, warum Plato in den Bewegungen der zweiten Sphäre etwas Unvollkommeneres sieht als in denen der ersten, was von dem Philosophen sowohl hier als weiter unten Kap. XI, 39 betont wird. Susemihl Übers. 737 Anm. 69 mit Recht: 'Das Rechts und der Aufgang der Sonne gilt ... natürlich von alters her als das Glücklichere und Bessere. Dazu kommt nun aber noch, daß die Diagonale schief gegen die Seiten steht und überdies irra-

tional gegen dieselben ist . . ., also in beiden Beziehungen schlechter, und ein gleiches gilt doch auch von den Kreisbewegungen in beiderlei Richtung.' Um die Bezeichnung dieser Richtungen verständlich zu machen, empfiehlt er, ein in einen Kreis (Meridian) eingeschriebenes Rechteck zu denken, dessen vier Seiten durch die vier Punkte bestimmt sind, in denen sich die Ekliptik mit den Wendekreisen schneidet.

Die Bewegung des Fixsternhimmels ist aber nicht nur vollkommener als die der Planetensphäre, sondern sie ist geradezu die vollkommenste Art der Kreisbewegung, nämlich die um den eigenen Mittelpunkt oder Achsendrehung (vgl. Susemihl, Gen. Entw. 365), während 'eine Folge des Verhältnisses der Umläufe des Anderen zu dem des Selbigen, nämlich seines Eingreifens in sie bei ihrer schiefen Stellung zu ihm nach entgegengesetzter Himmelsrichtung, dies ist, daß sie auch selbst jene unvollkommenere Kreisbewegung um einen fremden Mittelpunkt nur als eine fort und fort gehemmte oder aus der Hemmung sich wider herausarbeitende darstellen, oder mit anderen Worten die Schraubenform der Planeten'.

[9]) Zeller S. 786.

[10]) Nicht etwa als Schöpferin oder Ursache des Körperlichen und seiner Bewegung (denn Gott umschließt beide Kreise mit der Bewegung), sondern ungefähr, wenn man den Vergleich wagen darf, hat man sich den Vorgang so vorzustellen, wie Joh. Klauberg *(de animae et corporis in homine coniunctione 1691)*, den als Vorläufer des Okkasionalismus analoge Verhältnisse innerhalb des menschlichen Organismus beschäftigten, ihn beim Menschen darstellt: die Seele kann die Bewegungen des Körpers nicht hervorbringen, wohl aber dirigieren, sie ist nicht die physische, wohl aber die 'moralische' Ursache; sie verhält sich zum Körper wie der Wagenlenker zum Wagen, der Steuermann zum Schiff, der Künstler zum Werkzeug.

[11]) Diese Argumentation baut auf den bereits im Philebus gelegten Grundlagen weiter; schon dort ist die Gleichartigkeit des Menschen mit der Welt ausgesprochen. Und schon der Phädon läßt die beiden Substanzen der Welt im Menschen in Personalunion erscheinen. Allein, wenn hier die Umläufe unseres Denkens in Beziehung gesetzt werden zu denen der Weltseele am Himmel, so haben wir nicht nur die besonders prägnante Form eines leitenden Gedankens Platons — über den Grund der engen Beziehung zwischen seiner Astronomie und Psychologie bringt Stenzels Abhandlung Zwei Begriffe der platonischen Mystik wichtige Aufschlüsse —, sondern wir haben die Ausprägung eines echt griechischen Gedankens. Stenzel, a. a. O. S. 18, sagt sehr treffend vom 'objektivierenden griechischen Geist', daß er 'Maß und Ordnung, Harmonie und Rhythmus, die höchsten ästhetischen und zugleich ethischen Werte außer sich setzt und so in der Welt vorzufinden glaubt'. Wem diese Projektion der eigenen Geistesinhalte in die Außenwelt fremdartig erscheint, kann auf einen verwandten Zug bei Goethe hingewiesen werden, dessen Sehen nicht nur rezeptive, sondern produktive Tätigkeit war, Spiegelung des eigenen Innern:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken.
Läg' nicht in uns des Gottes eigene Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

[12]) Siehe Susemihl, Übersetzung S. 374.

[13]) Goethes Lehre von der Weltseele findet man deutlicher ausgesprochen in diesem Gedichte 'Ein und Alles' als in dem Gedichte 'Weltseele'.

[14]) Wie Platon früher behauptet hatte, der sei kein Arzt, der nur Teile des Körpers und nicht den ganzen Menschen behandele, so ist der Timäus ein Protest gegen die zeitgenössische Naturwissenschaft, die nur Teile der Welt, nicht das Weltganze untersuche. Zum ganzen Menschen wie zur ganzen Welt aber gehört die Seele.

[15]) Zeller S. 774.

[16]) Vgl. Stenzel, Zwei Begriffe der platon. Mystik S. 12, wo glücklich gegen Pohlenz' Versuch polemisiert wird, die Beweise des Phädrus und Phädon zu vereinigen.

[17]) Die Entwicklung der Psychologie Platons weist zwei verschiedene Paare des Begriffs Seele auf. Erstes Paar: *πρῶτον κινοῦν* und *ἀκίνητον*. Zweites Paar: intelligible und empirische Seele. Das Verhältnis beider Paare ist so, daß das erste Paar zwei Versuche darstellt, den Begriff der intelligiblen Seele zu erfassen.

Die Auffindung des Unterschiedes zwischen intelligibler und empirischer Seele reicht vielleicht bis zum Phädon zurück, wenigstens scheint mir in Kap. 29 der Unterschied zum erstenmal, wenn nicht in aller Schärfe ausgesprochen, so doch immerhin erkennbar zu sein. Das Argument, dessen sich dort Sokrates bedient, um die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen, besagt, daß nicht einmal der Leib sich sogleich nach dem Tode auflöse, die Auflösung der Seele also noch viel weniger angenommen werden dürfe. 'Du weißt, Kebes, daß beim Tode des Menschen der sichtbare Teil seines Wesens, der Leib, oder das, was dann sichtbar daliegt, der Leichnam, der sich auflösen und zerfallen muß, nicht sofort diesen Zerfall erleidet, sondern eine Zeitlang in seinem Zustande verharrt; ja, wenn ein Mensch in der Anmut und Schönheit der Jugend stirbt, oft recht lange. Und wenn ein vor Alter schon eingefallener Leib einbalsamiert wird, wie es in Ägypten geschieht, so hält er sich noch ungleich länger. Ja, einige Teile des Leibes, wie die Knochen und Sehnen, sind, man möchte sagen, unsterblich, wenn auch der übrige Leib fault.'

Soviel ich weiß, ist diese Stelle bisher noch nicht anders behandelt worden als um einiger Textvarianten willen, und doch scheint es mir, als ob sie eine nicht ohne weiteres abzuweisende Frage an uns stellt. In welchem Sinne will Platon diese Stelle von uns verstanden wissen?

Es ist wohl zunächst möglich anzunehmen, daß hier dem Körper eine Art relativer Unsterblichkeit zugeschrieben wird gegenüber der absoluten Unsterblichkeit der Seele. Diese Auffassung, daß das, was die Seele an Allereigenstem in absoluter Weise besitzt, in relativem, abgeschwächtem Maße auch dem Körper zukommt, ist durchaus platonisch. Ich will unter vielen Stellen eine besonders wichtige in Erinnerung bringen, Symposion 207 b ff. Es ist dies die Stelle, in der das Gesetz der Reproduktion zum erstenmal in vollem Umfang ausgesprochen ist. Es wird ausgeführt, daß der Stoffwechsel die ganze physische Natur und jeden einzelnen Organismus beherrscht. Kein Mensch bleibe der selbe, vielmehr verjünge er sich immer und verliere dabei einiges, z. B. Haare, Fleisch, Knochen, Blut. Dieser Stoffwechsel des Körpers aber ist nur ein Analogon zu der Reproduktion der Seele: die einen Kenntnisse entfallen der Seele, andere eignet sich die Seele neu an; die Übung aber, indem sie wiederum die Erinnerung erneut und die im Entschwinden begriffene ersetzt, erhält die Kenntnis, so daß sie die selbe zu sein scheint. Plato sagt an dieser Stelle ausdrücklich, daß auf diese Weise, weil der Körper ähnlich wie die Seele der Reproduktion fähig ist, er an der Unsterblichkeit Anteil hat. Wir haben hier also den Sinn, den wir für unsere Phädonstelle brauchen: Das, was der Seele in absoluter Weise zukommt, hat der Körper relativ: *μετέχει τῆς ἀθανασίας*. An jener Stelle des Symposions aber handelt es sich um den Seelenbegriff, den wir den empirischen zu nennen pflegen, diejenige Seele, die wir als Träger verschiedener Inhalte bei unseren Mitmenschen kennen und untersuchen können, um die Seele, die gleichsam zum Teil fleischlich ist, weil sie sich in den Körper begeben hat und, solange dieser lebt, von ihm nicht trennbar ist. Es handelt sich also um die Seele als Objekt der Psychologie, um die empirische, von Platon für geteilt gehaltene Seele eines lebendigen Menschen. Im Phädon aber handelt es sich um die Seele als Objekt der Metaphysik, um die sog. intelligible Seele, um das schlechthin Geistige an sich, um das der Erfahrung Unzugängliche, wie es vor Eintritt in den Körper war und nach Austritt aus dem Körper wider sein wird. Z. B. die Worte, die unserer Phädonstelle unmittelbar vorangehen, lauten: Nimm alles zusammen, Kebes, was wir gesagt haben: ergibt sich nicht aus allem, daß die Seele das Ebenbild und der Sinn alles Göttlichen und Unsterblichen und Vernünftigen und Bleibenden, Unauflöslichen, in sich selbst Ruhenden ist, hingegen der Körper zum Menschlichen, Sterblichen, Teilbaren,

Unvernünftigen, Auflöslichen gehört? Es ist ja bekannt, wie Plato zu diesen antithetischen Bestimmungen der beiden Substanzen, des Körperlichen und des Geistigen, kommt. Er hat es in den vorangehenden Kapiteln ausgeführt: Die intelligible Seele können wir auf keine Weise erfassen, das einzige, was wir aussagen können, ist, daß die intelligible Seele Geist ist. Wir können also höchstens versuchen, Aussagen über das Geistige zu machen und diese Aussagen durch Analogieschluß auf die intelligible Seele übertragen. Das Geistige nun, das Plato zu diesem Zweck untersucht, sind die Begriffe, er findet, daß die Begriffe an sich nicht räumlich ausgedehnt sind, der Begriff Gerechtigkeit ist in keiner Dimension meßbar. Kommt dieses Prädikat der Unausgedehntheit nun dem Geistigen überhaupt zu, so muß es auch der intelligiblen Seele zukommen, da sie ja Geist ist. Was aber nicht räumlich ausgedehnt ist, kann auch nicht räumlich auflösbar sein, also kommt der intelligiblen Seele das Prädikat der räumlichen Auflösbarkeit nicht zu. Während nun in all den vorangehenden Kapiteln der verwendete Seelenbegriff dem intelligiblen mindestens schon sehr nahe kommt, macht Plato ganz unvermittelt im Anfang von Kapitel 29 einen Gedankensprung und sagt: Wenn nun all dies richtig ist, muß sich dann nicht der Leib schnell auflösen, die Seele aber unauflösbar sein, entweder *τὸ παράπαν* oder *ἐγγὺς τούτου*, also entweder ganz oder nahezu, d. h. zum Teil? Es ist unzweifelhaft, daß dies ein entschiedener Übergang zur empirischen Seele ist, denn von der intelligiblen Seele könnte nur die schlechthinige Unauflösbarkeit ausgesagt werden, in der empirischen Seele sind hingegen diejenigen Teile sterblich, die das Unvernünftige enthalten, nämlich der *θυμός* und das *ἐπιθυμητικόν*, und nur das Vernünftige ist unsterblich. Ich glaube, daß diese Phädonstelle von denjenigen übersehen worden ist, die behaupten, der Phädon kenne noch nur einen einheitlichen Seelenbegriff.

Fragen wir uns nun, warum hier dieser plötzliche Übergang von der unsterblichen Seele zur nahezu unsterblichen, so möchte ich behaupten, daß es eine Art dialogischer Kniff des Sokrates oder, wenn man anders will, ein bewußtes Kunstmittel Platons ist, am Ende einer schwierigen Gedankenreihe, von der er nicht weiß, ob der Gegenredner sie verstanden hat, weil er etwas dumm ist, die streng wissenschaftlichen Beweise zu krönen oder zu beschließen durch einen populären Beweis. So wie etwa Kant, nachdem er gesehen hat, daß die logischen Beweise für die Apriorität des Raumes den Leuten nicht eingingen, das populäre Beispiel von den beiden Handschuhen noch angebracht hat.

[18]) An diesem Punkte sieht man, daß es weder richtig ist, die Weltseele für etwas besonders bestehendes Psychisches neben den Einzelseelen zu halten, noch auch angängig, die Weltseele nur für einen zusammenfassenden Begriff für das Einzelseelische zu halten. Der ersten Ansicht ist entgegenzuhalten, daß der Sinn der ganzen Lehre eben darauf hinausläuft, das 'Seelische an sich' und nicht ein besonderes Seelisches zu finden; der zweiten, daß die makrokosmische Seele früher ist als die mikrokosmische und daß diese jener nur entspricht, insofern es sich um den höheren, unvergänglichen Teil der Seele handelt. Nicht nur Platon, auch Schelling hat die Schwierigkeiten empfunden, den Begriff des Weltseelischen eindeutig zu bestimmen, 'das, weil es überall gegenwärtig ist, nirgends ist, und weil es alles ist, nichts Bestimmtes oder Besonderes sein kann, für welches die Sprache eben deswegen keine eigentliche Bezeichnung hat' (Von der Weltseele, eine Hypothese der höheren Physik 1798 S. IV).

[19]) Vgl. Zeller S. 773ff.

[20]) Wie sich zu der Lehre von der Weltseele im Timäus das Postulat der Gesetze, es müsse auch die Existenz einer bösen Weltseele angenommen werden (X, 896 C; 898 C; 904 A), verhält, ist eine noch ungelöste Frage. Die älteren Versuche, die betreffenden Stellen der Gesetze, sei es für sich, sei es in größeren Zusammenhängen, sei es mit dem ganzen Werke selbst, Platon abzusprechen, sind wohl ganz aufgegeben. Eine zweite Möglichkeit, zu einer Erklärung zu gelangen, wird in der Annahme gesehen, die böse Weltseele werde in jenem Abschnitt der Gesetze nur vorübergehend angenommen und

nachher wider fallen gelassen; hierbei glauben die einen an eine aus logischen Gründen notwendige Hilfshypothese, andere an einen dialektischen Scherz. Drittens hat man erklärt, die Gesetze lehren gar nicht das Vorhandensein zweier Weltseelen, sondern wie der Timäus nur das einer einzigen; diese eine aber bekomme in den Gesetzen gleichsam zwei Seiten, eine gute und eine böse, was nur bedeuten könne, daß ihr die Wahlfreiheit im Handeln zugeschrieben werde. — Ein die zweite und die dritte Annahme vermittelnder Weg ist folgender: Nachdem die Entwicklung der Ideenlehre zu der im Staate vollzogenen Gleichsetzung Gottes mit der Idee des Guten geführt und damit in der Hauptsache ihren Abschluß gefunden hatte, entwickelte sich in einer Richtung, die deutlich vom Theätet über Politicus und Philebus zu den Gesetzen führt, als neues Problem die Erklärung des Bösen in der nach Ursache und Zweck durch das Gute bestimmten Welt. Die Entscheidung fällt in den Gesetzen: dem Radikalbösen in der Welt wird eine selbständige Macht zugesprochen (vgl. namentlich X, 906 A; IX, 854 AB). Diese neue Position muß den Platonismus mit der zentralen Stellung des Guten von Grund aus erschüttern, wenn es nicht gelingt, das Böse trotz seiner Radikalität, da es aus dem Guten nicht ableitbar ist, ihm doch unterzuordnen. Diese Aufgabe wird, als esoterisch, in den exoterischen Gesetzen nicht unternommen, ist aber nach den Voraussetzungen der platonischen Lehre durchaus nicht unlösbar: Wie auf der Stufe des Theätet der göttlichen Ordnung das Körperliche als das auf immer Ungeordnete in dauerndem Kampfe gegenübersteht als ein Schwächeres und doch Unvertilgbares, so ist im Anfang des IX. Buches der Gesetze wenigstens in einem Gleichnis angedeutet, wie das Gute auch über das Radikalböse im einzelnen Falle Sieger bleiben kann — allerdings durch das radikalste aller Mittel. Wenn Platon auf diese Aporien in den Gesetzen weder näher einging, noch auch nach dem Zweck des Werkes einzugehen brauchte, so stand allerdings vorläufig die neue Lehre von dem Radikalbösen mit der Annahme der einen Weltseele in scheinbarem Widerspruch, der als besonders schroff noch dadurch erscheinen mußte, daß mit der Parallelität zwischen Weltseele und Einzelseele die in den Gesetzen ausgebildete Lehre von der Willensfreiheit unvereinbar schien, wenn nicht auch diese auf die Weltseele ausgedehnt wurde. So kann allerdings die böse Weltseele der Gesetze als eine nur vorläufige Annahme aufgefaßt werden, bestimmt, neue Einsichten mit älteren zu verbinden, und geeignet, in esoterischen Zusammenhängen über eine neue Theodizee wider fallen gelassen zu werden. In keinem Falle scheint mir eine Berechtigung zu bestehen, die Weltseelenlehre des Timäus auf Grund der Gesetze als überholt anzusehen; deshalb habe ich in dem Vortrag auf eine Berücksichtigung dieser letzten verzichtet.

Berlin-Friedenau. Ernst Hoffmann.

Die Entwicklung der ethischen Anschauungen Platons bis zum 'Gorgias'

Das Bild Platons in der Geschichte der Philosophie war lange Zeit durch eine Einseitigkeit der Auffassung getrübt, wie es das Schicksal so manches Großen ist. Seine Bedeutung für die Entwicklung der Philosophie hatte man eben in der Schöpfung der Ideenlehre gesehen und von da aus alle seine Schriften in ein System zu ordnen gesucht, wobei man in Fällen, wo ein oder der andre Dialog sich dem nicht einfügen wollte, leicht mit dem Auswege zur Hand war, er sei unecht.

Wie wenig man Platon auf diese Art gerecht wird, hat zum ersten Male Schleiermacher ganz erkannt; in seiner Platonausgabe von 1804 hat er im wesentlichen die Grundsätze ausgesprochen, die seitdem für jede Darstellung der Platonischen Philosophie als maßgebend anzusehen sind. Ohne alle Voreingenommenheit muß man an jede einzelne der Schriften Platons herangehen und sie für sich als ein Ganzes, in sich Beruhendes aufnehmen, denn so sind sie offenbar von Platon konzipiert worden. Hat man damit eine klare Vorstellung der einzelnen Dialoge gewonnen, so wird sich als die nächste Aufgabe von selbst bieten, ihre Beziehungen untereinander festzustellen und sie chronologisch zu ordnen. Erst dann wird es möglich sein, Platons ganzes Werk zu überblicken. Und da zeigt es sich denn, daß von einem System von Anfang an, das Platon allmählich ausgebaut habe, oder überhaupt von einem ruhigen Gange seiner Philosophie in von vornherein intellektuell festgelegten Geleisen nicht die Rede sein kann. Vielmehr hebt sich eine natürliche Entwicklung deutlich heraus.

Immerhin krankt Schleiermachers erster Versuch, wie genial er auch genannt werden muß, noch sehr an den Schwächen, die er eben verurteilt. Dem vorwiegend systematischen Bedürfnis seiner Zeit kann auch er sich nicht entziehen, und so fällt unter dem Zwang eines vorgefaßten Ziels seine Auffassung und Ordnung noch mitunter sehr seltsam aus.

Aber die Anregung war gegeben, und mit fortschreitender Ausbildung des historischen und philologischen Sinnes gelangte man, langsam zwar, zu immer sichrern Ergebnissen, die sich vor allem und zunächst auf die zeitliche Anordnung der Dialoge beziehen wollten und mußten. Betrachtet man die neueste Literatur darüber, so wird man zwar eine volle Einigkeit nicht finden, aber die wichtigsten Fragen scheinen doch beantwortet zu sein. Danach nimmt man wesentlich drei

Schichten in Platons philosophischer Entwicklung an, die man mit den Ereignissen seines Lebens in Verbindung bringt. Darin jedenfalls stimmen wohl alle Forscher überein, daß in einigen seiner Schriften Platon so stark unter dem Eindruck der Persönlichkeit des Sokrates steht, daß man aus ihnen mehr diesen als Platon selbst zu hören meint. Diese 'sokratischen Dialoge' werden also die am frühsten geschriebenen sein. Und sind auch noch Differenzen genug vorhanden über die Zugehörigkeit einzelner Dialoge zu dieser Gruppe, so herrscht doch hinsichtlich der wichtigsten und charakteristischsten kein Zweifel mehr. Damit aber ist schon ein neues Problem aufgetaucht: Wie ist nun Sokrates wirklich gewesen und welches war seine Lehre? Denn es ist klar, daß davon die Lösung der Frage abhängt, wie weit Platon in diesen seinen Erstlingen den Bahnen des Meisters folgt, wie weit er schon eigene Wege eingeschlagen hat.

Auch hier fehlt es nicht an Versuchen, und namentlich sind es zwei einander ziemlich entgegengesetzte Deutungen, die das Bild des Sokrates erfahren hat, je nach den Quellen, auf die man sich stützte. Daran zwar wagt niemand zu rütteln, daß wenigstens die, die als Schüler seinem Umgange am nächsten standen, von Sokrates die entscheidenden Einflüsse für ihr weiteres Denken empfangen haben, dafür sind ihre Schulgründungen Zeugnis, aber hinsichtlich der Richtung und des Inhalts seiner Wirkung gehen die Ansichten doch stark auseinander. Um die andern zu übergehen, sind die hauptsächlichsten Quellen, die in Betracht kommen, die Schriften Xenophons und eben Platons. Von Platon kam man gewöhnlich her und wollte nun an Xenophons Nachrichten die Darstellung Platons prüfen. Und da ergab sich, daß beide schlechterdings nicht zu vereinigen sind. Da aber Xenophon zweifellos der beschränktere, Platon der selbständigere Geist ist, glaubte man zu dem Urteil gelangen zu müssen, daß die Zeichnung Xenophons die historisch treuere sei, Platon habe aus dem Reichtum und der Erhabenheit seines Geistes in der Erinnerung dem Lehrer verklärtere und idealere Züge gegeben, als er in Wahrheit besaß. Dagegen ist einzuwenden, daß Xenophon, der in den Jahren, wo er allenfalls Sokrates' Schüler gewesen ist, ein ziemlich oberflächlicher Lebemann war, kaum jemals zu dem engeren Kreise um Sokrates gehört hat, außerdem weilte er in den letzten Lebensjahren des Sokrates und namentlich bei seinem Tode nicht in Athen, so daß ihm also die stärksten Eindrücke von Sokrates' Wesenheit nicht unmittelbar geworden sind; und überhaupt konnte Xenophon nur so viel von Sokrates verstehen, als eben seinen Fähigkeiten entsprach, die Ziele von Sokrates' Gesprächen, das Ethos seiner Persönlichkeit mußten ihm so äußerlich vorkommen, wie er selbst war, und, praktisch wie seine Natur sich bestimmte, schien ihm auch Sokrates' Absicht und Verdienst vornehmlich darin zu liegen, daß er praktische Tüchtigkeit in allen Lebensberufen forderte und in ihr das Wesen der Tugend sah. Und er schrieb seine Bücher lange nach Sokrates' Tode, als er nach einem wechselvollen, unsteten Leben zu unfreiwilliger Muße gezwungen war. Platon dagegen begann seine schriftstellerische Tätigkeit wahrscheinlich sehr bald nach dem Prozeß, als er noch am lebendigsten unter der Ein-

wirkung des Sokrates stand, und bei dessen eigentümlicher Art, die sich nur im persönlichsten Verkehr und in nächster Berührung wohl ganz offenbarte, gibt ihm das den größten Vorteil vor Xenophon. Außerdem gehörte Platon wirklich zu dem engsten Kreise um Sokrates, und, was das Wichtigste ist, er war die kongeniale Natur, die einen Sokrates in seinem tiefsten Wesen verstand. Es mag sein, daß Platon weniger historisch genaue Züge von Sokrates berichtet als Xenophon, aber in seinem Kerne erfaßt hat er ihn und läßt ihn in seinen Dialogen, die wahrhafte Dichtungen geworden sind, vor unsern Augen leben und wirken. Darin liegt viel mehr Lebenswahrheit als in den vielleicht historischen Daten Xenophons. Xenophon berichtet von ihm, Platon ruft, wie ein mächtiger Geisterbeschwörer, ihn selbst ins Leben zurück.

Man hat darüber gestritten, ob Platon schon vor der Verurteilung des Sokrates schriftstellerisch tätig gewesen ist; es sei hier nicht näher darauf eingegangen, aber es dünkt mir ganz unwahrscheinlich, auch die bekannte Stelle der 'Apologie' widerspricht dem aufs deutlichste. Die ganze Tendenz von Sokrates' Wirken stände damit gar nicht im Einklang. Denn sage ich es nur endlich einmal rund heraus, worin, wie ich es sehe, Sokrates' Macht und Wille sich sammelte: Nicht eine Lehre wollte er aufrichten, nicht Schule machen, sondern zu sittlichem Leben erwecken, durch Selbstbesinnung die Athener — denn auf seine Mitbürger beschränkte er sich mit vollem Bewußtsein — aus dem Schlaf der gewohnheitsmäßigen Moral wachrufen. Es ist etwas vom Propheten an ihm, und das '*μετανοεῖτε*' des Täufers ist auch sein Ruf. In seiner Seele war der Wandlungsprozeß vor sich gegangen, er hatte es angeschaut, was da not tat, und nun wollte er auch seine Mitbürger zu dieser inneren Glückseligkeit bringen — das ist Prophetenart, und damit stimmt auch überein, was Sokrates von seinem *δαιμόνιον* sagt. Darum ist es entschieden unrichtig, als Sokrates' Hauptverdienst und Absicht anzusehen, daß er Definitionen der Tugend und der Tugenden zu geben suchte. Sein Ziel war vielmehr ein eminent praktisches: die Menschen zur Tugend zu führen. Er löst diese Aufgabe, indem er erklärt: die Tugend ist ein Wissen, also lehrbar. Auf diesem Wege muß man nach ihr trachten, hier muß das Streben einsetzen. Wer einmal die ethische Frage erkannt hat, ist aus dem Schlafe erwacht, der hat den entscheidenden Schritt getan.

So läßt die 'Apologie', die wohl am natürlichsten als die erste Schrift Platons erklärt wird, so lassen der 'Kriton', der, inhaltlich wenigstens, der 'Apologie' am nächsten steht, und die 'sokratischen Dialoge' das Wesen des Sokrates erscheinen. Auch sie haben nicht den Zweck, klare Definitionen, eine einheitliche Lehre zu geben, meist enden sie ja charakteristischerweise ergebnislos; 'Apologie' und 'Kriton' wollen, wenn man sie unbefangen ansieht, das Andenken des Sokrates reinigen und rechtfertigen, die andern Dialoge im Sinne des Sokrates und an Stelle des toten Sokrates wirken. Darum auch geben sie soviel Milieu und Äußeres, dem Leser soll wirklich der Eindruck lebendig werden, als wohne er einem der sokratischen Gespräche bei, die Wirkung soll, soweit das eben einem geschriebenen Werke möglich ist, die gleiche

sein, die Sokrates im persönlichen Umgang erstrebte: γνῶθι σεαυτόν. Und wie wundervoll ist es Platon gelungen, das zu erreichen, dem seltenen Zauber wird sich niemand entziehen können!

In dieser Weise stellen sich mir die 'sokratischen Dialoge' dar, und diese Auffassung gilt für die Reihe bis zum 'Protagoras'. Im 'Gorgias' vollzieht sich die bedeutsame Wandlung. Wer etwa dagegen einwenden wird, Platons überragendes Genie habe, wenn es sich auch ganz der Nachfolge des Lehrers weihen wollte, doch sich selbst nicht so sehr unterdrücken können, daß nicht von dem Eigenen, das der fruchtbaren Seele entströmte, das fremde Wort, der überkommene Schatz mit fortgerissen und überdeckt worden wäre — sei nur an den Kreis erinnert, der sich in unsern Tagen um den Dichter Stefan George geschart hat. Auch hier sehen wir reiche selbständige Menschen, und doch war das Erlebnis dieser einen schöpferischen Gestalt in ihnen so stark, daß all ihr Streben und Wirken mit tiefer Notwendigkeit wie ein Dienst wird, wie ein Entwickeln dessen, was der große Lehrer in ihnen gezeugt hat.

Gleichwohl soll das nicht so gemeint sein, daß in den 'sokratischen Dialogen' nicht deutliche ethische Anschauungen zutage treten, nur ist immer zu bedenken, daß die Unterredungen, also auch alle die Definitionen der Tugend, nur Mittel zum Zweck, nur Gelegenheit sind, die sittliche Tat zu erwecken. Hierbei wird man am ehesten streiten können, was Sokrates, was Platon gehört, denn die Gespräche sind ja nicht Widergabe wirklicher Gespräche und wollen es nicht sein, wenn auch ihre Themen die von Sokrates bevorzugten sein werden, daß aber die Definitionen immer die von Sokrates gegebenen oder in wirklichen Gesprächen zutage geförderten sind, ist nicht wohl anzunehmen. Aber was kommt darauf an, wenn wir den Geist als sokratisch erkannt haben?

Bei der 'Apologie' liegt es auf der Hand, daß ihr ethischer Gehalt vorwiegend praktischer Art ist. Indem Sokrates verteidigend sein Leben schildert, die Gründe für seine prophetische Mission aufdeckt und seine unermüdliche Tätigkeit in diesem Sinne erklärt, gibt er ein Beispiel, was ein wirklich sittliches Leben ist, wie man sich verhalten muß, um die Befriedigung und die innere Gleichmäßigkeit zu erwerben, die allein die Frucht der Sittlichkeit ausmachen. Wem es einmal aufgegangen ist, daß die erste Voraussetzung für eigne Besserung und für Besserung andrer Selbsterkenntnis, Einsicht in die Stellung und das Verhältnis zur umgebenden Welt ist, dem werden alle Güter des Lebens gering und nichtig werden gegenüber dem einen, dem Streben, selbst gut zu werden und andren dazu zu helfen. Und nichts wird ihn von diesem Ziele abbringen, nicht Gefahr und Feindschaften, die er sich zuzieht, selbst nicht die Aussicht, seine unbeirrbare Festigkeit mit dem Leben bezahlen zu müssen. Das Furchtbarste ist für einen solchen Menschen, Unrecht zu tun: τὸ δὲ ἀδικεῖν καὶ ἀπειθεῖν τῷ βελτίονι καὶ θεῷ καὶ ἀνθρώπῳ ὅτι κακὸν καὶ αἰσχρόν ἐστιν οἶδα (29 b), Schuld ist schlimmer als Tod (39 a).

Die ganze Tätigkeit des Sokrates erscheint so als eine pädagogische, wenn er auch nicht beabsichtigt Erzieher der Jugend ist. Darum wirkt der Vorwurf aus der Anklage, Sokrates verderbe die Jugend, so sinn-

los. Denn — darin kündigen sich Gedanken an, die bald näher ausgeführt werden — niemand fehlt freiwillig, was doch der Fall wäre, wenn Sokrates die Jünglinge, mit denen er weiter Umgang pflegen wird, absichtlich schlechter machte, er würde sich ja selbst damit schädigen. Um aber Erzieher sein zu können, müsse man darin sachverständig sein, nicht jeder Beliebige sei dazu fähig — auch das deutet auf den später oft behandelten Satz: Tugend beruht auf Wissen. In allem sei mehr auf das Urteil der wenigen zu hören, die in einer Sache bewandert sind, nicht auf die Menge, die sinn- und planlos handelt.

Der 'Kriton', der sozusagen eine Rechtfertigungsschrift der Schüler des Sokrates sein will gegen den Vorwurf, sie hätten nicht genug getan, um den Meister zu retten, nimmt im wesentlichen die Gedanken der 'Apologie' wider auf, zum Teil in pointierter Form, vor allem den Satz: daß Recht und Gerechtigkeit mehr wert sei als das Leben (53 c, 54 b) und daß man auf keinen Fall Unrecht tun dürfe, auch wenn man selbst Unrecht erleidet (49 a ff.). Auch den stärksten Versuchungen Kritons, er solle sich durch die Flucht dem ungerechten Schicksal entziehen, hält Sokrates das grandiose Wort entgegen: Den Gesetzen, denen man sich einmal unterworfen hat, muß man unbedingt gehorchen, auch wenn die Menschen sie falsch anwenden, denn Recht und Gesetz sind Selbstwerte, die für sich bestehen (50 a ff). Das ist die Lehre gewesen, die er immer gepredigt hat, soll er jetzt, wo es gilt, sie auch durch die Tat zu beweisen, feige zurückweichen? Mit einer wunderbaren Ruhe und Überlegenheit erklärt er diese Notwendigkeit, und Kriton muß zugeben, daß er hiernach nichts mehr zu sagen vermöge (57 e). Und bestimmter noch, als es in der 'Apologie' geschehen war, spricht Sokrates die Überzeugung aus, daß der Gerechte vor den Richtern des Hades bestehen würde. So klingt hier auch schon, wenn auch noch verhüllt und ungeklärt, die Aussicht auf ein besseres Jenseits aus allem Ernst und aller Gefaßtheit (54 b ff.).

In den 'sokratischen Dialogen' weiter — unter denen ich die beiden 'Hippias', 'Charmides', 'Laches', 'Euthyphron' und 'Protagoras' verstehe; der 'Lysis' gehört, obwohl er viel Verwandtes mit diesen an sich trägt, seiner philosophischen Stellung nach wohl mehr in die Zeit des 'Symposion' — scheint es wirklich auf den ersten Blick, als gingen sie auf Gewinnung einer Definition aus, aber es kommt in Wahrheit nie dazu, die Unterredung endet ergebnislos, und Sokrates schreibt sich in glänzender Ironie meist selbst die Schuld zu, er sei eben nicht geschickt im Unterreden, z. B. am Schluß des 'Charmides'. Am charakteristischsten ist das Ende des 'Hippias II': Sokrates hat eben Hippias den Satz abgezwungen, der absichtlich Unrecht tuende, wenn es einen solchen gäbe, sei kein andrer als der Gute. Als Hippias entgegnet, er könne ihm das trotzdem nicht zugeben, gesteht Sokrates: *Οὐδὲ γὰρ ἐγὼ ἐμοί, ὦ Ἱππία.* (376 b). Und auch im Verlauf der Gespräche kann man wenig finden, was als endgültig genommen sein will. Freilich, herauslesen läßt sich immer viel und Andeutungen von ethischen Begriffen, wie wir sie als wirklich sokratisch-platonisch anerkennen, sind natürlich vorhanden. Am ehesten könnte man vom 'Protagoras' ein Resultat erwarten.

Alle diese Dialoge knüpfen, wie jedenfalls auch die wirklichen Gespräche des Sokrates, an eine zufällige Situation an, auf das gesamte Kulturleben nehmen sie Bezug und holen daher ihre Beispiele und Analogien; aber wenn Sokrates zunächst scheinbar auf diese nächstliegenden Bedürfnisse eingeht, so tut er es doch immer in Hinsicht auf das eine Ziel, und es gelingt ihm bald, das Interesse dorthin zu lenken.

So ist im 'Laches' der Ausgangspunkt der: Lysimachus hat die beiden Feldherren Laches und Nikias und auch Sokrates eingeladen, der Schaustellung eines Faustkämpfers beizuwohnen, damit sie ihm raten, ob er und Melesias ihre Söhne in dieser Kunst unterweisen lassen sollen. Sokrates, der erst gar nicht beachtet worden war, bringt, sobald er an der Beratung beteiligt wird, eine prinzipielle Wendung. Bei der Frage, ob man die Jünglinge in einer Kunst unterrichten solle, müsse man doch davon ausgehen, wie diese sich zu dem Zwecke aller Erziehung: die Seele zu bessern, verhält. So kommt es zur Untersuchung des Begriffs der Tapferkeit, und das Resultat lautet schließlich: Tapferkeit ist die Kenntnis aller Güter und Übel (199 c). Damit ist aber nicht die Tapferkeit, sondern die Tugend überhaupt im sokratischen Sinne umschrieben. Freilich wird vom Inhalt derselben gar nichts gesagt, sie ist nur eben formell bestimmt als ein Wissen, aber praktisch ist wider das Ziel herausgehoben, auf das Sokrates' gesamte Tätigkeit hinweist: Einkehr in sich selbst, Klarwerden über das eigne Wissen von den höchsten Zwecken, Sicherheit über die Motive des Handelns.

Noch neckischer geht der 'Charmides' davon aus, daß Sokrates dem Charmides ein Heilmittel gegen Kopfschmerz geben soll, aber jener erklärt, daß zuvor die Seele gesund sein müsse, ehe man daran denken könne, den Körper zu behandeln, der Seele aber täte vor allem die σωφροσύνη not. Wider schlagen alle Definitionsversuche fehl, und als sie endlich dahin gelangt sind, daß σωφροσύνη das Wissen dessen sei, daß man etwas weiß oder nicht weiß, wendet Sokrates ein, daß diese Art des Wissens uns nicht helfe, solange wir nicht verstehen, was das für uns Gute oder Schlechte sei (ἀγαθόν-κακόν). Wenn aber die σωφροσύνη das nicht gebe, so sei sie nichts nütze. Wider also ist keine befriedigende Definition zustande gekommen, wider ist nur darauf hingedeutet, daß zum glücklichen Leben, d. i. zum sittlichen Leben, die Kenntnis des Guten und Schlechten nötig sei. Aber trotzdem Sokrates nicht volle Klarheit zu schaffen vermocht hat, wird er doch, wie auch im 'Laches', als der allergeeignetste Berater und Förderer in der Erziehung zur Tugend anerkannt, solches Vertrauen hat doch seine Art eingeflößt, und darin liegt eben das Wesen des Sokrates.

Mit einer Einzeltugend beschäftigt sich auch der 'Euthyphron', mit der Frömmigkeit, und wider ist das Resultat, was die Definition anbelangt, negativ; die Absicht ist hier gerade unverkennbar, den Priester, der sich so fromm dünkt, zu überführen (ἐλέγχειν), wie wenig er sich darüber klar ist, worin das Wesen der Frömmigkeit besteht, wie wenig er also auf deren Besitz stolz sein dürfe, denn auch hier läuft es darauf hinaus, daß die Tugend auf einem Wissen beruhe.

Der 'Hippias maior' hat das Schöne zum Gegenstand, ist also in

gewissem Sinne genereller als die besprochenen Dialoge, denn die Schönheit ist ein Merkmal, das der Frömmigkeit, Tapferkeit, σωφροσύνη gemeinsam ist. Aber die Untersuchung verwirrt sich in einen unlösbaren Zwiespalt zwischen dem Schönen und dem Guten. Das Schöne wird nämlich als das Nützliche definiert, dieses aber ist das, was das Gute bewirkt, somit ist das Schöne die Ursache des Guten. Dann können aber das Schöne und das Gute nicht in Wechselbeziehung stehen, das Gute kann nicht schön, das Schöne nicht gut sein (295 c ff.) — doch damit erklären sich Hippias sowohl wie Sokrates nicht einverstanden. — Erst im 'Gorgias' ist dieser Widerspruch, der auf den zweifachen Sinn der Kopula ἐστίν zurückzuführen ist, beseitigt, indem das Schöne als gut erklärt wird entweder wegen eines Nutzens (Gutes) oder wegen einer Lust oder um beider willen (474 d ff.); die Beziehung zwischen diesen beiden Stellen ist offensichtlich.

Der 'Hippias minor' führt gar zu dem tollen Schluß, daß der, der freiwillig Unrecht tue, besser sei als der unabsichtlich Fehlende; ja, da er die denkbar größte Sachkenntnis besitzen müsse, so sei er überhaupt identisch mit dem Guten. Wie wenig ernst es Sokrates mit dieser Ad-absurdum-Führung ist, wurde schon gesagt, und hier scheint es wirklich gar keinen Ausweg aus der logischen Wirrnis zu geben. Der tiefere Grund liegt wider in Sokrates' Methode, von praktischen Dingen Analogien für die sittlichen abzuleiten, daraus entstehen dann leicht gewagte Schlüsse, aber Sokrates legt darauf nicht so großen Wert, wenn sie nur dazu dienen, dem Partner seine Unwissenheit und Unklarheit in sittlichen Fragen zum Bewußtsein zu bringen. Hier wird es recht deutlich, daß das von Sokrates geforderte Wissen von der Tugend eben nicht theoretischer Natur ist, darin gerade unterscheidet er sich von den Sophisten, die sich ja mit derartigen Untersuchungen auch beschäftigen. Auch für ihn ist das Problem: wie sind die Menschen zur Tugend zu bringen, auch er glaubt an ihre Lehrbarkeit, aber ihm ist das eine viel tiefere und umfassendere Angelegenheit.

Das ist auch das Thema des 'Protagoras': ist die Tugend lehrbar? und man kann sagen, daß dieser Dialog alles zusammenfaßt, was die bisherigen Schriften im einzelnen behandelt und etwa zutage gefördert hatten.

Im 'Protagoras' ist die Szenerie überaus lebendig und anschaulich geschildert, auch darin ist er eine Steigerung der vorhergehenden Dialoge. Ein Vorspiel sozusagen bereitet auf das Hauptgespräch vor und deutet schon dessen vornehmlichsten Zweck an. Die Unterredung mit Protagoras dann leitet bald auf das von Sokrates beabsichtigte Ziel über, der Sophist verspricht die politische ἀρετή zu lehren (318 e ff.), worauf Sokrates ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Anschauung behauptet, diese und überhaupt die ἀρετή sei nicht lehrbar. Als Beweis führt er die allgemeine Überzeugung an, die sich darin äußere, daß jeder Schuster, Schneider usw. in politischen Dingen und in Erziehungsfragen seine Meinung geltend machen dürfe, während man bei allen übrigen Sachen Wissen verlange, außerdem seien grade die Söhne der größten Staatsmänner, z. B. des Perikles, darin gar nicht hervorragend (319 a ff.).

Wie wenig überzeugend diese Argumente im Munde eines Sokrates klingen, braucht nicht weiter erläutert zu werden. Protagoras 'widerlegt' sie in einer langen *ἐπίδειξις* durch einen Mythus, muß aber doch zugeben, daß die Tugend auf einer Anlage beruhe.

Von dieser Rede, erklärt Sokrates, sei er ganz bezaubert, nur über einen Punkt möchte er noch Auskunft haben, und damit wendet er sich zu dem zweiten großen Problem, das im Grunde allen den kleinen Dialogen gemeinsam war, dem nach dem Verhältnis der Tugenden zueinander: *Πότερον ἓν μέν τί ἐστιν ἡ ἀρετή, μόρια δὲ αὐτῆς ἐστιν ἡ δικαιοσύνη καὶ σωφροσύνη καὶ ὁσιότης, ἢ ταῦτ' ἐστὶν ἃ νυνδὴ ἐγὼ ἔλεγον πάντα ὀνόματα τοῦ αὐτοῦ ἑνὸς ὄντος* (329 c).

Protagoras, der offenbar die Schwierigkeit gar nicht erkannt hat, antwortet ganz unbefangen mit der populären Anschauung: die einzelnen Tugenden sind Teile der Tugend, die untereinander verschieden sind und verschiedene Funktionen haben. Dagegen beweist Sokrates, allerdings mit einigermaßen anfechtbaren Deduktionen, daß Frömmigkeit und Gerechtigkeit, Weisheit und *σωφροσύνη*, wenn nicht dasselbe, so doch einander wesensverwandt seien.

Der Gang der Untersuchung wird unterbrochen, als Protagoras die Rolle des Fragenden übernimmt und die Erklärung eines Gedichtes des Simonides anregt. Diese hat für unsre Zwecke kaum etwas Positives, außer daß der Satz: Keiner fehlt mit Willen, wider energisch betont wird (345 d, e).

Darauf nimmt Sokrates den Faden von neuem auf und fragt Protagoras, ob er seine Behauptung noch aufrecht erhalte; dieser lenkt nun insofern ein, als er zugibt, daß die andern Tugenden wohl untereinander verwandt wären, nur die Tapferkeit genieße eine Ausnahmestellung. Man könne ungerecht, gottlos usw. sein und doch tapfer (349 d).

Sokrates will auch hier beweisen, daß die Tapferkeit mit der Weisheit identisch sei. Da Protagoras auf seine Behauptung zurückgreift, die Tapferkeit beruhe hauptsächlich auf Anlage: *ἀνδρεία δὲ ἀπὸ φύσεως καὶ εὐτροφίας τῶν ψυχῶν γίγνεται* (351 b), muß Sokrates weiter ausholen, und er erklärt diesen Beweis für sehr schwierig (354 e ff.): alle Menschen trachten nach Lust, und alle Lust ist zunächst etwas Gutes. Nur kann eine Lust von einer Unlust begleitet sein, die größer ist als die Lust selbst, z. B. gutes Essen, Ausschweifungen können Krankheit zur Folge haben, oder eine Unlust kann umgekehrt eine größere Lust verursachen, z. B. eine Operation kann die Gesundheit bringen —, so ist zwischen verschiedenen Graden der Lust und Unlust zu unterscheiden, aber die Lust bleibt trotz allem ein Gut, die Unlust ein Übel, und es ist sinnlos, wenn es heißt, man tue das Böse, trotzdem man das Gute kenne, d. h. die Menschen würden von Begierden beherrscht. Wenn jemand diesen Fehler habe, so sei das ein intellektueller Mangel, es fehlt ihm die genügende Einsicht in die Abstufungen der Lust und Unlust. Also ist klargestellt, daß *ἡ σωτηρία τοῦ βίου* (357 a ff.) auf einer *τέχνη* oder *ἐπιστήμη* beruhe, und es wird nochmals die unbedingte Macht der Erkenntnis betont: *ὁμολογοῦμεν ἐπιστήμης μηδὲν εἶναι κρεῖττον, ἀλλὰ τοῦτο ἀεὶ κρατεῖν, ὅπου ἂν ἐνῇ, καὶ ἡδονῆς καὶ*

τῶν ἄλλων ἁπάντων (357 c). Wer den Lüsten nachgibt, handelt aus Unverstand.

Weiter: das Angenehme ist gut, das Unangenehme schlecht (κακόν). Niemand also wird etwas Schlechteres tun, wenn er die Möglichkeit zu etwas anderem hat, das er für besser hält, da ja das Bessere in seiner Macht steht. Denn niemand geht aus freier Wahl dem Bösen nach, und es scheint gar nicht in der Natur des Menschen zu liegen ἐπὶ ἃ οἴεται κακὰ εἶναι ἐθέλειν ἰέναι ἀντὶ τῶν ἀγαθῶν (358 a ff.).

Die Anwendung dieser Sätze auf die Tapferkeit ergibt sich leicht. Wenn φόβος die Erwartung eines Übels ist, so ist es unmöglich, daß ein Mensch auf das ausgeht, was er fürchtet. Der Unterschied zwischen dem Tapferen und dem Feigen beruht vielmehr darauf, daß dieser schimpfliche Furcht hegt, jener nicht; andererseits unterscheidet sich der Tapfere vom Tollkühnen dadurch, daß er nicht verwegen ist. Der Grund für die Feigheit und Verwegenheit ist immer ἀμαθία. Die Feigheit also ist ἀμαθία τῶν δεινῶν καὶ μὴ δεινῶν, die Tapferkeit σοφία τῶν δεινῶν καὶ μὴ δεινῶν (360 d).

Damit ist denn auch die Tapferkeit als eine ἐπιστήμη festgestellt, was Protagoras notgedrungen zugibt.

Am Schluß faßt Sokrates das Ergebnis des ganzen Dialogs zusammen, indem er den 'Ausgang des Gesprächs', ironisch personifizierend, sagen läßt, sie hätten ja ihren Standpunkt geradezu gewechselt, Sokrates und Protagoras. Sokrates, der anfangs behauptet habe, die Tugend sei nicht lehrbar, scheine jetzt damit, daß er zu zeigen suche, daß jede Tugend auf Erkenntnis beruhe, die Lehrbarkeit der Tugend gerade zu beweisen, während Protagoras, der leugnen wolle, daß die Tugend Erkenntnis sei, ihre Lehrbarkeit zweifelhaft mache (361 a ff.).

Sokrates schlägt vor, die ganze Frage noch einmal von Grund auf anzufangen und zu untersuchen, was die Tugend denn eigentlich sei, erst dann könne man weiter daran gehen, zu ermitteln, ob sie lehrbar sei. Aber Protagoras läßt sich darauf nicht ein.

Das etwa ist der positive Gehalt des 'Protagoras', aber den Kern des Dialogs treffen wir auch damit nicht. Der liegt doch wider in der Auseinandersetzung mit dem Gegner, in dem Einwirken auf ihn. Und diesmal ist es ein weit wichtigerer Partner als sonst, der Sophist Protagoras, und eigentlich nicht dieser allein, sondern die andern Sophisten mit, also die Sophistik überhaupt. Die Sophisten behaupten, die Tugend zu lehren und wissen nicht einmal, worin sie besteht, oder aber sie sehen sie in ganz äußerlichen Sachen, in der Fähigkeit, die eignen und öffentlichen Angelegenheiten gut zu verwalten. Also wider wird, und diesmal im weitesten Umfange, das Erziehungsproblem vorgenommen, denn, wie wir sehen, das ist ja im Grunde das Problem des Sokratismus.

Zwischen diesen Dialogen und dem 'Gorgias' ist wohl ein größerer zeitlicher Zwischenraum anzunehmen, in dem, wie man meist glaubt, die Anklageschrift des Polykrates gegen Sokrates erschienen sein wird; diese gab das Bild des Sokrates in einer ganz unsinnig verzerrten Weise wider, und dagegen, meint man dann, will sich der 'Gorgias' wenden. Daher seine Schärfe.

Doch betrachten wir zunächst den Gedankengang und Aufbau des Dialogs.

Ähnlich wie im 'Protagoras', doch ohne daß die Szenerie so ausführlich geschildert wird, kommt Sokrates mit seinem jungen Freunde Chairephon zu einem Sophisten, diesmal Gorgias, um von ihm zu erfahren, was denn eigentlich die von ihm geübte Kunst sei (447a ff.).

Von da ab gliedert sich der Dialog deutlich in drei Teile, die auch durch den Wechsel der Gesprächspersonen hervorgehoben sind, jeder Teil führt die Untersuchung bis zu einem gewissen Ziele.

Den 1. Teil bildet im wesentlichen die Unterredung mit Gorgias, und sein Thema ist: Was ist die Rhetorik? Polos, der sich vordrängen und gern seine Redekunst zeigen will, wird zurückgewiesen, und nun sind Sokrates und Gorgias die Sprechenden (448 a). Gorgias bezeichnet sich zunächst als *ῥήτωρ* und behauptet, auch andere dazu bilden zu können (449a, b). Doch Sokrates wünscht weiter zu erfahren, worüber die Rhetorik reden lehre, und bringt Gorgias endlich dahin, zu erklären, die Rhetorik sei *πειθοῦς δημιουργὸς* (453 a) *τῆς ἐν τοῖς δικαστηρίοις καὶ ἐν τοῖς ἄλλοις ὄχλοις, καὶ περὶ τούτων ἃ ἐστιν δίκαιά τε καὶ ἄδικα* (454 b), also eine auf bloßen Glauben, nicht auf Wissen gegründete Kunst. Von dieser rein formalen Kunst läßt sich freilich ein unrechter Gebrauch machen, doch seien dafür die Lehrer nicht verantwortlich (457 a).

Sokrates zieht nun die Folgerungen aus Gorgias' Aussagen: Der Redner genießt also vor der unwissenden Menge den Schein des Wissens über Dinge, die er tatsächlich gar nicht weiß (458e ff.). Gilt das auch *περὶ τὸ δίκαιον καὶ τὸ ἄδικον καὶ τὸ καλὸν καὶ ἀγαθὸν καὶ κακόν*; oder muß der Redner darin Sachkenntnis besitzen und kann der Rhetor seine Schüler darin belehren? (459c ff.) Darauf kann nun Gorgias nicht anders als zugeben, in diesem einen müsse der Redner allerdings ein Wissen haben (460 a). Sokrates schließt daran nach seinem gewohnten Satze, daß, wer das Gute kenne, es auch tue, die Konsequenz: Wenn der Redner die Kenntnis des Gerechten und Ungerechten besitze, könne er ja von seiner Kunst keinen ungerechten Gebrauch machen. Gorgias steht also mit seiner Definition selbst im Widerspruch (460d ff.).

2. Teil. Hier fällt Polos in das Gespräch ein, Gorgias habe nur aus Schamgefühl zugegeben, daß der Redner die Kenntnis des Gerechten und Ungerechten haben müsse, und nun überläßt Sokrates ihm die Weiterführung. Polos wirft also aufs neue die Frage nach dem Wesen der Rhetorik auf. Diesmal ist Sokrates der Antwortende, und er geht davon aus, daß er alle Beschäftigungen mit dem Leibe und der Seele in zwei Klassen teilt; die eine erstrebt immer das Beste und beruht auf *ἐπιστήμη*, die andere nur *ἡδονή*, doch gibt sie sich den Schein, als wolle sie das Beste. Zur ersten Klasse gehören auf dem Gebiete des Seelenlebens Gesetzgebung und Rechtspflege, zur zweiten Rhetorik und Sophistik, die *εἴδωλα* jener. Die Rhetorik ist also gar keine Kunst, sondern nur eine Fertigkeit, ein Teil der Schmeichelei (462b ff.).

Trotz allem hält Polos daran fest, daß die Rhetorik eine große Macht sei, sie könne bewirken, was ihr beliebt (466a ff.). Sokrates

nimmt darauf eine Scheidung vor zwischen Belieben (*δοκεῖν*) und Wollen (*βούλεσθαι*). Alles Wollen hat einen bestimmten Zweck, nämlich das Gute, auf den alles hinstrebt, für den alles Mittel ist (466 d ff.). Wenn jemand also nicht die Einsicht hat, was das Gute ist, so wird er nicht das tun, was er will, mag er auch die Macht haben, zu tun, was ihm beliebt. Die wirkliche Macht jedoch besteht darin, zu tun, was man will, diese aber fehlt der Rhetorik (468 d, e).

Davon aber will Polos nicht abstehen, daß die Macht der Rhetoren und Tyrannen beneidenswert sei, als Beispiel führt er Archelaus von Makedonien an, so muß auch Sokrates weiter darauf eingehen; er lehnt aber rhetorische Beweismittel wie Anführung von Zeugen, Auslachen des Gegners entschieden ab. Zunächst zwingt er Polos zu der Einschränkung, daß Unrechttun nur dann zu wünschen sei, wenn es ungestraft geschehen kann (470 a, b), er selbst dagegen stellt die These auf: Unrechtleiden sei besser als Unrechttun, das größte Übel aber, Unrecht zu tun und keine Strafe dafür zu leiden (469 b ff.).

Polos behauptet nun noch, daß Unrechtleiden *κάκιον* sei als Unrechttun, daß das Unrechttun aber *αἴσχιον* sei, gibt er zu (474 c). Auf dieses Zugeständnis baut Sokrates seinen Beweis: Das Schöne ist schön entweder um einer Lust oder um eines Nutzens willen, das Häßliche häßlich wegen des damit verbundenen Schmerzes oder Übels (474 d ff.). Auf das Unrechttun angewandt: dieses kann nicht häßlich sein durch Schmerzen, sondern nur als ein Übel. Danach muß Polos zugeben, daß Unrechttun ein größeres Übel sei als Unrechtleiden. — Und da die Strafe von dem Unrecht befreit, dem Gestraften also sein Recht zuteil wird, da seine Seele sich bessert, so ist es besser, für ein Unrecht bestraft zu werden als straflos zu bleiben (476 a ff.).

Daraus zieht Sokrates endlich die Summe: Die Redekunst hat also gar keinen Nutzen, höchstens könnte sie dazu dienen, das eigne Unrecht und das der Freunde recht offenbar zu machen, damit es bestraft würde, das der Feinde aber ungestraft bleibe, *ἐπεὶ τῷ γε μὴ μέλλοντι ἀδικεῖν οὐ μεγάλη τίς μου δοκεῖ ἡ χρεία αὐτῆς εἶναι* (480 a ff.).

3. Teil. Wider also ist ein Gegner erschöpft, und der jetzt auf den Plan tritt, ist vielleicht der gefährlichste. Hatten Gorgias und Polos doch Recht und Sittlichkeit wenigstens nach außenhin noch anerkannt, so scheut sich Kallikles nicht, offen auszusprechen, daß sie für ihn keine Gültigkeit haben. Und Sokrates unterläßt nicht, diese Offenheit und Freimütigkeit lobend hervorzuheben.

Kallikles beginnt damit, die Zugeständnisse seiner Vorgänger zu tadeln, sie seien durch Sokrates' Sophistereien hervorgerufen, indem er einmal das Recht, das auf *φύσις*, das andre Mal das auf *νόμος* beruhe, anwende; *φύσει* soll der Stärkere auch die größere Macht haben, *νόμῳ* sind alle Menschen gleich. Sokrates würde das auch einsehen, wenn er von der Philosophie endlich ablasse und sich den größeren Künsten, der Rhetorik und Politik, zuwende. Denn Philosophie sei eine ganz schöne Sache für Jünglinge, wer sich ihr aber noch als Mann hingebe, den mache sie im Staatsleben unerfahren und rechtlich schutzlos (481 b ff.).

Damit ist denn das Problem gestellt, auf das schon die ganze

bisherige Erörterung abzielte und das sich also als das beherrschende ergibt: Ist die Philosophie oder die Politik der wahre Lebensinhalt? Sokrates bezeichnet diese Untersuchung als die schönste von allen und hofft, mit Kallikles' Hilfe zu einem sichern Ergebnis zu kommen (487 a ff.).

Zunächst wird Kallikles von Sokrates dazu gedrängt, seine Anschauungen (488 b: *ἄγειν βίᾳ τὸν κρείττω τὰ τῶν ἡττόνων καὶ ἄρχειν τὸν βελτίω τῶν χειρόνων καὶ πλέον ἔχειν τὸν ἀμείνω τοῦ φαυλοτέρου*) näher darzulegen und bezeichnet die *κρείττονες* erst als die physisch stärkeren, dann als die einsichtsvolleren, endlich als die *φρόνιμοι καὶ ἀνδρεῖοι εἰς τὰ τῆς πόλεως πράγματα* (491 b), denen komme es zu, zu herrschen und mehr zu haben als die andern (491 c, d). Als hierauf Sokrates fragt, ob die Herrschenden denn auch sich selbst beherrschen müssen, erklärt das Kallikles für einfältiges Zeug, nicht Beherrschung, sondern vollste Befriedigung der Begierden sei *ἀρετή τε καὶ εὐδαιμονία* (492 c). Hierin aber ist, wie Sokrates glaubt, das ausgesprochen, was die andern alle auch denken, nur nicht zu gestehen wagen. Der Prüfung dieses Satzes also gilt alles (492 d).

Sokrates beginnt seine Widerlegung mit Bildern, die wohl dem pythagoreischen Vorstellungskreise entstammen, und Kallikles antwortet auf gleiche Weise, immerhin wird er dadurch gezwungen, seine Stellung deutlicher zu umschreiben, und so kommt er dahin: Jede Befriedigung der Begierden ist angenehm, eine Lust, gleichgültig worauf sie gehen. Und das Angenehme ist gleich dem Guten, es gibt keine Lust, die nicht auch gut ist (492 e ff.).

Gegen die so vertretene Gleichsetzung von Angenehm (Lust) und Gut richtet Sokrates zwei Beweise. Der erste stützt sich darauf, daß das Gute und sein Gegenteil, das *κακόν*, nicht gleichzeitig vorhanden sein können, während die Lust, die in der Befriedigung eines Begehrens, also eines Schmerzgefühls besteht, *κατὰ τὸν αὐτὸν τόπον καὶ χρόνον* wie dieses Schmerzgefühl statt haben und aufhören, wie es z. B. beim Trinken der Fall ist — so ist Lust haben (*χαίρειν*) nicht gleich gut leben (*εὖ πράττειν*) und *ἕτερον γίγνεται τὸ ἡδὺ τοῦ ἀγαθοῦ* (495 c ff.).

Der zweite Beweis geht davon aus, daß Kallikles vorher zugegeben hatte, die Einsichtigen und Tapferen seien gut, die Törichten und Feigen böse, und zwar dadurch, daß ihnen Gutes, bzw. Böses innewohnt. Nun haben aber die Bösen ebensoviel Lust wie die Guten, vielleicht sogar noch mehr (z. B. die Feigen, wenn der Feind abzieht), und die Guten haben auch Schmerz, so daß, wenn die Lust gleich dem Guten wäre, die Bösen ebenso gut wären wie die Guten, die Guten ebenso böse wie die Bösen (497 e ff.). Dem weicht Kallikles aus, indem er erklärt, kein Mensch zweifle daran, daß einige Lust besser, einige schlechter sei, gut sei die Gutes und Nützliches bewirkende, schlecht die Schlechtes bewirkende. Daraus braucht Sokrates nur die Folgerungen zu ziehen: Die gute Lust also dürfe man allein wählen, da ja alles um des Guten willen getan würde. Um das aber zu entscheiden, bedarf es eines Kunstverständigen (499 c ff.).

Von dem gewonnenen Resultat kommt Sokrates auf die früheren Untersuchungen zurück, auf die Scheidung von wahren Künsten und

empirischen Fertigkeiten, die nur darauf gehen, Lust zu verschaffen. Zu diesen gehört die Musik und die Dichtkunst und endlich auch die Rhetorik, wenigstens soweit sie sich nur dem Volke gefällig erweisen will (500 b ff.). Die wahren Künste dagegen suchen überall Ordnung und Planmäßigkeit herzustellen, so müsse die wahre Redekunst die ἀκολασία der Seele beseitigen und diese zur Besonnenheit und Tapferkeit und allen andern Tugenden zu führen suchen (503 d ff.).

Da Kallikles sich weigert, fernerhin zu antworten, muß Sokrates allein weiter sprechen, und seine Rede wird immer mehr zu einem tiefen Bekenntnis: Die Tugend bestehe in τάξις und κόσμος und die geordnete Seele sei besser als die ungeordnete, die geordnete Seele aber sei die sittliche, die besonnene, kurz die gute. Und diese sei zugleich gerecht und fromm und auch tapfer. Dann ist auch der Besonnene glücklich, der Zügellose unglücklich, denn er kann in keiner Gemeinschaft und Ordnung mit Göttern und Menschen leben (505 e ff.).

Damit sind die früheren Sätze aufs neue bestätigt: daß Unrechttun schlechter sei als Unrechtleiden und daß der Redner notwendig die Kenntnis des Rechten und Unrechten besitzen müsse (507 c ff.). Und Sokrates ist gar nicht so schlimm daran, wenn er sich gegen ungerechte Anklagen nicht schützen kann, der Verleumder hat in Wahrheit das größere Übel (508 c ff.). Vor dem Unrechtleiden könnte man sich überhaupt nur schützen, indem man dem Gewalthaber ganz ähnlich werde und so viel Unrecht wie möglich tue, aber dadurch würde man ja ein weit schwereres Übel auf sich laden, die Zerrüttung der Seele. Daher dürfe man auf die Erhaltung des Lebens nicht so großen Wert legen, denn nur das sittliche Leben sei wirklich ein Gut (509 ff.).

Von diesem Standpunkt aus wird die Staatskunst noch einmal betrachtet. Es kann nicht mehr zweifelhaft sein, daß nur die Staatskunst wertvoll ist, die darauf ausgeht, das Volk zu bessern, und man sollte an sie nur diejenigen lassen, die schon im kleinen Kreise ihre Befähigung nachgewiesen haben (513 ff.). Auch die gepriesenen großen Staatsmänner Athens, wie Perikles, Miltiades usw., haben das Volk statt besser nur zügelloser gemacht, wie ihr eigenes Schicksal beweist, auch sie sind also nicht die rechten Staatsmänner. Ebenso wie diese können die Sophisten und Redner sich nicht beklagen, daß sie ungerecht behandelt würden, wenn sie wirklich zu bessern verstanden haben, denn der Gebesserte wird ja nicht Unrecht tun (515 b ff.). Mit hohem Ernst und Stolz bekennt Sokrates endlich: er glaube, vielleicht als einziger von allen Athenern, die wahre Staatskunst zu betreiben, indem er dem Volke nicht schmeichle, sondern es zu bessern suche. Und wenn er auch darum den Tod leiden müsse, so habe er doch recht getan und brauche die Strafe des Hades nicht zu fürchten (521 c ff.).

Zur Bekräftigung aller dieser Worte erzählt Sokrates nun den Mythus vom Totengericht, nach dem die Guten auf die Inseln der Seligen, die Bösen in das Gefängnis des Hades kommen, die Bösen aber sind entweder heilbar oder unheilbar, so daß ihre Strafe nur noch als Abschreckung dienen kann — das sind fast alle Tyrannen, die Guten

sind meist die Philosophen, die ein zurückgezogenes Leben geführt haben (523 a ff.).

Noch einmal werden die Hauptergebnisse hervorgehoben: Unrechttun ist schlechter als Unrechtleiden, das größte Übel ist, für ein begangenes Unrecht straflos zu bleiben. Und ehe man an Staatsgeschäfte gehe, müsse man in der Tugend befestigt sein. Der Satz aber solle unser Führer sein *ὃς ἡμῖν σημαίνει, ὅτι οὗτος ὁ τρόπος ἄριστος τοῦ βίου, καὶ τὴν δικαιοσύνην καὶ τὴν ἄλλην ἀρετὴν ἀσκοῦντας καὶ ζῆν καὶ τεθνάναι* (527 a—e).

Auch einige der früheren Dialoge hatten sich mit der Sophistik auseinandergesetzt, namentlich die beiden 'Hippias' und der 'Protagoras'. Im 'Hippias minor' (372 b) hatte Sokrates erklärt, daß er 'wohl in keinem Punkte mit den Sophisten übereinstimme', und das ganze Virtuosentum und Blendwissen dieser Leute an den Pranger gestellt, während er Sachkunde in allen Dingen forderte (386 b ff.). Und wie noch durchaus im ersten Teil des 'Gorgias' ist im 'Protagoras' sein schärfster Vorwurf gegen die Sophistik, daß sie nicht auf einer festen sittlichen Grundlage beruhe. Aber der weitere Verlauf des 'Gorgias' unterscheidet sich denn doch dann ganz wesentlich von diesen Versuchen der vorausgegangenen Dialoge. Dort war die Auseinandersetzung noch ziemlich friedlich gewesen, wenn auch viel Spott und Ironie mit einfloß, und sie ging immer noch von der Überzeugung aus, durch Vorstellung des wahren Sachverhalts bessernd wirken zu können — hier dagegen wird mit aller Strenge die Scheidewand gezogen, die das Streben des Sokrates von dem der Sophistik trennt, es soll schlechterdings keine Gemeinschaft bestehen. Und nicht nur gegen die Lehrweise der Sophisten richtet sich der Kampf, sondern gegen den ganzen Geist der Zeit, der von ihnen ausgegangen ist, den Geist der Oberflächlichkeit, des Scheins, des Egoismus. Dem stellt Platon als sein Ideal das unbedingte Streben nach Recht und Wahrheit gegenüber, denn hier ist es offenbar nicht mehr Sokrates, der spricht, sondern Platon. Hier ist die Aufgabe nicht mehr, von einzelnen sittlichen Fragen ausgehend die Menschen zur Selbstbesinnung zu veranlassen, sondern es gilt, die ganze sittliche Lebensauffassung, wie sie von Sokrates praktisch geübt worden war, jener andern feindlichen entgegenzusetzen und theoretisch zu begründen. Es genügte nicht mehr, das sittliche Gewissen zu wecken, jetzt mußte die praktische Lebensweisheit wissenschaftlich und streng abgegrenzt werden. Also Sokrates' 'Philosophie' entwickelt sich hier zur Wissenschaft, und die ethisch-philosophische Wissenschaft wird als Ideal und Lebensaufgabe gegen das praktische Lebensziel des Weltmanns verteidigt und erhoben.

Dadurch wird auch die Methode der Beweisführung bis zu einem gewissen Grade eine andre. Zwar in den beiden ersten Abschnitten des Dialogs ist die alte Art noch zulässig, Gorgias und Polos erkennen ja grundsätzlich noch sittliche Maßstäbe an, Gorgias, indem er zugibt, der Redner müsse gerecht sein, Polos, indem er doch die Notwendigkeit einräumt, alle Handlungen von ethischen Gesichtspunkten aus zu beurteilen; da kann Sokrates ihnen in ihren eignen Widersprüchen eine Falle bereiten. Kallikles dagegen macht nicht das geringste Zugeständnis,

klar und unbedenklich verwirft er die Sittlichkeit als Menschensatzung, die das natürliche Verhältnis nur hindern; Gesetz der Natur sei, daß der Starke uneingeschränkt herrsche, die vollste Befriedigung der Begierden sei Tugend und Glückseligkeit. Und nicht leicht nimmt Platon diesen Gegner, mit einer berückenden Beredsamkeit läßt er ihn sein Ideal schildern. Da ist kein Punkt, wo Sokrates ihn fassen kann, die Untersuchung muß von Grund aus beginnen. Der Satz, auf den Sokrates hinaus will und in dem sich der ganze Unterschied der beiden Richtungen ausdrückt, lautet: Unrecht leiden ist besser als Unrecht tun. Da aber Kallikles als das Wesentliche des Unrechttuns bezeichnet, daß man seine Begierden befriedige und damit sich Lust bereite, gleichwohl aber daran festhält, daß das Streben des Menschen nach dem Guten gehe, so formuliert sich als die entscheidende Frage die: Ist die Lust das Gute und der Sinn alles Tuns? Aus dem Wesen der Lust also muß Sokrates seine Widerlegung ableiten.

Wenn die Lust als das höchste Gut angenommen wird, ist es nur folgerichtig, in der möglichsten Steigerung und Befriedigung der Begierden die Glückseligkeit zu suchen. Denn je stärker und unersättlicher die Begierde, desto größer ist auch die Möglichkeit, durch ihre Erfüllung sich Lust zu schaffen. Auch bei dieser Bestimmung des Guten bleibt das absolute Prinzip bestehen, das Gute an sich duldet keine Einschränkung. So ist es ganz konsequent, wenn Kallikles das Recht dem Stärkeren zuerkennt. Die Tugend muß er natürlich verwerfen, sie würde ja, da sie sich in bestimmten vorgefaßten Grundsätzen ausdrückt, Einfluß auf die Handlungen des Menschen haben, also die völlige Willkür aufheben. Das Begehren des Augenblicks vielmehr soll alles Tun bestimmen, in der *ἀκολασία* liegt *ἀρετή τε καὶ εὐδαιμονία* (492 c), während Tugenden wie Tapferkeit und Wissen (*ἐπιστήμη*) nicht mit dem Guten identisch sind (295 c, d).

Ehe Sokrates daran geht, diese Lehre mit allen Mitteln zu bekämpfen und seine eigne zu verkünden, werden die gegenseitigen Ansichten kurz zusammengefaßt: *ΣΩ. Φέρε δὴ, ὅπως μεμνησόμεθα ταῦτα, ὅτι Καλλικλῆς ἐφη Ἀχαρνεὺς ἡδὺ μὲν καὶ ἀγαθὸν ταὐτὸν εἶναι, ἐπιστήμην δὲ καὶ ἀνδρείαν καὶ ἀλλήλων καὶ τοῦ ἀγαθοῦ ἕτερον. ΚΑΛ. Σωκράτης δέ γε ἡμῖν ὁ Ἀλωπεκῆθεν οὐχ ὁμολογεῖ ταῦτα. ἢ ὁμολογεῖ; ΣΩ. Οὐχ ὁμολογεῖ* (495 d).

Dann führt Sokrates seine beiden Beweise[1]) gegen diese Gleichstellung von *ἡδὺ* und *ἀγαθόν*, wobei er — ebenso wie Kallikles — vor allem die niedere Lust im Auge hat. Diese aber ist dadurch bestimmt, daß sie niemals rein bleibt, da sie immer mit ihrem Gegenteil, der Unlust, zusammen vorkommt und daß sie von kurzer Dauer ist, denn zugleich mit der Unlust, mit der Erfüllung des Bedürfnisses, hat sie ihr Ende erreicht. Der zweite Beweis geht darauf aus, zu zeigen, daß nach Kallikles Auffassung vom Guten gleich der Lust aller Unterschied zwischen guten und schlechten Menschen aufgehoben sein würde,

[1]) S. S. 10.

denn da wäre jeder Mensch gut, solange er genießt, schlecht, solange er entbehrt.

Wenn sich darauf Kallikles den Folgerungen des Sokrates zu entziehen sucht, indem er die Scheidung von besserer und schlechterer Lust einführt (499 b), so ist das nichts anderes als das Zugeständnis, daß seine Anschauung gegenüber der des Sokrates nicht haltbar ist, denn diese neue Formulierung verträgt sich absolut nicht mit seiner eigentlichen Lehre, nach der es zwar größere und kleinere Lust, niemals aber gute und schlechte geben kann.

Freilich ist zu bemerken, daß Platon die Begriffe 'gut' und 'das Gute' (gleich das höchste Gut, die Glückseligkeit) nicht immer scharf auseinanderhält, man kann wohl erkennen, daß es ihm bei seiner Beweisführung vor allem darum zu tun ist, das Wesen des höchsten Gutes herauszuarbeiten, aber er gebraucht dafür häufig das Medium des Guten, indem er die Gesundheit, die Schönheit des Leibes usw. als gut, als Güter der Lust und dem Angenehmen gegenüberstellt, aber auch diese Güter sind nicht das Gute, sind nur ein Teil davon und gehören zu seiner vollsten Vollendung als notwendige Merkmale. Jedenfalls gewinnen wir aus den beiden Beweisen immerhin auch für die Charakterisierung dieses höchsten Gutes einige Züge: dieser Zustand der Glückseligkeit muß von allem Übel unberührt und dauernd sein.

Ist aber dieser Zustand dem Menschen wirklich erreichbar? Ist der Mensch wirklich imstande, sich vor dem Übel zu schützen, das er sich selbst oder andere ihm bereiten können? Das größte Übel vermag er sich selbst zuzufügen, das ist das Unrechttun; um dieses zu vermeiden, genügt nicht der bloße Wille, es bedarf dazu noch eines besonderen Vermögens und einer Kunst, ohne deren Besitz man doch Unrecht tun würde, wenn auch wider Willen, denn niemand tut absichtlich Unrecht (509 c ff.) [1]). Es wird nicht besonders ausgesprochen, aber es ist offenbar, daß Platon unter diesem Vermögen, dieser Kunst eben das Wissen, die Einsicht versteht, wahrscheinlich nimmt er stillschweigend auf die Erträge der vorausgegangenen Dialoge Bezug, in denen das Wesen der Tugend als ein Wissen vom Guten und Übeln bestimmt worden war, im 'Laches', 'Charmides', 'Hippias minor' nicht weniger als im 'Protagoras'.

Ebenso ist eine Kunst nötig, um das Übel abzuwehren, das von andern droht, gegen das Unrechtleiden: Man muß entweder Herrscher sein oder dem Gewalthaber so ähnlich wie möglich werden, d. h. selbst recht viel Unrecht tun — dann wäre man gefeit gegen die Macht der Tyrannen. Aber dafür würde man das größere Übel eintauschen, man würde seine Seele verstümmeln und zerrütten. Also dieses Mittel ist schlecht, und ein anderes weiß Platon nicht anzuführen (510 b ff.). Gegen das Unrechtleiden kann sich somit der Gerechte nicht schützen, ja er muß jeden Tag gewärtig sein, daß man ihn anklagt und zum Tode verurteilt. Auf Erden ist die volle Glückseligkeit nicht zu erlangen, aber dem, der sich bemüht hat, seine Seele von Unrecht freizuhalten, ist eine andere Glückseligkeit beschieden. Alle Menschen müssen, wenn sie

[1]) Ebenso z. B. 'Protagoras, 345 d, e.

gestorben sind, sich im Hades vor gerechten Richtern stellen; des Leibes und alles Scheins entblößt, zeigt dann die Seele ihre wahre Gestalt. Derer, die gerecht waren im Leben, wartet eine schöne glückliche Ewigkeit auf den Inseln der Seligen, derer, die Unrecht getan haben, die verdiente Strafe im Hades. So findet in diesem wundervollen Mythos vom Totengericht Platons Glückseligkeitslehre erst ihren Abschluß und ihre Bestätigung. Schon in der 'Apologie' und im 'Kriton' waren ähnliche Gedanken aufgetaucht, auch dort war der Tod als ein Gutes angesehen und einem Leben in Ungerechtigkeit vorgezogen worden. Aber das alles war doch sehr unbestimmt gelassen, der Zustand der Seele nach dem Tode schien noch zweifelhaft, und vor allen Dingen war er nicht in Verbindung mit der Glückseligkeitslehre gebracht worden ('Apologie' 29a, 40a ff.; 'Kriton' 54b, c).

Die für uns wichtigsten Schlüsse, die Sokrates aus Kallikles' Zugeständnis, daß das Angenehme (die Lust) nicht dasselbe sei wie das Gute und daß es gute und schlechte Lust gäbe, zieht, sind: Um zwischen guter und schlechter Lust unterscheiden, also das Gute wählen zu können, muß man kunstverständig sein (300a), damit wird wider das Wesen der Tugend in einem Wissen um das Gute und Üble gesehen, wie in allen vorhergehenden Dialogen. Ferner: Die Lust ist das, durch dessen Hinzukommen wir ergötzt werden; das Gute das, durch dessen Anwesenheit wir gut sind. Gut sind wir und alles, was gut ist, durch die Anwesenheit einer ἀρετή. Jede ἀρετή besteht in einer gewissen Ordnung, also auch die der Seele. Die geordnete Seele ist die sittliche, die sittliche die besonnene. Die besonnene Seele tut überall, was sich gebührt, gegen Götter und Menschen, also das Fromme und Gerechte; und wer gerecht handelt, muß selbst fromm und gerecht sein. Aber auch tapfer, denn der Besonnene wird nichts suchen oder fliehen, was sich nicht gebührt, sondern ausharren und fliehen, wo er soll. Der besonnene Mann also ist zugleich gerecht, fromm und tapfer. Damit ist denn offensichtlich die in den vorausgegangenen Dialogen schon hier und da angedeutete, doch nie ganz durchgeführte Lehre von der Einheit der Tugenden ausgesprochen. Im 'Euthyphron' wurde schließlich die Tugend der Frömmigkeit als eine Gerechtigkeit gegen die Götter angesehen, im 'Charmides' vor allem schien die σωφροσύνη, wenn nicht die Tugend schlechthin, so doch ihren wesentlichsten Kern auszumachen, auch im 'Laches' war wenigstens das gemeinsame Moment aller Tugenden, die Kenntnis des Guten und Bösen, mit Nachdruck hervorgehoben. Besonders hatte der 'Protagoras' diese Lehre betont und gegen die sophistische verteidigt, auch da war der Beweis der gewesen, daß alle Einzeltugenden mit der σοφία zusammenfielen oder doch nahe verwandt wären, und der Erkenntnis wurde die allergrößte Macht zugesprochen ('Prot.' 359b, c). Dem widerspricht es auch nicht, wenn im 'Gorgias' (wie im 'Charmides') die σωφροσύνη als das einigende Band aller Tugenden angesehen wird, denn die σωφροσύνη besteht ja wider, wie aus allem klar wird, vornehmlich in dem Vermögen, die Übel und Güter zu unterscheiden.

Freilich klingt daneben schon mächtig und lockend ein neues

Prinzip an, das alles Gute, also auch die Tugend und Glückseligkeit, bestimmen soll, die Ordnung und Harmonie. Wie beide unverbunden nebeneinander stehen, bald das eine, bald das andere wichtiger erscheint, darin zeigt sich deutlich das Studium des Übergangs, die neuen Anschauungen vermögen die alten noch nicht umzubilden und zu berichtigen. Woher die neuen Gedanken kommen, kann nicht zweifelhaft sein, es sind die Lehren des Pythagoras, die Platon wohl inzwischen auf seiner ersten sizilischen Reise kennen gelernt hatte, er gibt sie auch selbst als fremde an: φασὶ δ'οἱ σοφοί (507e, 508a).

Nehmen wir alles zusammen, so dürfen wir die Ethik Platons, wie sie sich im 'Gorgias' darstellt, nach kantischer Terminologie als eine durchaus heteronomische bezeichnen, denn Tugend und Sittlichkeit fallen mit der Glückseligkeit völlig zusammen, ja sie werden geradezu zum Streben nach der Glückseligkeit nach Maßgabe der Erkenntnis des Guten.

Wenn wir unter diesem Gesichtspunkte den 'Protagoras' ins Auge fassen, so finden wir, daß er ganz allgemein auf dem selben ethischen Prinzip beruht. Auch dort heißt es, daß alle menschlichen Handlungen aus dem Streben nach dem Guten fließen und daß jeder Mensch von zwei Übeln stets das wählen wird, welches er für das geringere hält ('Protagoras' 358a). Trotzdem aber ergeben sich auf den ersten Blick tiefe Unterschiede in dem, wie das Gesetz des Handelns in beiden Dialogen bestimmt ist, und diese liegen in der Definition des Guten. Das Gute, es sei nochmals betont, hat dabei immer den Sinn des für uns Guten und Nützlichen, nie bedeutet es 'gut an sich', ohne daß an die Beziehung zur menschlichen Glückseligkeit zu denken wäre. Darin stimmen 'Gorgias' und 'Protagoras' überein.

Im 'Protagoras' wird der Satz: Die Lust ist das Gute, die Unlust das Böse, gegen den Sophisten Protagoras verteidigt, der gerade zwischen guter und schlechter und indifferenter Lust scheiden will. Gut ist daher die lustbringende, böse die unlustbringende Handlung, aber freilich kann diese Einteilung nicht so ohne weiteres hingenommen werden, denn die Lust ist oft irgendwie mit einer Unlust verbunden und nicht alles, was man gewöhnlich ἡδὺ nennt, ist dieses Namens in jedem Falle würdig. Viele scheinbare Lust ist in Wirklichkeit Unlust, wenn sie mit schädlichen Folgen verbunden ist, die die Summe der augenblicklichen Lust übersteigen. Also nur das kann als Lust gelten, was keine Unlust zur Folge hat, oder in dem doch die Lust größer ist als die Unlust (354a ff.), ja eine Handlung, die zunächst Schmerz bringt, muß doch als Lust bezeichnet werden, wenn sie ein größeres Maß von Lust nach sich zieht, wie z. B. eine Operation; und die einfache Maxime: Tue, was dir Lust bringt, erfordert eine Einschränkung durch die Forderung der Fähigkeit, die mit allem Tun verbundene Lust und Unlust abzuschätzen und diejenige Handlung auszuwählen, die einen Überschuß an Lust verspricht, sei es im Augenblick, sei es in der Zukunft ('Prot.' 356b).

Platon hatte diese Gleichsetzung von ἡδὺ und ἀγαθόν im 'Protagoras' festgehalten, um im Interesse der Lehrbarkeit der Tugend ein möglichst einheitliches ethisches Prinzip zu bekommen, und im platonischen Sinne könnte auch das befriedigen, denn am Ende läuft es doch darauf hinaus,

daß die ἡδέα πράγματα die sittlichen Handlungen sind, denn wahrhafte Lust, d. h. solche, die von gar keinem Unlustgefühl begleitet ist, kann nur die Tugend, die sittliche Tat gewähren.

Indessen war doch das Gefährliche und Künstliche dieser Theorie nicht zu leugnen, denn der oberflächliche Betrachter konnte daraus schließlich eine Bestätigung der Lustlehre lesen, wie sie etwa Kallikles im 'Gorgias' vorträgt, und als praktisches Gesetz vollends war sie so gut wie unbrauchbar. Wie sollte es möglich sein, den Wert einer Lust gegen eine Unlust unbedingt abzuwägen und eindeutig zu bestimmen, da doch so viel Subjektives hierbei mitzusprechen hat und sie außerdem in ganz verschiedenen Erlebnissphären liegen können? Auch möchten, wenn ich eine geringere Lust oder gar eine Unlust in Hinsicht auf eine größere Lust in der Zukunft auf mich genommen habe, unberechenbare Zufälle störend eingreifen und mich um den Erfolg betrügen. Also es wäre eine ewig unsichere Lage, und nie käme der Mensch zu der reinen, beruhigten Verfassung, in der allein das wahre Glück besteht.

Im 'Gorgias' bekämpft denn auch Platon diese Lehre, die er dem Kallikles in den Mund legt, aufs entschiedenste. Freilich ist das nicht so aufzufassen, als widerrufe er damit geradezu seine im 'Protagoras' ausgesprochenen Anschauungen, denn der Unterschied zwischen der dort gegebenen Beschreibung der Lust und der des Kallikles leuchtet ein. Der 'Gorgias' bringt vielmehr nur eine Einschränkung und Ergänzung des im 'Protagoras' unter besonderem Gesichtspunkte Gesagten. Die Formulierung wird umgestoßen, der Sinn bleibt. Doch Platon geht darin ziemlich radikal vor, er begnügt sich nicht mit bloßen Modifizierungen, mit denen doch nicht viel geholfen wäre, lieber läßt er die alte Form ganz fallen. Denn mochte auch für den gereiften Menschen die Fassung im 'Protagoras' eine Norm darbieten, als Ausgangspunkt für eine allgemeine Sittenlehre mußte die Lust, auch wenn darunter die 'wahre Lust' verstanden wurde, doch ungeeignet erscheinen, und Platon wird durch diese Erkenntnis hier zu einer sehr einseitigen Auffassung der Lust verleitet, so daß er darin eigentlich nur den niederen Genuß sieht. Gerade indem er die alten Beispiele gebraucht, gibt er den veränderten Standpunkt offen zu, die ärztliche Kur wird nicht mehr als eine Lust bezeichnet und darum für gut gehalten, weil sie Lust verschafft, sondern weil sie um des Guten willen geschieht.

Was ist nun aber nach dem 'Gorgias' das Gute? Es wird auch noch das für den Menschen Gute und Nützliche genannt, und Platon führt eine Anzahl Einzelgüter an, wie Gesundheit, Reichtum, doch hinter dem allen erhebt sich ein höchstes Gut, ein Ziel all unsres Strebens, die Glückseligkeit. Und diese kann nicht in dem beständig Schwankenden des Lustgefühls bestehen, sondern einzig in der Stetigkeit und harmonischen Ordnung. Besonnenheit und Gerechtigkeit sind die wichtigsten Bedingungen dieses Zustandes, doch können sie allein ihn nicht völlig herbeiführen, da dem Menschen von außen her immer noch Übel und Ungerechtigkeiten drohen, erst in einem Leben nach dem Tode wird er rein und ungestört verwirklicht werden.

In keinem der früheren Dialoge hatte Platon solche Worte gesprochen,

sei es, daß er sie noch nicht fand, sei es, daß er sie aus irgendeiner Scheu zurückhielt, hier zuerst im 'Gorgias', wo es gilt, die ganze Lebensform, das philosophische Ideal, das er von Sokrates überkommen hatte, dem er sein heiligstes Streben leihen will, der Zeit vorzuhalten und von fremden Einmischungen zu reinigen, klingt das Pathos der heiß suchenden Seele. Nirgends vorher hatte Platon das Wesen der Sittlichkeit so tief erfaßt und dargestellt, nirgends war die Rede gewesen von jenem höchsten Gut, der Glückseligkeit, auch im 'Protagoras' nicht, obwohl es dort so nahe lag.

Aber noch in einem andern geht der 'Gorgias' über die vorherigen Dialoge hinaus. Handelte es sich in diesen ausschließlich um den einzelnen Menschen und seine sittliche Vervollkommnung, so macht sich im 'Gorgias' immer mehr das Interesse am Staat und an der Gesamtheit der Bürger geltend. Mit leidenschaftlicher Schroffheit wird die sophistische Rhetorik, die sich anmaßt, die Staatskunst zu sein, als eine Scheinkunst und Schmeichelei entlarvt, als das Wesen der wahren Staatskunst dagegen bezeichnet *ὡς βελτίστους τοὺς πολίτας ποιεῖν* (z. B. 513 e). Das kann aber nicht geschehen durch Teilnahme an der praktischen Politik, die vermöge des ungeheuren Einflusses der Rhetorik ganz und gar verderbt ist, sondern durch sittliche Erziehung des einzelnen; damit wird die Lebensarbeit des Sokrates in einen Zusammenhang gestellt, der ihm selbst jedenfalls nicht bewußt gewesen war. In diesem Sinne erscheint Sokrates als der einzige wirkliche Staatsmann seiner Zeit: *οἶμαι μετ' ὀλίγων Ἀθηναίων, ἵνα μὴ εἴπω μόνος, ἐπιχειρεῖν τῇ ὡς ἀληθῶς πολιτικῇ τέχνῃ καὶ πράττειν τὰ πολιτικὰ μόνος τῶν νῦν* (521 d). Und wider wird, ähnlich wie im 'Laches' (186 a), der Ernst dieser Aufgabe betont und gefordert, daß einer, der sich ihr widmen will, schon Leistungen aufzuweisen haben muß, damit er auch eine sichere Gewähr für seine Fähigkeit bietet (514 a ff.).

In alledem künden sich, noch keimhaft zwar, die Gedanken des späteren Platon an, wie sie im 'Staat' zur vollen Reife gelangt sind. Freilich, es scheint keine Aussicht, daß der Versuch, sie zu verwirklichen, von Erfolg gekrönt wird. Mit einem schmerzlichen Pessimismus spricht Platon das im 'Gorgias' aus. Die Menschen wollen nur Angenehmes und Schmeicheleien hören, und der Philosoph, der es unternimmt, sie zu bessern, wird von ihnen getötet (521 d ff.), wie der lebende Sokrates selbst es hatte erfahren müssen.

Zeigt sich schon hierin ein Abweichen von der sokratischen Lehrart, deutlicher macht sich das noch in einem anderen Punkte geltend, und zwar betrifft dieser geradezu den Kern der sokratischen Lehre: den Satz von dem Tugendwissen, der Lehrbarkeit der Tugend. Sonst hieß es immer, man brauche einen Menschen nur zu belehren, dann würde er gut und gerecht handeln. Im Mythos vom Totengericht aber lesen wir ('Gorgias' 525 a ff.): *Προσήκει δὲ παντὶ τῷ ἐν τιμωρίᾳ ὄντι, ὑπ' ἄλλου ὀρθῶς τιμωρουμένῳ, ἢ βελτίονι γίγνεσθαι καὶ ὠνίνασθαι ἢ παραδείγματι τοῖς ἄλλοις γίγνεσθαι, ἵνα ἄλλοι ὁρῶντες πάσχοντα ἃ ἂν πάσχῃ φοβούμενοι βελτίους γίγνωνται· εἰσὶν δὲ οἱ μὲν ὠφελούμενοί τε καὶ δίκην διδόντες ὑπὸ θεῶν τε καὶ ἀνθρώπων οὗτοι οἳ*

ἂν ἰάσιμα ἁμάρτήματα ἁμαρτωσιν· ὅμως δὲ δι' ἀλγηδόνων καὶ ὀδυνῶν γίγνεται αὐτοῖς ἡ ὠφελία καὶ ἐνθάδε καὶ ἐν Ἅιδου· οὐ γάρ οἷόν τε ἄλλως ἀδικίας ἀπαλλάττεσθαι· οἳ δ' ἂν τὰ ἔσχατα ἀδικήσωσι καὶ διὰ τὰ τοιαῦτα ἀδικήματα ἀνίατοι γένωνται, ἐκ τούτων τὰ παραδείγματα γίγνεται, καὶ αὐτοὶ μὲν οὐκέτι ὀνίνανται οὐδέν, ἅτε ἀνίατοι ὄντες, ἄλλοι δὲ ὀνίνανται οἱ τούτους ὁρῶντες διὰ τὰς ἁμαρτίας τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρώτατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντας τὸν ἀεὶ χρόνον, ἀτεχνῶς παραδείγματα ἀνηρτημένους ἐκεῖ ἐν Ἅιδου ἐν τῷ δεσμωτηρίῳ, τοῖς ἀεὶ τῶν ἀδίκων ἀφικουμένοις θεάματα καὶ νουθετήματα.

Durch nichts anderes also können die Ungerechten geheilt werden als durch Strafen, und manche sind überhaupt unheilbar. Mit diesem Bekenntnis aber ist der Standpunkt des ethischen Intellektualismus, wie ihn Sokrates vertreten hatte, verlassen; dem Willen ist ein Anteil an der Bestimmung des Handelns eingeräumt, den vorher noch im 'Protagoras' Platon entschieden abgelehnt hatte, der böse Wille bedarf der Heilung, wie eine Krankheit. (Im 'Protagoras' wurde diese Frage auch gestreift, aber die Strafe wurde als Besserungs- und Abschreckungsmittel lediglich angesehen, und daraus gerade wurde die Lehrbarkeit der Tugend gefolgert ['Prot.' 325 a ff.].) Daneben freilich bleibt die alte Anschauung immer noch bestehen, daß niemand freiwillig Unrecht tut, daß, wer das Gute, die Sittlichkeit, erkannt hat, auch danach handelt, und 460 b heißt es: *Οὐκοῦν κατὰ τοῦτον τὸν λόγον καὶ ὁ τὰ δίκαια μεμαθηκὼς δίκαιος*; die alte und die neue Anschauung haben sich also noch nicht innerlich durchdrungen und gegeneinander abgegrenzt, aber es deutet sich doch ein erstes Ringen darum an.

Auch sonst wird im 'Gorgias' auf den Willen mehr Gewicht gelegt, freilich scheint er identisch mit der wahren Erkenntnis und dieser nie zu widerstreben. Der Wille geht immer auf das Gute und ist vom bloßen Gutdünken streng unterschieden (466 d ff.). Ansätze zu dieser Bestimmung sind in den vorausgehenden Dialogen schon zu finden, im 'Hippias minor' (366 b ff.) wird *βούλεσθαι* im Sinne einer auf einen Zweck gerichteten Absicht gebraucht, im 'Laches' (185 a ff.) ist die Unterscheidung von Mittel und Zweck schon ganz in dem Umfange ausgesprochen wie im 'Gorgias', im 'Charmides' (167 e) wird, allerdings nur ganz flüchtig, das Gute als Gegenstand des Wollens bezeichnet. Erst im 'Gorgias' geschieht das mit solchem Nachdruck.

So machen sich denn im 'Gorgias' schon bedeutende Abweichungen von den rein sokratischen Gedanken geltend. Immerhin sind sie nicht derartig, daß man sie nicht als Fortführung und natürliche Entwicklung dieser Anschauungen ansehen könnte. Und Platon müssen sie offenbar so erschienen sein, er läßt sie von Sokrates aussprechen, als wären es dessen eigne Worte; und wie der Charakter des 'Gorgias' ist, muß man sich hüten, das etwa nur als eine poetische Form aufzufassen oder als eine Tat zum Gedächtnis. Der Wille zur Nachfolge klingt aus dieser leidenschaftlichen Rede zu stark. Mit der Ausbildung der Ideenlehre wird das Problem schwieriger, aber selbst dann noch, müssen wir glauben, war wohl in Platon das Bewußtsein des Empfangenen so tief,

daß er auch sie als eine Frucht aus der Zeugung des sokratischen Geistes empfand.

Literatur.

C. Schaarschmidt: Die Sammlung der platonischen Schriften. 1866.
E. Pfleiderer: Zur Lösung der platonischen Frage. 1888.
— Sokrates und Platon. 1896.
Zeller: Die Philosophie der Griechen II, 1. 4. A. 1889.
Fr. Schleiermacher: Platons Werke. 1804.
Max Wundt: Der Intellektualismus in der griechischen Ethik. 1907.
— Geschichte der griechischen Ethik. 1907.
Wilhelm Wundt: Ethik. II. 4. A. 1912.
Theodor Gomperz: Griechische Denker II. 2. A. 1903.
Bonitz: Platonische Studien. 3. A.
F. Horn: Platostudien. 1893.
Hans Raeder: Platons philosophische Entwicklung. 1905.
C. Ritter: Platon. I. 1910.
M. Pohlenz: Aus Platons Werdezeit. 1913.
Heinrich Maier: Sokrates. 1913.

Leipzig. Friedrich Scheuffler †.

Textkritisches zu Aeschylus[1])

I

Prom. 526ff. 'Möcht ich nie mit Zeus in Zwist geraten, noch je zaudern, die Götter durch Gaben zu ehren *μηδ' ἀλίτοιμι λόγοις ἀλλά μοι τόδ' ἐμμένοι καὶ μήποτ' ἐκτακείη.*' Wer das zum erstenmal liest, wird hinter *λόγοις* einen Punkt setzen und erwarten, daß *τόδε* sich auf Folgendes beziehe. Aber es folgt nichts: die Strophe ist zu Ende, ein Enjambement in die Gegenstrophe wäre an und für sich gegen den Gebrauch[2]) und hier auch gegen den Sinn. Also bezieht sich *τόδε* auf die vorangehenden Selbstermahnungen. 'Dies präge sich mir ein und schwinde nimmer aus meinem Bewußtsein.' Dann aber ist *ἀλλά* unhaltbar, am Platz allein das Asyndeton. *εἴθε, ἀεί, ἐμπέδως*, Worte dieser Art erwartet man statt des *ἀλλά*. Nun ist nach dem Metrum zu fragen: es respondieren zwei Kürzen. Schon damit war über *ἀλλά* das Urteil gesprochen[3]); denn der Text der Gegenstrophe ist unangreifbar. Bergk und Hermann sind mit *μάλα* den Forderungen von Sinn und Responsion gerecht geworden; aber *μάλα* steht schlecht beim Verb, und ein so triviales Wort sieht man ungern als Grundlage einer Korruptel. Gegen *βάλε*, was ich vorschlage, kann man einwenden, daß dies nur durch Alkman 12 *βάλε δὴ βάλε κηρύλος εἴην* zu decken ist; sonst wohl nichts.

Sept. 6 *Ἐτεοκλέης ἂν εἷς πολὺς* (om. M[1]) *κατὰ πτόλιν*
ὑμνοῖθ' ὑπ' ἀστῶν φρουμίοις πολυρρόθοις
οἰμώγμασίν τε

Das *πολυ-* in *πολυρρόθοις* ist eine nichtssagende Widerholung von *πολύς*. Valckenaer bildete deshalb *παλιρρόθοις*. Aber bei solchen durch ein vorangegangenes (oder folgendes) Wortbild hervorgerufenen Schreibfehlern braucht zwischen dem verdrängten und dem überlieferten Wort weder lautliche noch paläographische Ähnlichkeit zu herrschen[4]).

---

[1]) Aeschyli tragoediae ed. U. de Wilamowitz-Moellendorff. Berolini, apud Weidmannos, 1914. Andere Literatur konnte ich bei einigen der folgenden Bemerkungen nur in beschränktem Maß verwenden.

[2]) Dies leicht verständliche Gesetz entscheidet gegen die Annahme einer Responsion Sept. 846ff. ~ 855ff., der übrigens auch der dramatische Inhalt, der metrische Charakter (von fünf Versen wären vier jambische Trimeter, 850 mit fünf Auflösungen würde respondieren mit dem auflösungsfreien 857) und der Text (*ἀφανῆ* 860 als Beiwort des *Ἅιδης* müßte korrupt sein) widerstreben. Zu Agam. 237 siehe jetzt Wilamowitz; Interpunktion ist sicher, der Text bleibt verdächtig. Die Grenze des Erlaubten zeigt Suppl. 582, Agam. 176.

[3]) Unterdrückung einsilbiger Senkungen und Verschiebung von Hebungen (⏑⏓⏑—) stehen bei den Tragikern nicht auf gleicher Stufe mit dem Verschwinden oder Hinzutreten von Hebungen (⏓⏑—).

[4]) Korruptelen dieser Art aus den Supplices sind Woch. klass. Phil. 1915, 694 zusammengestellt, wo 397 *κρῖμα* (in M das *ι* auf Rasur, der Zirkumflex nachträglich aus dem Akut hergestellt) als aus *πρᾶγμα* verdorben erwiesen ist. Aus dem Sept. ist 213 *νιφάδος* statt *λιθάδος* (Naber) wegen des folgenden *νειφομένας* zu vergleichen; ferner Agam. 119. 714 (vgl. 711). 1052. 1099. Choeph. 145. 517. 683. 773 (durch ein Zitat korrigiert). 830. 875. 988 (*φόνον* statt *μόρον* Rohde). 1012. Suppl. 401 und manches Ähnliche.

Dem Sinn nach paßt am besten *κακορρόθοις* (*λοιδόροις Σ*); *κακορροθεῖν* ist in der Tragödie gewöhnlich.

Sept. 84 vor *ποτᾶται* und 90 vor *ὑπὲρ* ist überliefert *βοᾶ(ι)*, beidemal inhaltlich wie metrisch abundierend. Das läßt eine Interjektion vermuten, und so schreibt Wilamowitz an der zweiten Stelle *ἔα*. Ich denke, es war beidemal *ὀᾶ* (vgl. Pers. 116. 120. 571 ff. Suppl. 825).

Sept. 101 *πέπλων καὶ στεφέων*
πότ' εἰ μὴ νῦν ἀμφὶ λίταν' ἕξομεν;

⏑ — — — — — ist eine bei Aeschylus nicht bezeugte Form des Dochmius; deshalb schrieb Lowinski *εἰ μὴ νῦν πότ';* Wecklein und Wilamowitz loben die Konjektur, Schroeder setzt sie in den Text. Es ist, wie es scheint, vergessen worden, daß die Form des Dochmius — — — ⏑ — bei Aeschylus ebensowenig bezeugt ist wie jene (über Sept. 927 siehe unten; die nah verwandte Form — — ⏑ ⏑ ⏑ — steht nur Sept. 164 *Ὄγκα πρὸ πόλεως*, was nur wenige für heil halten). Zu schreiben ist *νύν*, wie schon Hermann sah, der auch die überlieferte Wortstellung durch die Parallelen Arist. Vesp. 402, Demosth. Ol. 3, 16 gesichert hat.

Sept. 140 *καὶ Κύπρις, ἅτε γένους προμάτωρ,*
ἄλευσον.

Das Metrum hat mit Recht Anstoß erregt, und Dindorfs *ἅτ' εἶ* konnte bestechen. Aber seit Nordens ebenso bedeutendem wie überraschendem Nachweis, daß die uns geläufigen Prädikationen der Form *ἐγώ εἰμι, σὺ εἶ, οὗτός ἐστιν* unhellenisch sind (Agnostos Theos 183), muß auch *ὃς εἶ* als verpönt gelten. In der Lesung *ἀμοῦ* statt *ἅτε* traf ich mit Lachmann zusammen; es kann aber auch eine Interjektion, etwa *αἰαῖ*, zugrunde liegen. — Der Vokativ *Κύπρις* ist durch Eur. fr. 875 gedeckt.

Sept. 915

Str.		Antistr.	
915	*δόμων μάλ' ἀχάεσσα τοὺς*[1])	927	*δυσδαίμων σφιν ἃ τεκοῦσα*
	προπέμπει, δαϊ-		*πρὸ πασᾶν γυναι-*
	κτὴρ γόος αὐτό-		*κῶν ὁπόσαι*
	στονος αὐτοπήμων		*τεκνογόνοι κέκληνται.*

915 *ἀχάεσσα* steht beziehungslos[2]); in dem ganzen Kolon fehlt die Responsion mit 927. Da der eine Fehler durch Wortänderung, der

[1]) So M; die Varianten der recentiores sind offenbar Konjekturen zu diesem Text.

[2]) Die von Wilamowitz (zu Eur. Her. 681, dazu jetzt Aesch. Choeph. 857) und Schroeder (Pindar 1900 S. 45) ins Licht gesetzte Selbständigkeit weiblicher Adjektive geht nie bis zur Unterdrückung eines so fernliegenden Subjektes, gar noch vor einer männlichen Apposition. — Das Scholion in M lautet *λ(είπει) τὸ προπομποί*, nicht *-πά* oder *-πώ;* das Faksimile läßt keinen Zweifel. Wenn in der Vorlage *προπομπή* gestanden hat, so war das eine inhaltliche Erläuterung, keine grammatische Rechtfertigung.

andere durch Wortumstellung (fraglich, in welcher Strophe) geheilt werden muß, ist beides getrennt zu behandeln.

Die Grammatik legt nahe, daß entweder ἀχάεσσα an γόος angeschlossen (z. B. ἀχήεις Konjektur in P) oder ein weibliches Subjekt neben γόος eingeführt werde. Das erste scheitert am Metrum, da wir keine Silbe missen können. Das zweite fordert, daß wir nach einem entbehrlichen Wort suchen, in dem das Subjekt stecken könnte. Nun ist δόμων nicht nur entbehrlich, sondern unpassend; die Leichen sind nicht im Haus und kommen schwerlich hinein. Aus δόμων muß also der Nominativ eines weiblichen Wortes gewonnen werden; δαίμων liegt paläographisch am nächsten, und ich glaube nicht, daß ein anderes Wort überhaupt in Betracht kommt.

Die δαίμων ἀχάεσσα, die die Toten zu Grabe geleitet, ist nicht mit Namen genannt; wir dürfen sie wohl Οἰμωγή nennen. Gewiß ist es eine Härte, daß die anschließende Apposition ein männliches Wort, γόος, einführt. Aber der Schluß des Satzes (ἐκ φρενός, ἃ κλαιομένας μου μινύθει) zeigt deutlich, daß die Vorstellung der klagenden Frauen, der das weibliche Geschlecht des Dämons entsprang, herrschend geblieben ist.

Nun die Responsion. δαίμων μάλ' ἀχάεσσα τούς und δυσδαίμων σφιν ἃ τεκοῦσα, das sind beides an und für sich brauchbare Kola. Welches geändert werden muß, darüber kann nur der Erfolg entscheiden. Man sieht leicht, daß an 927 nicht zu rühren ist. In 915 hat schon Wilamowitz durch Umstellung des Pronomens die Responsion hergestellt; er hat auch durch Hinweis auf Archiloch. fr. 74, 8 ἠχέεντα die geringfügige Diskrepanz zwischen ἀχᾰ̈εσσα und ἃ τεκοῦσα als scheinbar erwiesen; nur ist wohl nicht ἀχᾰ̈εσσα, sondern ἀχέεσσα[1]) zu schreiben. In der Wahl zwischen τοὺς δαίμων μάλ' ἀχέεσσα und δαίμων τοὺς μ. ἀ. entscheidet wohl für das erstere die buchstäbliche Responsion mit der Gegenstrophe, die sehr weit geht und damit den hergestellten Text auf das erwünschteste bestätigt[2]).

Agam. 242 πρέπουσά θ' ὡς ἐν γραφαῖς. Das θ' ist zuviel, das Metrum heil. πρέπουσ' ὅπως Wilamowitz. Ich gebe πρέπουσα τὼς zur Erwägung. Relativisches τὼς ist zwar im Attischen nirgends ganz sicher, aber Sept. 637 von Wilamowitz anerkannt, und in den Ichneutai des Sophokles zwei oder dreimal überliefert.

Agam. 1431ff. Der unvermittelte Übergang von 1437 zu 1438 hat Wecklein bewogen, die Verse 1434—1437 zu streichen, Wilamowitz,

---

[1]) ἠχέεις βρωμέεις Herodian. περὶ μον. λέξ. 14. 19. 18. 34 und öfters; χαιτέεσσα (v. l. -άεσσα) Simon. Amorg. 7, 57. Wörter auf -ᾰ̈εις gibt es meines Wissens nicht.

[2]) Das Metrum läßt sich verschieden deuten. Schneidet man hinter ἀχέεσσα ein, so steht ein vereinzelter Dochmius (πρσπέμπει δαϊκ-) zwischen Jamben (sp cr ba) und Choriamben; dochmische Messung des Anfangs geht nicht an (oben zu Sept. 102). Läßt man die Periode durchlaufen (zu -σα προ- vgl. Choeph. 607 τινα προ-), so ergibt sich mol ia cr cr ch ch ba, etwas lang und buntscheckig.

sie vor 1431 zu setzen. Dabei scheint übersehen zu sein, daß so 1432 *μά* statt mit dem negativen Satz, den der Sprachgebrauch fordert und die Überlieferung bietet, mit einem positiven verbunden wird. Ich halte den Text für heil. 1431—37 antwortet Klytämnestra dem Chor; dann wendet sie sich zu den Leichen. Die Bewegung bildet den Übergang.

Eum. 213 *ἦ κάρτ' ἄτιμα καὶ παρ' οὐδὲν ϸῆρκέσω*
Ἥρας τελείας καὶ Διὸς πιστώματα·
Κύπρις δ' ἄτιμος τῷδ' ἀπέρριπται λόγῳ

Wilamowitz schreibt *ἡγέσω*. Das ist erstens formal unannehmbar: wir kennen *ἡγέομαι* gut genug, um sagen zu können, daß es in der Tempusbildung den Vokal längt; das *κυνηγέσαι* der Sophokleischen Ichneutai kommt von dem durch Phrynichos und Theognostos, also der alten Grammatik, bezeugten *κυνηγέττειν*, nicht von dem hellenistischen *κυνηγεῖν* (Berl. phil. Woch. 1912, 1075). Außerdem zeigt der Aorist, daß hier ein Verb des Handelns, nicht eines des Glaubens gestanden hat; was *ἡγήσω* heißen würde, kann man an Choeph. 905 sehen. Ich halte Wordsworths *εἰργάσω*, auf das ich unabhängig von ihm verfallen bin, für zwingend; vgl. Agam. 354 *ἄτιμος εἴργασται*.

Suppl. 866 *Χο.* *αἰαῖ αἰαῖ.*
εἰ γὰρ δυσπαλάμως ὄλοιο[1])
δι' ἁλίρρυτον ἅλσος
κατὰ Σαρπηδόνιον χῶ-
870 *μα πολύψαμμον ἀλαθεὶς*
ϸευρείαις εἰν αὔραις.
Κη. *ἴυζε καὶ λάκαζε καὶ κάλει θεούς·*
873 *Αἰγυπτίαν γὰρ βᾶριν οὐχ ὑπερθορῇ.*

Wär doch euer Schiff mit Mann und Maus untergegangen! (843). Möcht ich doch nie den Nil widersehen! (854). Möchte der Nilgott deinen Frevel hindern! (880). Zwischen diesen Wünschen ist 867 'Möchtest du ertrinken!' sinnlos. Heimsoeths *διώλου* statt *ὄλοιο* schafft eine matte Widerholung von 843. — Nun antwortet der Herold 873 'Über ein ägyptisches Schiff wirst du nicht springen.' Das führt darauf, daß der Chor vorher mit Selbstmord gedroht hat. Also *ὀλοίμαν . . . ἀλαθεῖσ(α)*. Durch die lange Schlußsilbe gewinnt wahrscheinlich auch das Metrum; Periodenschluß an dieser Stelle ist nicht sicher.

z. Z. Antwerpen, August 1915. Paul Maas.

[1]) *ὄλοιο* ist nach Sidgwick in M von zweiter Hand; das Faksimile gibt keinen Anlaß zu dieser Annahme. Der Irrtum ist wohl dadurch hervorgerufen, daß das Wort aus lauter nicht ligierbaren Buchstaben besteht. Daß 869 *ἀλλιρυτον* (so!) zu *ἀλίρυτον* korrigiert ist und 870 *Σαρπηϑόνιον* überliefert, sei Vitellis Kollation nachgetragen. 871 *ἀληϑεὶς* M; der Akzent rechtfertigt sich jetzt. Das von Wilamowitz zu 865 notierte Scholion *ὀλόμενε* kann ich im Faksimile nicht auffinden. Andere Angaben bei Wilamowitz über die Scholien dieser Partie beruhen auf dem wenig zuverlässigen Text Kirchhoffs (833 hat M *φα[σίν]*, nicht *φησίν*, 894 *ἤγαγον*, nicht *-εν*; das Richtige bei Vitelli-Wecklein).

Zur Würdigung der euripideischen Alkestis

Ein literarhistorischer Versuch

Zur Alkestis des Euripides etwas Neues zu schreiben — neue Gesichtspunkte in die ganze Frage hineinzubeziehen — es scheint ein vergebliches Tun zu sein angesichts der Menge von Arbeiten, in denen bereits der Versuch gemacht ist, das Alkestisproblem zu lösen — und doch ist noch keine allgemein anerkannte Lösung der Frage gefunden, und vielleicht mehr als je gehen heute die Meinungen darüber auseinander.

Auch diese Zeilen sollen nicht darauf Anspruch erheben, zu einem endgültigen Ergebnis in dieser Frage zu gelangen — sie stellen einen Versuch dar, die bisher geäußerten Ansichten kritisch gegeneinander abzuwägen unter Berücksichtigung einiger Punkte, die bisher nicht genügend herangezogen worden sind, und so zu ihrem Teile zur Klärung der Frage beizutragen.

Eine Alkestisfrage besteht überhaupt erst seit dem Jahre 1834, als Wilhelm Dindorf im Codex Vat. Graec. 909 [B] ein bis dahin unbekanntes Bruchstück der Didaskalie entdeckte, des Inhaltes, daß die Alkestis im Jahre 438 v. Chr., unter dem Archontat des Glaukinos, zusammen mit den Kressai, dem Alkmaion in Psophis und dem Telephos aufgeführt worden sei, und zwar an vierter Stelle der Tetralogie. Man war bis dahin der Überzeugung gewesen, daß an vierter Stelle notwendig ein Satyrdrama hätte aufgeführt werden müssen — und die Alkestis hatte doch kein Mensch für ein Satyrspiel gehalten mit alleiniger Ausnahme von Lessing, der offenbar auf Grund der Bemerkung, die sich in dem längst bekannten Hauptteil der Didaskalie fand: *τὸ δὲ δρᾶμά ἐστιν σατυρικώτερον κτλ.*, und in Berücksichtigung des Umstandes, daß die Tragödiendefinition des Aristoteles[1]), die er so hoch schätzte, so gar nicht auf die Alkestis paßte, diese für ein Satyrspiel erklärte; im übrigen hatte man die Alkestis für eine echte und gerechte Tragödie genommen, freilich eine solche mit glücklichem Ausgange, wie sie ja aber unter den erhaltenen Tragödien nicht gerade selten sind, und Gottfried Hermann, der sie in der Vorrede zu seiner Ausgabe[2]) einer eingehenden ästhetischen Würdigung unterzog, hatte ihr deshalb vermutungsweise eine zweite oder dritte Stelle in einer Tetralogie zugewiesen, etwa den 'Eu-

[1]) Aristoteles *περὶ ποιητικῆς* 6. 1 (1449b).

[2]) Euripidis Alcestis cum adnotationibus, potissimum Monkii, ed. G. Hermann.

meniden' entsprechend, ohne jedoch im geringsten ihren Charakter als Tragödie in Zweifel zu ziehen.

Nun aber, nachdem sich jenes Didaskaliefragment gefunden hatte, wurden die verschiedensten Versuche gemacht, diese auffällige Stellung in der Tetralogie zu erklären, und die Alkestis der Reihe nach in die verschiedenen Klassen eingeordnet, die die Griechen unter ihren dramatischen Werken unterschieden — und in einige andere, von denen die Griechen selbst nichts wußten. Ein Teil der Forscher, Hartung [1]), Klein [2]), Ellinger [3]) und andere, folgten Lessings Beispiel und erklärten sie direkt für ein Satyrspiel, andere nannten sie eine Komödie oder Tragikomödie, wie Buchholz [4]), oder eine neue Art szenisches Spiel, ein Gemisch aus Tragödie und Komödie, wie Köchly [5]), Rauchenstein [6]), Ritter [7]), Jöhring [8]), und wieder andere bezeichneten sie als 'heiteres Drama', wie Wecklein [9]) und Brugnola [10]), und schließlich erklärte sie Schöne [11]) für eine Parodie; doch fehlt es auch nicht an Stimmen, die sie als echte Tragödie bezeichnen, so Glum [12]), Cucuel [13]), Lindskop [14]) Bloch [15]) und andere mehr.

Mustern wir die Beweisgründe der Anhänger der Satyrspieltheorie, so finden wir in der ganzen Menge vier, die mit ziemlicher Regelmäßigkeit in den sämtlichen Arbeiten widerkehren: an vierter Stelle der Tetralogie kann nur ein Satyrspiel stehen; die aristotelische Tragödiendefinition paßt nicht auf die Alkestis; die Handlung des Stückes nimmt ein gutes Ende; die Charaktere der Personen sind einer Tragödie nicht angemessen.

Wie steht es aber mit diesen Gründen? Zunächst sind uns die Aufführungsbestimmungen des athenischen Theaters im fünften Jahrhundert direkt nicht näher bekannt, wir können nur aus den zufällig erhaltenen Notizen von verschiedener Glaubwürdigkeit unsere Schlüsse ziehen, und da ergibt sich mit ziemlicher Sicherheit, daß es im Anfang des Jahrhunderts üblich war, drei Tragödien und ein Satyrspiel zu einer Aufführung zusammenzustellen, und zwar meist Stücke, die inhaltlich einen gewissen Zusammenhang besaßen, ohne aber daß dies Vorschrift gewesen wäre, und daß besonders in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts

---

[1]) Hartung, Euripides restitutus. S. 216ff.
[2]) Klein, Geschichte des Dramas I. Die griechische Tragödie. S. 447ff.
[3]) Ellinger, Alceste in der modernen Literatur. Halle 1885.
[4]) Buchholz, De Euripidis Alcestide. Osnabrück 1864.
[5]) Köchly, Die Alkestis des Euripides (in Prutz, Literarhistorisches Taschenbuch 5).
[6]) Rauchenstein, Die Alkestis des Euripides als besondere Gattung des griechischen Dramas. Aarau.
[7]) Ritter, De Euripidis Alcestide. Jena 1875.
[8]) P. Jöhring S. J., Ist die Alkestis des Euripides eine Tragödie? Feldkirch 1894.
[9]) Bursians Jahresberichte III. S. 447.
[10]) V. Brugnola, Euripide Alcesti con introduzione e note. Turin 1901.
[11]) Schoene, Über die Alkestis des Euripides. Kiel 1895.
[12]) Glum, De Euripidis Alcestide. Berlin 1836.
[13]) Cucuel, Phérès, Admète et Hercule dans l'Alceste d'Euripide (Revue de Philologie XI. 1887).
[14]) Lindskop, Studien zum antiken Drama. Lund 1897.
[15]) Bloch, Alkestisstudien (Ilbergs Neue Jahrbücher Band 7).

immer mehr und größere Abweichungen von diesem Brauche vorgekommen sind. Es werden neben den Tetralogien auch mehrfach Trilogien erwähnt, die aus drei Tragödien oder aus zwei Tragödien und einem Satyrspiel bestanden, und es müssen auch Tetralogien oder Trilogien aufgeführt worden sein, die nur aus Satyrdramen bestanden oder wenigstens mehr als ein Satyrspiel in sich schlossen, denn Pratinas, der ältere Zeitgenosse des Aischylos, hinterließ 50 Stücke, darunter 32 Satyrdramen. Von Euripides dagegen kannten die alexandrinischen Grammatiker nur 7 Satyrspiele, oder wenn man die *Θερισταί* und den Sisyphos[1]) dazu rechnet, von denen sie nur noch die Namen wußten, 9, denen 67 Tragödien[2]) gegenüberstanden, und es ist doch nicht anzunehmen, daß so unverhältnismäßig viele Satyrspiele verloren gegangen wären, bis die Alexandriner ihre Ausgabe veranstalteten, während sie die Tragödien nahezu alle besaßen. Obendrein ist uns ausdrücklich überliefert[3]), daß die Tyro des Sophokles, die Elektra des Sophokles (vielleicht ist hier eher zu lesen 'des Euripides') und der Orestes des Euripides an vierter Stelle aufgeführt sind — von der Tyro des Sophokles wissen wir nicht viel, aber von beiden Elektren und dem euripideischen Orestes steht fest, daß sie keine Satyrdramen sind, sondern echte Tragödien.

Ebensowenig beweiskräftig als dieses Argument ist das zweite: die aristotelische Tragödiendefinition paßt nicht auf die Alkestis. Freilich, wenn man sie mit diesem Maßstabe mißt, so ist die Alkestis keine Tragödie — aber es ist die Frage, ob man die aristotelische Definition als Maßstab in diesem Sinne verwenden darf, daß man alles, was nicht zu ihr paßt, als untragisch verwirft. Denn offenbar hat Aristoteles, als er seine Definition aufstellte, eine ganz bestimmte Tragödie, vielleicht den sophokleischen 'König Ödipus', auf den die Definition ja vortrefflich paßt, oder auch mehrere gleichartige im Auge gehabt, die er als ideale Tragödien ansah, und nach diesen seine Forderungen an eine gute Tragödie gebildet — auf die Mehrzahl der erhaltenen Dramen paßt diese Definition aber kaum besser oder gar noch schlechter als auf die Alkestis — ein Zeichen, daß auch die Alkestis nicht aus diesem Grunde aus dem Kreise der Tragödien ausgeschlossen werden darf, sondern daß sie eben im Sinne des Aristoteles eine schlechte Tragödie ist.

Auch der dritte Grund, daß die Handlung zu einem guten Ende führt, beweist nichts — auch hier finden wir, wenn wir uns unter dem erhaltenen Material umsehen, eine ganze Reihe von Gegenbelegen — Stücke, die ebenfalls gut ausgehen und die doch echte Tragödien sind: die Eumeniden, den Philoktetes — in gewissem Sinne auch den Ödipus auf Kolonos — von Euripides die Helena, den Ion, die Iphigeneia in Tauris und den Orestes.

Eine eingehendere Untersuchung erfordert dagegen das vierte

---

[1]) Der Sisyphos, den die Alexandriner besaßen, war nicht von Euripides.

[2]) Wenn man auch hier die verdächtigen und die dem Euripides fälschlich, aber wohl auf Grund von Namensgleichheit mit verlorenen Stücken, zugeschriebenen Tragödien dazu rechnet, sogar 73; vgl. für diese Fragen v. Wilamowitz, Analecta Euripidea.

[3]) Cramer, Anecdota Parisina I. S. 7. Anecdota Oxoniensia III. S. 337.

dieser Argumente, daß die Charaktere keine tragischen seien, denn auf den ersten Blick kann man ihm einen Schein der Berechtigung nicht absprechen. Über die Figur der Alkestis selbst bestehen freilich keine Meinungsverschiedenheiten — sie wird von allen als rein tragische Figur anerkannt: eine Frau mit den edelsten Charaktereigenschaften, eine treusorgende Gattin und Mutter, eine milde, freundliche Herrin der Dienerschaft gegenüber, die ihr dafür durch Liebe und Anhänglichkeit dankt — und ihr herbes Los muß bei den Zuschauern Trauer und Mitleid erwecken.

Aber Admetos, Pheres, Herakles und der Sklave werden von den Anhängern der Satyrspieltheorie für komische Figuren erklärt — ja, sie sind direkt an die Stelle der Satyrn getreten, wie Köchly und nach ihm Jöhring behaupten: 'an Stelle der Satyrn und Silene setzte er aus seinem eigenen Kreise des gewöhnlichen Alltagslebens die fadesten Personen, mit denen er einen tragischen Charakter umgab, in Berührung und Wechselwirkung brachte', und in ähnlichem Sinne äußern sich Verrall[1]) und andere zu dieser Frage. Nun, selbst wenn man zugeben will, daß diese vier Figuren keine tragischen Charaktere sind, sondern wirklich 'die fadesten Menschen aus dem eigenen Kreise des gewöhnlichen Alltagslebens', so ist damit noch nicht gesagt, daß sie gleich erheiternd auf die Zuschauer wirken mußten — selbst ganz klägliche, schwächliche Charaktere wirken manchmal tragisch, oder wenigstens auf die Tränendrüsen der Zuschauer — es sei nur auf die rührseligen 'Volksstücke' hingewiesen, die noch bis vor kurzer Zeit vielfach die Bühnen kleinerer deutscher Städte beherrschten. Aber sind die Charaktere dieser vier Personen nun wirklich so ganz untragisch, oder hat man sie nur so häufig mißverstanden unter dem Einfluß des Gedankens, daß die Alkestis ein Satyrdrama sein müsse?

Da ist zunächst Admetos: ein niedrig denkender, selbstsüchtiger Mensch, nach den Ausführungen der meisten Ausleger ein Egoist, bar jeder idealen Regung, der aus Liebe zum Leben ohne die geringsten Bedenken das Opfer seiner Gattin annimmt, der die Pflicht der Gastfreundschaft gegen Herakles nur erfüllt, um sich für den Bedarfsfall einen Gastfreund in Argos zu sichern, oder um nicht in das Gerede der Leute zu kommen — und besonders in der Szene mit Pheres soll ihn der Dichter als komische Figur behandelt haben, wo er ihm in seinem Vater den gleichen Charakter entgegenstellt, und wo durch den Zusammenstoß dieser beiden komischen Charaktere humoristische Wirkungen beabsichtigt sein sollen. Geht man aber ohne vorgefaßte Meinung an die Betrachtung des Charakters des Admetos heran, so bemerkt man bald, daß der Dichter ihn als vollständig ernst aufgefaßt wissen will — gleich im Beginn des Stückes läßt er den Apollo darauf hinweisen (Vers 10):

ὅσιον γὰρ ἀνδρὸς ὅσιος ὢν ἐτύγχανον,

und späterhin wird verschiedentlich die Freundlichkeit und Güte des Admetos gepriesen — der Grundzug seines Charakters ist eben ein gutmütiges, freundlich-

[1]) Verrall, Euripides the rationalist. Die Tendenz dieses Buches geht im übrigen dahin, Euripides als Verächter des alten Götterglaubens hinzustellen, und es ergibt daher für unsere Frage nichts Positives.

entgegenkommendes Wesen gegenüber Freunden und Dienern, verbunden mit einer etwas leichten Auffassung des Lebens — Leichtsinn wäre zuviel gesagt — die ihn die letzten Folgen seines Tuns nicht ausdenken läßt. Ein solcher Mann, der bereit ist, mit vollen Händen Wohltaten auszustreuen, pflegt auch nicht gerade bedenklich zu sein, wenn ihm jemand etwas Gutes erweisen will, und so ist es auch nicht weiter verwunderlich, daß er angesichts des drohenden Todes das Opfer irgendeines Lebens an Stelle des seinigen annimmt, besonders als Grieche, für den der Hades ein Ort der Finsternis und des Grauens ist, — wenn er das Opfer der Gattin überhaupt annimmt, denn gerade über diese für den Charakter des Admetos so wichtige Frage läßt uns der Dichter gänzlich im unklaren, und nirgendwo im ganzen Drama findet sich auch nur eine Andeutung darüber, wie sich die Todesweihe der Alkestis vollzogen hat, ob auf die Bitte oder überhaupt mit Wissen des Admetos — nur das wird erzählt, daß Alkestis sich für ihren Gatten dem Tode geweiht hat, nachdem sich Eltern und Freunde ihm versagt hatten. Und der Charakter des Admetos ist auch nicht durch das ganze Stück hindurch unverändert der selbe, sondern er macht eine bedeutsame Wandlung durch: anfänglich hat Admetos gar keine richtige Vorstellung von der Größe seines Verlustes, wie der Dichter ausdrücklich sagt (Vers 145/46):

ΧΟ. ὦ τλῆμον, οἵας οἷος ὢν ἁμαρτάνεις.
ΘΕ. οὔπω τόδ' οἶδε δεσπότης, πρὶν ἂν πάθῃ.

und erst bei dem Tode der Alkestis und noch mehr bei ihrer Bestattung wird ihm ganz klar, was er verloren hat (Vers 940):

(ΑΔ.) λυπρὸν διάξω βίοτον· ἄρτι μανθάνω.

und nun packt ihn die Reue, daß er den Opfertod der Gattin nicht verhindert hat. Aus dieser Entwicklung heraus ist nun auch die Szene mit Pheres aufzufassen: als wohlberechnetes Mittel der tragischen Steigerung. Pheres hält eine Art von Lobrede auf die Verstorbene und vermehrt damit noch den Kummer seines Sohnes, so daß dieser sich in seinem Schmerz zu der Ungerechtigkeit verleiten läßt, den Vater für den Tod der Alkestis verantwortlich zu machen; aber Pheres gibt ihm den Vorwurf zurück, denn er selbst hat die Gattin getötet, weil er ihr Opfer sich hat gefallen lassen[1]), und durch diesen Vorwurf erfährt auch die Reue des Admetos eine neue Steigerung — man kann diese Erörterungen zwischen Admetos und Pheres für unseren Geschmack wohl als widerlich empfinden, aber nicht als humoristisch, und auch der ganze Charakter des Admetos mag uns unsympathisch-schwächlich erscheinen, aber niemals komisch.

Am schlechtesten aber ist von verschiedenen Erklärern Herakles behandelt worden: ein Fresser und Säufer wird er genannt, ein plumper und ungeschliffener Kerl, der obendrein leichtsinnig und genußsüchtig

[1]) Es ist das die einzige Stelle, aus der man schließen könnte, daß Admetos von der opferwilligen Absicht der Alkestis gewußt hat, als er noch die Macht hatte, ihre Ausführung zu verhindern.

ist und schwer betrunken auf die Bühne kommt, kurz, eine Figur, die man sich wohl in einem Satyrspiel oder in einer Komödie gefallen lassen könne, aber niemals in einer Tragödie. Auch habe er in Athen von alters her als lächerliche Figur gegolten und sei deshalb sehr häufig in Satyrspielen auf die Bühne gekommen, aber fast nie in der Tragödie, und schon wegen dieser Figur des Herakles könne die Alkestis keine Tragödie sein. Allerdings wird man die Aufstellung anerkennen müssen, daß Herakles sehr selten in der Tragödie und da meist nur episodenhaft vorgekommen ist, dagegen recht häufig im Satyrspiel, aber ein Beweis für eine komische Auffassung des Herakles ist das noch lange nicht, denn im Satyrspiel sind auch andere Helden auf die Bühne gekommen, wie Ödipus, Menelaos und Odysseus, ohne dadurch irgend etwas von ihrer tragischen Würde einzubüßen — der Hauptreiz des Satyrspieles bestand ja eben darin, daß der tragische Held mit den Satyrn in Verbindung gebracht wurde, wobei deren halbtierische Feigheit und Sinnlichkeit einen wirkungsvollen Gegensatz zu der Würde des Helden bildete und zugleich Gelegenheit zu allerhand Späßen bot — und man könnte aus dem häufigen Vorkommen des Herakles im Satyrdrama vielleicht mit mehr Recht auf eine ernsthafte Auffassung seines Charakters schließen als auf das Gegenteil. Aber der Grund für das häufige Auftreten des Herakles im Satyrspiel ist überhaupt nicht in seinem Charakter zu suchen, sondern in seiner ganzen Stellung in der Sage: der alten Heldensage, der die attische Tragödie ja die große Mehrzahl ihrer Stoffe entnahm, ist Herakles ursprünglich fremd; mit dem argivisch-troischen Kreise ist er nur ganz äußerlich durch seine erste Eroberung Trojas und die Philoktetesepisode verbunden, und noch loser ist sein Zusammenhang mit dem thebanischen Kreise, obwohl Theben in späterer Zeit als sein Geburtsort gilt; aber diese Geburtssage muß erst verhältnismäßig spät von anderswo, wohl von Tiryns, nach Theben übertragen worden sein, als die alte Thebais schon abgeschlossen vorlag und der organischen Einfügung eines neuen Helden in den alten Sagenkreis sich unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellten. Wohl aber hat Herakles seinen eigenen Sagenkreis, den er allein durch seine Persönlichkeit zusammenhält — er ist der einzelne starke Held, der abenteuernd die Welt durchzieht, um sie von Ungeheuern und schlechten Menschen zu säubern, jederzeit bereit, dem Guten zu helfen und den Bösen zu strafen — und diese Streifzüge und Kämpfe, die ihn zum guten Teile in wilde, unwegsame Wälder und Gebirge führten, gaben den Dichtern Gelegenheit, ohne große künstliche Konstruktion ihm den Chor der Waldschratte gegenüberzustellen, was bei anderen Helden meist bedeutend mehr Schwierigkeiten verursachte, während umgekehrt die Figur des Herakles, außer in Episodenrollen als Helfer und Befreier, an Stelle eines Gottes, nicht wohl in eine Tragödie einzufügen war und Zahl und Umfang der Tragödienstoffe aus dem eigenen Sagenkreise des Herakles infolge der ganzen Art und Anlage dieses Sagenkreises recht beschränkt war.

Ebenso ist die Behauptung, daß Herakles in Attika als komische Figur galt, nicht zu beweisen — eher das Gegenteil. Denn in einigen Teilen Attikas genoß er göttliche Ehren und besaß, zum Teil in Gemein-

schaft mit anderen Göttern, Heiligtümer und Altäre[1]); und auch im übrigen Attika werden sich kaum Spuren von einer humoristischen Auffassung des Herakles finden, denn gerade auf attischen Vasenbildern, die doch am unmittelbarsten in den Vorstellungskreis des Volkes einführen, kommt er nicht als komische Figur vor — die Vasenbilder, auf denen er als Komödienfigur dargestellt ist[2]), sind deutlich unteritalischen Ursprungs, und die beiden attischen Gefäße[3]), auf denen er mit Silenen zusammengebracht ist, zeigen durchaus keine irgendwie komischen Züge an der Figur des Herakles; auf allen anderen mir bekannten Darstellungen, vorwiegend attischen Gefäßen des 6. und 5. Jahrhunderts, gegen 200 an der Zahl[4]), ist Herakles völlig ernst genommen. Unter diesen Darstellungen findet sich auch häufig eine solche seines Kampfes mit dem Triton, bisweilen auch mit Antaios, in der selben Art und Stellung, wie in der Alkestis sein Ringkampf mit dem Thanatos geschildert wird — diese Schilderung muß also auch dem athenischen Volke im 5. Jahrhundert durchaus vertraut gewesen sein und deshalb kaum geeignet, Heiterkeit hervorzurufen.

So blieben für eine komische Auffassung des Herakles in der Alkestis nur die Schilderungen übrig, die im Stücke selbst gegeben werden, und auch diese ergeben nichts für die Annahme, daß ihn der Dichter als komische Figur hat darstellen wollen. Freilich wenn man aus der Erzählung des Dieners (Vers 757ff.) über den schmausenden, zechenden und lärmenden Gast im Hause einzelne Stellen herausreißt und für sich betrachtet, so kann man aus ihnen wohl die Schilderung eines Fressers und Säufers gewinnen; aber sobald man diese Stellen im Zusammenhange der ganzen Szene betrachtet, verlieren auch sie ihren humoristischen Beigeschmack: der Diener, aufgebracht über die Störung der Trauerfeier für die geliebte Herrin, sieht das Tun des Gastes von vornherein ungern, und so wachsen die Verstöße des Gastes in seinen Augen und in seiner Erzählung gewaltig — von seinem Standpunkte aus ist Herakles freilich ein ekliger Kerl, weil er das Haus des Admetos betreten hat, in dem die Leiche der Herrin auf der Bahre liegt — aber der Zuschauer wird diese Ansicht des Dieners nicht teilen, denn er hat vorher gesehen (Vers 509—550), wie Herakles erst nach langem Sträuben und auf vieles Zureden des Admetos die gebotene

[1]) Kultstätten des Herakles in Attika sind uns bezeugt: am Kynosarges, Paus. I. 19. 3; in Acharnai, Paus. I. 31. 6; in Marathon, Paus. I. 15. 3; 32. 4; in Oropos, Paus. I. 34. 3.

[2]) Monum. dell' Inst. IV. Tav. 12 = Archäologisches Jahrbuch 1896. S. 279; Monum. VI/VII. Tav. 35, 1; Archäologische Zeitung 1849. Taf. 3.

[3]) Es sind dies die Vasen Monum. III. Tav. 31, etwa aus dem Jahre 430, in Neapel, auf der die Vorbereitungen zur Aufführung eines Satyrspieles dargestellt sind, und Monum. IX. Tav. 46, eine Schale des Brygos, in London; diese Schale des Brygos, deren Motive ebenfalls einem Satyrdrama entlehnt zu sein scheinen, zeigt Herakles wider als Retter und Befreier, hier der Hera und Iris, die von den Satyrn bedrängt werden, während Dionysos und Hermes als Zuschauer dabeistehen.

[4]) Die Mehrzahl dieser Darstellungen findet sich auch in — leider recht kleinen — Umrißzeichnungen in Reinachs 'Répertoire des vases peints grecs et étrusques'; vgl. dort das Register in Band 2 unter Héraklès.

Gastfreundschaft annimmt, und noch in der selben Szene zwischen Herakles und dem Diener läßt es der Dichter den Herakles widerholen (Vers 827ff.), daß er fast gegen seinen Willen sich hat nötigen lassen, das Haus des Admetos zu betreten. Und Übertreibung ist es auch, wenn der Diener in seinem Grolle gegen den Gast diesen als unmäßigen Säufer schildert — wie Herakles bald darauf selbst aus dem Hause heraustritt, führt er so verständige Gespräche, daß man ihn kaum als leicht angetrunken, jedenfalls nicht als betrunken bezeichnen kann; daß er fröhlich ist, kann man ihm nicht zum Vorwurf machen, denn Admetos hat ja alle seine Bedenken zerstreut durch die Versicherung, die Leichenfeier gelte einer fremden, fernstehenden Person, und er weiß nichts von des Hauses tiefem Leid. Wohl aber bilden die beiden Reden des Herakles an den Sklaven (Vers 773—802 und 837—860) einen wohlberechneten Gegensatz von dramatischer Wirkung und zeigen die Hilfsbereitschaft und Willenskraft des Zeussohnes im hellsten Lichte — eben noch fordert er in der Weinlaune den Sklaven auf, sich des Lebens zu freuen — wer weiß, wie lange es noch dauert (Vers 787/88):

εὔφραινε σαυτόν, πῖνε, τὸν καθ' ἡμέραν
βίον λογίζου σόν, τὰ δ' ἄλλα τῆς τύχης,

und gleich darauf, sobald er von dem Unglück seines Freundes gehört hat, geht er in den Kampf mit dem Tode selbst mit einer Ruhe und Selbstverständlichkeit, als ob ihm dabei keine Gefahr drohe, weil er hofft, seinem Freunde Admetos, der auch im höchsten Leid ihm gegenüber als Freund gehandelt hat, einen Liebesdienst erweisen zu können. So ist auch hier Herakles der Held, der immer bereit ist, der Gefahr ruhig ins Auge zu blicken und ihr nicht aus dem Wege zu gehen, das Idealbild des spartanischen Mannes und Kriegers, dem auch die aristokratische Jugend in den anderen griechischen Städten nachzueifern bestrebt war, und keineswegs eine possenhafte Komödienfigur.

Es bleibt also von den als komisch bezeichneten Figuren nur noch der Diener, und auch an dem bleiben kaum noch komische Züge, wenn seine Schilderung des im Hause schmausenden Herakles aus ihrem Zusammenhange heraus betrachtet und als ein schönes Zeugnis für die Liebe der Sklaven zu ihrer Herrschaft erkannt wird — und wegen einiger komischer Züge einer Figur gleich ein ganzes Stück als komisch aufzufassen, geht nicht an; solche Diener mit komischen Zügen finden sich auch sonst mehrfach — im König Ödipus, in der Antigone und in den Choephoren (die alte Amme des Orestes), ohne daß sie gerade komisch wirkten — und auch in der neueren Literatur sind solche halbkomische Figuren in ernsten Dramen nicht selten — ich nenne nur als Beispiele den Klosterbruder in Lessings 'Nathan der Weise', die Hanna Kennedy in Schillers 'Maria Stuart', die Martha in Goethes 'Faust'.

Überdies kann man komische Züge der selben Art wie an diesem Diener auch ebensoleicht an dem Höllenknechte Thanatos entdecken — es ist aber bisher keinem Menschen eingefallen, deshalb etwa die Figur des Thanatos als komisch zu bezeichnen, ebensowenig wie jemand den Apollon oder eine andere Nebenfigur oder den Chor als komisch be-

zeichnet hat. Es ist also auch auf Grund der Charaktere nicht möglich, die Alkestis als Komödie oder als Satyrspiel zu bezeichnen — für ein Satyrdrama fehlt überhaupt das erste Erfordernis, der Satyrchor und der Silen — und es bleibt so nur übrig, die Alkestis als echte Tragödie aufzufassen.

Aber da steht in der Didaskalie noch der Satz: *Τὸ δὲ δρᾶμά ἐστιν σατυρικώτερον.* Nun, auch das ist in keiner Hinsicht ein Beweis, denn *σατυρικώτερον* bedeutet nicht das selbe wie *σατυρικόν*, sondern nur: einem Satyrspiel ähnlicher als andere Tragödien; und dann ist es nur die Ansicht eines Grammatikers, der damit die vierte Stelle des Stückes in der Tetralogie erklären wollte, und zwar eines Grammatikers, der nicht so recht als zuverlässig bezeichnet werden kann, denn wenige Zeilen vorher steht in der selben Didaskalie: *συνέστηκεν δὲ ὁ χορὸς ἔκ τινων πρεσβυτῶν ἐντοπίων*, während der Text des Stückes fordert, daß der Chor aus Altersgenossen des Admetos, also jüngeren Leuten, besteht. Und obendrein steht in dieser Frage Grammatikerzeugnis gegen Grammatikerzeugnis; der Scholiast zu Eur. Or. 1691 sagt nämlich: *ἡ κατάληξις τῆς τραγῳδίας ἢ εἰς Θρῆνον ἢ εἰς πάθος καταλύει, ἡ δὲ τῆς κωμῳδίας εἰς σπονδὰς καὶ διαλλαγάς· ὅθεν δρᾶται τόδε τὸ δρᾶμα* (der Orestes) *κωμικῇ καταλήξει χρησάμενον· διαλλαγαὶ γὰρ πρὸς Μενέλαον καὶ Ὀρέστην. ἀλλὰ καὶ ἐν τῇ Ἀλκήστιδι ἐκ συμφορῶν εἰς εὐφροσύνην καὶ ἀναβιοτήν. ὁμοίως καὶ ἐν Τυροῖ Σοφοκλέους ἀναγνωρισμὸς κατὰ τὸ τέλος γίνεται, καὶ ἁπλῶς εἰπεῖν πολλὰ τοιαῦτα ἐν τῇ τραγῳδίᾳ* — Worte, aus denen mit aller wünschenswerten Deutlichkeit hervorgeht, daß mindestens ein Teil der griechischen Philologen die Alkestis für eine echte Tragödie gehalten hat.

Vor einigen Jahren hat nun noch Schoene[1]) einen neuen Versuch unternommen, die Stellung der Alkestis in der Tetralogie zu erklären — er betrachtet unser Drama als eine Parodie, und zwar auf die Alkestis des Phrynichos, womit ja ihre Stellung in der Tetralogie erklärt wäre — aber er bedarf dazu der Annahme, daß der Charakter des Admetos im Stücke komisch verzerrt sei — was ja, wie wir gesehen haben, ausgeschlossen ist. Außerdem scheitert aber seine Lösung an chronologischen Erwägungen. Denn wenn man etwas verspotten will, so muß es denen bekannt sein, für die die Parodie bestimmt ist — die Dramen des Phrynichos aber werden 438, als die Alkestis des Euripides aufgeführt wurde, nur noch einem ziemlich kleinen Teil des athenischen Publikums bekannt gewesen sein, denn die geringe Zahl derer, die das Drama aus der Lektüre kannten, kann für diese Zeit gar nicht in Betracht kommen, und die alten Leute, die noch selbst Stücke des Phrynichos auf der Bühne gesehen hatten, können keine deutliche Vorstellung mehr davon gehabt haben bei der großen Menge von Dramen, die seitdem Jahr für Jahr an ihnen vorbeigegangen waren; hat doch Phrynichos das letzte Stück, von dem wir wissen, die Phönissen, bereits 476 zur Aufführung gebracht, als alter Mann, denn sein erster bezeugter Sieg fällt in das Jahr 511, und seine Tätigkeit als Bühnenschriftsteller dürfte sich jedenfalls nicht

[1]) Alfr. Schoene, Über die Alkestis des Euripides. Kiel 1895.

weit über 476 erstreckt haben — und daß gerade die Alkestis zu den letzten Dramen des Phrynichos gehörte, kann man ohne weitere Anhaltspunkte auch nicht behaupten. Und noch ein anderes Argument Schoenes scheitert an chronologischen Gründen: daß die Alkestis und besonders die Figur des Admetos von Aristophanes nicht verspottet wird. Er schließt, da sich Aristophanes diese Gelegenheit, seinen Witz zu üben, nicht würde haben entgehen lassen, so müsse die Alkestis schon eine Parodie gewesen sein; aber zwischen dem Aufführungsjahre der euripideischen Alkestis (438) und dem des ältesten erhaltenen Stückes des Aristophanes (Acharner, 425) liegen widerum 13 Jahre, darunter Kriegsjahre, die in die Reihen der waffenfähigen Mannschaft beträchtliche Lücken gerissen hatten, so daß auch in den Jahren von 425 an unter den Theaterbesuchern der Prozentsatz derer, welche die Alkestis des Euripides noch gesehen hatten, ziemlich gering gewesen sein muß; und obendrein hatte Euripides in der Zwischenzeit noch eine ganze Reihe anderer Dramen verfaßt, die den Zuschauern des Aristophanes noch bekannter waren und ebenfalls genug Gelegenheit zu Scherz und Spott boten — an dem es ja Aristophanes auch nicht hat fehlen fassen.

Aber in Schoenes Ausführungen steckt auch eine ganze Anzahl wichtiger Beobachtungen, aus denen er zu dem Schlusse kommt, daß Euripides zu seiner angeblichen Parodie nicht nur das Motiv, sondern auch den ganzen Gang der Handlung, die Personen und die Szenenfolge von Phrynichos übernommen habe. So weist er unter anderem darauf hin, daß sich der wesentlichste Zug, der uns aus antiker Überlieferung über die Alkestis des Phrynichos bekannt ist, das Auftreten des Thanatos mit dem Schwerte, mit dem er der Alkestis wie einem Opfertiere das Stirnhaar abschneiden will, sich in unserer Alkestis wiederfindet, und auch das Motiv vom Ringkampf des Herakles und Thanatos uns durch das einzige ausdrücklich aus der Alkestis des Phrynichos zitierte Fragment[1]) für diese bezeugt ist; außerdem ist die ganze Handlung für Euripides auffallend geschlossen und knapp, und die Alkestis ist das einzige euripideische Drama, das mit zwei Schauspielern aufgeführt werden kann, während der Dichter sonst immer drei hat, und in der Tat kommt die Gesangspartie des kleinen Eumelos für diese Frage nicht in Betracht, denn sie ist eben eine Gesangseinlage für einen kleinen Knaben, und es könnte sehr wohl diese Stelle (Vers 393—415, die Lieder des Eumelos und die zwei zwischengeschobenen Zeilen des Admetos) ein späterer Zusatz sein, denn ein Fortschreiten der Handlung oder ein neues Moment zur Charakterentwicklung des Admetos bieten diese Verse nicht, und die ganze Anlage des Stückes, seine Knappheit und Geschlossenheit, gewinnen noch bedeutend durch Ausscheidung dieser Stelle.

Ein weiterer Zug, den Wilamowitz[2]) für die Alkestis des Phrynichos gewinnen wollte, das Auftreten der betrunkenen Moiren, ist dagegen als unbeweisbar und unwahrscheinlich abzuweisen, denn die Stelle des Aischylos[3]), auf die sich Wilamowitz stützt und die der Täuschung der

[1]) Nauck, Tragicorum Graecorum fragmenta 2, S. 720, Phrynichos Fr. 2.
[2]) Isyllos von Epidauros (Philol. Untersuchung, Heft 9). S. 66 Anm. 41.
[3]) Eumeniden V. 723—728.

Moiren in der Trunkenheit Erwähnung tut, braucht keineswegs auf die Alkestis des Phrynichos zurückzugehen, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß Phrynichos, wie es ja auch in unserer Alkestis geschieht (Vers 11/12 und 33/34), auf diesen Vorgang angespielt hat — und auf die Bühne können die Moiren nicht wohl gekommen sein, das verbot schon ihre Dreizahl, die weder zu den zwei Schauspielern des Phrynichos, noch zu seinem Chor von mindestens zwölf Personen stimmen will.

Ähnliche Bemerkungen wie Schoene macht auch Bloch[1]). Er setzt den Fall, daß uns das Aufführungsjahr und vielleicht der Name des Verfassers unbekannt wären, und kommt zu dem Schlusse, daß man dann die Alkestis zweifellos in erheblich frühere Zeit weisen würde als das überlieferte Aufführungsjahr. Als äußerlichster Grund würde dafür schon die geringe Ausdehnung des Stückes sprechen; mit ihren 1163 Versen steht die Alkestis der großen Mehrzahl der äschyleischen Dramen ungefähr gleich. Dann fehlt der dritte Schauspieler — offenbar kein zufälliger Verzicht, denn selbst dort, wo geradezu das Bedürfnis nach einer dritten redenden Person vorhanden ist, in der Schlußszene, bleibt dem Dichter nichts anderes übrig, als mit Hilfe einer schwächlichen religiösen Ausrede das Ausbleiben des erlösenden Wortes zu motivieren; und was für Euripides noch bemerkenswert ist: der Gang der Handlung ist so gerade und einfach, daß man durch nichts an den genialen Schöpfer des Intrigenstückes erinnert wird; die kurz vorher aufgeführte sophokleische Antigone macht einen weit fortgeschritteneren Eindruck.

Aus diesen Argumenten schließt Bloch, daß die Alkestis schon längere Zeit vor ihrer Aufführung entstanden sei, und zwar möchte er sie in das Jahr 455 datieren, wo Euripides sie mit den Peliaden und der Medea zusammen hätte aufführen wollen; dann aber habe der Dichter aus irgendwelchem Grunde die Zusammenstellung seiner Tetralogie geändert und die Alkestis erst 17 Jahre später, als er einen Ersatz für ein Satyrspiel brauchte, das nicht rechtzeitig fertig wurde, wider aus dem Schreibtisch herausgenommen, in der Form geglättet und abgeschlossen. Um aber zu diesem Ergebnis zu gelangen, muß Bloch die Annahme postulieren, daß der Spielgeber dem Anfänger Euripides nur zwei Schauspieler zur Verfügung gestellt habe, während die bewährten Dichter schon seit längerer Zeit drei Schauspieler erhielten — eine Annahme, die durch nichts zu belegen ist und deren Grundgedanke praktisch unmöglich ist: sicher hat der Spielgeber nicht einem unbekannten Anfänger auf die einfache Mitteilung hin, daß er ein Drama verfassen wollte, einen Chor und eine, wenn auch beschränkte, Anzahl von Schauspielern bewilligt, sondern er hat ruhig abgewartet, bis die Dichter ihm ihre fertigen Tetralogien einreichten, und dann den drei Dichtern, die er zur engeren Konkurrenz zuließ, je einen Chor und die nötige Anzahl Schauspieler zugewiesen.

Wollen wir aus dem Fehlen des dritten Schauspielers also überhaupt einen Schluß ziehen, so kann es nur der sein: Die Alkestis ist vor der Einführung des dritten Schauspielers durch Sophokles, also vor

[1]) Alkestisstudien. Ilbergs neue Jahrbücher Band 7.

dem Jahre 465, entstanden — und dann kann Euripides nicht als Verfasser in Frage kommen. Wir müßten uns vielmehr die Geschicke der Alkestis ähnlich vorstellen wie die des Rhesos: Die echte, 438 aufgeführte Alkestis des Euripides, die dann ja ein Satyrspiel gewesen sein könnte, ist bald verloren gegangen bis auf einige versprengte literarische Notizen, die sich noch heute in Spuren nachweisen lassen, und die Alexandriner nahmen an Stelle der euripideischen Alkestis eine andere, anonym überlieferte, eine echte Tragödie, deren Text sie vollständig besaßen, in ihr Korpus auf.

Hat man sich aber einmal entschlossen, die Autorschaft des Euripides anzuzweifeln, so findet sich noch manches, was diesen Zweifel bestärkt und in seiner Gesamtheit es sogar wahrscheinlich erscheinen läßt, daß wir in unserer Alkestis nicht ein Werk des Euripides, sondern eine überarbeitete Tragödie eines älteren Dramatikers vor uns haben.

Denn neben dem Fehlen des dritten Schauspielers und der für Euripides ungewöhnlichen Klarheit der Handlung weist noch ein anderer rein äußerlicher Umstand in verhältnismäßig frühe Zeit: die Einfachheit der ganzen Ausstattung. Für die Alkestis genügt noch die Skene in ihrer ältesten Form, ein Zelt oder eine Hütte am Rande des Spielplatzes, mit zwei Eingängen, von denen der eine zu den Haupträumen des Palastes und der andere zu den Fremdengemächern führend gedacht ist — ein dritter Eingang, zu den Dienerwohnungen, ist vielleicht anzunehmen, aber nicht notwendig, und auch sonst sind keine szenischen Mittel erforderlich; selbst da, wo das Ekkyklema am Platze wäre, in der Sterbeszene der Alkestis (Vers 244—392), wird ausdrücklich auf dies Hilfsmittel verzichtet, während schon die Orestie als mindestes an Ausstattung eine fest gezimmerte Bude mit betretbarem Dache und an zwei Stellen [1]) das Ekkyklema verlangt, vielleicht auch noch den Deus ex machina [2]), und Euripides späterhin große bühnentechnische Anforderungen stellt. Andererseits hindern uns aber diese szenischen Erfordernisse doch, die Alkestis allzuweit hinaufzurücken, denn selbst die Aufstellung einer Umkleidebude am Rande der Orchestra scheint ziemlich spät zu sein; noch die 'Sieben gegen Theben' (468) nehmen auf diesen Abschluß des Spielplatzes keine Rücksicht, und auch die vier Jahre vorher aufgeführten 'Perser' sind ohne einen solchen denkbar, wenn man hier auch gern eine Andeutung des Königspalastes als Hintergrund der Aufführung annehmen möchte [3]) — wir werden also die Alkestis nicht wesentlich früher ansetzen dürfen als den vorher gefundenen Terminus ante quem, das Jahr 465.

Dieser frühen Ansetzung stehen auch sprachliche Gründe nicht im Wege. Die ganze Sprache ist anders als sonst bei Euripides, reicher an Archaismen [4]), und auch eine Eigentümlichkeit des Euripides, die

[1]) Agam. V. 1372. Eumen. V. 94ff.

[2]) Verschiedentlich in der ersten Hälfte der 'Eumeniden'.

[3]) Der Prometheus mit seinen maschinellen Anforderungen muß bei dieser Betrachtung ganz außer acht bleiben, da er nicht datiert und zudem die Frage seiner Überarbeitung noch nicht hinreichend aufgeklärt ist.

[4]) Vgl. v. Wilamowitz, Griechische Tragödien III. S. 154.

Entlehnung von Wendungen aus äschyleischen Dramen[1]), tritt in der Alkestis nicht hervor; wörtliche Übereinstimmungen, wie sie sich in den anderen Dramen, selbst in der von Bloch mit der Alkestis zeitlich zusammengestellten Medea, häufig finden, fehlen hier fast völlig, abgesehen von formelhaften Wendungen aus dem Totenkulte und sachlichen Übereinstimmungen, die aus der Verwendung gleicher Sagenstoffe entspringen, und das wenige, was übrig bleibt, kann sehr wohl zufällige Übereinstimmung sein, zumal da eine Menge der festgewordenen Wendungen in den Tragödien Allgemeingut der dramatischen Poesie gewesen ist, jedenfalls noch bedeutend mehr als wir heute bei dem trümmerhaften Zustande der Überlieferung als solches feststellen können.

Und auch in der literarhistorischen Überlieferung findet sich eine Stelle, die gegen die Autorschaft des Euripides an unserer Alkestis spricht, das Serviusscholion zu Vergils Aeneis IV. 694[2]): *Irin demittit Olympo. ut et supra* (III. 43) *diximus, trahit hoc de Alcesti Euripidis, qui inducit Mercurium ei comam secantem, quia fato peribat mariti. Alii dicunt Euripidem Orcum in scaenam inducere gladium ferentem, quo crinem Alcesti abscindat, et Euripidem hoc a Phrynicho antiquo tragico mutuatum.*

Dem Servius oder seinem alexandrinischen Gewährsmanne waren also zwei Alkestisdramen unter dem Namen des Euripides bekannt, wenn auch vielleicht nur aus literarhistorischen Erwähnungen, worauf die Wendung *'Alii dicunt'* hinzuweisen scheint, nämlich ein echtes Drama des Euripides, in dem Hermes *ψυχοπομπός* die Todesweihe vollzog, und ein anderes, von 'anderen Gelehrten' dem Euripides zugeschriebenes Drama, in dem Thanatos mit dem Schwerte in der Hand auf die Bühne kam — unsere Alkestis.

Und noch eins gibt uns dies späte Scholion: den Namen des Verfassers unserer Alkestis. Im üblichen Texte ist als Verfasser dieser 'Vorlage des Euripides' Phrynichos genannt, und zunächst möchte man ihn wohl gerne als solchen annehmen, aber es erheben sich doch Schwierigkeiten dagegen. Nicht im Wege stehen würde die zeitliche Ansetzung, denn unsere Alkestis ist, wie wir gesehen haben, mit großer Wahrscheinlichkeit in die Jahre zwischen 468 und 465, jedenfalls nicht viel früher oder später, anzusetzen, und Phrynichos ist noch für das Jahr 476 sicher bezeugt und seine Tätigkeit bis 465 und noch länger nicht ausgeschlossen; aber im Wege steht das aus seiner Alkestis bei Hesych zitierte Fragment[3]): *σῶμα δ' ἀθαμβὲς γυιοδόνητον τείρει*, das nach seinem Versmaße wohl einem Chorliede angehört hat und das sich in unserer Alkestis nicht findet. Nun wäre es an sich ja möglich, daß Hesych oder sein Gewährsmann falsch zitiert hätte — was sich häufig genug findet — und das Fragment einem anderen Stücke des Phrynichos entstammte, etwa dem Antaios, in dem viel von Ringkämpfen die Rede

[1]) Vgl. Krauße, De Euripide Aeschyli instauratore. Jena 1905. Zur Alkestis S. 58—61.

[2]) Die Textgestaltung nach der Ausgabe von Thilo-Hagen.

[3]) Hesych I. S. 123. Phrynichos Fr. 2 (N² S. 720).

war[1]), aber irgendein Schluß läßt sich auf diese Annahme nicht bauen, ebensowenig wie auf die andere Möglichkeit, daß gerade diese Stelle der späteren Überarbeitung der Tragödie zum Opfer gefallen sei. Allerdings, überarbeitet ist die Alkestis einmal worden, und nicht gerade geschickt, das beweisen die zahlreichen Inkongruenzen, die stehen geblieben sind. Gleich der Prolog ist unklar und läßt viele Fragen der Vorgeschichte offen, auf die dann auch das Stück selbst keine Antwort gibt; dann gibt sich Apollo die größte Mühe, von Thanatos Aufschub zu gewinnen, obwohl er in der ersten monologischen Prologhälfte schon darauf hingewiesen hat, daß dieser Versuch vergeblich ist. Nach dem Prolog betritt der Tod das Haus, um der Alkestis das Stirnhaar abzuschneiden, kommt dann aber nach vollzogener Todesweihe nicht wider heraus, ist auch beim Tode der Alkestis außer in ihren Fieberträumen nicht anwesend, sondern nimmt erst am Grabe die Seele in Empfang und schlürft dort das Blut der Opfertiere, das eigentlich als Nahrung für die abgeschiedene Seele bestimmt ist; auch die Angabe der Bestattungsart schwankt, bald ist vom Scheiterhaufen, bald von Beerdigung die Rede, u. a. m.

Aber auf die einfache Tatsache hin, daß unsere Alkestis einmal überarbeitet worden ist, können wir nicht das einzige Fragment, das uns aus der Alkestis des Phrynichos überliefert ist, als gerade dieser Überarbeitung zum Opfer gefallen erklären, und somit erscheint die Autorschaft des Phrynichos an unserer Alkestis ausgeschlossen. Aber an der Stelle des Servius, die von den beiden Alkestisbearbeitungen redet, steht auch ursprünglich keineswegs der Name des Phrynichos überliefert, sondern er ist erst durch eine starke und gewaltsame Änderung hineingekommen — die Überlieferung bietet die Worte: *a Poenia antiquo tragico,* und diese überlieferte Form 'Poenia' hat mit der vermuteten 'Phrynicho' außer dem anlautenden P so gut wie nichts gemeinsam, sondern würde vielmehr einer griechischen Form *Ποινίᾳ* oder *Φοινίᾳ* entsprechen, einer Dativform der ersten Deklination, die zu einem Nominativ *Ποινίας* oder *Φοινίας*, einer Bildung wie *Ἀμεινίας, Καλλίας*, gehört. Und auch der Umstand, daß Servius oder sein Gewährsmann an dieser Stelle sich veranlaßt sieht, die Worte *antiquo tragico* dem Namen hinzuzufügen, spricht eher dafür, daß dieser Name weniger bekannt war als der des Phrynichos, dessen Kenntnis bei den Leuten, für die der Kommentar des Servius bestimmt war, doch vorausgesetzt werden konnte. Somit dürfen wir in unserer Alkestis das Werk eines sonst vergessenen attischen Dichters *Ποινίας* oder *Φοινίας* sehen, der um das Jahr 468 herum tätig war, und dessen Alkestis später in überarbeiteter Form noch einmal über die Bühne ging und in dieser Gestalt durch irgendeinen Zufall in das Corpus Euripideum gelangte, wodurch sie auf uns gekommen ist.

Bad Leutenberg (Thür.) O. Engelhardt.

[1]) Scholion zu Aristophanes' Fröschen V. 688: *ἐπεὶ τραγικὸς Φρύνιχος Ἀνταίῳ δράματι περὶ παλαισμάτων πολλὰ διεξῆλθεν.*

Heinrich Maiers Sokrates.

In der ersten Zeit des Krieges begründete ein Meister der Archäologie, der einen Vortrag über die Sokratesbildnisse in der griechischen Kunst hielt, die Wahl seines Themas mit den Worten, Sokrates sei ein Mann, über den es sich im Kriege zu sprechen zieme. Das hat wohl seither mancher als richtig empfunden und hat es in Gedanken gehalten wie jener Redner. Sokrates war ein Mann, der zwar in Friedenszeiten mancherlei, das sich in seinem Vaterlande zutrug, hart mißbilligte; aber im Kriege war aller Hader vergessen; er wußte, daß jeder tüchtige Mann, fest eingewurzelt in nationalem Boden, aus diesem einen Teil seiner besten Kräfte zog, und er hat sich zu diesen Banden, die ihn mit der athenischen Heimat verknüpften, zu widerholten Malen im Getümmel der Schlacht offen bekannt. Und er war ein Mann, der auch noch in einem andern Sinne in dem Kriege unserer Tage seine Nachfolger hat: er blieb sich auch im Felde dessen bewußt, was er daheim betrieb; wo es die Umstände erlaubten, war der einfache Soldat auch draußen der Denker, der über seine großen Fragen in einer Weise grübelte, die bei seinen Kameraden sprichwörtlich geworden ist; kein abenteuerlicher Reisiger, sondern ein Weiser als Bürger in Waffen. Und vor allem: 'Wer dem Tod ins Angesicht schauen kann, der Soldat allein ist der freie Mann.' Er hat ihm ins Angesicht geschaut und ist im ewigen Kampf der Wahrheit ihr tapferster Soldat und daher das Vorbild jedes freien Mannes geworden. Die wahre Freiheit in der Welt wäre ohne Sokrates nicht denkbar. Sonach dürfte es (da verschiedene, mit dem Kriege zusammenhängende Umstände das Zustandekommen des diesjährigen Platonberichtes verhindert haben) gestattet sein, diesmal in einiger Ausführlichkeit über das Sokratesproblem zu handeln, und zwar an Hand eines umfangreichen und tiefausholenden Werkes[1]), dessen Ergebnisse die Tradition von Aristoteles an bis auf die neuesten Darstellungen stürzen und zu einem neuen Sokratesbild verhelfen wollen. Der Verfasser, als Philosoph wie als Historiker gleichermaßen verdient, und das Buch, nach Methode wie Inhalt bemerkenswert, können eingehende Berücksichtigung beanspruchen. Das Ergebnis wird sein, daß 'das Werk' und die 'geschichtliche Stellung' des sokratischen Werkes nach einer Seite hin, vielleicht nach der wichtigsten, erschöpfend

[1]) Heinrich Maier, Sokrates. Sein Werk und seine geschichtliche Stellung. Tübingen 1913. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), XII und 638 S. 8. 15 *M*.

herausgearbeitet sind, daß aber die notwendige Beschränkung des Werkes auf eben diese eine Seite nicht beweisbar und sonach auch dies neueste, vorsichtig angelegte und mit allen Mitteln der philosophiegeschichtlichen Methode ausgeführte Bild — wie alle früheren — doch auch nur Hypothese ist.

Das Sokratesproblem.

Der gegenwärtige Stand der sokratischen Frage ist der, daß zwar die Sokratestypen früherer Zeiten (der Aufklärer Mendelssohns, der Kritizist der Kantianer, der Mystiker der Romantiker, der Rationalist Hegels) uns als 'unhaltbare Geschichtskonstruktionen' erscheinen, daß wir selbst aber seitdem keinen 'wesentlichen Schritt weitergekommen' sind: 'vor dem Haupträtsel, vor der unmeßbaren historischen Wirkung des Sokrates, vor der weltgeschichtlichen Größe des wunderbaren Mannes stehen wir heute ratloser als je zuvor'.

Die Quellen (S. 4—156).

I. Nachdem in einem ersten Kapitel das Quellenproblem auseinandergesetzt und die bekannten Schwierigkeiten seiner traditionellen Lösungen besprochen sind, ist das zweite Kapitel den Memorabilien gewidmet.

II. Der Sokrates der Memorabilien liegt weit ab von dem, was sich geschichtlich noch als irgend möglich betrachten läßt. Erwiesen ist, daß die Memorabilien kein historisch-biographisches Dokument sind. Maier hält sogar die Kritobulosunterredung (I, 3, 8ff.), die noch als am besten bezeugt gilt, für abhängig von Sympos. IV, 10ff., also für abhängig von einer notorischen Schöpfung Xenophons. Sicher aber ist andrerseits, daß Xenophon den historischen Sokrates geben (und nicht etwa eigene Gedanken unter fremder Flagge segeln lassen) will. Der Widerspruch wird so gelöst, daß Xenophon durchaus dem Vorgang der anderen *λόγοι Σωκρατικοί* folgt. 'Diese verfolgten von Anfang an keineswegs nur das Ziel, zu zeigen, wie der tote Meister einst gesprochen hatte; sie hatten vielmehr den Zweck, die Wirksamkeit des Sokrates fortzusetzen . . . Darum konnten und mußten sie auch Gegenwartsfragen behandeln: in solchen Fällen wurde dem Leser zu Gemüt geführt: so würde der Meister heute reden, wenn er noch leben würde . . . Genau auf der gleichen Linie bewegen sich Xenophons Logoi Sokratikoi . . . Darum glaubte er — und konnte er glauben —, dem sokratischen Bilde keineswegs fremde Züge einzufügen, wenn er dem Meister die eigenen militärischen, ökonomischen, staatswirtschaftlichen Erfahrungen und Kenntnisse beilegte.' Das Sokratesbild des Xenophon ist nicht 'erinnert', sondern 'erarbeitet'. Die Gesprächssammlung nun speziell hat vor den übrigen Sokratika das voraus (was sie auch von der Schutzschrift und der Apologie unterscheidet), daß sie 'das Bild des wirklichen Sokrates, wie sie es sich zurechtgelegt hat, in den großen Kampf der Parteien, die sich damals um das Erbe des Meisters, ja um Sokrates selbst stritten, hineinwerfen will, um die Entscheidung und den Frieden herbeizuführen'.

Der Kampf war entbrannt um das Recht, an den Namen des Sokrates die eigene Weltanschauung zu knüpfen.

Der asketische, kosmopolitische, individualistische Sokrates des Antisthenes war ein andrer als der soziale, nationalistische Metaphysiker Platons; beiden entgegengesetzt Aristipp. Die Gefahr für die Sokratik, die dem Xenophon von Antisthenes zu drohen schien, beruhte auf der Freigeisterei, der Geringschätzung des positiven Rechts und der gesellschaftlichen Institutionen, 'der negativ-elenktischen, eristischen Dialektik, die der antisthenischen Protreptik ihr Gepräge gab und deren unerfreuliche Kehrseite der inhaltlose Formalismus des kynischen Lebensideals war'. Xenophon neigt in dem Streite mehr auf Platons Seite, ohne dessen Parteigänger zu sein; sein Sokrates ist vorwiegend der teleologische Theologe. Gegen Aristipp kämpft Xenophon mit offenem Visier: 'Die Polemik, die er Sokrates selbst gegen die hedonistischen und anarchistischen Anschauungen Aristipps richten läßt, ist nichts mehr und nichts weniger als ein Versuch, den Angegriffenen überhaupt aus der sokratischen Gemeinde auszuschalten.' Im Vergleich zu Platon und Antisthenes ist Xenophon als sekundäre Quelle anzusprechen, da er aus beiden eklektisch geschöpft zu haben scheint. S. 53—62 werden Beispiele gesammelt von Übereinstimmungen zwischen Platon und Xenophon, die das primäre Autorrecht Platons erkennen lassen, indem die xenophontische Fassung als die minderwertige oder mißverstandene oder unvollständige und dadurch als die erborgte erscheint. Als Motiv der Abhängigkeit des Xenophon von Antisthenes wird die sokratische Enkratie hingestellt, die Xenophon in erster Linie für seinen Typus braucht und für die er bei dem peinlich am Worte des Meisters festhaltenden Kyniker wohl vornehmlich Beispiele gefunden haben wird. Sicher ist (schon nach Wilamowitz und Dittmar), daß Xenophon Aischines von Sphettos benutzt hat; möglich ist auch die Verwendung aristippischer Schriften. — Zu diesem Sachverhalt kommt, daß Xenophon überhaupt nicht zu denjenigen Sokratikern zu rechnen ist, die von sich aus imstande waren, ein Bild des Meisters zu geben. 'Daß Sokrates die Menschen zu allererst zu neuem sittlich-persönlichem Leben erwecken wollte, sieht jeder, der in der sokratischen Literatur unbefangene Umschau hält. Und verstehen konnte am Ende den Meister nur der, der sich von ihm innerlich fassen und zum 'Sehen' führen ließ. Platon, Antisthenes, Enklid, auch Aristipp haben im Verkehr mit Sokrates eine solche innere Wandlung erfahren; die Grundtendenz des sokratischen Wirkens ist ihnen allen — so weit sie sonst auseinandergingen — aufgegangen, und sie haben die Wirkung innerlich an sich selbst erfahren. Gehört nun auch Xenophon zu diesen Bekehrten?' Entscheidend ist Xenophons Verhalten in der Kyrosangelegenheit dafür, daß diese Frage verneint werden muß.

III. Die Prüfung der aristotelischen Zeugnisse soll den Eckstein der traditionellen Sokratesauffassung umstürzen. Die These ist, daß die bekannte Nachricht der aristotelischen Metaphysik, zweierlei sei dem Sokrates mit Recht zuzuschreiben: 'die induktiven Untersuchungen und das allgemeine Definieren', auf welcher Nachricht die aristotelische Sokratesauffassung überhaupt und in der Folge die traditionelle Meinung

über Sokrates fußt, entlehnt sei aus einer Stelle der xenophontischen Memorabilien; späterhin soll dann gezeigt werden, daß jene Memorabilienstelle einen Irrtum enthält und daß darum eben die traditionelle Sokratesauffassung falsch ist.

Wenn nun die Dinge so lägen, daß die Abhängigkeit des Aristoteles an der fraglichen Stelle von Xenophon logisch ohne weiteres einleuchtete (sei es, daß die Entlehnung wörtlich oder annähernd wörtlich wäre; sei es, daß indirekt dargetan werden könnte, es komme eine andere Quelle gar nicht in Betracht; sei es, daß Aristoteles' Worte durch Mißverständnis oder Unvollständigkeit sich als sekundär kennzeichneten), so wäre nur eine Konfrontation beider Stellen nötig. So liegen aber die Dinge nicht; vielmehr zeigen die beiden Stellen nur sachlich eine nahe Verwandtschaft, die also an sich zur Annahme einer Abhängigkeitsbeziehung noch nicht zwingen würde. Daher geht bei Maier der Konfrontation beider Stellen eine Praeparatio psychologica — so fasse ich jedenfalls die S. 77ff. auf — teils voraus teils nebenher, die den Leser, wenn er bei der Konfrontation angekommen ist, zur Annahme des Abhängigkeitsverhältnisses geneigt machen soll. Dies Verfahren ist durchaus berechtigt, vorausgesetzt, daß die Argumente jener Praeparatio stichhaltig sind; methodisch auszusetzen habe ich nur, daß die Konfrontation der beiden fraglichen Stellen nicht zuerst kommt und die allgemeinen Argumente für eine Abhängigkeitsmöglichkeit hinterher. Denn ein so folgenschweres Resultat wie das von Maier aufgestellte darf letzten Endes doch nur aufgebaut werden auf der zu beweisenden Beziehung der beiden Hauptstellen; erst nachher kann versucht werden, das neue Resultat in einen größeren Zusammenhang hineinzuarbeiten; also anstatt einer Vorprüfung wäre wohl eine Nachprüfung objektiv passender gewesen.

Die Betrachtungen nun, die, wie mir scheint, dem Hauptresultat den Boden ebnen sollen, sind folgende: Erstens, das Menschenalter, das zwischen Sokrates' Hinrichtung und Aristoteles' Ankunft in Athen lag, war eine Zeit, lang genug, um das Ziel und den Sinn des sokratischen 'Lebenswerkes, wenn darum unter seinen berufenen Nachfolgern Jahrzehnte hindurch heiße Kämpfe geführt worden sind, in undurchdringliches Dunkel zu hüllen'. Der junge Aristoteles habe also nur die platonische Sokratesauffassung annehmen können. Das ist für die ersten, akademischen Jahre des Stagiriten sicher richtig. Daß er indessen, nachdem er eigene Wege zu gehen angefangen hatte, trotzdem an dem 'fundamentalsten Dogma' der Akademie, dem platonischen Sokrates, festgehalten haben muß, ist nicht einzusehen. Maier sagt: 'Es mag ja einige Stille im Lande gegeben haben, die das Bild des Meisters treu in ihrem Herzen bewahrt haben. Wir wissen darüber nichts. So viel aber ist sicher, daß Aristoteles mit solchen Leuten Berührung weder gehabt noch gesucht hat.' Inwiefern ist das sicher? Besonders für die Zeit, als sich Aristoteles von Platon trennte? Es kann weder bejaht noch verneint werden. Unter keinen Umständen kann als sicher behauptet werden, daß dem Aristoteles Neigung und Gelegenheit gefehlt habe, um zu einem eigenen, erforderlichenfalls auch von dem platonischen abweichenden Urteil über Sokrates zu gelangen. Und überdies vielleicht war tatsächlich

der Sokrates der Akademie der historisch richtige? Das sind alles noch offene Fragen. — Zweitens führt Maier aus, daß in dem Streit der Meinungen es dem Aristoteles nicht auf die Person des Sokrates, sondern allein auf die Sache ankam. 'Daß Aristoteles . . . von der Höhe seiner späteren Zeit unparteiisch auf die Fehden in der sokratischen Gemeinde zurückgeblickt habe, kann man wahrlich nicht sagen. Wenn irgend jemand, so war er Partei. Das verleugnet sich auch in dem Sokratesbild nicht, wie er es sich zurechtlegte, als er daran ging, seine eigene Philosophie mit den philosophischen Erscheinungen der Vergangenheit historisch-kritisch auseinanderzusetzen.' Eine Berechtigung zu diesem Urteil liegt offenbar erst vor, nachdem gezeigt ist, daß Aristoteles sich ein Sokratesbild parteiisch zurechtgelegt hat; dies soll aber nach Maier erst aus dem historischen Unwert der Metaphysikstelle hervorgehen, kann also vorher nicht zu ihren Ungunsten verwendet werden. — Drittens. Die Äußerungen des Aristoteles über Sokrates lassen sich in drei Gruppen einteilen. Die erste wird gebildet durch die Äußerungen an jener Stelle der Metaphysik über die Hauptentdeckungen des Sokrates, die zweite durch die Äußerungen über die sokratische Ethik; die dritte durch gelegentliche andere Nachrichten. Die zweite und dritte Gruppe können uns in keiner Weise zu einem Vorurteil veranlassen, mit dem wir an die erste, allein wichtige, heranzutreten hätten. Was die dritte Gruppe anlangt, so bindet sich auch der Verf. nicht an eine bestimmte Stellungnahme: 'In einer Reihe von Fällen läßt sich die Annahme nicht von der Hand weisen, daß die anscheinend geschichtlichen Notizen in Wirklichkeit aus irgendeinem (fingierten) *λόγος Σωκρατικός* entnommen sind'; in anderen Fällen entscheidet der Verf. sogar dahin, daß mündliche Tradition oder auch persönliche Erinnerung die Quelle bilde. Von Sicherheit kann bei dieser Gruppe keine Rede sein. Übrigens ist der Inhalt dieser Gruppe belanglos. Auch die zweite Gruppe gibt wenig oder nichts her; denn fast alle oder überhaupt alle Stellen der Ethiken, die 'Sokrates' berücksichtigen, werden von M. auf die Dialogperson bezogen, nicht auf die historische Persönlichkeit. Es handelt sich in ihnen für Aristoteles um sachliche Stellungnahme zur platonischen Lehre, und da wurde Sokrates zitiert, wie man Wallenstein nennen und Schiller meinen kann. Es muß auch durchaus hervorgehoben werden, daß an keiner der zur zweiten und dritten Gruppe gehörigen Stellen Aristoteles ausdrücklich den Anspruch erhebt, über den wirklichen Sokrates etwas auszusagen, während die dritte, kleinste Gruppe das allerdeutlichste Anzeichen dafür enthält, daß der historische Sokrates tatsächlich gemeint ist. Wenn also den beiden ersten Gruppen selbständiger Quellenwert abgesprochen werden muß, so ist das belanglos für die Beurteilung der dritten. — Viertens, Aristoteles muß, nach Maier, auf dem Wege kritischer Reflexion über die Ideenlehre zu seinem Sokratesbild gekommen sein und dann versucht haben, für dies Bild einen historischen Anhalt zu finden; diesen habe ihm Xenophon geboten. Die Behauptung enthält, soviel ich sehe, wider eine Petitio principii, denn sie gilt nur unter der (noch unbewiesenen) Voraussetzung, daß Aristoteles nicht auf Grund mündlicher Tradition in der Akademie eine feste und objektiv richtige Vorstellung von der

philosophischen Wirksamkeit des Sokrates gehabt habe. — Fünftens, wenn Aristoteles an entscheidender Stelle sich auf die Autorität Xenophons stützt, so muß er diesen Gewährsmann für zuverlässig gehalten haben. Nun nimmt aber Maier selbst nicht an, daß 'Aristoteles dem braven Landwirt und Offizier ein besonders tiefgehendes Sokratesverständnis zugetraut hätte'; außerdem 'ist Xenophon auch in keiner der uns erhaltenen Schriften des Aristoteles mit Namen zitiert'; auch an der entscheidenden Stelle der Memorabilien nicht. Nun wird zwar jenes auf den Umstand zurückgeführt, daß Aristoteles eben den Mann nicht als wissenschaftlichen Philosophen genommen hat; dieses auf den Umstand, daß die entscheidende Stelle der Memorabilien nur den Charakter gelegentlicher Bemerkungen über Sokrates trage. Es kann aber nicht zweifelhaft sein, daß diese ganze Frage: wie hoch hat Aristoteles Xenophon taxiert? nicht von vornherein viel Aussicht zu der Annahme bietet, der Stagirit sei jenem in der Übernahme einer Nachricht gefolgt, die, wie Maier meint, nur bei Xenophon habe gefunden werden können. Wenn Maier im übrigen dem Aristoteles eine 'wohlwollende Neutralität' gegen Xenophon nachsagt, und wenn er die Hypothese aufstellt, 'die populäre teleologisch-theologische Apologetik, in der sich der aristotelische Dialog 'Über die Philosophie' gefällt, sei mit durch die xenophontischen Memorabilien angeregt, so sind das Argumente, die sicher nicht stark ins Gewicht fallen.

Alle diese Vorfragen also geben nichts her, um gegenüber der Hauptfrage den Leser zu prädisponieren; weder nach der einen noch nach der anderen Seite. Die Texte des Xenophon und Aristoteles müssen verglichen werden, und einzig und allein aus dieser Vergleichung läßt sich ein Resultat gewinnen.

1. Metaph. A 6, 987b 1ff. wird von Platon berichtet, nachdem er Kratylos und heraklitischen Anschauungen nahe gestanden habe[1]), 'wandte er sich nachher dem Sokrates zu, der mit den ethischen Dingen, nicht aber mit der Naturwirklichkeit sich beschäftigte, auf jenem Gebiete aber das Allgemeine suchte und als erster das wissenschaftliche Denken auf Definitionen hinlenkte; (vermöge seiner heraklitischen Vergangenheit) aber war er der Meinung, daß als Objekte der definitorischen Untersuchungen nicht die sinnlichen Dinge in Frage kommen können. Denn unmöglich sei es, von einem der sinnlichen Objekte, die doch in fortwährender Veränderung begriffen seien, einen gemeinsamen Begriff zu bilden. Platon bezeichnete nun die in Definitionen faßbaren Objekte als Ideen, ließ aber die sinnlichen Dinge neben ihnen bestehen und von ihnen ihre Benennung haben'.

2. Metaph. M 4, 1078b 17ff. erwähnt zunächst ebenfalls den heraklitischen Hintergrund der platonischen Ideenlehre und fährt dann fort: 'Was aber Sokrates anlangt, der mit den ethischen Tugenden sich beschäftigte und auf diesem Gebiete zuerst allgemeine Definitionen aufsuchte . . ., (1078b 23:) so suchte er mit gutem Grunde[2]) das begriffliche Wesen.

[1]) Ich folge wörtlich Maiers Übersetzung, gebe aber — abweichend von ihm — den Text fortlaufend hintereinander.

[2]) Sokrates wird hier — Maier läßt die Worte aus — in Gegensatz zu Demokrit und den Pythagoreern gesetzt; *εὐλόγως* scheint mir auf diesen Gegen-

Denn er suchte Syllogismen zu bilden. Das Prinzip der Syllogismen aber ist der Wesensbegriff; denn noch war das dialektische Verfahren nicht entdeckt, mittels dessen man auch ohne den Wesensbegriff das Für und Wider einer Annahme (syllogistisch) erörtern kann ... Zwei Dinge nämlich sind es, die man gerechterweise als Leistungen des Sokrates anerkennen muß: die induktiven Untersuchungen und das allgemeine Definieren. Beides nämlich bezieht sich auf das Prinzip des Wissens. Sokrates machte freilich die Allgemeinbegriffe und die Definitionen nicht zu selbständigen (von dem Sinnlichen getrennten) Wesenheiten; die anderen aber taten dies und nannten diese Wesenheiten Ideen.'

3. Metaph. M 9, 1086b 2ff. und De part. anim. I, 1, 642a 25ff. enthalten kurze Ausführungen in gleichem Sinne.

Was in diesen Stellen der Metaphysik gesagt sein soll, formuliert Maier kurz und treffend folgendermaßen: 'Sokrates ist der Begründer der Begriffsphilosophie, der Entdecker des Allgemeinen. Sokrates war der erste, der erkannte, daß im begrifflich Allgemeinen das Wesen der Dinge liegt, und darum auf Gewinnung allgemeiner Definitionen ausging. Zwar hat er das begriffliche Prinzip noch nicht in die Naturwissenschaft eingeführt und nicht zur Erklärung der physischen Tatsachen verwandt. Er hat sich auf das ethische Gebiet beschränkt. Aber hier hat er das Allgemeine aufgesucht. Und damit hat er der wahren Wissenschaft doch grundsätzlich den Weg gewiesen.'

Daß nun diese Sokratesauffassung, die in den beiden Stellen der Metaphysik niedergelegt ist, auf keine andere Quelle zurückgehen könne als auf Memorab. IV, 6, 1ff., soll durch drei Argumente bewiesen werden.

1. Xenophon legt an dieser Stelle dar, 'Sokrates habe auf das Wissen um das, was jedes der Dinge (seinem Wesen nach) sei, ganz besonderes Gewicht gelegt und mit seinen Freunden das Forschen nach dem Wesen der Dinge unermüdlich betrieben. Dann fährt der Autor fort: "Es würde zu weit führen, von allen Begriffen durchzugehen, wie er sie bestimmte. So viel aber will ich mitteilen, als nötig ist, um die ganze Art seiner Untersuchung klarzulegen." Und nun führt er als typische Beispiele die Definitionen der Begriffe der Frömmigkeit, der Gerechtigkeit, der Weisheit, des Guten, des Schönen, der Tapferkeit, des Königtums, der Tyrannis, der Aristokratie, der Plutokratie und der Demokratie ein'.

Die Übereinstimmung der Texte des Xenophon und Aristoteles beruht darauf, daß nach beiden Sokrates das Wesen der Dinge aufgesucht, sich aber auf ethische Begriffe beschränkt habe. Das konnte der Stagirit nach Maier nur in der Xenophonstelle — 'und nirgends sonst' — finden. Darauf ist zu erwidern: Daß die nichtplatonische Sokratesliteratur über diese Tätigkeit des Sokrates schweigt, ist bedeutungslos, denn sie ist nur in spärlichen Resten erhalten. Ob die platonische Dialogfigur des Sokrates nicht in der Gruppe von Dialogen, die gerade Maier für echt sokratisch hält, genau diese Züge trägt, von denen Xenophon spricht,

satz zu zielen und zu bedeuten 'auf dem Wege strenger Erörterung' (Lasson), nicht 'mit gutem Grunde'.

bleibt zunächst noch zweifelhaft und wird erst später von Maier untersucht. Wir können also zunächst nur feststellen: Xenophon und Aristoteles überliefern eine Nachricht, die in zwei Punkten übereinstimmt. Hingegen weisen beide Fassungen auch einen bedeutsamen Unterschied auf: Aristoteles ordnet die sokratische Dialektik einem philosophischen Zwecke unter, der Xenophon fremd geblieben ist (vgl. S. 101f.). Und 'genau besehen ist es — bei Xenophon — auch keineswegs der Erkenntniszweck, dem der Sokrates unserer Stelle mit seinem Aufsuchen von Definitionen dienen will' (vgl. S. 274). Daß also Sokrates, wie Maier selbst sagt, als erster erkannt habe, daß im begrifflich Allgemeinen das Wesen der Dinge liegt und darum — auf dies Wort kommt es an! — auf Gewinnung allgemeiner Definitionen ausging und er der Begründer der Wissenschaft wurde, steht gar nicht bei Xenophon, sondern nur bei Aristoteles zu lesen. Mir scheint diese Verschiedenheit erheblich wichtiger als die Übereinstimmung.

2. In der zweiten Metaphysikstelle ist das Suchen des Sokrates nach Begriffsdefinitionen durch die gesperrt gedruckten Worte motiviert: 'Denn er suchte Syllogismen . . .' Maier behauptet, daß diese Motivierung eine Digression darstelle, die 'in hohem Maße sonderbar' und an dieser Stelle unnötig und nur dadurch zu erklären sei, daß Aristoteles 'aufs genaueste' einer Vorlage gefolgt sei, eben Xenophon. Man hat also zu vergleichen jene Digression mit der Begründung, 'die Xenophon für das sokratische Suchen nach Definitionen gibt: um seine Schüler dialektischer zu machen, sucht Sokrates mit ihnen das Wesen der Dinge auf; denn — so wird weiter ausgeführt — wer dieses kennt, meinte Sokrates, der könne es auch den anderen darlegen; wer es aber nicht kenne, sei in steter Gefahr, sich und andere zu täuschen'. Hierauf ist zu erwidern: Daß die Digression 'unnötig' sei, kann nicht wohl behauptet werden. Wenn von jemand ausgesagt wird, er habe das begriffliche Wesen gesucht, so gehört die Erklärung, auf welchem Wege er dazu gelangt sei, wohl hinzu. Maier meint, Aristoteles hätte es kürzer, einfacher machen können, indem er gesagt hätte: 'Sokrates suchte nach dem begrifflich Allgemeinen, weil er nach objektiv gültigem Wissen strebte und im begrifflich Allgemeinen das objektive Wesen der Dinge sah, und er suchte nach Definitionen, weil sich in ihnen der objektive Wesensgehalt der Dinge darstellt.' Vergleicht man aber die Begründung, die Aristoteles tatsächlich gibt, mit dieser, die er nach Maier hätte geben können und sollen, so ist die Erklärung des Aristoteles nicht weitschweifiger oder unnötiger oder unzutreffender, sondern sie zielt auf eine ganz andere 'Begründung' des sokratischen Suchens: auf die Causa occasionalis; während Maier die Causa finalis angibt. Die Begründung des Aristoteles ist also durchaus an ihrem Platz. Nun soll sie aber aus Xenophon entlehnt sein, der als Begründung des sokratischen Suchens angibt, der Meister wollte seine Schüler dialektischer machen. Xenophon gibt also eine pädagogische Tendenz als Begründung an. Diesen Gesichtspunkt suche ich vergebens bei Aristoteles. Xenophons Begründung ist grob, sieht nach Mißverständnis aus, da die pädagogische Anwendung doch wohl zunächst

die Auffindung der syllogistischen Methode voraussetzt; die des Aristoteles ist fein und geht der Sache auf den Grund. Wider scheint mir die Verschiedenheit sehr bedeutsam und hätte berücksichtigt werden müssen.

3. Aristoteles sagt in jener 'Digression', Sokrates suchte Syllogismen zu bilden; und Xenophon gibt (IV, 6, 13ff.) das bekannte Beispiel an, in welcher Weise Sokrates von den Allgemeinbegriffen syllogistischen Gebrauch machte: 'Handelte es sich z. B. darum, ob einer ein besserer Bürger sei als ein anderer, so suchte er den Begriff der Aufgabe eines guten Staatsmannes zu bestimmen und von dem gewonnenen Allgemeinen aus die vorliegende Frage zu entscheiden, um so die Wahrheit zu finden'. Maier tut diese Übereinstimmung kurz ab: 'Ich brauche wohl kaum ausdrücklich zu sagen, daß dies das *συλλογίζεσθαι* ist, das Aristoteles in Met. 1078b bei Sokrates vorfindet.' Ich glaube hingegen, daß Aristoteles sehr wohl dieses *συλλογίζεσθαι* auch anderswo finden konnte. Wie wird z. B. festgestellt, ob Euthyphron ein frommer Mann war? — Übrigens wird Maier nicht sagen wollen, daß Aristoteles wirklich nur bei Xenophon finden konnte, was ein sokratischer Syllogismus sei; sondern, da er auf Grund der Argumente 1 und 2 die Abhängigkeit für erwiesen hält, so wendet er das Ergebnis auf die Notizen an, die den Syllogismus betreffen. Auch was die sokratische Induktion anlangt, so räumt er selbst ein, man könne nicht sagen, 'daß Aristoteles von der induktiven Erörterungsweise des Sokrates erst durch die xenophontische Stelle Kenntnis erhalten habe'. Warum soll es dann aber 'sicher' sein, daß Aristoteles 'in Met. 1078b durch die Xenophonstelle auf die *λόγοι ὑπακτικοί* geführt worden ist'? Daß der technische Ausdruck *λόγος ἐπακτικός* tatsächlich zurückgehe auf das xenophontische *ἐπὶ τὴν ὑπόθεσιν ἐπανῆγεν*, wird wohl als Argument nicht angeführt werden können.

Das Zeugnis des Aristoteles hat also, wie mir scheint, immer noch seinen einzigartigen Wert, da es mehr gibt als alle andere Quellen, nämlich: den philosophischen Zweck der Dialektik des Sokrates, der im begrifflich Allgemeinen das Wesen der Dinge sah und darum auf Gewinnung allgemeiner Definitionen ausging. Während Platon Kunstwerke über Sokrates schafft und die andern Sokratiker *μιμήσεις* über den Meister schreiben, will Aristoteles als erster Philosophiegeschichte geben. Und da sein Zeugnis über Sokrates bisher infolge jenes 'mehr' nicht abzuleiten ist aus anderen Quellen, so muß es immer noch als das erste und einzige historische Zeugnis angesehen werden[1]). Die Herkunft des aristotelischen Zeugnisses auf die Memorabilien Xenophons zurückzuführen, erscheint schließlich aus folgendem Grunde bedenklich: Gerade Maier sucht S. 57ff. nachzuweisen, daß die dialektischen Erör-

[1]) Wie das aristotelische Zeugnis zu interpretieren sei, ist eine andere Frage. Es ist aber gar nicht so, wie Maier es angibt, daß bisher allgemein aus jenem Zeugnis auf ein ganzes sokratisches Lehrgebäude geschlossen wurde. Vgl. z. B. Wilamowitz, Lesebuch, I, 32 'Sokrates vollends, der ja keine Lehre zu übermitteln hat, steht ganz im Tagesleben'. Das aristotelische Zeugnis ist durchaus vereinbar mit einem Sokrates, dem die persönliche Wirkung so sehr Hauptsache war, daß er seine eigene Lehre nur als Methode betrachtete.

terungen der Memorabilien, IV, 5 und 6, aus einer Reflexion über die platonischen Dialoge Phaidros, Sophistes, Politikos entsprungen seien. Es ist vielleicht etwas zuviel gesagt, daß man aufs schönste verfolgen könne, wie Xenophon 'mit seinen Lesefrüchten, erborgten Gedanken und Gedankengängen, Ausdrücken und Wendungen operiert'; die Unselbständigkeit Xenophons zeigt sich aber auf Schritt und Tritt. Und Aristoteles, der doch jene platonischen Dialoge genau kannte, soll nicht gemerkt haben, daß Xenophon von ihnen aus ganz sekundär ist und soll auf diese sekundäre, wertlose Quelle wissentlich den Eckstein seines ganzen Gebäudes errichtet haben? Das ist widerum nur unter der doppelten Voraussetzung möglich: daß das aristotelische Zeugnis objektiv falsch ist, und daß Aristoteles wußte, daß es falsch ist. Jenes ist das πρῶτον ψεῦδος der ganzen Konstruktion Maiers — es sei denn, daß in späteren Teilen des Buches dargetan wird, daß aus inhaltlichen Gründen das Zeugnis nicht richtig sein kann; dieses würde sich nur so erklären lassen, daß Aristoteles, um seine eigene Ansicht über das begrifflich Allgemeine zu stützen, Sokrates als dessen Entdecker vorschob; er kann Xenophon nicht für 'historisch zuverlässig' gehalten haben; er kann, wenn er die drei genannten Dialoge Platons kannte, nicht durch Maiers Worte gerechtfertigt werden: 'Was er dem Memorabilienkapitel IV, 6 entnahm, gehörte dem Referat an, das geschichtlich gemeint war und von Aristoteles selbstverständlich als geschichtlich betrachtet wurde.'

IV. Die frühplatonischen Schriften. Im Gegensatz zu dem hypothesenreichen vorigen Kapitel scheint mir das vierte in seiner Grundthese fest fundiert. Die gute, alte Weisheit, daß Apologie und Kriton auf sicheren Boden führen, daß sie 'persönliche Sokratika' Platons sind, wird eindrucksvoll aufs neue gezeigt. Ob dieses und jenes oder alles in beiden Schriften historisch oder erfunden ist, darauf kommt es bei der vorliegenden Frage nicht an[1]:' Die Wesensart und die Lebensarbeit des Mannes sollten geschildert werden; das ist in der reinsten Weise geschehen und erreicht: Doktrinen, Theorien, System fehlte in der

[1]) Ich weiche in manchem Punkte der Einzelerklärung auch hier ab und neige mehr zu Pöhlmann. Allein Einzelheiten sind bei der prinzipiellen Frage belanglos. Der Verf. selbst setzt sich im allgemeinen sehr wenig mit anderen Darstellern auseinander; mitunter dann wider gerade ausführlich über Kleinigkeiten. Das ist eine Äußerlichkeit, gibt aber dem Buche etwas Ungleichförmiges. Stellenweise wird über die Interpolation weniger Worte und über unbekanntere Personen genaue Literatur angegeben, aber bedeutende moderne Versuche, die Probleme im ganzen zu lösen, sind unerwähnt geblieben. So entsinne ich mich nicht nach zweimaligem Durchlesen, auch nur einmal den Namen Zuccante getroffen zu haben. Allein ich kann irren, denn ein Namenindex fehlt, desgleichen ein Verzeichnis der Quellenstellen, was einen sehr empfindlichen Mangel an Brauchbarkeit bedeutet. Aus dem kurzen Register kann man z. B. auch nicht ersehen, wo überall die verstreuten Bemerkungen über einzelne Dialoge zu finden sind (was z. B. für den Kleitophon sehr wünschenswert wäre). Das Register, dessen B, O, U, V, Z drei, dessen F fünf Wörter enthält, ist selbst bei Mitbenutzung der Inhaltsübersicht ganz unzureichend. Mindestens hätten im Text alle Namen gesperrt gedruckt werden müssen. In dem jetzigen Zustand ist es unmöglich, irgendeine Stelle zu finden, ohne das fast 40 Bogen starke Buch wider von Anfang an durchzulesen.

Schilderung; das läßt die Größe des Mannes noch unabhängiger und gewaltiger erscheinen (aber muß ihm deshalb tatsächlich jede Art von Lehre fremd gewesen sein?).' — An der Hand dieses Bildes können nun als sokratische Kategorie bezeichnet werden: Laches, Hippias min., Charmides (und vielleicht Ion). 'Philosophischen Lehrgehalt wollen sie so wenig geben, als der Sokrates der Apologie ein Lehrer und Mann der Wissenschaft sein will. Ja, ihr Sokrates geht überhaupt nicht auf die Gewinnung ethischer Begriffe aus. Sie wollen nicht wissenschaftliches Interesse, sondern, wie der Sokrates der Apologie, sittliches Leben wecken. Oder vielmehr: sie wollen den toten Meister selbst sittliches Leben wecken lassen.' Der Protagoras will sodann die junge Generation für die Sokratik gewinnen, worauf nach Maier Polykrates mit seiner Sokratesanklage antwortete, der von Platon im Gorgias abgefertigt wurde. Im Gorgias haben wir nicht mehr sokratische sittliche Dialektik, sondern Wissenschaft; das Verdammungsurteil über die Sophistik ist nicht das des Sokrates, auch nicht des früheren Platon, sondern etwas ganz Neues. Zugleich trifft Platon in Antisthenes und seiner Schule auf neue Gegner. Lysis, Euthyphron, Hippias maj. stehen schon der Ideenlehre nahe, die dann zum ersten Male in vollem Akkord im Symposion erklingt. 'Und Platon tut den großen Schritt im Vollgefühl des Entdeckers. Als eine Offenbarung führt er die neue Konzeption ja auch literarisch ein. Von der erreichten Höhe aber blickt er zurück auf den geschichtlichen Sokrates. Da ist ihm die äußere Veranlassung willkommen, die ihn drängt, dem Leser noch einmal den wirklichen Sokrates vor Augen zu führen. Er benutzt sie, um seinen Sokrates mit dem geschichtlichen in Fühlung zu bringen. Er legt in das Symposion die Aufforderung, den Zusammenhang zwischen dem Eros-Sokrates und dem historischen zu suchen. Und er hat auch dafür Sorge getragen, daß das Rätsel zu lösen war:' In der Erosrede zieht Diotima die Grenzlinie zwischen der spekulativen Philosophie Platons und der ursprünglichen Sokratik; Maier will sogar eine gewisse Auseinandersetzung mit der Sokratik im Gastmahl erblicken. Das sokratische Wirken selbst aber ist in 'unzweideutiger Gewißheit' noch einmal in der Alkibiadesrede dargestellt, woraus gefolgert wird, 'daß der Sokrates der praktisch-sittlichen Dialektik, den die Apologie und die in ihrem Gedankenkreis liegenden Dialoge zu uns sprechen lassen, von Platon selbst als der wirkliche Sokrates gedacht war'. Ob auch als der ganze Sokrates — so möchte ich gleich hier einwerfen — das ist ja allerdings noch die Frage. Aber so viel wird jeder zugeben, daß mit der durch die genannten Dialoge dargebotenen sittlichen Dialektik ein gut Stück, vielleicht das beste und größte, des historischen Sokrates widergewonnen ist; sowie auch, daß der historische Sokrates mit der (nach Maier vom Symposion beginnenden) 'spekulativen Mystik' nichts mehr gemein hat.

V. Die literarischen Quellen und der historische Schluß von der Wirkung auf die Ursache. 'Wie müssen wir uns Sokrates und sein Werk vorstellen, um die Tatsache zu begreifen, daß die verschiedenen in der sokratischen Gemeinde hervorgetretenen Sokratestypen, so weit sie auseinander liegen, dennoch zuletzt nichts anderes sein

wollen als Interpretationen und Weiterführungen sokratischer Tendenzen, daß die verschiedenen Sokratesjünger in gutem Glauben für ihre voneinander so stark abweichenden Sokratesauffassungen die geschichtliche Richtigkeit und für ihre so ganz und grundsätzlich einander entgegenstehenden Lebens- und Weltanschauungen die sokratische Legitimität in Anspruch genommen haben?' Zu der 'literarischen Quelle', die Platons sokratische Dialoge darstellen, kommt so eine noch herauszuarbeitende 'historische Quelle'. Als Sokratiker erster Ordnung gelten Platon, Antisthenes, Aristipp, Euklid und nebenbei noch Aischines. Es wird darauf ankommen, ob beide Quellen miteinander zusammenstimmen.

Sokrates und die Philosophie (S. 157—295).

Die Hauptaufgabe dieses Teiles soll der Nachweis bilden: Sokrates war kein Philosoph.

I. Der Sokrates der 'Wolken'. Die Absicht des Aristophanes war, einen Vorstoß gegen die Modernen zu führen, gegen die ganze Aufklärungsbewegung, die Sophistik und Naturphilosophie umfaßte: soweit beide auch auseinanderlagen, 'beide waren doch Kinder des selben Geistes, des modernen Geistes, der auf den Umsturz des alten Glaubens und der alten Sitte hinzuarbeiten schien. Der Dichter mußte also beide an den Pranger stellen, die Naturgrübler, die Väter des Atheismus, wie die neuen Weisheitslehrer, die ihm als die Vergifter der Volksmoral und des öffentlichen Rechtsbewußtseins erschienen.' Wenn also Sokrates zugleich als Sophist und Naturphilosoph dargestellt ist, so hebt ihn diese Sonderstellung über beide hinaus, er ist 'der Aufklärer auf einer höheren Potenz', er gilt dem Dichter als das Haupt der Intellektuellen.

II. Sokrates und die alte Philosophie. Dieser Mann nun, der alle Tendenzen der Aufklärung in sich vereinte, kann nicht der 'Sokrates der Legende' gewesen sein, 'der Mann des schlichten Sinnes und des gesunden Menschenverstandes', sondern er war 'ein überaus komplizierter und durch und durch moderner Mensch, der auf der ganzen Höhe der attischen Kultur und der griechischen Wissenschaft stand'. Da nun Maier selbst einräumt, wir wüßten allerdings nicht, wie er dahin gelangt sei, so können wir wohl auch die Details als Hypothesen auf sich beruhen lassen, ob wirklich nur in der anaxagoreischen Philosophie das Motiv zur sittlichen Teleologie des Sokrates gelegen hat, ob die koische Medizin von Einfluß auf seine Anschauungen über Naturphilosophie gewesen ist u. a. m. Die Hauptsache ist für den Verf. diese: Sokrates hat sich zu keiner Schule bekannt, aber das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit der neuen Zeit gehabt. Er ist der Philosophie dankbar gewesen, daß sie mitgeholfen hat, die Geistesfreiheit herbeizuführen, aber ein System hat er sich nicht zu eigen gemacht. Er hat versucht, 'mit ahnendem Gemüt in das Ganze der Welt hineinzublicken, und er hat sich, weit mehr als die anderen, bemüht, den Sinn des Menschenlebens zu verstehen'; aber er hat seine Weltanschauung nicht doktrinär zu begründen und auszugestalten gestrebt; 'er hat sich nie als Forscher, nie als Lehrer der Wirklichkeitswissenschaft gefühlt und gegeben'.

III. Sokrates und die Sophisten. Maier bringt sie einander nahe, sehr nahe. Daß von der Apologie auszugehen ist, leidet wohl keinen Zweifel, aber ich glaube dem Verf. nicht, daß jeder unbefangene Leser bemerken wird, daß sich dort Sokrates mit aller Geflissentlichkeit auf die Seite der Sophisten stellt und sein Publikum offen herausfordert, indem er das Lob der vielgehaßten Menschenklasse singt. Jedenfalls darf man zweifeln, ob es erlaubt ist, in dem Loblied auf Euenos Platons ironische Note abzuziehen, um zu einem geschichtlichen Dokument für die Art zu gelangen, wie Sokrates sich zu den Sophisten gestellt hat. Daß Sokrates in dem Sophistenstand ein unentbehrliches Glied im Organismus der damaligen Gesellschaft gesehen und in ihrer Tätigkeit eine 'Ergänzung' der seinigen 'begrüßt' hat, ist mindestens nicht so sicher, wie es Maier darstellt, auf alle Fälle braucht man es nicht gar tragisch ernst zu nehmen, wenn Sokrates Männer wie Prodikos, Gorgias, Hippias 'beneidet'. Soviel ist aber gesichert, daß er den Sophisten (wohlgemerkt: als Stand) nicht feindlich war. Um mich wider auf die Hauptsache zu beschränken, betone ich nur die drei Punkte, die Maier aus der Polemik des Sokrates gegen die Sophistik anführt. Sokrates stellt sich vor allem ihren rhetorischen Intentionen entgegen, dem 'Lebensnerv der Bewegung'; er vermißt bei ihnen die sittliche Konzentration und vor allem die Einsicht in das Wesen des Sittlichen; er schätzt den Wert der positiven, historisch gewordenen Ordnungen sehr viel höher ein als die Sophisten. Man könnte als vierten Punkt anführen, ohne sich von der Basis des Verf., den frühplatonischen Dialogen, zu entfernen: er verurteilte das Ethos gerade gewisser Zelebritäten. — Ein 'philosophischer Gesichtspunkt irgendwelcher Art' spielt bei Maier nicht hinein in Sokrates' Beziehungen zu den Sophisten; das ist das zweite, was in diesem Kapitel wichtig ist. Die Behauptung ist an sich bei der Art, wie Maier sowohl die Sophisten wie Sokrates auffaßt, selbstverständlich; weder sie noch er sind ja Philosophen. Aber für das Ganze der Sokratesauffassung ist es doch ausnehmend wichtig zu wissen: wie steht es um die Skepsis des Protagoras und Gorgias? Zugegeben, daß von der ganzen Theätetausführung nur der nackte Homomensurasatz als protagoreisch übrig bleibt und daß dieser Satz zu dem rhetorischen Interesse der Sophisten in engster Beziehung steht, daß Protagoras als Prophet der Rhetorik verkünden will, in seiner Welt handele es sich eben nicht um die Wahrheit und ihre Ergründung; hier sei für jeden das wahr, was ihm scheine; und zugegeben, daß die bekannte Äußerung des Gorgias, daß nichts existiere noch erkennbar noch mitteilbar sei, eine Parodie auf die eleatische Dialektik ist, so ist doch damit nicht hinweggeräumt, daß Protagoras de facto eine Provinz aufgezeigt haben will, in der es eben ein absolut Wahres nicht gibt; und das ist doch Subjektivismus; ob er dabei Philosoph sein will oder nicht, ist von sekundärer Bedeutung; er hat zweifellos einen Standpunkt begründet, den ein Philosoph für bedenklich und gefährlich halten konnte. Und wenn Gorgias die Eleatik parodiert, so ist er doch als Parodist mindestens philosophischer Kritiker! Ich würde sogar noch weiter gehen als Maier und glauben, Gorgias habe die ganze

Philosophie als solche mit seiner dialektischen Parodie als abgetan hinstellen (und nun daraufhin die Rhetorik als ihre Erbin proklamieren) wollen; aber hat er damit nicht — in jenem und in diesem Falle — die Skepsis tatsächlich proklamiert und wie Protagoras ihr eine Stätte bereitet? Und was ist dann an der Vorstellung eines Sokrates auszusetzen, der zwar mit den Sophisten 'von dem Bankerott der älteren Philosophie überzeugt ist und die Naturforschung vernachlässigt, aber sich nicht mit der Negation und Skepsis begnügt, sondern durch allseitige Untersuchung der menschlichen Vorstellungen zu bestimmten Begriffen und damit zu einem sicheren Wissen zu gelangen sucht'? (Kroll.)

IV. Sokrates und die Begriffsphilosophie. Die These lautet: 'Der Entdecker des Allgemeinen ist nicht Sokrates, sondern Platon gewesen. Sokrates hat die Begriffsphilosophie so wenig wie sonst eine philosophische Doktrin begründet.' Der Beweis ist folgendermaßen gestaffelt:

1. Antisthenes, Euklid und Aristipp weisen, wenn man bei ihnen nach einer Bezeugung der sokratischen Begriffsphilosophie sucht, 'mit voller Bestimmtheit nach der entgegengesetzten Richtung'. Der Satz ist äußerlich sehr kategorisch, inhaltlich aber wenig brauchbar. Darf man überhaupt in den kümmerlichen Resten suchen? Und was ist der Begriffsphilosophie entgegengesetzt? Von den drei Zeugen streicht Maier selbst zunächst Aristipp, 'dessen Gedanken ja allerdings von jeder Begriffsphilosophie weit abliegen'. Euklid aber scheidet auch aus; denn wenn Maier die Ansicht bekämpft, die Megariker seien die Freunde der Ideen, gegen die sich Platon im Sophistes wendet, so ist damit nicht bewiesen, daß die megarische Schule als Zeuge dafür angesehen werden kann, daß Sokrates nicht Begriffsphilosophie getrieben hat. Eben dies kann auch nicht daraus gefolgert werden, daß Euklid dem Platon nicht auf dem Wege der Ideenlehre gefolgt ist; er kann sehr wohl — was Maier für offenbar unmöglich erklärt — an 'der genuin-sokratischen Anschauungswelt' festgehalten und doch gegen den Metaphysizismus Platons gerade als Sokratiker Verwahrung eingelegt haben. Mit dem dritten Zeugen steht es nicht besser: Die Skepsis und Eristik der Kyniker, die im Kampf gegen die Ideenlehre größte Schärfe angenommen hat, mag sich noch so 'geradlinig aus der sokratischen Dialektik entwickelt haben'; was beweist das für Sokrates? Selbst wenn der Dialog Kleitophon, wie es Maier in einer weitmaschigen Hypothese ausführt, so gedeutet werden kann, daß er einen Rückschluß auf die antisthenisch-sokratische Protreptik erlaubt, so wissen wir darum nicht mehr, als daß Sokrates ein Protreptiker war. Etwa auch, daß er nur ein Protreptiker war? Die wenigen Überreste aus der kyrenäischen, megarischen und kynischen Literatur sagen also nichts, weder für noch wider. Und Protreptik ist sicherlich nicht der Begriffsphilosophie 'entgegengesetzt'.

2. Die frühplatonischen Schriften sollen ebenfalls Zeugnis ablegen gegen die Wissenschaftlichkeit der sokratischen Dialektik. 'Zu einer Definition kommt es nirgends, und in keinem Falle läßt sich auch nur erraten, wie Sokrates-Plato sich dieselbe gedacht haben mag . .

Plato läßt seinen Sokrates offenbar darum so verhandeln, weil der wirkliche Sokrates seine Gespräche so geführt.' Auf diese Behauptung werden Schlüsse von enormer Ausdehnung gebaut; aber ist die Behauptung selbst haltbar? Vom Versuch eines Beweises ist keine Spur zu finden. Natürlich; denn fast jeder Dialog — vielleicht außer dem einen Protagoras — zeigt das Gegenteil. Nehmen wir selbst den kleinsten, Euthyphron, in dem es in höchstem Grade dem Autor darauf ankommt, Sokrates als Persönlichkeit dem rechtgläubigen Streber gegenüberzustellen, und in dem der positive Gehalt auf ein Minimum beschränkt ist: es soll doch gezeigt werden, daß Euthyphron unfähig ist, ein wissenschaftliches Gespräch zu führen, weil er von dem Thema, der Frömmigkeit, keinen 'Begriff' hat. Und wenn auch der Dialog scheinbar ergebnislos ausläuft und keiner der drei Definitionsversuche zum Ziele führt, so hat man doch bisher die dialektische Entwicklung in der Auffindung der Definitionen einstimmig angenommen und gemeint, daß Platon in 14C einen deutlichen Hinweis gegeben hat, wie die Beantwortung der Frage zu vervollständigen sei, und hat in den Gesetzen 713E und 716D ausgesprochen gefunden, was Platon im Euthyphron verschwiegen hatte (vgl. K. Meiser, Über Platons Euthyphron, Progr. Regensburg 1901). Auf die Theorie der Werbedialoge wird mit keinem Worte eingegangen; die sokratische Ironie des Nichtweiterkönnens ohne weiteres als Ernst genommen; künstlerische Rücksichten in den Dialogen nicht einmal gestreift. So kommt dann schließlich ein Sokrates heraus, der von allem gar nichts weiß — aber ein großer Protreptiker ist.

3. Xenophon läßt den Sokrates sich ausschließlich um praktische Begriffe bemühen. 'Was Sokrates zugerechnet werden dürfte, wäre im günstigsten Falle die von ihm selbst in keiner Weise begründete und durchgeführte Voraussetzung, daß die Allgemeinbegriffe, zu denen die natürlichen, an die Sprachbezeichnungen geknüpften Begriffsvorstellungen hinleiten, reale Bedeutung haben, und daß sich in ihnen dem, der nach Erkenntnis strebt, ein einwandfreies Feld objektiv gültigen Wissens eröffne.' Nun, mit diesem günstigsten Fall könnten wir sehr zufrieden sein; nur daß wir über Begründung und Durchführung nichts wissen, auch nicht, ob sie von Sokrates unterlassen ist! Aber Maier hat gegen jenen günstigsten Fall folgendes Argument: 'Wer den Weg zum Wirken kennt und den ersten Schritt bereits getan hat, müßte der nicht durch ein immer widerkehrendes Bekenntnis seines Nichtwissens jeden, der von ihm lernen wollte, der bereit wäre, sich von ihm auf den neuen Weg führen zu lassen, mißtrauisch machen, ja abschrecken?' Eben in dem Falle nicht, wenn das sokratische Nichtwissen keinen konstatierenden, sondern adhortativen Charakter trägt!

Es ist nicht im mindesten zu bezweifeln, daß der Verf. recht hat, die geschichtliche Bezeugung zeige uns einen Sokrates, der die Menschen zur Selbsteinkehr, zur Einsicht in die sittliche Armut und Blindheit und zuletzt zum Sehnen und Suchen nach dem sittlichen Leben zu bringen suchte. Aber es ist nicht zu begreifen, warum dies Suchen nach persönlich-sittlichem Leben, warum seine Protreptik im Widerspruch stehen sollte zu dem Vermögen, dem Suchen auch einen Weg zu weisen. An

manchen Stellen glaube ich den Verf. fast so verstehen zu müssen, als ob er an sich beides in einem Menschen vereinigt nicht glauben könne. Aber sollte nicht eben gerade diese Vereinigung uns die Erklärung für die sonst unfaßliche Wirkung des Mannes geben? Sokrates, nur als Protreptiker gedacht, soll hochbedeutende Philosophen zu Schülern gehabt haben, die als solche, als Philosophen, 'Sokratiker' sein wollten — er selbst aber soll kein Philosoph gewesen sein? Er soll die Autarkie und Autonomie der sittlichen Persönlichkeit gepredigt haben, aber die Begriffe des Guten, Gerechten, Edlen nicht als allgemein-verbindliche Normen erkannt haben? Maier sagt selbst, zur sokratischen Elenktik kam die definitorische Frage; aber Sokrates wußte nicht, was er gewann, wenn er eine Definition fand, ein Sicheres, Allgemeines? Eins ist jedenfalls festzuhalten: der Angriff auf die historische Bezeugung der Wissenschaftlichkeit der sokratischen Dialektik ist mißlungen. Antisthenes wird durch ein Argumentum e silentio so gedeutet, wie es der Wunsch als Vater des Gedankens verlangt; Xenophons notorische Abhängigkeit von Platon wird so weit überspannt, daß ihm der Unterschied zwischen dem Werke des Sokrates und Platon gänzlich unbekannt war; den Sophisten wird ihr Subjektivismus und ihre Skepsis genommen, damit des Sokrates Reaktion dagegen als historisch unmöglich erscheint; die frühplatonischen Schriften — schon ihre Auswahl unterliegt einem Kriterium, das bereits dem angestrebten Resultat entnommen ist — werden ihres philosophischen Gehaltes entkleidet; die Akademie soll ein Verdienst, das nach Maier ihrem Gründer Platon zukam, aus nicht einzusehendem Grunde auf einen anderen geschoben haben; Aristoteles soll als alter Akademiker Xenophon haben ausschreiben müssen, um seinem höchst subjektiven Urteil über Sokrates ein objektives Aussehen zu geben. Das sind viele und weite Umwege statt einer kurzen und geraden Straße.

Das sokratische Evangelium (S. 296—498).

Nachdem der Verf. in den vorangehenden Kapiteln von den Quellen nur das übriggelassen hat, was auf Sokrates als Verkünder eines Evangeliums des sittlichen Lebens und der sittlichen Erlösung weist, wird nun das neue Bild in konsequenter Wahrung des einen und ausschließlichen Blickpunktes entworfen. Das Wirken des Sokrates soll sich danach so herausstellen, daß es als die gemeinsame Ursache für die ganze Mannigfaltigkeit der Sokratik denkbar ist. Ich will hierauf nicht mit der gleichen Ausführlichkeit wie auf die Grundlegung durch die Quellenuntersuchung eingehen. Maier sagt einmal, bei jedem neuen Versuche, uns die Persönlichkeit des Sokrates nahezubringen, kehre der 'Eindruck' wider: so kann der Mann nicht gewesen sein, der so in die Tiefe und in die Weite gewirkt hat. Aber dadurch, daß dem Manne das ihm bisher zugeschriebene Vermögen genommen wird, nicht nur gepredigt und erweckt, sondern auch zu einem eigentümlichen und neuartigen Wissen verholfen zu haben, das dem sittlich Erweckten ein zuverlässiger und bleibender Führer wurde, erfährt seine Persönlichkeit eine solche Verengung, daß ihre historische Wirkung wenigstens auf

den Kreis seiner Jünger, die doch eben Philosophen wurden, durchaus nicht verständlicher erscheint als früher. Mein Lehrer Hensel hat einmal von der 'heiligen Rührung gesprochen, die den Betrachter von Sokrates' Leben ergreift, wenn er sieht, daß in einem Zeitalter dummer Aufklärung und dümmerer Reaktion ein Mensch wie Sokrates möglich war. Dieses Gefühl wird nicht ohne Nachwirkung für unser eigenes Leben bleiben'. Ich glaube, so war es auch bei den Jüngern. Die Aufklärer waren doch die, die lehrten: man kann überhaupt nichts wissen; und die Reaktionäre die, die da glaubten, selbst alles zu wissen; beides Behauptungen, die in die Unendlichkeit gehen. Und in dieser Unendlichkeit der eine feste sokratische Punkt, der dem leichtsinnigen, aufklärerischen Bekenntnis des Nichtwissens gegenüber durch ein festes 'Ich weiß', und der satten Überheblichkeit des wissenden Reaktionärs gegenüber durch das schlichte 'daß ich nichts weiß' zum Halt gebietenden Damme wird. Der Sokrates Maiers hat nicht das Bewußtsein, 'in einem entarteten Zeitalter zu leben. Er ist ein moderner Kulturmensch'. 'Der leitende Gedanke seines Lebens war nicht etwa die Absicht, nachdem doch einmal der alte Glaube und die alte Sitte ins Wanken geraten, in der allgemeinen Auflösung einen festen Punkt zu gewinnen und der überhandnehmenden Dekadenz einen Damm entgegenzusetzen.' Da es nach Maier gestattet ist, von 'Eindrücken' zu reden, so scheint mir dies neueste Bild den Eindruck von der Größe des Mannes nicht zu steigern.

Soweit die Ausführungen über das sokratische Evangelium dessen Inhalt angeben, möchte ich nicht genauer auf sie eingehen. Wie der Inhalt auf Grund der angenommenen Quellen im einzelnen herausgearbeitet ist, das wird niemand, auch wenn er grundsätzlich auf anderem Standpunkte steht, ohne bedeutende Belehrung lesen, und ich rate einem jeden dazu. Auch wie sich Maier psychologisch die Art des sokratischen Wirkens denkt, sowohl was den Meister als was die Hörer anlangt, ist widerholt mit großer Feinheit in die Darstellung verflochten. Nur auf zweierlei möchte ich aufmerksam machen.

Obwohl nach Maier der Kriton zu den genuin-sokratischen Dialogen gehört, so scheint mir die meines Erachtens grundlegend wichtige Stelle 48Eff. nicht gebührend ausgenützt zu sein. Dort führt Sokrates aus, es gebe zwei Klassen von Menschen, die eine ganz klein, die andere sehr groß; die kleine ist überzeugt, daß man unter keinen Umständen ungerecht handeln, auch nicht Böses mit Bösem vergelten darf. Die andere ist nicht dieser Meinung. 'Zwischen beiden ist jede gemeinschaftliche Beratung unmöglich, sie müssen einander notwendig verachten, wenn sie ihre Standpunkte vergleichen.' Diese Stelle erschließt uns, wie mir scheint, das Wesen des sokratischen Wissens. Daß man nicht unrecht tun darf, betont er Kriton gegenüber fortgesetzt als den einzig möglichen Ausgangspunkt ihrer Unterredung, und nicht nur jetzt erst, sondern von jeher. Das Gute ist die Grundtatsache seines sittlichen Bewußtseins, die Grundkategorie seines Wollens. Daß er das Gute tun muß, 'weiß er' also; und ferner, daß dieses Wissen von allen anderen Arten des Wissens grundverschieden ist; denn es ist unbedingt, und wer es nicht hat, mit dem ist jede Verständigung ausgeschlossen. Wer es aber hat,

der kann — hält er nur an der einen Grundtatsache fest — durch Denken herausbekommen, was in dem einzelnen Falle das Gute ist; so wie es in den folgenden Abschnitten Sokrates und Kriton herauszubekommen versuchen. In solchen Entscheidungen für den Einzelfall kann der Mensch vielleicht irren, so wie Kriton zunächst irrt, da er falsch denkt. Das ethische Wissen ist also ein doppeltes, erstens eine Grundeinsicht der praktischen Vernunft, zweitens ein abgeleitetes der theoretischen. Jenes ist die selbe Stimme, deren religiöser Unterton Daimonion heißt[1]); Sokrates schreibt sie sich in eminentem Maße zu; dieses ist schließlich nichts anderes als alles theoretische Wissen überhaupt, ein suchendes Wissen um einzelnes; er lehnt es für sich in bescheidenster Weise ab; aber alle sokratischen Dialoge Platons wären unverständlich, wenn es bei dieser Ablehnung sein Bewenden gehabt hätte. Vielleicht soll der Kriton zeigen: wenn Sokrates mit einem Jünger sich unterredet, der bereits von der Unbedingtheit jenes Grundwissens überzeugt ist, so ist es verhältnismäßig leicht, von hier aus zu dem ethischen Einzelwissen zu gelangen; die meisten anderen sokratischen Dialoge haben die entgegengesetzte Tendenz: einem Manne wie Euthyphron, der jenes Grundwissen noch nicht hat, das ethische Einzelwissen zu vermitteln erscheint unmöglich. Vielleicht ist das Hinführen zu jener Grundeinsicht das, was Maier die 'Erweckung' nennt, aber ich glaube, gerade in diesem Zusammenhang wird klar, daß die aus ihr folgende 'Erlösung' nicht nur ein psychologisch-persönlicher Akt war für die, 'die sich elend fühlten', sondern eine 'Erweckung' viel allgemeinerer Art, eine Erweckung der Ethik selbst. — Diese ganze wichtige, vielleicht für Sokrates wichtigste Stelle wird nur S. 404 vom sozialen Standpunkte aus berücksichtigt, als Sokrates' Entgegnung auf den obersten Satz des geltenden Kodex der sozialen Moral, daß man den Freunden möglichst viel Gutes, den Feinden möglichst viel Übles tun solle. Sie hat aber einen bedeutend tieferen Sinn, weil nach ihr Sokrates das Apriorisch-Sittliche von allem sittlichen Einzelwissen methodisch geschieden hat und darum sein Wirken nicht nur Prophetie, sondern auch Techne gewesen sein muß.

Zweitens scheint mir das letzte Kapitel, das Sokrates' Tod gewidmet ist, der Bedeutung dieses Ereignisses nicht zu entsprechen. In langen Ausführungen wird gezeigt, daß die Verurteilung von juristischen und sittlichen Verwerfungsurteilen nicht getroffen werden kann; aber nur sehr kurz wird zum Schlusse gesagt, daß eben auf Sokrates der Fall zutrifft, wo die Durchbrechung bestehender Rechtsordnungen für menschliche Individuen zur sittlichen Pflicht wird, und wo das Individuum, das die Zukunft für sich hat, der stärkeren Gegenwart erliegt. So wird allerdings die vorurteilslose Entscheidung des Historikers lauten. Aber das ist doch nur die eine Seite der Sache: daß Sokrates sterben mußte. Daß das Wie kaum gestreift wird, bedeutet sicherlich einen Mangel in einem Werke, das in erster Linie auf das persönliche Leben des Sokrates

[1]) Vergleiche die schönen Ausführungen Maiers über das Daimonion S. 461.

abzielt. Gehört nicht zu diesem auch die Form, die er seinem Tode gab? Jene höchste, persönlichste Form, da der Tod sich aus dem Leben entwickelt?

Die Sokratik (S. 499—628).

Da es mir in erster Linie um Kritik, nicht um Inhaltsangabe zu tun ist, so kann ich mich hier ganz kurz fassen. Soweit das sokratische Wirken Prophetie war, und das war es ja ohne Zweifel, wird es in dem Schlußteil bis auf Christus verfolgt. Ein ausgezeichnetes, lebensvolles Bild ist von Antisthenes gegeben. Platon erscheint fast ganz als Mystiker. Aristoteles vollzieht den letzten Schritt der Abkehr vom geschichtlichen Sokrates. Die Stoa strebt nach dem sokratischen Standpunkt, kann aber von der kynischen Denkweise nicht loskommen. Nach dem Untergang der heidnischen Kultur wirkte Platon mächtig weiter, Sokrates wird vergessen, Christus tritt an seine Stelle. Die sokratische Sache, das Diesseitsevangelium, erwacht wider nach Überwindung des mittelalterlichen, transzendent gerichteten Denkens. Sokrates und Christus, einander abstoßend und auch ergänzend, ringen bis heute um die Herrschaft.

Berlin-Friedenau. Ernst Hoffmann.

Zur Würdigung der euripideischen Alkestis

Nachtrag

Während mein Aufsatz schon im Druck war, kam mir Heinemanns 'Thanatos'[1]) zu. Im ersten Teile dieser Schrift — der zweite ist einer kunstwissenschaftlichen Betrachtung gewidmet — verfolgt H. die Entwicklung der Todesvorstellung in der griechischen Dichtung, von dem etwas tölpelhaften Unterweltsschergen des alten Volksmärchens, als der er ja auch in der Alkestis auftritt, bis zu dem milden Erlöser von den Übeln dieser Welt, der uns am Ende des fünften Jahrhunderts, besonders auch bei Euripides, entgegentritt. Dabei nimmt H. Anstoß an dem plötzlichen Widerauftreten der alten Märchenfigur des Thanatos, die so wenig euripideisch ist, in der Alkestis und weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er die Alkestis als ein 'heiteres Spiel' bezeichnet. Ich sehe dagegen in dem Zwiespalt zwischen dem Thanatos der Alkestis und der euripideischen Todesvorstellung eine neue Bestätigung meiner oben (S. 238ff.) dargelegten Ansicht, daß unsere Alkestis nicht wohl von Euripides stammen kann. O. E.

[1]) K. Heinemann, Thanatos in Poesie und Kunst der Griechen. Inauguraldissertation, München 1913.

Carl Bardt

Andreas Georg Wilhelm Carl Bardt wurde am 30. November 1843 auf dem Rittergut Lubosch bei Birnbaum in Posen geboren. Sein Vater, Landschaftsrat Carl Bardt, war 1797 geboren. Er war zuerst Kaufmann und tat sich in dem großen Hamburger Geschäft, in dem er angestellt war, schon als ganz junger Mann so hervor, daß er widerholt als Superkargo nach England gesandt wurde. Von seiner Firma mit großen Waldankäufen im Posenschen beauftragt, erwarb er für eigene Rechnung für einen sehr mäßigen Preis das Gut Lubosch, einen Besitz, den er bald durch Ankauf von Nachbargütern auf 13 000 Morgen brachte. Er war ein reicher Mann geworden, die Lebensführung blieb aber bürgerlich einfach, ja bescheiden. Erst um 1860 erweiterte er das in Fachwerk aufgeführte einstöckige Wohnhaus durch einen massiven Anbau um zwei große Zimmer. Er war zweimal verheiratet. Der ersten Ehe entsprossen zwei Söhne und mehrere Töchter. Der älteste, Hugo, der jung starb, erbte den Besitz, obgleich er kein Fideikommiß war, die übrigen Kinder wurden mit einer später kapitalisierten Rente abgefunden, die im Verhältnis zu der Hinterlassenschaft nicht beträchtlich war. Nach dem Tode seiner Gattin schloß der Vater eine zweite Ehe mit Fräulein Ida Neumann, der Tochter eines früh verstorbenen Hamburger Rechtsanwalts und Dr. jur., die an einer von ihrer Mutter, einer geistvollen und bedeutenden Frau, geleiteten Privatschule in Krotoschin Lehrerin war. Prof. K. J. Neumann in Straßburg, der Vetter Bardts, gedenkt der Großmutter, der in der Stadt hochverehrten Frau Doktor, mit der er als Gymnasiast Englisch, Französisch und Italienisch las, noch heute mit dankbarer Liebe. Aus der Ehe stammten drei Kinder, ein Sohn, der Offizier wurde, unser Carl Bardt und die Schwester Sophie. Sie ist dem Bruder, der sich ihrer zeitlebens liebreich annahm, vor wenigen Tagen im Tode gefolgt. Der Vater starb 1868, die Mutter erst 1895. Einen starken Einfluß hat der vielbeschäftigte Vater, der die Interessen des Sohnes nicht teilte, auf die Erziehung und Entwicklung des Knaben nicht gehabt; einen größeren vielleicht die Mutter, die gütig und mild, aber kränklich und auffallend still und zurückgezogen war. In der Erinnerung ihres Neffen Neumann lebt sie als eine Frau, in deren Nähe jeder besser wurde. In Park und Wald und auf dem See, an den der Park grenzte, tummelten sich die Kinder und wuchsen kräftig heran. Carl Bardt hat es stets als ein Glück betrachtet, daß er auf dem Lande groß geworden sei. Als Kind war er sehr schüchtern, Fremde brachten mit Mühe ein Ja oder Nein aus ihm heraus, zu weiteren Äußerungen war er nicht zu bewegen.

Zehnjährig kam er auf das Magdalenengymnasium in Breslau, zu einem Lehrer der Anstalt in Pension. Der strenge und bedeutende Direktor Schönborn hat einen starken und nachhaltigen Einfluß auf ihn geübt und ist in mancher Hinsicht sein Vorbild geblieben. Michaelis 1862 machte er das Abiturientenexamen. In seinem Zeugnis werden namentlich die Leistungen im Deutschen, wo er das Prädikat 'vorzüglich' erhielt, anerkannt, auch die Fähigkeit, lateinische Schriftsteller gewandt zu übersetzen, und der color latinus in seinen schriftlichen Arbeiten, in die sich freilich bisweilen grammatische Fehler eingeschlichen hätten. Auch in der Mathematik, die seine Liebe nicht war, erhielt er das Prädikat 'genügend'. Schon dem Primaner stand fest, daß er Philologe und Historiker werden müsse, die Lektüre der römischen Geschichte von Mommsen hatte nicht nur diesen Entschluß, den schon Schönborns Beispiel in die Seele gelegt, gereift, es war ihm auch sicher, daß er Mommsens Schüler werden müsse. So ging er nach Berlin und hörte im Winter das erste Kolleg, das Mommsen als Professor in einer philosophischen Fakultät las. Im nächsten Sommer nahm er auch an den Übungen teil, die Mommsen in seiner Wohnung abhielt, und trat dem Meister wie den Besten seiner Mitstrebenden nah und näher. Hier lernte er Eugen Bormann und Otto Hirschfeld kennen, die ihm das Leben hindurch Freunde geblieben sind. Neben Mommsen hörte er namentlich Haupt, Droysen, Boeckh, Müllenhoff, von denen die beiden ersten ebenfalls einen nie erloschenen Eindruck auf ihn machten. Hirschfeld, der, in Königsberg bereits promoviert, unter Mommsen ein zweites Studium begann, schildert den jungen Studenten als für seine Jahre merkwürdig reif und fest, in seinem Wesen eigentlich ganz fertig. 'Er war ernst und zurückhaltend, aber trat man ihm nahe, so war er treu und unbedingt zuverlässig.' Neben Hirschfeld verkehrte er damals am meisten mit dem geistvollen und witzigen v. Sallet, dem späteren Direktor des Münzkabinetts. Dem von Bormann gegründeten studentischen philologischen Verein, dem Vorläufer unseres heutigen, trat er sofort bei und hielt mehrere Vorträge. A. Hollaender, der auch Mitglied der Gesellschaft war, schreibt mir, er erinnere sich des Inhalts der zweiundfünfzig Jahre zurückliegenden Vorträge nicht mehr, wohl aber 'der Form der Rede, die für einen 19—20jährigen Studenten von auffallender Vollendung und Sicherheit war, entsprechend seiner schon damals in sich gefestigten Persönlichkeit, die durch eine gewisse Würde die Vertraulichkeit verscheuchte'. Erst bei dem gemeinsamen Freunde Sallet wurde Hollaender näher mit Bardt bekannt, denn seine mehr der Archäologie und Kunst zugewandte Neigung lernte hier eine andere Seite des strengen Mommsenschülers kennen: 'seine Liebe zur Kunst in allen ihren Formen, der bildenden, der Musik und Dichtung'. 'Er hatte das lebhafteste Interesse und tiefes Verständnis für Malerei und Plastik, doch war es ausschließlich die hohe Kunst, die ihn anzog.' Leidenschaftlich war seine Liebe zum Theater. Aber auch hier war es nur das ernste Drama, das ihn fesselte, die damals auf dem Höhepunkt stehende Berliner Posse des Wallnertheaters blieb ihm fremd. Von der Darstellung der Maria Stuart durch die Ristori hat er noch in seinem Alter mit Begeisterung gesprochen, Helmerding hat er nur gesehen, um

ihn gesehen zu haben. Am höchsten stand ihm Shakespeare. Neben der Tragödie gehörte seine Liebe der Oper. Die Musik Mozarts war ihm wie religiöse Erbauung, und ein gleichgültiges Wort eines Zuschauers während der Aufführung des Figaro verletzte ihn im Innersten. Für Betz und Niemann erfüllte ihn Bewunderung, und er achtete es als ein Glück, daß er mit beiden auch in persönliche Berührung kam. Im Feuilleton der Vossischen und der Nationalzeitung hat er noch 1900 und 1901 über beide geschrieben und 'mit merkwürdigem Gedächtnis, wie es nur aus tief empfundenen Eindrücken erklärlich ist, und mit großem Kunstverständnis Wesen und Art der Sänger charakterisiert' (Hollaender). Wenn Niemann, der seine Söhne dem Joachimsthal anvertraut hatte, gelegentlich einer Schulfeier in der Anstalt erschien, begrüßte er ihn aufs freudigste und schwelgte in Erinnerungen. Er war stolz darauf, daß der Schauspieler Ludwig die Theatervorstellungen der Alumnen besuchte und die Leistungen der Schüler freundlich anerkannte, nahm auch Gelegenheit, mit ihm über seine eigenen Rollen zu sprechen und über die Darstellung des Romeo in der Balkonszene seine Bedenken zu äußern. Der Richtigkeit seines Gefühls und Urteils war er sehr sicher und schon als Student 'unduldsam, wenn er widersprechende Meinungen zu hören bekam' (Hollaender). Lessings Lehren hatten tief Wurzel in ihm gefaßt, und wie diesem mit Homer und Aristoteles ging es ihm mit dem großen Kritiker des Dramas; ich glaube, noch mehr als er bekannte, war ihm Dogma, was jener gesagt. Nicht minder gern besuchte er Sinfoniekonzerte und Oratorien; mit dem damals berühmten Liebigschen Orchester gab er ein Konzert, das Klavier spielend und zugleich dirigierend. Beethoven war ihm unter den Komponisten, was Goethe unter den Dichtern. Tänze hat er nie gespielt, selbst den Donauwalzer von Strauß konnte er, in einem Vogesendorfe bei Regenwetter von der tanzlustigen Gesellschaft aufgefordert, nicht spielen. Er improvisierte eine Viertelstunde, verließ dann aber das Klavier, bittend, man solle von ihm nicht verlangen, was er nicht könne. Ernst also auch da, wo er Erholung, nachdenkend wählerisch, wo er Genuß suchte, dabei entschieden und abweisend, was seinem Fühlen nicht zusagte.

Aber die Liebe der Musik, des Theaters, der Dichter tat dem Studium keinen Abbruch; bei der Klarheit und Festigkeit seines Wollens lief er keine Gefahr, die eigentliche Aufgabe auch nur vorübergehend zurücktreten zu lassen. Selbst in den Ferien in Lubosch vertiefte er sich mit seinem Freunde Rothenbücher auf einer Wiese liegend in Platon und Aristoteles, und abends las er im Familienkreise Rankes Geschichte der Päpste vor, obwohl der Vater dabei meist einschlief und auch der andern Interesse nur mäßig war. Nachdem er schon früher eine von der Fakultät gestellte Preisaufgabe erfolgreich behandelt hatte, erwarb er am 4. Juni 1866 mit der Mommsen gewidmeten Dissertation Quaestiones Tullianae den Doktorgrad; seine Freunde v. Sallet und Bormann waren Opponenten. Er behandelte auf Grund eines sorgfältig gewonnenen Materials aus Ciceros Briefen zum erstenmal ausführlich die Frage, wie schnell damals im römischen Reiche Reisende und Boten die Entfernungen zurücklegten. Die Resultate der Untersuchung werden

noch heute verwertet und der Verf. zitiert, was nicht vielen Erstlingsarbeiten beschieden ist. Am Doktorschmause nahm Mommsen teil, und der ganz Unmusikalische hörte seinen Schüler, der am Vormittag lateinisch disputiert hatte, am Abend mit wohlklingender Stimme eine Arie von Lortzing vortragen. Bei Ausbruch des Krieges meldete sich B. zum Militärdienst, ward aber als untauglich zurückgewiesen. Am 6. August des folgenden Jahres bestand er das Oberlehrerexamen. Er erhielt ein Zeugnis ersten Grades, die Fakultas für Prima in den alten Sprachen, der Geschichte und Geographie, für Obersekunda im Deutschen. Interessant ist das Urteil über seine Leistungen im Lateinischen: 'Die Historiker hat er gut übersetzt und erklärt, weniger war dies im Horaz der Fall, wo indessen seine Kenntnisse noch ausreichend sind, um ihn bei gehöriger Vorbereitung zur Erklärung des selben zu befähigen.' Im Deutschen wird seine große Belesenheit und Literaturkenntnis gelobt.

Von Michaelis 1867—68 absolvierte B. das Probejahr am Königlichen Wilhelmsgymnasium, das unter der Leitung O. Küblers stand. Er erhielt den Unterricht im Deutschen, der Geschichte und Vergil in Obersekunda, in Sexta Lateinisch, Deutsch und Religion und das Ordinariat. Michaelis 1868 wurde er ordentlicher Lehrer. Damals ging Höpfner nach Breslau, und B. übernahm, noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, den Geschichtsunterricht in Prima, den er dann bis zu seinem Scheiden vom Wilhelmsgymnasium neun Jahre lang erteilte. Lange Zeit hindurch gab er neben anderem in vier Klassen den Unterricht in der Geschichte, was an seine Arbeitskraft sehr hohe Anforderungen stellte, zumal er körperlich nicht der stärkste war und öfters an heftigen Kopfschmerzen litt. Michaelis 1875, als Pilger fortging, wurde B. auf den Rat von Laas, mit dem er fünf Jahre am Wilhelmsgymnasium zusammen gearbeitet hatte, auch der deutsche Unterricht in Prima übertragen. Unterbrochen ward seine Tätigkeit an der Schule durch einen Studienaufenthalt in Italien von Michaelis 1872—73. Es hatte ihn längst dorthin gezogen, und in reichstem Maße fanden seine Erwartungen und Hoffnungen Erfüllung; es fesselte ihn so, daß er für Griechenland nur vierzehn Tage erübrigte, die er in Athen zubrachte. In Italien fand er Mommsen und Wilamowitz und war fast täglich mit ihnen zusammen, außer ihnen mit Helbig, Henzen, dem jungen Georg Kaibel und Baehrens. Das leidenschaftliche Interesse für die Kunst, das eingehende Studium der Werke Raffaels, der ihm der Unvergleichliche war, die immer neuen Eindrücke hielten den Gelehrten nicht ab, sich streng wissenschaftlicher Arbeit zu widmen. Mommsen bewog ihn, die Bearbeitung der sizilischen und sardinischen Inschriften für das Corpus zu übernehmen, und versuchte ihn zu überreden, die Universitätskarriere einzuschlagen, doch konnte er sich nicht dazu entschließen und gab die Scheden bald an einen andern ab, da die Arbeit an der Schule ihm diese zweite nicht gestattete, und sie wollte er einem Versuch zuliebe, der vielleicht unbefriedigend ausfallen konnte, nicht aufgeben. Am Gymnasium konnte ihm der Erfolg nicht fehlen, das wußte er und hatte es erfahren, ob er für rein wissenschaftliche Tätigkeit geschaffen sei, bezweifelte er. Wilamowitz ward ihm damals eng befreundet, noch vierundzwanzig Jahre später widmete er ihm

seine Ausgabe der Choephoren *τῆς ἐπὶ Καπετωλίῳ συνεφηβείας μνῆμα.*

Aber der Aufenthalt in Rom brachte noch etwas nicht Gesuchtes und nicht Erhofftes. Im Hause des Archäologen Klügmann lernte B. damals Fräulein Luise Aldenhoven, die Tochter eines Gymnasialprofessors aus Ratzeburg, kennen. In dem gastlichen Heim Helbigs musizierten sie zusammen, sangen Duette, und als B. die Heimreise antrat, war sie seine Braut. Aus dem Hause der von ihm bis zu seinem Ende innig verehrten, jetzt 92 jährigen, Frau Ludwig Roß in Halle, wohin sie nach der Verlobung gegangen war, holte am 18. April 1874 der eben zum Oberlehrer Ernannte sie als Gattin in sein Heim. Die Hochzeit fiel in die Schulzeit, aber B. nahm keine Stunde Urlaub. Das junge Paar bezog eine Wohnung in der Matthaeikirchstraße in dem selben Hause, in dem Droysen wohnte. Der Verkehr der beiden Familien wurde der allerengste, die Damen besuchten sich täglich.

Vielleicht waren die Jahre, die B. am Wilhelmsgymnasium verlebte, die glücklichsten seines Lebens. Seine Erfolge als Lehrer waren außergewöhnlich, seine Vorgesetzten haben sie später noch oft hervorgehoben, seine Kollegen und Schüler bewundert. Einer der bedeutendsten unter diesen, Bernhard Kübler, der Sohn des Direktors, sagte mir, er habe nie einen Lehrer kennen gelernt, der in so jugendlichem Alter die Schüler, die seine sichere Überlegenheit instinktiv fühlten, in so fester Hand gehabt und sie so zu führen verstanden habe, und Ludwig Traube bat ihn, als er bereits zwei Jahre in Neuwied war, dringend, er möchte ihn auf seine Schule nach Neuwied und in Pension nehmen, sonst, das fühle er, würde nichts aus ihm, er bedürfe einer ihn zwingenden Hand und beherrschender Leitung, und B., der es sonst nicht für richtig hielt, daß Direktoren Pensionäre hielten, nahm ihn auf und behielt ihn ein Jahr lang bis zum Abiturientenexamen in seinem Hause. Bezeichnend für B.s Art ist ein kleiner Vorfall. Traube hatte ihm zu seinem Geburtstag ein längeres ihn beglückwünschendes lateinisches Epideiktikon auf den Schreibtisch geschmuggelt, B. erwähnte kein Wort davon, als man von Tisch aufstand, rief er ihn in sein Zimmer und sagte ihm: 'Sie haben in Ihrem Skriptum einen Fehler gemacht, es muß so heißen, im übrigen danke ich Ihnen für die freundliche Absicht.' Auch an wissenschaftlichen Früchten fehlte es nicht. 1871 veröffentlichte er die Programmabhandlung: Die Priester der vier großen Kollegien aus römisch-republikanischer Zeit, 1872 und 74 Aufsätze im Hermes. Vor allem aber war sein Verkehr mit den Kollegen damals freier und herzlicher, als er es später als Direktor sich meinte gestatten zu dürfen. Hollaender, der vierzig Jahre hindurch viel mit ihm zusammen war, hat ihn nie so heiter, liebenswürdig und glücklich gesehen, wie auf einer in jene Jahre fallenden Reise nach Dresden, auf der Sállet der Dritte war. Matthiae, dem er 1890 seine Übersetzung der Satiren des Horaz widmete, Rethwisch, Steinberg, Pilger traten und blieben ihm nahe, der musikalisch hochbegabte Schubring in den ersten Jahren vielleicht noch mehr als sie, bis ein Zwischenfall sie unversöhnlich auseinander brachte. Gern trank er am Vormittag mit einem von ihnen in einer Zwischenstunde ein Glas

Kapwein bei Huth, niemals fehlte er am Freitagabend bei Siechen, und als er nach Neuwied ging, stiftete ihm die Gesellschaft einen Humpen mit einer von Hirschfelder verfaßten und durch den Graveur komisch entstellten griechischen Widmung. Solange er unverheiratet war, lud er die Freunde an seinem Geburtstag, der zugleich der Geburtstag Mommsens war, regelmäßig in seine Wohnung in der Margaretenstraße, und nach dem üblichen Hasenbraten hielt ein guter Trunk und Musik sie bis spät in der Nacht zusammen. Aber auch sonst bat er sie des öfteren zu sich, und einer der damals mit ihm Musizierenden meint, sie könnten das weniger empfängliche Publikum durch die zu reichlichen Darbietungen wohl zuweilen gelangweilt haben, B. habe das aber in seiner Begeisterung nicht gemerkt. Am wertvollsten war ihm wohl der fortgesetzte Verkehr im Hause Mommsens, der auch seine Gattin schon von Rom her kannte und schätzte. Hier begegnete er außer den alten Bekannten manchen neuen, und es knüpften sich mit einigen, wie mit Wilmanns, dessen herrliche Briefe von seinen afrikanischen Reisen er später in der Deutschen Rundschau veröffentlichte, und mit C. Robert engere Beziehungen an.

Michaelis 1877 ging B., einstimmig gewählt, als Direktor nach Neuwied. Sein früherer Kollege am Wilhelmsgymnasium, Schulrat Höpfner, führte ihn am 10. Oktober mit den Worten ein: 'Der Ruf eines charaktervollen Lehrers, der Ihnen voranging, und die Gewißheit Ihrer Tüchtigkeit auf dem philologischen Gebiet haben Ihre Wahl entschieden. Was Sie bisher geleistet, dient uns als Bürgschaft, daß Sie das große Vertrauen, das Ihnen entgegengebracht wird, rechtfertigen werden. Daß Ihnen die Sache nicht bloß des Gymnasiums, sondern der deutschen Jugenderziehung eine heilige ist, steht mir, der ich Ihnen persönlich nicht zum erstenmal begegne, außer jedem Zweifel.' Er selbst führte in seiner Antrittsrede aus, worin er das Eigentümliche der gymnasialen Ausbildung zu finden meine, wie er den Beruf des Lehrers am Gymnasium auffasse und in welchem Sinne er mit seinen Amtsgenossen zusammenzuwirken wünsche. Ich führe aus der schönen und inhaltreichen Ansprache einige Sätze an: 'Wo die Jugend Kraft sieht, da ordnet sie sich unter, wo sie hingebenden Eifer sieht, den sie von hastiger Geschäftigkeit sehr wohl zu unterscheiden weiß, da rafft sie sich auf zu gesteigerter Anstrengung, wo sie Lehren vernimmt, die mit der Wärme der Überzeugung und der einfachen Beredsamkeit der Wahrheit vorgetragen werden, da vertreibt das lebhafte Interesse ganz von selbst die Zerstreutheit, mit einem Worte, der Knabe ist lenksam, eifrig und aufmerksam, sobald er fühlt, daß es ein Mann ist, der ihn zu leiten hat.' Und über die gymnasialen Studien: ‚Der Kern und Sternpunkt ist und muß bleiben das klassische Altertum. — Wer den Homer nicht kennt, für den bleibt Lessings Laokoon ein unverstandenes Werk, und wer nicht wenigstens einigermaßen den Aristoteles zu verstehen vermag, für den ist die Hamburgische Dramaturgie ein Buch mit sieben Siegeln. Zwar die Dichterwerke sind wie die Sonne am Himmel: sie leuchtet allen, von ihrem Licht genießt jeder, soviel er kann und mag, und so liest wohl auch der oberflächlich Gebildete mit Genuß Goethe und glaubt ihn zu verstehen, aber die stille Hoheit der Iphigenie und die vornehme Schönheit des Tasso kann voll und ganz

doch nur der verstehen, der die reine Simplizität und die stilvolle Kunstübung der Griechen kennen gelernt hat.'

Die Aufgabe, vor die B. sich gestellt sah, war in mancher Hinsicht schwierig. Die Anstalt war bis dahin eine höhere Bürgerschule mit Progymnasium gewesen, erst bei seinem Eintritt wurde eine Prima aufgesetzt, doch blieben neben dem Gymnasium parallele Realklassen für Tertia und Sekunda bestehn, und der bisherige Rektor behielt ihre Direktion, war aber dem Gymnasialdirektor als dem obersten Leiter der ganzen Anstalt auch wider unterstellt. Professor Kerber, der unter B. in Neuwied Lehrer war, schreibt mir: 'Daß unter diesen verzwickten Verhältnissen nicht nur viel Geschick, sondern auch viel Takt dazu gehörte, das neue Gymnasium in ein gutes Fahrwasser zu bringen, ist einleuchtend. B. hat diese Aufgabe glänzend gelöst, das Neuwieder Gymnasium stand sehr bald in hohem Ansehn in der ganzen Provinz. — B. war ein Meister der Methodik und unermüdlich in der Anleitung junger Lehrer. Auf die Unterrichtsstunden bereitete er sich höchst sorgfältig vor, überhaupt war er ungemein fleißig. Daß Schüler und Lehrer ihn hochachteten, war selbstverständlich, und in der Anstalt herrschte eine musterhafte Zucht und Ordnung.' Eine Bibliothek besaß die Schule nicht, B. stellte den Lehrern seine eigene, die damals schon groß war, gegen Entleihungsscheine zur Verfügung, und beriet mit Wilamowitz, als die Stadt eine Summe zur Anschaffung von Büchern bewilligte, wie man die bescheidenen Mittel am richtigsten verwende.

Der neue Direktor übernahm den lateinischen und deutschen Unterricht und das Ordinariat in der Prima, dazu drei Stunden Geschichte und später noch zwei Homerstunden in Sekunda. Die deutschen Aufsatzthemata gab er wie am Wilhelmsgymnasium fast ohne Ausnahme im Anschluß an die Klassenlektüre. Ostern 1879 fand das erste Abiturientenexamen statt. Wilhelm Reinhard, jetzt Generalsuperintendent in Danzig, war der Primus omnium, er hat mir öfters mit hohem Respekt von seinem Direktor und Lehrer gesprochen. Von wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlichte B. in dieser Zeit den wohl noch in Berlin fertiggestellten Beitrag für die Mommsen zum 60. Geburtstag gewidmete Festschrift und Ostern 1878 im ersten Programm des neuen Gymnasiums eine Abhandlung zu Ciceros Cluentiana. Auch schrieb er für das 'Daheim' einen längeren Aufsatz über Th. Mommsen, für den er, wie er später lächelnd erzählte, ein so hohes Honorar bekam, wie es Gelehrte gar nicht gewohnt seien. Ferienreisen und der Besuch von Musikfesten in Köln brachten Erfrischung und angenehme Abwechslung.

Nur $3^1/_2$ Jahre blieb B. in Neuwied. Ostern 1881 ward er, wiederum einstimmig, nach dem Weggang seines Berliner Kollegen Eberhard zum Direktor des Gymnasiums in Elberfeld gewählt, wurde in Neuwied aber erst Pfingsten entlassen. Am 7. Juni übernahm er die Geschäfte, in der Morgenandacht des folgenden Tages verlas er den 101. Psalm und gelobte die Verwaltung nach bestem Wissen und Gewissen zu führen, am 23. wurde er durch den Oberbürgermeister Jaeger im Namen des Provinzialschulkollegiums 'in der würdigen und feierlichen Form, die in der Stadt für solche Veranlassungen die hergebrachte

ist', eingeführt. Seine Antrittsrede war ein enthusiastisches Bekenntnis zum klassischen Altertum und zur gymnasialen Bildung. Zu den Lehrern sagte er: 'Sie werden mich, da ich nur Ihre Unterstützung aus freier Überzeugung beanspruche, stets bereit finden, die wichtigen und grundlegenden Fragen kollegialisch zu erörtern; haben wir uns aber über die Prinzipien geeinigt, so wollen wir nicht über jede Kleinigkeit der Ausführung debattieren; ich meine, ich spare Ihre kostbare Zeit und erspare uns nutzlose Erregungen der Debatte, wenn ich das Detail auf meine Verantwortung hin ordne.' Er versprach ihnen, durch Kleinlichkeit keinem die Freude am Beruf zu mindern und den Älteren und Bewährten unter ihnen Freiheit zu lassen, auch wenn einer seine eigene Methode haben sollte, er wisse, daß 'ein wissenschaftlicher und sittlicher Charakter durch eine gewisse Naturgewalt die Schüler mit sich fortreiße, daß sie bei ihm reiche Belehrung und wahrhafte sittliche Förderung fänden trotz der Methode'. B. stand in voller Manneskraft. Einer seiner Lehrer, Herr Direktor L. Martens, der ihn damals zum erstenmal sah, schreibt mir: 'Man hatte gleich den Eindruck eines ungewöhnlich tüchtigen ernsten Mannes, dem seine Amtsführung heilige Pflicht war. Er verlangte viel von seinen Kollegen und Schülern, aber von sich selbst verlangte er noch mehr. Auch bei sich häufenden Schwierigkeiten und großen Anstrengungen habe ich nie bei ihm eine Spur von Abspannung oder Nervosität bemerkt.' Und der Arbeit gab es genug. Die Anstalt zählte 485 Schüler in 15 Klassen, dazu 163 Vorschüler, 13 Ober- und ordentliche Lehrer, 6 wissenschaftliche Hilfslehrer, deren Zahl es ihm bald auf die Hälfte zu reduzieren gelang, während die der fest angestellten Herren sich um drei vermehrte, dazu kamen Kandidaten, technische und Vorschullehrer, katholische und ein jüdischer Religionslehrer, im ganzen waren es 30 Lehrer. Unter ihnen befanden sich nicht wenige namhafte Philologen und mehrere Männer, die später an hervorragender Stelle zu wirken berufen wurden. Der älteste Lehrer war der Lateiner Crecelius, den B. besonders schätzte, von anderen nenne ich außer Martens nur Gräber, Baier, Fuhr, den Neusprachler Plötz und die Kandidaten H. v. Arnim und Sternkopf. Der lateinische Unterricht in Prima war B. lieb geworden, doch überließ er ihn weiter Crecelius, nur zwei Stunden Horaz übernahm er neben dem Deutschen in Oberprima, dazu je zwei Horaz und Homer in Unterprima und die Geschichte in Obersekunda. Die Zügel hielt er wie in Neuwied fest in der Hand, und seine Einwirkung auf die Mehrzahl der Schüler war sehr stark. Einer von ihnen, jetzt Justizrat in Elberfeld, schreibt: 'B. wußte in seltener Weise das Interesse der Schüler zu fesseln, in welchem Fach er auch immer unterrichten mochte. Herrlich waren die Horazstunden, und herrlich war es, wenn er mit seiner tiefen sonoren Stimme die Chöre aus Sophokles' Oedipus vorlas, man konnte dann so recht verstehn, wie sie den Hörern auch musikalischen Genuß bereiten mußten. . . . B. wird wohl allen ehemaligen Schülern im Gedächtnis ewig fortleben.' Aber er wirkte nicht bloß durch den Unterricht; ein anderer seiner Schüler, jetzt Gymnasialprofessor, schreibt: 'B. konnte starke persönliche Fäden knüpfen. Wir, der letzte Jahrgang der Primaner, die

ihn zum Ordinarius gehabt haben, vergessen nicht, wie feinsinnig er in der Abschiedsstunde einen jeden von uns zu charakterisieren wußte und ihm väterlich wohlwollende Wünsche und Winke für die Zukunft mitgab . . . Er verfolgte die innere Entwicklung seiner Schüler mit lebhafter Teilnahme, ja mit väterlicher Sorge.' Auch die Lehrer waren ihm nicht bloß Mitarbeiter, deren Leistungen zur Förderung und Anerkennung der von ihm geleiteten Anstalt beitragen sollten, er verstand noch anderes zu sehen und zu schätzen als Pflichterfüllung und pädagogische Tüchtigkeit. Als der erwähnte Schüler viele Jahre später als Lehrer an ein Gymnasium kam, an dessen Spitze einer der ehemaligen Elberfelder Lehrer stand, schrieb ihm B.: 'Ich kann Ihnen Glück wünschen, denn einen edleren, innerlich vornehmeren, im besten Sinn humaneren Mann hätten Sie schwerlich finden können als den Direktor dieses Gymnasiums.' Unter den Abiturienten befanden sich mehrere, die später hohe Stellungen einnahmen, wie der Ministerialdirektor Ludwig v. Köhler, oder an Universität und Schule Bedeutendes leisteten, wie Ad. Schulten und Jahnke, sein zweiter Nachfolger im Direktorat in Elberfeld, jetzt Schulrat in Münster. Einer der begabtesten war der Schriftsteller Walter Bloem, der Ostern 1886 das Gymnasium als Primus omnium verließ. Von wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlichte B. zu Dio XXXIX 14 in der Festgabe für Wilh. Crecelius 1881, die Legende von dem Augur Attus Navius im Programm 1883, eine Übersetzung der Episteln des Horaz 1887, außerdem ein Referat in der II. Rheinischen Direktorenkonferenz über den Kanon der Geschichtszahlen. Neben der hingebenden Arbeit für die Schule und den fortgesetzten Studien fand er Zeit zur Betätigung auch auf andern Gebieten. Als der Verein für wissenschaftliche Vorlesungen im Jahre 1883 eine Raffaelausstellung aus Privatbesitz veranstaltete, hielt er die Eröffnungsrede; auch bei anderen Gelegenheiten hielt er Vorträge über verschiedene Themata, einen z. B. über Wallensteins Tod. 'Er übte überhaupt auf das literarische und musikalische Leben der Stadt einen heilsamen Einfluß' (Martens). Wo die Musik eine Stätte fand, wie im Hause der Geh. Justizräte Bloem und Köhler, verkehrte er am liebsten und war der willkommenste Gast. Besonders nahe stand ihm der Mediziner Graf, Mitglied des Abgeordnetenhauses und der Schulkonferenz 1891 und, gleich dem bedeutenden Elberfelder Fabrikanten Abraham Frowein, Mitbegründer des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Auch die Musikfeste in Köln besuchte er, wie von Neuwied aus, so oft es anging. Aber das schöne Rheinland sollte ihn nicht dauernd halten, nach sechsjähriger Tätigkeit in Elberfeld rief man ihn nach Berlin zurück. Nicht alle bedauerten sein Fortgehn, viele vermißten ihn schmerzlich, 'an der Schule, von der er schied, hat er noch lange vorbildlich und Leben weckend fortgewirkt' (Martens).

Am 22. November 1886 war er durch allerhöchste Kabinettsordre zum Nachfolger des im Oktober verstorbenen Direktors des Joachimsthalschen Gymnasiums, Karl Schaper, ernannt worden. Am 20. April 1887 wurde er von Geheimrat Klix in die neue Stellung eingeführt. Er sprach über Pflichten und Aufgaben eines Direktors, wie sie ihm nach zehn-

jähriger Erfahrung erschienen, und gelobte seines Amtes in Treue zu walten. Er machte den Eindruck eines Mannes, der wußte, was er wollte und was er konnte, und der den besten Willen hatte, Ersprießliches zu schaffen. Bei der Vorstellung des Lehrerkollegiums, aus dem ihm keiner persönlich bekannt war, wußte er an jeden ein interessiertes Wort oder eine augenscheinlich schon zuvor überlegte Frage zu richten, doch war seine Haltung reserviert, und seine Art, obwohl er entgegenkommend sein wollte, zurückhaltend, jeder hatte das Gefühl, daß er es mit einem Manne von starker und ausgeprägter Persönlichkeit zu tun haben werde. Den Eindruck verstärkte der ins Auge fallende Gegensatz zu dem bisherigen, erst kürzlich verstorbenen Direktor, der bei aller auch ihm eigenen Sicherheit des Auftretens rasch, fast hastig war und unvorsichtig sein konnte. B. übernahm den Unterricht seines Vorgängers, acht Stunden Latein in Ober- und zwei Stunden Horaz in Unterprima. Das Lateinische galt ihm, wie er auch öffentlich ausgesprochen hat (Humanist. Gymn. 1906 S. 162), als 'das Rückgrat des Gymnasiums', und stets hat er widerstrebt, ihm zugunsten des Griechischen, in dem auch er die Blüte sah, eine Stunde zu entziehen. Zwei Jahre später, als die Unterprima geteilt wurde, vertauschte er die beiden Horazstunden mit Homer; nachdem der neue Lehrplan den lateinischen Unterricht auf sieben Stunden herabgesetzt hatte, nahm er eine dritte Stunde für die Sophokleslektüre hinzu. Diesen Unterricht hat er zweiundzwanzig Jahre lang beibehalten mit Ausnahme eines einzigen, wo er, um einem Lehrer, der ein Jahr in Unterprima Latein gegeben hatte, die Schüler bis zur Reifeprüfung zu lassen, das Latein in einer Untertertia übernahm. Die Zunahme der Bevölkerung in dem schnell bebauten neuen Stadtteil und die infolgedessen namentlich in den oberen Klassen wachsende Frequenz der Schüler machte es notwendig, 1888—90 nacheinander die Obersekunda, Unter- und Oberprima zu teilen. Allmählich hörten mit den halbjährigen Versetzungen auch die Michaelisklassen auf, im Herbst 1892 ging die letzte, die Oberprima, ein. Einschneidendere Änderungen brachten 1891 die neuen Lehrpläne. Zunächst war es ein böses Arbeiten damit, und die notwendig gewordenen Fachkonferenzen erforderten viel Überlegen und viele Zeit. Aber alles wurde in die rechte Bahn gebracht und ging. Achtzehn Jahre lang lag der lateinische und, bis auf einen durch den Abgang Prof. Imelmanns veranlaßten Wechsel, auch der griechische Unterricht in den selben Händen, und alle Beteiligten empfanden das Glück eines wundervollen Zusammenarbeitens einander ergänzender Männer, die sich redlich bemühten, sich immer mehr zu vervollkommnen, und ihre Ehre darein setzten, sich durch bessere Leistungen der Parallelklasse nicht beschämen zu lassen. B. ließ uns völlig freie Hand, und wir strebten, sein Vertrauen zu verdienen und zu rechtfertigen. Das Ordinariat in seiner Prima gab er 1900 an mich ab, und als ich das Bedenken aussprach, es könnte in der Klasse, wo der Direktor den lateinischen Unterricht gebe, leicht zum Schein werden, erwiderte er fast bittend: 'Versuchen Sie es mit mir', und ich fand bald, daß meine Besorgnis unberechtigt gewesen war; er hat niemals über meinen Kopf hinweg eine Anordnung in der Klasse getroffen, und daß ich beinahe täglich mit

ihm über die gemeinsamen Schüler sprechen konnte, war mir von großem Wert und den Schülern ohne Zweifel von Nutzen. Die Promenaden auf den langen hellen Korridoren während der Pausen, die er gern zu solchen Besprechungen, auch mit andern Lehrern, benutzte, waren heilsamer als feierliche Konferenzen. Ich habe, als ich schon selbst in Prima lateinischen Unterricht gab, mit seiner Erlaubnis mehrere Stunden bei ihm hospitiert, und namentlich die Übersetzung und die zielbewußte Geschlossenheit der Interpretation horazischer Oden ist mir unvergeßlich geblieben. Die Aufmerksamkeit der Schüler verstand er im höchsten Maße zu wecken und rege zu erhalten, sie auch zu tätiger Beteiligung anzuregen. Er sprach leise, war stets sorgfältig vorbereitet, nichts schien dem Zufall überlassen. Den größten Wert legte er auf gutes Nachübersetzen des in der vorigen Stunde Gelesenen und stellte hierin hohe Anforderungen an die Schüler, die während der Stunden sich keine Notizen machen durften. Wenn er dem Unterricht der Kollegen beiwohnte, was er ziemlich häufig tat, griff er gern selbst mit Bemerkungen ein, liebte es auch, den Lehrer meistens um Erlaubnis oder Entschuldigung bittend, aus den Schülern in sokratischer Manier richtige Antworten herauszulocken, was nicht immer gelang. Den lateinischen Unterricht hat er wesentlich beeinflußt, ich glaube, nicht bloß am Joachimsthal; Lehrer, die unter ihm arbeiteten, und Schüler, die später selber Lehrer wurden, haben neben seinem schönen Hilfsheft zur Technik des Übersetzens und den Ratschlägen für stilistische Übungen, die er darin aus reichster praktischer Übung und Erfahrung gab, auch weiter fruchtbar gewirkt, und wenn es gelungen ist, eingelernte Phraseologie und undeutsches Übersetzen mehr und mehr zu verdrängen und auszurotten, hat B. ein gut Teil zu dem Erfolg beigetragen. In den Betrieb des ihm weniger vertrauten Unterrichts griff er ohne besondere Veranlassung nicht ein. Für Nebensache hielt er ihn nicht, namentlich den Religionsunterricht nicht. An einen Elberfelder Schüler, der Theologie studiert und nach innern Kämpfen sich entschlossen hatte, Gymnasiallehrer zu werden, schrieb er im Januar 1912: 'Sie können Ihre theologischen Studien auch als Religionslehrer trefflich verwerten, und wie nötig haben unsere Schüler gerade für diese Aufgaben die besten Männer! Hat man doch meistens nur die traurige Alternative, entweder einen stocktrockenen Orthodoxen zu nehmen, oder einen innerlich Unbeteiligten, der theologische Gelehrsamkeit vorträgt wie Arithmetik oder Mechanik.' War ihm selber das praktische Christentum doch Herzenssache. Er hat manchen Gekränkten getröstet, manchen Verzagten aufgerichtet, und hat im stillen viele Wohltaten erwiesen. Selbst seine Gattin hat davon nur zufällig erfahren, wenn sie Abschnitte von Postanweisungen mit den Quittungen über Geldsendungen fand. Ende der sechziger Jahre erfuhr er, daß es einem jungen Manne, den er nur flüchtig kannte, der sich zum Oberlehrerexamen vorbereitete, recht traurig ginge. Es gelang ihm, ihm mehrere hundert Taler in die Hände zu spielen, ohne daß dieser je erfahren hat, von wem sie kamen. Nur zwei Freunde, die mithelfen mußten, die Sache in der gewünschten Weise zu ermöglichen, wußten darum; einer von ihnen hat es mir nach Bardts Tode geschrieben, er

selbst hat nie etwas davon verraten. In dem letzten schweren Jahr hat sich kein Unterstützungskomitee vergebens an ihn gewandt, und manche Gabe ging hinaus ins Feld. Schlichte Dankesbriefe gemeiner Soldaten bewegten ihn tief, hätte er von ihnen nicht gesprochen und Stellen daraus mit Ergriffenheit vorgelesen, hätte auch hier niemand von seinem stillen Wohltun erfahren. Neben dem charaktervollen Lehrer verlangte er den sittlichen, und an das Schiff, auf dem der Kaufmann hinausfuhr, Güter zu gewinnen, sollte sich, wie er in Neuwied sagte, das Gute heften: der Lehrer sollte Wissen beibringen, aber unaufdringlich den Schüler auch zum Guten zu erziehen suchen. Die Leistungen der alten Schule, die sich eines guten Rufes erfreute, sind unter ihrem letzten Berliner Direktor nicht herabgegangen, und der in ihr herrschende Geist ist wahrlich nicht schlechter geworden.

Weit zahlreicher als in Neuwied und Elberfeld waren seine wissenschaftlichen Publikationen. Außer der Programmabhandlung 1898 'Der Zinswucher des M. Brutus' und zwei Beiträgen für die Novae symbolae Joachimicae 1907 veröffentlichte er Aufsätze in der Otto Hirschfeld gewidmeten Festschrift und im Hermes, vor allem aber Übersetzungen von Horaz' Episteln und Satiren, die 1914 in vierter Auflage erschienen, von fünf Stücken des Plautus und vier des Terenz, denen in den Jahren 1911—13 noch vier des Plautus und eine des Terenz folgten. Ihre Vortrefflichkeit ist allgemein anerkannt. Von noch höherem Wert ist seine Ausgabe der Ausgewählten Briefe aus Ciceronischer Zeit 1896 bis 1900, der er 1901 das lehrreiche und feinsinnige Hilfsheft zur Technik des Übersetzens beigab. Die Einleitungen zu den einzelnen Briefen sind vorzüglich; wenige unter den Lebenden wären imstande gewesen, sie so zu schreiben. B. hatte sich sein Leben lang mit diesem Stoff beschäftigt, Cum Ciceronis epistulas iterum iterumque pertractarem beginnt seine Dissertation vom Jahre 1866, und Notizen zu Ciceros Briefen hat er noch niedergeschrieben, als die Hand die Feder kaum mehr halten konnte. Gar manchem sind bei der Lektüre die Männer jener Zeit lebendig geworden, und haben sich Schemen mit Blut gefüllt, und den Unterricht in diesem interessanten Stoffe haben sie gewaltig gefördert. 1903 folgte eine Ausgabe von Ciceros Verrinen in Auswahl in Teubners Schülerausgaben. Auf die Bitte von Wilamowitz behandelte er für das griechische Lesebuch die Abschnitte über Scipio Aemilianus aus Polybius, Tib. Gracchus aus Appians Bürgerkriegen und Cäsars Lebensende aus Plutarch, seine einzige Publikation auf dem Gebiet des Griechischen. Wissenschaftliche Arbeit war ihm Bedürfnis, erhob und erquickte ihn. In seiner Erwiderung auf die Ansprache bei der Überreichung der Ehrengabe an seinem 70. Geburtstag sprach er es selbst aus: Die Arbeit in der Schule sei ihm stets lieb gewesen, und doch, wenn er Zeit gefunden, sich zu wissenschaftlicher zu wenden, sei ihm gewesen, als ob er den Schleier der Göttin in die Luft geworfen, und nach des Mittags Schwüle ihn der Abendwind umsäuselte. Pädagogische Schriftstellerei hat ihn nie gelockt. Aufgefordert, äußerte er sich wohl gelegentlich einmal über die neuen Prüfungsbestimmungen für das Abiturientenexamen, wo er die Einrichtung der teilweisen Dispensation,

die bald wider eingeschränkt wurde, als einen großen Fortschritt pries, oder warnte vor einer weiteren Verkürzung des lateinischen Unterrichts, aber für die Monatsschrift für höhere Schulen, die ihn bei ihrer Begründung unter den künftigen Mitarbeitern nannte, hat er nur eine Anzeige von Mommsens Gesammelten Schriften beigesteuert (1906). Er meinte, auch die Bemerkung gemacht zu haben, daß öfters gerade notorisch schlechte Lehrer sich mit pädagogischer Schriftstellerei beschäftigten, und war im ganzen wohl der Ansicht von Lehrs: Die Absicht, aus einem psychologischen Lehrbuch den Umgang mit Menschen zu erlernen, sei die eines Unmündigen. An praktischen Winken und der Anleitung junger Lehrer hat er es nicht fehlen lassen, den Ängstlichen und Unbeholfenen ermutigt und keinen vorschnell aufgegeben, aber ein Seminar zu übernehmen, weigerte er sich. Nicht als ob ihn pädagogische Fragen nicht interessiert, oder er sich allen Neuerungen gegenüber ablehnend verhalten hätte; er hielt durchaus nicht alles Hergebrachte für vortrefflich und das alte Geleise für den einzig richtigen Weg, von der Einführung der kleinen schriftlichen Klassenaufsätze in den verschiedenen Unterrichtsfächern versprach er sich bei richtiger Handhabung viel, für die Beibehaltung des lateinischen Aufsatzes brach er keine Lanze, nur an den Grundlagen der gymnasialen Bildung wollte er nicht rütteln lassen. Auf Theorien gebaute, womöglich mit dem lauten Pathos nationaler Gesinnungstüchtigkeit auftretende und auf den Beifall der Massen spekulierende Vorschläge erfüllten ihn mit Mißtrauen und Abneigung wie er denn überhaupt Übertreibungen ebenso abhold war als jeder Einseitigkeit.

Völlig neu war B. bei seinem Eintritt ins Joachimsthal das Alumnat, seit alter Zeit der Kern der Anstalt, dessen Inspektion er sofort übernahm. Auch hier fiel, den Schülern vielleicht noch mehr als den Lehrern, zuerst der Unterschied von der bisherigen Leitung auf. Schaper hatte sich um jede Kleinigkeit gekümmert, oft schien es, er fürchtete, wo er nicht dabei sei, könne es nicht ordentlich zugehn. Auch das Unbedeutendste im täglichen Betriebe kennen zu lernen, hatte er sechs Wochen lang den Dienst eines zu einer militärischen Übung einberufenen Adjunkten übernommen: B. hat noch nach zwanzig Jahren, wenn er einmal eine Kommunität, d. h. Mahlzeit der Alumnen, leitete, den tischältesten Primaner zu Hilfe rufen müssen, um die Plätze der Fehlenden ordnungsgemäß zu besetzen. Aber ebenso merkte man bald, daß ihm das Wesentliche nicht minder wichtig als seinem Vorgänger war, daß er genau beobachtete und sich früh überlegte, ob nicht mit der Zeit Änderungen eingeführt und dies oder jenes gebessert werden könnte. Die ersten Neuerungen berührten nicht eigentlich die innere Ordnung und das tägliche Leben des Alumnats, sind aber für B. bezeichnend. Kurz vor Weihnachten wurde nach altem Herkommen ein Theaterstück aufgeführt; auf den gedruckten Programmen, die auch an die hohen Behörden versandt und den Lehrerfamilien zugestellt wurden, hatten die Schüler zu den Vorstellungen eingeladen, und die Namen der Darsteller standen da wie auf Theaterzetteln. B. hielt das nicht für richtig, einzuladen habe nur der Direktor der Anstalt, auch das Drucken der Namen sei ungehörig, es könne leicht Eitelkeit erzeugen. Beides wurde also, zu anfänglichem

Verdruß der Schüler, geändert. Im Februar gab es einen Alumnatsball. Bisher hatte er nach acht begonnen und bis tief in die Nacht hinein gedauert. Da die Alumnen die von ihnen geladenen und von der Gattin eines Lehrers eingeführten Damen nach Hause begleiten mußten, konnten sie oft nicht vor drei oder gar vier zu Hause sein. Das war bedenklich, und die Einrichtung, den Ball um fünf beginnen zu lassen und um elf zu beenden, war gewiß richtig. Allgemein freudig begrüßt und von den Schülern dankbar empfunden wurde aber, daß schon bei dem zweiten Ball unter Bardts Direktorat mit ganz geringen Mehrkosten ermöglicht wurde, an dem dem Tanz vorangehenden Imbiß, der nicht ganz kurze Zeit in Anspruch nahm, fortan auch die tanzenden Primaner und Sekundaner teilnehmen zu lassen, die früher, erst nachdem die Tische weggeräumt, durch die geöffneten Türen in den Saal geflutet waren. Für Disziplin und gesellschaftliche Schicklichkeit war in beiden Fällen besser gesorgt worden. Andere später getroffene Maßnahmen hatten den Zweck, Ausschreitungen vorzubeugen; sie engten das Alumnat etwas ein, reinigten es aber auch. Disziplinarfälle wurden in der Untersuchung sehr ernst genommen, dann aber nie rigoros behandelt; sie wurden übrigens immer seltener. Nicht alle Zöglinge fühlten, daß sie B. am Herzen lagen, viele sahen in ihm nur den ernsten und strengen Mann, der nie ungerecht war und sich nie zu Heftigkeit hinreißen ließ, und wurden die Scheu vor ihm nicht los; imponiert hat er allen, einen nicht geringen Teil aber auch mit dankbarer Zuneigung erfüllt. Ein in den neunziger Jahren entlassener Alumnus, der jetzt selbst eine Schule leitet, schrieb mir: 'Meine Scheu wich bald einem großen Vertrauen, da ich unmittelbar spürte, wie gut B. es bei aller äußern kühlen Zurückhaltung meinte. Den größten Eindruck auf alle machte die selbstverständliche, anscheinend durch nichts aus der Fassung zu bringende Ruhe. So war es auch in den Unterrichtsstunden. Vollendete Ruhe und dann sich steigernde Wärme, und der Haupteindruck, der mir geblieben ist, die achtunggebietende Würde. B. ist einer von denen gewesen, denen ich am meisten Dank schulde, und dessen Einfluß auch in meinem heutigen Leben noch fortwirkt.' — Die Ansprachen bei den Abiturientenentlassungen pflegte er an ein Dichterwort, meistens ein Sprüchlein Goethes, zu knüpfen, das gewiß mancher zeitlebens behalten hat, denn er wußte nicht nur die Beziehungen auf die Jugend, die jetzt ins Leben trat mit seinen Freuden und seinen Gefahren, eindringlich zu erläutern, ohne aufdringlich zu werden, sondern auch für den einzelnen bestimmte und ihm wohlverständliche Bemerkungen hineinzuflechten.

Wie mit den Schülern ging es B. mit den Kollegen. Alle schätzten an ihm, daß er nicht kleinlich und pedantisch war und keine Scheu hatte, nach obenhin seinen Mann zu stehn und Verantwortung zu übernehmen. Aber wer sonst nur den immer etwas steifen, bisweilen bis zur Unnahbarkeit reservierten Direktor sah, der es nicht über sich gewann, einmal Angeordnetes zurückzunehmen oder eine Ausnahme zu machen, auch wenn gute Gründe dafür angeführt wurden, dem das Amt alles zu sein und der kühl nur darauf bedacht schien, sich nie etwas zu vergeben, die Form nicht zu verletzen und die Haltung nie zu ver-

lieren, der fühlte sich nicht angezogen; das pectus bene praeparatum schien der Hingebung nicht fähig und liebevollen Entgegenkommens anderer nicht bedürftig. Und doch wohnten zwei Naturen in der verschlossenen Brust. Was jeder erfuhr und empfand, war, daß B. im geselligen Kreise, namentlich als Wirt in seinem gastlichen Hause, ein ganz anderer war als in seinem Amtszimmer, das man nicht gern aufsuchte. Dort war er behaglich und aufgeräumt, plauderte ungezwungen und voll Humor, scherzte, fühlte sich dabei sichtlich selbst wohl und machte es den andern wohl, überbot an Liebenswürdigkeit fast noch seine in allen Lehrerfamilien verehrte Gattin. Die Gesellschaft an seinem Tische war stets gewählt und interessant und bestand in der Regel zur Hälfte etwa aus Kollegen. Mommsen, Harnack, Wilamowitz, O. Hirschfeld und bis zu seinem Weggang nach Halle C. Robert gehörten neben den alten Freunden vom Wilhelmsgymnasium und dem Schwager, Geh. Justizrat Keller, zu den häufigsten Gästen. Daneben lernte man interessante Männer auch aus anderen Kreisen kennen. Ich bin dort unter andern dem rumänischen Gesandten, einem Schüler Bardts am Wilhelmsgymnasium, mit seiner schönen Gattin, dem General von Schubert, einem Verwandten Bardts, dem Ministerialdirektor Naumann, dem Präsidenten des Oberverwaltungsgerichts Peters begegnet. Nach Tisch und der im Herrenzimmer gereichten Zigarre ward musiziert, der kostbare Steinwayflügel stand im Arbeitszimmer, das groß genug war. Erquicklich waren auch die Vereinigungen der Mitglieder der Prüfungskommission, die B. nach dem Examen zu Tisch zu laden pflegte. Es war wirklich ein Beisammensein, ut dies curiae fuisse videretur, convivium Tusculani. Und der nächste Tag gehörte auch wider der Kurie. B. konnte den Beamten, namentlich den Vorgesetzten, und den Menschen nicht verschmelzen. Schon am Wilhelmsgymnasium, als er noch einer unter vielen war, soll in den Konferenzen seine Sprache, ja der Ton der Stimme anders als sonst gewesen sein, gemessen, fast feierlich. Das war auch später, als er die Konferenzen leitete, gelegentlich zu bemerken, aber wer es seltsam fand oder sich gar daran stieß, nahm es doch gern mit in den Kauf in Anbetracht der Sachlichkeit und der zeitersparenden Präzision, mit der alle von ihm vorher wohlvorbereiteten Gegenstände behandelt und erledigt wurden. Auf der sella curulis mußte er auch repräsentieren. Das fiel noch mehr in die Augen bei allen öffentlichen Veranstaltungen, wo er in der Aula im Frack und weißer Binde die Honneurs machend den Zylinderhut nicht aus der Hand ließ. Als er Meinhard Jacoby zu dem Porträt, das dieser für das Joachimsthal malte, saß, konnte der Künstler einen ungezwungenen und unbefangenen Ausdruck in das Gesicht erst bringen, als er ihm vorschlug, sich mit einer brennenden Zigarre in der Hand malen zu lassen. Ab und zu einen Zug daraus nehmend, sah er dann in der Tat viel freundlicher und natürlicher aus, und das Bild gelang sehr wohl. Zum Amt gehörte ihm die Würde, und sie war bei ihm nicht affektiert, sie war ihm Natur oder zur Natur geworden; es war echte Würde, aber mit Kühle und Steifheit verbunden, und man konnte ihn darum beneiden oder bedauern. Einer seiner Elberfelder Lehrer — er hat ihn vielleicht am besten ge-

kannt — schreibt mir: 'Wenn ich B. recht verstehe, so hielt er es für seine Pflicht, im amtlichen Verkehr das Gefühl nicht hervortreten zu lassen. Er übte Entsagung und verschwieg manches, was in seinem Innern lebte. Es liegt Tragik darin, daß er infolge dieser strengen, allzu strengen Auffassung seiner amtlichen Pflicht oft verkannt wurde.' Und er selbst litt darunter. Nicht bloß, weil er Kälte, ja Abneigung bei andern sah, die ihn interesselos und herzlos wähnten, auch ihn selbst hat seine Natur gequält, um so mehr, als er die Neigung hatte, über sich zu reflektieren, wiewohl er das Gefährliche dieser Neigung, die leicht zum Studium der Empfindungen und zur Entfremdung vom unmittelbar Natürlichen führen kann, sehr wohl kannte.

Es gab keine verschiedeneren Menschen als ihn und den ersten Professor der Anstalt, den Mathematiker Ernst Schindler. Übervoll entgegenströmend schüttete dieser jedem sein Herz aus, trug unaufgefordert gern seine Ansichten über hohe Probleme oder Alltäglichkeiten des Lebens vor, war jedem Einwand zugänglich und nachgiebig, immer jugendlich frisch und leicht begeistert, von den Schülern, die er geschickt und mit Hingebung zu fördern verstand, geliebt. B. hat ihn sehr hoch geschätzt; als sein Pflegesohn nach der Obersekunda versetzt wurde, sagte er ihm, er habe ein seltenes Glück, solch einen Lehrer zu bekommen; bei der Entlassung 1899 hat er die Herzensgüte und das auf die Kollegen erfrischend und erhebend wirkende Vorbild des immer freudigen Mannes gepriesen und bei der Jubelfeier 1907 in den wärmsten Worten des Hingeschiedenen gedacht. Er hat ihn in vielem übersehen, an reicher und tiefer Bildung ihn weit überragt und doch beneidet. Heiterer Sinn als Grundstimmung des Gemüts war ihm nicht gegeben, und Kränkungen konnte er schwer vergessen. Er mag sich bemüht haben, die Bitterkeit aus sich herauszuschaffen, quälte sie ihn doch selbst am meisten, aber eine befreiende Aussprache herbeizuführen, wurde ihm schwer, er scheute sie, weil er meinte, ihm sei unrecht geschehen, auch wohl weil er des Erfolges nicht sicher war, und blieb sie aus, so litt er lange und entbehrte manche nächtliche Stunde des Schlafs. Am wenigsten Freunde hat er sich im Publikum erworben, mit dem er nur amtlich zu tun hatte. Seine Sachlichkeit mochte wohl jeder anerkennen, aber er war kurz und konnte schroff sein. Das Abschlagen schien ihm keine Überwindung zu kosten, und über die Sprechstunde hinaus hatte er keine Zeit. Ich halte es nicht für unmöglich, daß diese Art mit seinem starken Standesbewußtsein zusammenhing. Aus äußern Auszeichnungen machte er sich nicht viel; die am 10. Juni 1907 erfolgte Ernennung zum Geh. Regierungsrat freute ihn nur insofern, als er darin auch eine Auszeichnung seiner Schule sah, Orden hat er nur angelegt, wenn es sein mußte, um nicht aufzufallen. Aber der Beruf und die Stellung des Lehrers stand ihm so hoch wie nur einer, ein jeder sollte sehen, daß der Lehrer und Direktor nicht ohne weiteres zu seinen Diensten stand, sondern seine Rechte hatte und nicht anerkannte, daß Juristen und Offiziere mehr waren. Es war nicht persönlicher Dünkel oder Eigensinn, er freute sich und hat wohl still dazu mitgewirkt, daß sein Sohn nach halbjährigem Studium der Jurisprudenz

sich der Philologie zuwandte, und jeder, der ihn kannte, wird zugeben, daß er der Vornehmsten einer unter unsern Berufsgenossen war, vornehm im besten Sinne des Worts in Denken und Handeln.

Zweiundzwanzig Jahre lang bleibt niemand der selbe, Erfahrungen, Schicksale, schon das zunehmende Alter zeigen ihre Macht. B. wurde weicher und milder, er lernte Leid und Glück schmerzlicher und tiefer kennen. Im Alter von 57 Jahren, im 27. Jahre seiner Ehe, verlor er seine Frau. Den Tag der silbernen Hochzeit hatte er mit ihr in Rom verlebt, wo er sie gefunden; es war das erstemal, seitdem er Direktor war, daß er einen mehrwöchigen Urlaub nahm. Es meldeten sich schon damals die Vorzeichen einer tückischen Krankheit, über die sie sich selbst keiner Täuschung hingab, er hat nach ihrem Tode oft ausgesprochen, wie er sich freue, der Leidenden noch diesen Genuß verschafft zu haben. Noch etwas länger als anderthalb Jahre blieb sie ihm, eine schwere Operation im Frühjahr 1900 machte ihren Zustand vorübergehend erträglicher, Weihnachten verschied sie, aufrichtig betrauert von allen, die sie kannten. Eine Freundin der Verstorbenen, die sie im letzten Sommer treu gepflegt hatte, Fräulein von Cossel, blieb bei ihm und führte dem Witwer den Hausstand und ersetzte ihm, was zu ersetzen möglich war zehn Jahre lang. Auch auf einer dreiwöchigen Reise nach Rom hat sie ihn im Jahre 1907 begleitet. Die stille und friedliche Ehe war kinderlos geblieben, was B. entbehrte, zeigte sich erst später. Ostern 1892 war unter den Aspiranten zum Alumnatsexamen ein Knabe erschienen, der durch Zartheit und Feinheit ebenso wie durch intelligentes Wesen auffiel; schon während der Prüfung sah man Bardts Augen leuchten, als er ihn nach diesem und jenem fragte; es war der Sohn eines jung verstorbenen Gymnasialprofessors aus Rawitsch, der auch die Mutter früh verloren hatte. B. wählte ihn zum Tutanden, obgleich der Direktor und Alumnatsinspektor sonst keine Tutanden zu haben pflegte. Noch in dem selben Jahre, zu Weihnachten, nahm er ihn in sein Haus. Kurt Hubert sollte ihn Onkel nennen und sich als Mitglied der Familie betrachten. Bald war er der Pflegesohn, und als er ihm 1903 seine Dissertation mit der Widmung patri optimo überreichte, war B. ein Sohn geschenkt worden. Er war es ihm schon früher gewesen, jetzt nannte er ihn auch so. Er ist auch sein Erbe geworden. Rührend war seine Liebe zu dem Knaben, und rührend blieb sie zum Jüngling und Mann, und die Erwiderung war B. die Quelle reinsten Glückes. Bis zu seiner Verheiratung wohnte Hubert bei ihm, und diese brachte trotz des Scheidens des geliebten Sohnes aus dem Vaterhause, dann auch aus Berlin, neue Freuden und neues Glück. Von seinem kleinen Enkel ward B. nicht müde zu erzählen. Am 11. Januar 1912 schrieb er an einen früheren Schüler nach Duisburg: 'Kurt hat einen kleinen Sohn, dem gegenüber ich ein ganz närrisch verschossener Großvater bin; ich habe ja bisher noch nie selbst erfahren, welche Freude man an jedem kleinsten Zuge der Entwicklung eines Kindes haben kann, vom ersten Lachen bis zum selbständigen Laufen.' Und als noch ein Schwesterchen geboren ward und er es bei der Tauffeier in die Arme nahm, da ging, wie der Geistliche, der ihm kaum zwei Jahre darauf die Grabrede hielt, sagte, 'ein

Schimmer der Verklärung über sein Angesicht, und er kam ihm vor wie Simeon: "Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren".'

Auch der Anstalt wurde unter Bardts Direktorat ein neues Schicksal beschieden. Schon in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts verbreitete sich die Kunde, das Joachimsthal solle wider in eine kleine Stadt verlegt und die Einrichtungen des Alumnats wesentlich umgestaltet werden. Das Kollegium begrüßte solche Nachrichten nicht mit Freude, am wenigsten der Direktor, obgleich ihn persönlich die Ausführung nicht berührte, da er entschlossen war, sich vorher pensionieren zu lassen. Bald hörte man, die Umsiedelung sei beschlossene Sache, und zwar nach einem märkischen Städtchen weit ab von Berlin. Auf Bitten des Kollegiums machte B., obwohl selbst ohne Hoffnung, noch einen Versuch bei dem Ministerialdirektor Althoff, um ihm vorzutragen, was seiner Ansicht nach gegen den Plan spräche. Althoff empfing ihn mit den Worten: Da ist nichts mehr zu ändern, das Joachimsthal kommt aus Berlin heraus, hörte seine Bedenken und Gründe aber doch an, gegen einzelne Einwände machend. Am wenigsten verfing die Bemerkung, den Lehrern werde fern von Berlin das wissenschaftliche Arbeiten sehr erschwert werden. So war denn das Schicksal der alten Anstalt entschieden, und als sie am 24. August 1907 das dreihundertjährige Bestehen feierte und Deputationen und Adressen von allen Seiten kamen, der Kultusminister, der Generalsuperintendent, der Vertreter des Rektors der Universität, der Dekan der philosophischen Fakultät und viele andere ihren Glückwunsch darbrachten, und Festlichkeiten verschiedener Art folgten, da lagerte doch über allem der Schatten, daß es so bald nun ein Ende haben sollte mit der von allen gepriesenen Schule, und das Haus, auf das vor siebenundzwanzig Jahren erst Kaiser Wilhelm I. den Segen Gottes herabgerufen hatte, und das für Jahrhunderte gegründet schien, in kurzem verlassen werden sollte. B. hatte bei der Feier die erste Rede gehalten, in der er die Geschichte der Schule bis auf Meineke darlegte, dann auf die neueste Zeit überging, die Eigenart des Gymnasiums und den nicht zu missenden und nicht zu ersetzenden Wert des Griechischen hervorhob, die finanziellen Schwierigkeiten, mit denen sie in den letzten Jahren zu kämpfen gehabt — den eigentlichen, wenn auch nicht überall zugestandenen Grundder Verlegung — erwähnte und mit einem Segenswunsch für die Zukunft schloß. Dann hatte er auf die verschiedenen Reden und Ansprachen neunmal, immer treffend und beziehungsreich, erwidert, darauf dem Schauturnen und dem Festessen im Alumnat beigewohnt, dann begab er sich zu dem Festmahl im 'Rheingold'. Hier sprach er allen Teilnehmern unvergeßliche Worte: 'Die dunkle Zukunft der Anstalt, die von dem Ort jahrhundertelanger Wirksamkeit, der Hauptstadt, verlegt werden soll, macht bange. Eine Bildungsanstalt ist mit ihrem Boden verwachsen, sie ist nicht wie ein Regiment, das, in eine andere Garnison verlegt, sich gerade so tapfer gegen den Feind schlägt wie vorher. Die Voraussetzung ihres Gedeihens ist mit der Stätte ihrer Arbeit innig verbunden. Es ist immer gefährlich, einen alten Baum zu verpflanzen, bei der Verlegung des Joachimsthals soll aber ein alter Baum nicht nur verpflanzt, sondern sogar dabei mitten durchgespalten werden. Die Hälfte ihres

Leibes soll der Anstalt amputiert werden, unsere lieben Hospiten werden künftig ganz verschwinden. Wie wird, was übrig bleibt, bestehen können, wie gedeihen?' Aber er schloß mit dem Ausdruck des Vertrauens und der Hoffnung: 'Der Baum wird Lebenskraft genug beweisen, um noch Früchte zu treiben. Das alte, so Gott will, immer junge Joachimsthal lebe hoch.'

Noch anderthalb Jahre behielt B. die Leitung der Schule, und man merkte in der Amtsführung kein Erlahmen der Kraft. Dann aber hielt der Fünfundsechzigjährige es für richtig, den Abbau des Alten einem Nachfolger zu überlassen, dem dann der Neubau leichter werden würde. Noch in der letzten Zeit hatte er verschiedene Alumnate besucht, Ratschläge gegeben und wesentlich dazu mitgewirkt, daß unter den vielen Orten, die sich um den Besitz der Schule beworben hatten, Templin gewählt wurde. Der Besuch seines Nachfolgers war ihm eine herzliche Freude. Sicher, daß die Zukunft des Alumnats in bewährter und liebevoller Hand liegen werde, trat er Ostern 1909 in den Ruhestand. Am 1. April nahm er Abschied von der Anstalt, der er so lange vorgestanden hatte. Er war tief bewegt, es konnte ja nicht anders sein. Zwei Tage vorher hatten alte Schüler ihm zu Ehren einen Kommers veranstaltet. Er hielt diesen Tag für einen der schönsten seines Lebens, der Dank und die Liebe, die er in reichem Maße erntete, beglückten ihn tief. Mit seinem Sohn und Fräulein v. Cossel zog er nach Charlottenburg in eine geräumige Wohnung in der Dernburgstraße mit dem Blick über den Lietzensee. Schon einige Zeit vorher hatte er angefangen, ein Buch zu schreiben: 'Römische Charakterköpfe in Briefen vornehmlich aus Cäsarischer und Trajanischer Zeit', 'um der Gefahr zu entgehen, der so viele Pensionierte erliegen, die mit den schönsten Plänen in Pension gehn und nachher den Anfang gar und gar nicht finden können, bis ihnen eines Tages Freund Hein unvermutet auf die Schulter klopft' (aus einem Brief an Prof. Rosin in Duisburg). Große Teile aus dem Kommentar zu den ausgewählten Briefen aus Ciceronischer Zeit nahm er darin auf, es ist das umfangreichste und bedeutendste Werk, das er geschrieben hat. Er hat es dem alten Freunde Otto Hirschfeld gewidmet. Ein Brief des bereits leidenden Friedrich Leo und die höchst anerkennende Besprechung des Buches von Wissowa in der Berl. phil. Wochenschrift gehörten zu den letzten Freuden, die ihm wurden, und Bemerkungen zu der Anzeige von Schiche in den Jahresberichten unseres Vereins, die er in sein Handexemplar eintrug, waren seine letzte Arbeit. Daneben nahm die Übersetzung römischer Komödien ihren Fortgang, sie beschäftigten ihn angenehm. Auch eine Reihe z. T. umfangreicher Rezensionen hat er im Ruhestande geschrieben. Er 'bedurfte der Arbeit, um die Vereinsamung des Alters nicht schmerzlich zu fühlen'. Und die Arbeit ward ihm nicht leicht. Nicht sehr lange nach seiner Pensionierung befiel ihn ein quälendes Blasenleiden, auch der Besuch Wildungens und ein mehrwöchiger Aufenthalt in Capri 1912 schafften wenig Erleichterung. Aber er trug geduldig und blieb hoffnungsvoll. Als er am 19. September 1912 bei der Abschiedsfeier des alten, seines Joachimsthals 'freudig begrüßt von seinen zahlreichen alten Schülern' das Wort nahm zu der letzten

Ansprache in der Aula, wo er so oft gesprochen, schien er stark gealtert, und wehmütige Worte rangen sich aus der tief bewegten Brust: 'Die Lehrer sind zerstreut in alle Winde, die Schülergemeinschaft mitten durchgeschnitten, ein Organismus, der einigermaßen lebensfähig erschien, aufgelöst, die Stätte selbst geht in fremde Hände über, wo wir Alten nach dem bescheidenen Maße unserer Kräfte bemüht waren, unsere Pflicht zu tun, wo wir uns mancher schönen Erfolge freuen durften, wo wir gestritten haben und gelitten — denn wie sollte sich nicht auch an uns das tiefsinnige Wort des Altertums bewährt haben, daß Tun Leiden ist? — und die Stätte, wo man Freud und Leid erfahren hat, wächst uns ans Herz. Aber es ist nicht würdig, es ist nicht männlich, der Wehmut, dem Schmerz, der Klage sich hinzugeben, und Trostgründe bieten sich dar.' Eine neue Zukunft winkt, manches wird dort im Freien besser erblühen. 'Möchte des großen Gottes Segen mit der Anstalt, mit ihrem Direktor und ihren Lehrern und Schülern und Beamten sein, möchte es ihnen nie an dem reichsten Segen des Himmels fehlen, das kann niemand herzlicher, wärmer, aufrichtiger wünschen als der alte langjährige Direktor des alten Joachimsthals.' Im folgenden Jahre wagte er es noch einmal, Italien aufzusuchen und verlebte in Siena schöne Tage, aber in Rom, wo er Hirschfeld und Otto Richter fand, erkrankte er und mußte längere Zeit das Bett hüten. Es war sein letzter Besuch der ihm so vertrauten und mit so vielen Erinnerungen verknüpften Stadt. Ein halbes Jahr später feierte er den siebzigsten Geburtstag. Abordnungen aus Templin, vom Joachim-Friedrichs-Gymnasium, dem Verein der alten Joachimsthaler, der Societas Joachimica, der Archäologischen Gesellschaft, der er über dreißig Jahre angehört hatte, sein alter Schüler, Justizrat Köhler im Auftrag der Elberfelder, und viele, viele Freunde waren erschienen. Der stellvertretende Vorsitzende unseres Vereins überreichte ihm einen Glückwunsch in Versen:

Sieben Jahrzehnte vollendest Du heut voll reichen Erlebens,
Und wir dürfen uns freun, daß Du der Unsrige bist.
Plautus, Horaz und alle die besten Köpfe der Alten
Danken Dir heut mit uns, grüßen den Meister der Form.
Mag ein gnädig Geschick Dir manches Jahr noch gewähren
Frei von Sorge und Leid, Dir zum Gewinne und uns.

Schon Monate vorher hatte sich ein Komitee gebildet zur Sammlung einer Ehrenspende, sie überschritt den Betrag von 2000 Mark erheblich. Der Jubilar überwies das Kapital dem Joachimsthal mit der Bestimmung, daß die Zinsen dazu verwandt würden, 'einen würdigen Abiturienten des Joachimsthalschen Gymnasiums, der sich dem Studium der Philologie oder Geschichte widmete, mit einigen geeigneten Büchern auszustatten'. Bewegt und erfreut dankte B. allen, die erschienen waren, — in einem herzlichen, durch den Druck vervielfältigten Schreiben einige Tage nach der Feier auch jedem einzelnen der Spender. Ein Jahr noch lebte er in erträglichem Zustand; zwar sah man ihn schwächer und matter werden, aber seine Willenskraft und Selbstbeherrschung täuschte auch die Freunde über den Ernst der Lage und die Heftigkeit sich widerholender Anfälle des chronischen Leidens, dessen Unheilbarkeit der Arzt ihm nicht ver-

hehlt hatte. Ruhig sprach er's ihm nach: 'Man stirbt nicht daran, aber damit.' Beim Beginn des Krieges sah er seinen Sohn ins Feld ziehen und bald verwundet zurückkehren, er zeichnete sich die Namen aller gefallenen Joachimsthaler auf, stattete leidend Beileidsbesuche ab, wo er konnte, bedauerte schmerzlich, daß es ihm nicht mehr möglich war, zu der Bestattung eines ihm besonders werten Schülers, dessen Leiche nach Potsdam überführt worden war, zu fahren, und einer der letzten, vielleicht der letzte Brief, den er mühsam schrieb, war nach Elberfeld an die Mutter eines in Frankreich gefallenen Schülers gerichtet. Die letzte Reise, im November vorigen Jahres, ging nach Templin, er wollte dem Ecce zum Gedächtnis der Toten des Jahres — und ihrer waren viele — beiwohnen. Wenige Tage nach seiner Rückkehr, einen Tag vor seinem einundsiebzigsten Geburtstag warf ihn ein Bluterguß ins Gehirn nieder. Er lag zwei Wochen mit nur zeitweise aufflackerndem Bewußtsein; als er am 12. Dezember unerwartet dem Leben widergegeben wurde, war die Erinnerung an diese Wochen ausgelöscht, er war verwundert, sich im Bett zu finden und eine Krankenschwester neben sich zu sehen. Langsam erholte er sich, aber zunehmende Herzschwäche und das bei seiner Hilflosigkeit doppelt quälende Blasenleiden machten den immer noch Hoffenden, der sogar eine Reise nach Kösen, in die Nähe seines in Schulpforte weilenden Sohnes plante, sehr elend und oft traurig. Er konnte nicht mehr arbeiten und war viel allein. Im Frühling sagte er mir: 'Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn es vor einem halben Jahr zu Ende gegangen wäre, jetzt, wo so viele ihr kostbares Leben hingeben, wer hätte nach dem alten Mann gefragt?' Anfang Juni war die Schwäche so groß, daß das Ende nahe schien, noch einmal ward es etwas besser, am 18. Juni sah ich ihn zum letztenmal und fand ihn etwas frischer. Anfang Juli traf ihn ein zweiter Schlaganfall, der die Sprache fast ganz lähmte, der am 17. eintretende sanfte Tod war eine Erlösung. Seine Hausdame, Fräulein Kraft, die fünf Jahre bei ihm gewesen war und ihn im letzten aufopfernd gepflegt hatte, sagte mir weinend: 'Er war so gut und so groß und still im Leiden, einen geduldigeren und rücksichtsvolleren Kranken kann es nicht geben.' Nach reichem Leben und mildem Ermatten, wie es in der Todesanzeige hieß, war er eingegangen zur ewigen Ruhe. Am 21. Juli haben wir ihn auf dem Matthäikirchhof neben seiner Gattin bestattet. Geh. Konsistorialrat D. Scholz, der 1882—86 Prediger und Lehrer am Joachimsthal gewesen war, der seine Schwiegertochter eingesegnet und getraut und seine Enkel getauft hatte, pries in der Grabrede als auch seines Lebens letztes Ziel das ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ.

Was war der Verstorbene dem Philologischen Verein, und was war der Verein ihm?

Sogleich nach seiner Pensionierung, am 24. Mai 1909, wurde B. Mitglied des Vereins, und nach der Übersiedelung Schroeders nach Naumburg wählten wir ihn am 13. Juni des folgenden Jahres zum Vorsitzenden. Es war der dritte, den das Joachimsthal stellte. Er hat die Erwartungen, die sich an seine Wahl knüpften, erfüllt. Wenn ihm die Tagesordnung zuging, bereitete er sich auf den Gegenstand des

Vortrags vor, bildete sich, auch wo der Stoff ihm ferner lag, ein eigenes Urteil, gab stets eine übersichtliche und verständnisvolle Zusammenfassung des Gesagten und belebte und bereicherte fast immer durch eigene Bemerkungen die Besprechung. Die Möglichkeit, seine Arbeiten, ehe sie der Öffentlichkeit übergeben wurden, der Kritik kundiger Freunde zu unterbreiten, hielt er für sehr wertvoll, wie er widerholt ausgesprochen hat. Schon wenige Monate nach seinem Eintritt hielt er einen Vortrag über eine Stelle aus einem Brief Ciceros (ad fam. I 9, 4), am 10. Dezember 1910 den Festvortrag über Cäsars Hof, der allen Hörern in lebhafter Erinnerung geblieben ist und für die Mitglieder als Manuskript gedruckt wurde. In den folgenden Jahren sprach er zweimal über Stellen aus Pliniusbriefen, die ihn bei der Vorbereitung seines letzten größeren Werkes beschäftigten; das letztemal, als er schon schwer krank war, vor fast genau einem Jahr, am 14. September 1914, über Cäsar und Cicero in Ravenna. Es war das letzte, was er druckfertig machte, die Arbeit war bestimmt als Beitrag für die Festschrift zu Paul Cauers 60. Geburtstag. Noch einmal leitete er eine Sitzung, am 9. November, auf dem Krankenlager und im Lehnstuhl sitzend hat er mit seinen Gedanken auch die späteren, denen er nicht mehr beiwohnen konnte, begleitet. Denn der Verein war ihm sehr lieb geworden. Von Monat zu Monat hoffte er, widerkommen zu können, jedesmal, zuletzt mit zitternder Hand und schwer lesbar, schrieb er es dem stellvertretenden Vorsitzenden, wenn er sein Fernbleiben für diesmal entschuldigte. Die Grüße, die ihm die zu den Sitzungen erschienenen Mitglieder sandten, blieben auf seinem Schreibtisch liegen, und er las die ihm lieben Namen mehr als einmal. Noch Ende Juni fragte er den Arzt, ob er nach den Sommerferien den Vorsitz wider werde übernehmen können. Er war uns treu, und treu werden wir sein Gedächtnis bewahren und in Ehren halten.

Berlin. Paul Stengel.

Die Annalistik von Livius B. XXXI—XLV[1])

Im Vorworte führt der Verf. mit dankenswerter Kürze und Klarheit aus, als was er sein Buch angesehen wissen will, nämlich als Fortsetzung und Ergänzung der quellenkritischen Partien seiner Geschichte der Karthager, und als Vorschläge und Versuche. Auf die durchgehende Benennung gefundener Quellen verzichtet er; auch gibt er es auf, jeden Paragraphen des Livius zu etikettieren. So ist das Resultat ein fragmentarisches und vielleicht unbefriedigendes. Die Hauptsache ist das Auffinden durchgehender und klarer Indizien, mit denen einmal zur definitiven Verteilung (der einzelnen annalistischen Stücke auf bestimmte Autoren) geschritten werden kann. Zu welcher Zeit dies vorgenommen werden kann (vielleicht in einem anderen Buche in zehn Jahren) ist Nebensache. S. V.

Mit diesen Worten hat Verf. das Ergebnis seiner äußerst fleißigen, mühsamen und mit Scharfsinn vorgenommenen Untersuchungen gut gekennzeichnet. In der Tat, wer sich jemals auf die quellenkritischen Untersuchungen bei Livius eingelassen hat, findet ohne Schwierigkeit die polybianischen Partien in einem großen Teile der dritten und noch mehr der vierten und fünften Dekade heraus, namentlich seit Nissens grundlegenden Untersuchungen. Auch erkennt er leicht den daneben hergehenden, bald mehr bald minder breiten Strom der annalistischen Darstellung; aber wie viele Annalisten verwendet worden sind, wie und an welchen Stellen sie voneinander zu scheiden sind, welche Merkmale der Unterscheidung sicher sind, ob Livius selbst jeden einzelnen Annalisten auszuschreiben in der Lage war, oder ob er bei einem Annalisten vielleicht mehrere Vorgänger schon vereinigt vorfand, ob vorkommende Abweichungen in den Angaben tatsächlich auf abweichende Quellen zurückgehen oder ob diese Abweichungen auf flüchtigem Abschreiben des Livius oder auf einer von ihm beliebig vorgenommenen Änderung beruhen, das und noch mehr andere Fragen erfordern sehr schwierige Untersuchungen. Ob diese jemals ein endgültiges Ergebnis haben werden?

[1]) Ulrich Kahrstedt, Die Annalistik von Livius B. XXXI—XLV. Vorschläge und Versuche. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1913. Dem Berliner Verein für Altertumskunde in Erinnerung an die Jahre 1907—1911 gewidmet. Vorwort S. V u. VI. Inhalt S. 1—112. Register S. 113—119 Ladenpreis 4 ℳ.

Auf Ref. hat einmal in schöner Jugendzeit auf diesen Jagdgründen der Quellenuntersuchung zu spüren unternommen und das Ergebnis in der Göttinger Doktordissertation Livius et Polybius, Scipionis rerum scriptores 1869 niedergelegt. Aber da er erkannte, daß ihm die *Κυνὸς Λαχαίνης εὔρινος βάσις* nicht in ausreichendem Maße gegeben sei, begnügte er sich, auf die Benennung des von ihm entdeckten 'Autors' zu verzichten, hierin jedenfalls ein Vorgänger Kahrstedts.

Natürlich ist die Forschung seit 45 Jahren erheblich weiter gekommen. Pflicht ist es für den Ref., zunächst offen zu erklären, daß auch vorliegendes Buch K.'s ihr förderlich gewesen, trotzdem er auf Benennung gewisser Autoren verzichtet. Man folgt mit Interesse und Staunen der Arbeit des Verfassers. Seine Sorgfalt und Geschicklichkeit gleicht ungefähr der eines Mannes, der einen in viele Scherben zerbrochenen Krug mit endloser Mühe wider zusammensetzt. Aber, wenn man das Ergebnis betrachtet, so hat man, um im Bilde von der Jagd zu bleiben, die Empfindung, als ginge der Weg über lockeren Wiesenboden, der, von Maulwürfen und Mäusen unterwühlt, die Gefahr des Einsinkens und Beinbrechens in nächste Nähe rückt.

Versuchen wir zunächst den Gang der Untersuchung, soweit es möglich ist, den Kapiteln des Buches entsprechend, widerzugeben.

In Kapitel 1: Die spanischen Kriege S. 1—20 legt Verf. 'die erste Bresche' S. 1. Für die Geschichte des Ostens hat Livius den Polybius benutzt, für Spanien mehrere Quellen. XXXV, 1 f. ist längst als Dublette festgestellt. Zwei Niederlagen der Vacceer an derselben Stelle, zwei Oretanenfeldzüge, zwei gefangene Könige, zum Teil vertauschte Rollen — es hat mindestens zwei Quellen gegeben. Die eine nennt die Statthalter praetores, nach der Amtszeit propraetores, die andere nennt sie proconsules. Diese 'Dissonanz' zieht sich in den spanischen 'passus' fünfundzwanzig Jahre lang fort. Verf. nennt daher die prokonsularische Quelle C, die Prätorquelle P, S. 2. Doch hat Livius in seiner Freude an 'plastischer' Kleinmalerei die Quellen verwechselt und die Zahlenangaben falsch eingesetzt, S. 5. Es werden vier Dubletten für einen ganzen Feldzug seit fünfzehn Jahren festgestellt. Immer zuerst die P-Quelle, teils im Amtsjahr, teils unter der Titulatur Proprätor nach Ablauf des 'letzteren', dann die C-Quelle, stets ein Jahr später, als das Amtsjahr nach den hauptstädtischen Fasten liegt, S. 6. Die Einteilung der spanischen Partien in zwei Quellen läßt sich restlos durchführen, aller Zweifel ist ausgeschlossen, S. 12. Wir werden nicht umhin können, Kahrstedt zuzustimmen.

Kapitel 2. Der Jahreswechsel bei Livius, S. 20—37. Der Jahreswechsel wird für 216—167 in 'stereotyper' Form bei Livius behandelt. Am Ende des Jahres werden die Komitien erzählt, dann der Amtsantritt, dann die Verteilung der Provinzen, Heere und Flotten, dann kommen Spiele, Nachrichten über die Annonae, Todesfälle von Priestern, hinter den Provinzvertretungen, fast regelmäßig Prodigien und sonstige kultische Notizen, und feriae Latinae. Diese stereotyp widerkehrenden Notizen bilden eine feste Masse, S. 20. Zwischenhinein schieben sich kleine, nur für das Einzeljahr vorkommende Notizen, Kriegserklärung,

Friedensschluß, Gesandtschaften, Koloniegründungen. Diese Ereignisse widerholen sich natürlich nicht alle Jahre, S. 21. Daraus ergibt sich, daß für den Jahreswechsel Livius einem Annalisten folgt. Er liefert ihm ein festes Gerippe, in das er seine anderweitig geholten 'Informationen' einhängen kann. Alle die Komitien, Listen, Tabellen, Prodigien und Mobilmachungen folgen aus dieser 'Listenquelle', die K. daher L nennt, S. 35.

Daß hier eine Hauptquelle des Livius vorliegt, die im ganzen richtig gekennzeichnet ist, kann gern zugegeben werden; aber daß sie eben nur alljährlich widerkehrende Vorgänge und weiter nichts enthält, scheint von vornherein ausgeschlossen.

Kapitel 3. Der Annalist H, S. 37—53. Diesen können wir, wie L, in den hauptstädtischen Nachrichten verfolgen. Neben den Jahresnachrichten stehen nicht nur kriegerische Nachrichten von den verschiedensten Schauplätzen, sondern auch eine Fülle von stadtrömischen Lokalnotizen, aus all den 'Kategorien', die oben erwähnt wurden, zum Teil auch dem sicheren L der Jahreswechsel nicht ungeläufig, zum Teil auch außerhalb dieser 'Komplexe' zu finden. In diesen Nachrichten finden sich Widersprüche und Dubletten massenhaft, also muß hier mehr als ein Annalist benutzt sein. Die Stellen, sicherem von L widersprechen, unter sich aber keinen Widerspruch zeigen, müssen dem H-Annalisten, der zweiten hauptstädtischen Quelle, zugewiesen werden. Welche Stücke nun in jedem Falle aus L, welche aus H sind, das wird im einzelnen festgestellt, eine Untersuchung, der das Referat nicht nachgehen kann, S. 38. Aber trotz aller Sorgfalt des Verf. bewegt sich die Untersuchung doch auf schwankendem Boden.

Verf. selbst muß S. 39 erklären: 'Ein Stück ist H, eins ist L, aber welches nun H und welches L ist, läßt sich nicht unterscheiden. L setzte die Gründung Roms 751 v. Chr., H 752 v. Chr. an, S. 41. Ob die Stelle XXXIV, 44, 7 L und die ihr widersprechende Stelle XXXI, 12, 2 H angehört oder umgekehrt, ist nicht zu erweisen, S. 42. Wo XXXVI, 21, 6—11 und 38ff. H oder L zu suchen ist, wissen wir noch nicht. Aus XXXIX, 41, 6 und seiner Dublette in 29, 8 erfahren wir, daß der Autor, den wir H genannt haben, Antias heißt. 'Es ist meines Erachtens "evident", daß die falsche chronologische Einordnung (durch Livius) als "singuläres" Merkmal Zitat und "Kontext" zusammenhält und die Gleichung H = Antias sichert,' S. 44. 'Wir werden ruhig von einem H-Annalisten reden dürfen, wie von einem L-Annalisten,' S. 47. 'Doch fühlt man sich gleichmäßig unsicher bei H wie bei L auf dem Gebiete der Koloniegründung,' S. 51. 'Allen Annalisten gemeinsam ist die Lüge. Man mußte so lügen, daß für Spanien 195 ein stattliches Heer herauskam, dann konnte man wider freiweg lügen, nur mußte man aufpassen, daß man 191 für Acilius Glabrio recht viele Leute in Griechenland zusammen hatte,' S. 53.

Die Sicherheit, mit der hier von einem H-Annalisten geredet wird, kommt nach dem Vorausgegangenen doch etwas überraschend.

Kapitel 4. Verhältnis der spanischen zu den hauptstädtischen Quellen, S. 54—58. Nachdem vier Annalisten deutlich

unterschieden worden sind, C und P für Spanien, L und H für Italien, drängt sich die Frage auf, wie stehen C und P zu L und H? Ist P = L und C = H oder L = C und P = H? Es wird nachgewiesen, daß zwischen L und C so viel Beziehungen bestehen, daß die Vermutung, L sei gleich C, naheliegt. Andererseits wird aber bewiesen, daß L nicht gleich P sein kann. Also werden die aufgezeigten Beziehungen zwischen L und C zwingend, und wir können diese Gleichsetzung vornehmen, S. 57. Ferner müssen H und P durchaus identifiziert werden. Wir haben also von jetzt an einen LC- und einen HP-Annalisten! Groß ist der Unterschied beider Gruppen nicht; wenn es auch keineswegs ein positives Lob für LC enthalten soll, daß es besser sei als HP, so bedeutet es doch eine besondere Verdammung für HP, das es fertig bringt, noch schlechter zu sein als LC.

Kapitel 5. Die oberitalischen Kriege, S. 58—84. In diesem Kapitel scheidet Verf. für die oberitalischen Kriege zwei widersprechende Quellen, G_1 und G_2, S. 59.

Mit den oben gefundenen zwei hauptstädtischen und zwei spanischen Quellen würden das vier verschiedene Autoren sein. Diese Annahme wäre 'kurios'; es muß versucht werden, je eine Gallierquelle mit einer hauptstädtischen zusammenzunehmen. Bei einer Zwei-Quellen-Theorie ist nun offenbar entweder $G_1 = LC$ und $G_2 = HP$, oder $G_1 = HP$ und $G_2 = LC$. Ersteres scheidet sofort aus; G_1 kann nicht gleich L sein, dagegen $G_1 = H$ und $G_2 = L$ empfiehlt sich sehr! S. 61.

Bis hierher hat Verf. versucht, den Inhalt der Ausführungen K.s knapp widerzugeben; es kann aber nicht in dieser Weise fortgefahren werden. Denn von jetzt ab vertieft sich die Untersuchung derart ins einzelne, daß einen Auszug aus ihr zu machen schwer halten dürfte. Die Beweisführung in Form von Gleichungen mutet an, als sollte eine mathematische Berechnung angestellt werden, S. 62. 'Ein Drei-Quellen-System kann nun folgendermaßen aussehen: Es gibt $G_1 = H$ ($G_1 = L$ scheidet aus s. oben), L und G_2, oder es gibt $G_2 = H$, G_1 und L, oder es gibt $G_2 = L$, G_1 und H usw.' Nur wer die durch Buchstaben bezeichneten Stücke sicher im Kopfe hat, wird beim Lesen der Beweisführung zu folgen imstande sein. Leider steht bei dem allen fest, daß die Quellen 'wie gedruckt' lügen; es ist unmöglich, einer vor der andern den Vorzug zu geben, S. 67. Aber trotz aller mathematisch gründlichen Bemühungen bleibt das Ergebnis unsicher, z. B. S. 70: 'Es steht Instanz gegen Instanz; das Wahrscheinlichste ist noch, daß Livius die Wahlen in einer anderen Quelle aufschlug; jedenfalls liegt eine sichere Dublette vor, die auf zwei Annalisten zu verteilen ist, und es kommt bei den paar Paragraphen nicht darauf an, wo CLG_2 und HPG_1 vorliegt'. Hier zeigt uns K. deutlich, daß er die einzelnen Paragraphen zu 'etikettieren' unterläßt, es ist ihm eben unmöglich. Nur das ist mindestens wahrscheinlich, daß zwei Quellen vorhanden sind.

Kapitel 6. Scheinindizien, S. 84—95. Hier werden wider mit großem Fleiß und Scharfsinn gewisse 'Indizes', die einen Weg zur Lösung anzugeben scheinen, zurückgewiesen. Gerade die Indizes, die

am meisten spezielle Angaben enthalten, Beutelisten, Tagesdatierungen, führen irre. Endlich folgt

Kapitel 7. Die Benennung der Quelle, S. 95—102. Livius zitiert in den fünfzehn Büchern (außer einmal Rutilius) zwei Autoren: Antias und Claudius. 'Kein Verständiger wird daran zweifeln, daß von diesen beiden Namen mindestens der häufiger zitierte Antias auf eine der sich klar herausschälenden Quellen anzuwenden, wahrscheinlich beide Namen mit den beiden von uns gefundenen Autoren gleichzusetzen sind. Lehnt man Claudius als zu selten zitiert ab, so haben wir Antias und einen Anonymus; der von Modernen (Soltau) neben Claudius und Antias vorgeschlagene Piso ist nicht benutzt, S. 102. 'Ich komme zu dem Schlusse, daß HPG_1 sich mit voller Sicherheit als Antias ansprechen läßt, CLG_2 ist sicher nicht Piso, sondern eher Claudius. Es ist dies aber, da Claudius' Zitate in den annalistischen Partien zu selten sind, um eine gute Handhabe zu bieten, nicht direkt zu erweisen. Lehnt man die Identifizierung ab, so ist das Resultat: Antias, CLG_2 und in der unverteilten Masse u. a. Claudius, also mindestens drei Quellen. Nimmt man sie an, was ich für berechtigt halten möchte, so erhält man Antias, Claudius und eine unverteilte Masse, also mindestens zwei Quellen — beide Male von dem Rutiliuszitat abgesehen.' Das ist also das wichtige Ergebnis des Fleißes und Scharfsinns. Es überrascht nicht und sagt auch nichts eigentlich Neues. Denn wenn Livius nicht ganz unsinnig zitiert, wenn er nicht die Namen der Annalisten lediglich zu dem Zwecke nennt, um zu zeigen, daß er ihnen nicht gefolgt ist, so muß man ja annehmen und hat es immer angenommen, daß der oder die am häufigsten zitierten Schriftsteller wirklich seine Quellen sind. Aber wie man sich ein Werk des Antias vorzustellen hat, wie es von Claudius sich unterschieden haben dürfte, und welches die gemeinsamen Eigenschaften beider sind (leider keine guten), das mit möglichster Sicherheit herausgefunden zu haben, ist das Verdienst der mühevollen Untersuchung. Anerkennung verdient noch besonders, daß K. bei seinem folgerichtig fortschreitenden Verfahren sich nicht verleiten läßt, mit anscheinender Sicherheit Quellen zu benennen, die er nicht benennen kann. So bleibt eben noch manches dunkel und der späteren Forschung vorbehalten, wie die 'unverteilte Masse'.

Es wäre wirklich besser, wenn an Stelle der von K. herausgefundenen, doch nicht in allen Fällen zwingenden 'Indizes' ein anderes Gesetz bei der Forschung zur Anwendung gebracht werden könnte, nämlich die Spuren sprachlicher Verschiedenheiten. Wenn sich, sei es in einzelnen Worten oder in Satzverbindungen, zwischen einzelnen Vorgängern des Livius Abweichungen, bezeichnende Merkmale feststellen ließen, so würde man ein nicht zu übertreffendes, sicheres Mittel zur Scheidung der Quellen haben, wie man ja auch die polybianische Quelle an den Spuren des Griechischen unschwer erkennt. Und auch bei K. ist die Scheidung einer prätorischen und einer prokonsularischen Quelle (die sicherste meines Erachtens im ganzen Buche), doch nach einer ähnlichen Beobachtung gefunden, nämlich nach einer Abweichung in der Sache und im Ausdruck. Aber da alle Annalisten durch die Hand des Livius über-

arbeitet worden sind, dürfte der angedeutete Weg, weil verschüttet, schwer gangbar sein oder nie zu finden.

Wir müssen K. für seine Arbeit dankbar sein. Darum gestatte er uns noch eine kleine Bemerkung. Wenn man über römische Annalistik und Geschichte schreibt, ist es ganz unvermeidlich, daß man in die Darstellung gewisse Ausdrücke aus der lateinischen Sprache übernimmt, als Fremdwörter, die schwer oder gar nicht übersetzbar sein würden. Aber darüber hinaus sollte man in der Anwendung von Fremdwörtern um so sparsamer sein. Und das geschieht in vorliegender Arbeit nicht, sie enthält viele sehr entbehrliche und unschöne Fremdwörter. Eine Aufzählung ist nicht erforderlich, sie springen jedem Leser in die Augen. Es sollte aber doch eine gemeinsame Aufgabe aller derer sein, die da Bücher schreiben, das schöne Kleid der edlen deutschen Sprache ebenso sauber zu halten wie ihre eigene Kleidung, und ihm nicht bunte Lappen aufzusetzen. Gerade der Geschichtsschreiber, der sich doch so oft an weitere Kreise des Volkes wendet, kann hier durch gutes Beispiel viel tun.

Auch für Humor hat der Deutsche allemal Verständnis. Aber der Witz darf nicht schmerzhaft wirken. Und Referent muß erklären, daß er über die mehr als einmal scherzhaft gebrauchte Wendung (S. 85): 'die früheren, oft seit Jahrhunderten vertriebenen Eigentümer des betreffenden Grund und Bodens an den Haaren herbeiziehen', Schmerz empfunden hat.

Halle a. S. F. Friedersdorff.

Fremde Zusätze in Platons Apologie

Wenn die Versuche W. Nitsches[1]) und A. v. Bambergs[2]), absichtliche Erweiterungen (Interpolationen) der 'Apologie' nachzuweisen, mit Recht sehr entschieden abgelehnt sind[3]), so wird doch die Kritik fortfahren, den überlieferten Text auf irrtümlich hineingeratene Bestandteile (Glosseme und Dittographien) weiter zu prüfen. Ein Durchblick durch die neueren Ausgaben läßt bald erkennen, wie sehr in dieser Beziehung die Ansichten noch geteilt sind. Nur drei einzelne Ausdrücke sieht man gleichmäßig in allen entweder eingeklammert oder ganz weggelassen: c. 19 p. 31 D φωνή (wohl nur Dittographie des gleich Nachfolgenden), c. 24 p. 35 C πάντως (als ursprüngliche Glosse zu μέντοι) und c. 27 p. 37 D πόλιν (als ursprüngliche Glosse zu ἄλλην); sehr viele andere, kaum weniger verdächtige einzelne Satzteile oder ganze Sätze aber werden von den Herausgebern (besonders von Uhle in der sonst so verdienstvollen, eben erwähnten Ausgabe) noch mehr oder minder festgehalten. Im folgenden sollen die meines Erachtens für die fraglichen Stellen entscheidenden Momente in gedrängter Kürze und mit Beiseitelassung des übrigen, aus den Ausgaben ersichtlichen kritischen Materials zusammengestellt und zum Schluß noch einige eigene Athetesen zu den von anderer Seite vorgebrachten hinzugefügt werden.

C. 15 p. 27 E ist τοὺς ἡμιόνους eine dort ganz ungehörige naturkundliche Belehrung, die außerdem auf dem Mißverständnis beruht, als ob auch hier, wie vorher bei Erwähnung der δαίμονες, von Bastarden die Rede sei. Die Esel sind neben den Pferden als ein zweites Beispiel angeführt, ob nun die beiden Glieder ursprünglich durch ἢ καί, ἤ oder καί verbunden waren; denn auch das καί allein könnte, wie Král an drei anderen Stellen aus Platon nachweist, zur Verbindung verschiedener, zu beliebiger Auswahl aneinander gereihter Beispiele ge-

[1]) Z. f. d. G. 47, 1893 S. 311—327.

[2]) Z. f. d. G. 50, 1896 S. 633—640. Quaestiones criticae in Platonis quae fertur Apologiam, Prg. Gotha 1899 und die Ausgabe, Velhagen & Klasing 1910.

[3]) S. besonders H. Uhle im Vorwort zur elften Auflage der Ausgabe von Cron S. IV f. und E. Fritze im Vorwort zur fünften Auflage der Ausgabe von Bertram S. IV f.

braucht sein. Schon C. Fr. Hermann hatte die Worte als späteren Zusatz ausgeschieden, die meisten späteren Herausgeber behalten sie noch bei. Schmelzers seltsam gekünstelte Erklärung der Stelle hat mit Recht Petersen in der zweiten Auflage von dessen Ausgabe weggelassen.

C. 31 p. 40 A halten nur noch wenige Herausgeber fest an dem, was schon Schleiermacher als Glossem erkannt hatte: *ἡ τοῦ δαιμονίου* neben *μαντική*. Platon gebraucht sonst *τὸ δαιμόνιον* nur adjektivisch, scheint auch die Casus obliqui davon zu vermeiden.

Auch c. 22 p. 33 D dürfte *τοὺς προσήκοντας* ursprünglich Glosse gewesen sein, und zwar zu *ἄλλους*, nicht, wie Schanz annahm, zu *τῶν οἰκείων τινας τῶν ἐκείνων*. Der Zusatz ist auch nicht etwa, wie Uhle vermutet, Attribut zu einem dabei aus dem Vorhergehenden zu ergänzenden *οἰκείους* in dem Sinne 'und andere ihrer Verwandten'. — Ursprünglich Glosse ist ferner wohl auch c. 27 p. 37 C *τοῖς ἕνδεκα* neben *τῇ ἀεὶ καθισταμένῃ ἀρχῇ*, wenn auch darüber die Herausgeber noch verschiedener Ansicht sind. War die jeweils fungierende 'Regierung' gemeint, dann fällt der Zusatz von selbst; dachte aber der Redner an die Elfmänner, warum wählte er dann zuerst einen Ausdruck, den er wegen seiner Unbestimmtheit sofort selbst näher bestimmen mußte? Athenischen Lesern genügte wohl, wie c. 31 p. 39 E *οἱ ἄρχοντες*, der erstere Ausdruck allein. Und ebenso wohl auch c. 12 p. 25 A *οἱ ἐκκλησιασταί* neben *οἱ ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ*. Hätte der Redner das erstere zum letzteren hinzugefügt, um die berechtigten Teilnehmer an der Volksversammlung von den etwa anwesenden bloßen Zuhörern zu unterscheiden (so Uhle und Bertram-Fritze), oder um einen, den vorher genannten *δικασταί*, *ἀκροαταί* und *βουλευταί* entsprechenden Ausdruck zu erhalten (so Schanz und auch Uhle), so ist auch hier nicht ersichtlich, warum er nicht gleich den Ausdruck gebrauchte, der diejenigen bezeichnete, die er meinte, sondern zuerst einen solchen, der noch der Einschränkung bedurfte. Richtiger hält man *οἱ ἐκκλησιασταί* für das Ursprüngliche und *οἱ ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ* für eine fälschlich in den Text hineingeratene Glosse dazu.

C. 17 p. 29 B ist *τούτῳ* neben *καὶ ἐνταῦθα*, das an sich schon, wie das gleich nachfolgende *τούτῳ*, 'darin', 'in diesem Punkte' bedeutet, ganz unnütz und in den meisten Ausgaben als Glosse dazu schon beseitigt.

C. 5 p. 20 C führt der Satz: *εἰ μή τι ἔπραττες ἀλλοῖον ἢ οἱ πολλοί* die vorhergehende Partizipialkonstruktion *σοῦ γε οὐδὲν τῶν ἄλλων περιττότερον πραγματευομένου* noch einmal aus (Rösiger), gibt ihr einen deutlicheren Ausdruck (Bertram-Fritze), etwas Neues aber kommt durch ihn nicht hinzu. Er ist also genau genommen überflüssig, und ist das auch dann nicht minder, wenn *ἀλλοῖον* den in *περιττότερον* liegenden Begriff der Überhebung nicht einschließt (Uhle). Wäre aber nicht der Konditionalsatz, sondern *τῶν ἄλλων περιττότερον* Glossem (Christ, Schneider im Kommentar), dann klänge doch das bloße *πραγματευομένου* sehr matt, zumal getrennt von dem Satze, durch den erst nachträglich klar ausgesprochen wäre, daß damit ein Tun ungewöhnlicher Art gemeint sei.

Später erst durch *καί* mit *τῶν τοιούτων*, zu dessen Erklärung es beigefügt war, verbunden wurde c. 13 p. 26 A *ἀκουσίων*. In dem von Uhle zum Vergleich herangezogenen *πολλοὶ καὶ ἀγαθοί* bezeichnen beide Adjektiva verschiedene Eigenschaften, und in den von ihm aus Platon angeführten Stellen Protag. p. 69 C: *πρὸς τοὺς ἰδιώτας καὶ μηδὲν ἐπαΐοντας* und Kriton p. 47 C: *τοὺς τῶν πολλῶν λόγους καὶ μηδὲν ἐπαϊόντων* dienen die Zusätze zur stärkeren Hervorhebung des in *ἰδιώτας* und *τῶν πολλῶν* nur noch unbestimmt enthaltenen Begriffs der Unkenntnis, während an der Stelle der Apologie *ἀκουσίων* begrifflich genau das selbe besagt wie das auf *ἄκων* zurückweisende *τοιούτων*. In den meisten neueren Ausgaben ist daher auch *καὶ ἀκουσίων* beseitigt. — Ebenso wurde c. 10 p. 23 E durch *καί* später mit *τῶν δημιουργῶν* verbunden das ursprünglich als Glosse zu *τῶν ῥητόρων* hinzufügte *τῶν πολιτικῶν*. Wie vorher (c. 8) die Handwerker *χειροτέχναι*, hier aber *δημιουργοί* heißen, so die Staatsmänner vorher *πολιτικοί*, hier *ῥήτορες*. An dem Überlieferten halten auffälligerweise einzelne neuere Herausgeber noch fest[1]). — Auch *τοὺς λόγους* c. 27 p. 37 C, das zunächst nur als Glosse zu *τὰς διατριβάς* hinzugefügt war, wurde, als es fälschlich in den Text hineingeraten war, später durch *καί* damit verbunden. An sich ist, wie Gorgias p. 484 C zeigt, gegen die Verbindung von *διατριβαί* und *λόγοι* durch *καί* nichts einzuwenden, aber die mangelnde Kongruenz der folgenden Adjektiva läßt sich nicht ausreichend damit erklären, daß *τοὺς λόγους* nur als 'erklärender Beisatz' (Uhle) zum Hauptbegriff hinzutrete, oder daß dieser letztere 'betont' sei (Bertram-Fritze). — Ebenso aufzufassen ist ferner *καὶ διαλεγόμενος αὐτῷ* c. 6 p. 21 C. An den von Uhle zitierten Stellen ist das an *δοκεῖ μοι* anakoluthisch angeknüpfte Partizip, wie auch hier *διασκοπῶν τοῦτον*, durch Nebensätze oder längere Satzteile davon getrennt, an unserer Stelle aber verliert die Konstruktion kaum etwas von ihrer Härte, wenn man mit den meisten neueren Herausgebern den Zusatz *καὶ διαλεγόμενος αὐτῷ* durch Gedankenstrich oder Komma von *ἔδοξέ μοι* abtrennt und so in die Parenthese mit hineinbezieht, oder wenn man das *καί* wegläßt. Eher schon wäre zu billigen, wie auch vermutet ist, daß der Zusatz ursprünglich unmittelbar nach *διασκοπῶν τοῦτον* gestanden habe. — Der selbe Vorgang ist endlich auch anzunehmen c. 20 p. 32 B, wo *ἐναντία ἐψηφισάμην* als Glosse zu *ἠναντιώθην* hinzugefügt war, dann aber in den Text hineingeriet und später durch *καί* damit verbunden wurde. Xenophon sagt von dem Widerstande des Sokrates gegen die von der Menge verlangte Abstimmung nur: *οὐκ ἠθέλησεν ἐπιψηφίσαι* (Memor. I, 1, 18), und von dem einiger anderer Prytanen: *οὐ φασκόντων προθήσειν τὴν διαψήφισιν* (Hell. I 6, 15), und ebenso nachher von allen außer Sokrates: *φοβηθέντες ὁμολόγουν πάντες προθήσειν πλὴν Σωκράτους τοῦ Σωφρονίσκου*. Vielleicht hat auch eine Abstimmung der Prytanen unter sich vor der allgemeinen Abstimmung stattgefunden, daß aber S. an unserer Stelle darauf Bezug genommen haben sollte (s. Uhle Anhang), ist wenig wahrscheinlich. Petersen in der zweiten Auflage der Schmelzerschen

[1]) Auch W. Aly, Anytos, der Ankläger des Sokrates. Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum, 1913 S. 175.

Ausgabe läßt den sonst in den meisten neueren Ausgaben schon eingeklammerten oder ganz weggelassenen Zusatz wider stehen, bezweifelt aber doch, ob man diese 'Ungenauigkeit' auch Platon zuschreiben dürfe. — Ein anderes aber ist das von einigen Herausgebern (nach Cobet) getilgte *καὶ* vor *λυπούμενος* c. 7 p. 21 E in dem Satze: *ἐφεξῆς ἦα — αἰσθανόμενος μέν, καὶ λυπούμενος καὶ δεδιώς, ὅτι ἀπηχθανόμην.* Man kann dort, wegen des nachfolgenden abhängigen Aussagesatzes, nicht die beiden letzteren Partizipia mit dem ersten koordinieren, auch ist nicht etwa (mit Uhle) eine zweimalige Begriffssteigerung durch jene anzunehmen; der Sinn ist vielmehr: ich bemerkte — teils mit Kummer, teils mit Furcht —, daß ich mich immer mehr verhaßt machte. Das erste *καί* zu beanstanden, liegt kein Grund vor.

Wie c. 19 p. 31 D *φωνή* wohl nur Dittographie war, so vielleicht ebendort auch das erste *πάλαι* in dem Satze: *εἰ ἐγὼ πάλαι ἐπεχείρησα πράττειν τὰ πολιτικά, πάλαι ἂν ἀπωλώλη.* Uhle glaubt die Widerholung durch die Annahme erklären zu können, daß sie 'das Zusammentreffen von Ursache und Wirkung' betone, und auch Wohlrab und Rösiger halten noch an dem Überlieferten fest. — Als Dittographie erklärt sich vielleicht auch c. 5 p. 21 A *ἑταῖρός τε καί* in dem Satze: *οὗτος ἐμός τε ἑταῖρος ἦν ἐκ νέου καὶ ὑμῶν τῷ πλήθει ἑταῖρός τε καὶ ξυνέφυγε τὴν φυγὴν ταύτην.* Sehr hart ist hier das Fehlen eines zweiten *ἦν*, außerdem aber ist ja Chärephon in ganz anderem Sinne der 'Freund' des Sokrates als des Demos und müßte in bezug auf den ersteren hier vielmehr, damit jedes Mißverständnis ausgeschlossen wäre, *φίλος* genannt sein. — Als Dittographie des Vorhergehenden ist ferner das zweite *γε* c. 26 p. 36 D zu beseitigen; nach *καὶ ταῦτα* war, worauf schon Heindorf hingewiesen hatte, eine weitere Hervorhebung durch diese Partikel nicht am Platze. — Dittographie war vielleicht auch das zweite *καὶ τιμωρεῖσθαι* c. 22 p. 33 D, jedenfalls kann die auffallende Widerholung nach dem gleichlautenden Schlusse des vorhergehenden Satzes nicht gestützt werden durch den Hinweis auf die zwei *βοηθοῦντες* gleich nachher (p. 34 B), da diese grammatisch nicht gleichwertig sind, sondern das erste einen hypothetischen, das zweite einen Temporalsatz vertritt. — Ebenso ist endlich auch c. 4 p. 19 E *οἷός τ' ἐστι* vielleicht nur irrtümliche Widerholung des vorhergehenden *οἷός τ' εἴη*, und weniger wahrscheinlich die Annahme einiger Herausgeber, daß nach *οἷός τ' ἐστι* stark zu interpungieren und danach aus dem vorhergehenden Satze *παιδεύειν ἀνθρώπους* zu ergänzen sei. Auch hier hat mit Recht Petersen Schmelzers wunderliche Erklärung der harten Anakoluthie in der zweiten Auflage von dessen Ausgabe beseitigt.

C. 26 p. 36 D würde, wenn *μᾶλλον* neben *οὕτως ὡς* dem ursprünglichen Texte angehörte, eine sehr auffällige Vermischung zweier Konstruktionen vorliegen. Fügt man aber, wie vorgeschlagen ist, vor *οὕτως* ein *ἢ* oder *οὐδ'* oder *καί* ein, dann ist nicht recht ersichtlich, warum der Redner zu dem jedermann verständlichen *μᾶλλον* (*ἤ*) das gleichbedeutende *οὕτως ὡς* hinzugefügt haben sollte. Richtiger hat wohl Schanz *μᾶλλον* als späteren Zusatz eingeklammert, obgleich auch dann nicht zu ersehen ist, warum es ein Glossator hinzugefügt hätte.

C. 32 p. 40 C ist in fast allen neueren Ausgaben *τοῦ τόπου τοῦ* eingeklammert, doch bemerkt dazu Uhle im Anhang: wenn man *τοῦ τόπου τοῦ ἐνθένδε* nach *τυγχάνει οὖσα* setze, wäre alles in Ordnung. Die Vermutung ist ansprechend, man könnte aber auch *ἐνθένδε* dort belassen, wo es überliefert ist und nur das zweite *τοῦ* tilgen; das wäre dann erst nachträglich hinzugefügt, als *τοῦ τόπου* an die falsche Stelle geraten und damit zu *μετοίκησις* statt zu *μεταβολή* gezogen war.

Bisweilen hat der Glossator durch seine Randbemerkungen den Text weniger erklären, als aus dem Vorrat seiner literarischen Kenntnisse ergänzen wollen. So fügte er c. 20 p. 32 B *Ἀντιοχίς* zu *ἡμῶν ἡ φυλή* am Rande hinzu; im Texte wäre der Name hier nicht nur ohne ein zweites *ἡ* sprachlich unkorrekt, sondern auch überhaupt ganz unangebracht, er ist daher auch in fast allen neueren Ausgaben entfernt. — Ebenso c. 15 p. 27 E *μήτε ἥρωας* neben *μήτε δαίμονας μήτε θεούς*. Wie vorher nur die *δαίμονες* den *θεοί* gegenübergestellt waren, so sind auch hier nur die neben diesen am Platze. — Auch *φροντιστής* c. 2 p. 18 B ist von den meisten Herausgebern beseitigt in dem Satze: *ὡς ἔστι τις Σωκράτης, σοφὸς ἀνήρ, τά τε μετέωρα φροντιστὴς καὶ τὰ ὑπὸ γῆς ἅπαντα ἀνεζητηκώς*. Der aus Aristophanes' 'Wolken' entnommene Ausdruck trennt hier gewaltsam die eng zusammengehörigen Begriffe *τὰ μετέωρα* und *τὰ ὑπὸ γῆς* (vgl. c. 10 p. 23 D), er ist auch in Verbindung mit dem Akkusativ nicht ausreichend beglaubigt.

Das *ἰών* endlich c. 17 p. 36 C glaubte der Glossator wohl nur deswegen hinzufügen zu müssen, weil vorher *εἰς ταῦτ' ἰόντα* bei *σῴζεσθαι* hinzugefügt war. Dies letztere ist als zusammenfassender Hinweis auf die vielen Tätigkeiten, denen sich die übrigen Athener hingaben, ganz am Platze, *ἰών* aber stört die Konzinnität der trotz ihrer Länge sonst durchaus übersichtlichen Periode in empfindlicher Weise und ist neben dem folgenden *ᾗα* vollends unerträglich; es ist daher auch von den meisten neueren Herausgebern weggelassen.

Der Unechtheit zwar auch verdächtig, aber meines Erachtens doch nicht sicher als unecht zu erweisen ist zunächst *Πάριος* c. 4 p. 20 A. Fehlen könnte es zwar sehr wohl, da Kallias gleich nachher (p. 20 B) auf die Frage des Sokrates, wer denn der Lehrer seiner Söhne sei und woher er stamme, die Antwort gibt: *Εὔηνος Πάριος*, aber es ist doch zu beachten, daß S. an der ersten Stelle nicht auch zu Kallias spricht, sondern zu den Richtern. — Ebenso könnte c. 27 p. 37 C *χρήματα* fehlen, ohne vermißt zu werden, da es sich aus dem vorhergehenden *χρημάτων* leicht ergänzt, vielleicht aber wollte doch der Redner durch die Widerholung des Wortes den Begriff besonders betonen. — Mindestens unnötig ist ferner c. 18 p. 30 C *ὑπὸ τοῦ θεοῦ* neben *προσκείμενον* zwischen dem vorhergehenden Satze: *μή τι ἐξαμάρτητε περὶ τὴν τοῦ θεοῦ δόσιν ὑμῖν* und dem gleich nachfolgenden: *οἷον δή μοι δοκεῖ ὁ θεὸς ἐμὲ τῇ πόλει προστεθηκέναι*. — Verdächtig bleibt auch *δέκα* bei *τοὺς στρατηγούς* c. 20 p. 32 B trotz der Be-

merkung neuerer Herausgeber, Platon habe die 'offizielle Bezeichnung' (Schneider) oder die 'staatsrechtliche Stellung' (Bertram-Fritze) der betreffenden Feldherren hervorheben wollen, oder er habe vielleicht vergessen, daß in Wirklichkeit nur sechs von ihnen vor Gericht standen (Petersen, zweite Auflage der Ausgabe von Schmelzer). Auch der Hinweis auf die Amtsbezeichnung *τριάκοντα* für eine Zeit, wo diese nicht mehr vollzählig waren, genügt nicht völlig, da ja von ihnen einzelne nach und nach ausschieden und ihre Zahl für die gerade in Betracht kommende Zeit nicht immer jedem geläufig sein mochte. — C. 25 p. 35E würde sowohl *ἐπὶ τούτῳ τῷ γεγονότι* als auch *τὸ γεγονὸς τοῦτο* nicht zum Schaden der Darstellung fehlen können, es ist auch das erstere von Baiter, das zweite von Cobet und Christ getilgt; vielleicht aber liegt doch hier nur eins jener *εἰκῇ λεγόμενα* vor, in denen sich die Apologie in gewollter Nachahmung der mündlichen Rede so oft ergeht. Daher hat auch wohl Schanz, der in der Gesamtausgabe *τὸ γεγονός* getilgt hatte, es in der Sonderausgabe wider aufgenommen. — Von den c. 2 p. 18AB dreimal kurz nacheinander den früheren Anklägern gemachten Vorwürfen der Lügenhaftigkeit haben die meisten neueren Herausgeber den ersten, *ψευδῆ*, getilgt, einzelne (v. Bamberg und Rösiger) auch den zweiten, *πολλὰ ἤδη ἔτη καὶ οὐδὲν ἀληθὲς λέγοντες*, und den dritten, *οὐδὲν ἀληθές*. Und allerdings würde auch hier die Darstellung nur gewinnen, wenn außer dem *ψευδῆ* wenigstens auch das zweite *οὐδὲν ἀληθές* ausgeschieden würde. Verdächtigt bleibt aber auch noch das mittlere der drei Glieder, da es ja gleich nachher nochmals heißt: *ἔπειτά εἰσιν οὗτοι οἱ κατήγοροι πολλοὶ καὶ πολὺν χρόνον ἤδη κατηγορηκότες*, als ob nicht vorher schon ausdrücklich und deutlich genug gesagt wäre, daß jene Ankläger des Sokrates zahlreich seien und ihn schon viele Jahre angefeindet hätten. Und doch läßt sich diese letztere Widerholung nicht ohne gewaltsame Durchbrechung der Konstruktion durch Weglassen des einen oder des anderen Satzgliedes beseitigen. — Auffällig sind ferner c. 15 p. 27E die zwei Akkusative in dem Satze: *οὐκ ἔστιν ὅπως ταῦτα οὐχὶ ἀποπειρώμενος ἡμῶν ἐγράψω τὴν γραφὴν ταύτην*. Die von Uhle aus Sophokles zitierten, zum Teil freilich sehr ähnlichen Beispiele für die Widerholung des selben Satzteils in verschiedenen Ausdrucksformen dürften für einen Prosaiker doch nicht ohne weiteres maßgebend sein, die Stelle im Kriton aber (c. 15 p. 54AB) *εἴπερ γέ τι ὄφελος αὐτῶν ἐστι τῶν σοι φασκόντων ἐπιτηδείων ὄντων* — ist deswegen nicht zú vergleichen, weil dort der Zusatz nicht seinem Inhalte nach dem Pronomen gleichwertig ist, sondern seinen besonderen Inhalt hat: Wenn die, sagt Kriton, die deine Freunde zu sein behaupten, wirklich deine Freunde sind, so werden sie in jedem Falle sich deiner Kinder annehmen. An unserer Stelle würde sich *τὴν γραφὴν ταύτην* als ursprüngliche Glosse zu *ταῦτα*, wie es einige auffassen, leicht erklären; *ταῦτα* aber als Akkusativ des Inhalts mit *ἀποπειρώμενος* verbunden, wie andere erklären (s. Král p. X), wäre doch neben *ὑμῶν* ziemlich überflüssig. Dadurch, daß man *τὴν γραφὴν ταύτην* durch Komma vom vorhergehenden abtrennt (Rösiger), wird wenig gewonnen. — Da Meletos Sokrates nicht

wegen naturwissenschaftlicher Studien, sondern (nach p. 19 A) nur im Vertrauen auf den üblen Ruf, in den ihn Aristophanes wegen solcher Studien gebracht hat, der Gottlosigkeit anklagt, so hatte Schanz in der Gesamtausgabe den Satz c. 3 p. 19 C: *μή πως ἐγὼ ὑπὸ Μελήτου τοσαύτας δίκας φύγοιμι* eingeklammert, und mehrere andere Herausgeber waren ihm darin gefolgt. In der Sonderausgabe nahm ihn Schanz zwar wider auf, aber mit der Konjektur *Μελήτων* für *Μελήτου*, und auch das hat dann Billigung gefunden. *Μέλητοι* im Sinne 'Leute wie Meletos' ist gewiß durch die beigebrachten Beispiele an sich hinreichend gesichert, es würden aber doch die Zuhörer kaum herausgehört haben, daß damit hier die Vertreter jener Studien gemeint seien, die durch die Prüfungen des Sokrates sich in ähnlicher Weise verletzt gefühlt hätten wie Meletos, Anytos und Lykon als Vertreter der Dichtkunst, des Handwerks und der Politik. Vielleicht war doch der Satz ursprünglich nur Randbemerkung eines Glossators zu dem nachfolgenden: *ἀλλὰ γὰρ ἐμοὶ τούτων οὐδὲν μέτεστιν.* — Wenn sich c. 31 p. 40 B das *ἐνταυθοῖ* vor *ἐπὶ τὸ δικαστήριον* auf den erhöhten Standpunkt im Gerichtssaale bezöge, von dem aus der Angeklagte seine Verteidigungsrede hielt, dann wäre allerdings der Zusatz als mißverständliche Ergänzung des Textes mit Schanz zu entfernen; da aber der erste der drei Sätze sich auf den Aufbruch des Sokrates aus seinem Hause, und der dritte auf sein Auftreten vor den Richtern bezieht, so kann der mittlere nur auf seinen Weg vom Hause zum Gerichtshofe bezogen werden, und der Zusatz *ἐπὶ τὸ δικαστήριον* kann ursprünglich Glosse gewesen sein, an sich aber läßt sich dagegen ebensowenig etwas einwenden, wie wenn wir auf deutsch sagten: als ich hierher in den Gerichtshof kam. — In dem Satze c. 31 p. 40 A: *ἄγε δὴ οἰηθείη ἄν τις καὶ νομίζεται* läßt sich trotz der von Uhle beigebrachten Parallelstelle (Charmides p. 156): *ταῦτα οὕτω λέγουσί τε καὶ ἔχει* und trotz der von Schneider zitierten Schillerschen Überschrift: 'Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?' den Verdacht wohl nicht abweisen, daß der Zusatz *καὶ νομίζεται* späteren Ursprungs sei.

Zur Charakteristik des von Nitsche und v. Bamberg angewandten Verfahrens hier nur ein paar kurze Bemerkungen. In dem von ihnen für interpoliert gehaltenen zehnten Kapitel soll die Bemerkung des Sokrates (p. 23 C), daß auch seine jungen Freunde es machten wie er und andere prüften, nicht mit dem übereinstimmen, was er später (c. 30 p. 39 C) von ihnen sagt, daß sie das erst nach seinem Tode tun werden: *πλείους ἔσονται ὑμᾶς οἱ ἐλέγχοντες, οὓς νῦν ἐγὼ κατεῖχον.* Dies letztere heißt aber doch nur, daß er sich bemühte, sie zurückzuhalten, und der Sinn ist also, wie auch mehrere Herausgeber bemerken, der, daß sie nach seinem Tode bei ihren Menschenprüfungen rücksichtsloser vorgehen werden als bisher, wo er ihrem jugendlichen Übereifer, soweit er es vermochte, entgegentrat. In den Satz aber: *χαίρουσιν ἀκούοντες ἐξεταζομένων τῶν ἀνθρώπων* wie in den fast gleichlautenden c. 22 p. 33 B C: *ὅτι ἀκούοντες χαίρουσιν ἐξεταζομένοις τοῖς οἰομένοις μὲν εἶναι σοφοῖς, οὖσι δ' οὔ* wird ganz einseitig der Sinn hineingelegt, daß jene jungen Freunde nur ihren Spaß (iocus) daran gehabt hätten, zuzuhören, wenn

er diejenigen, die sich einbildeten, weise zu sein, auf ihr Wissen hin prüfte, was denn freilich mit denjenigen Stellen nicht im Einklang stehen würde, an denen diese Prüfungen als eine für das Seelenheil der Beteiligten sehr ernste Sache dargestellt werden. Und wenn ferner geltend gemacht wird, daß in c. 10 in auffallender Weise die Ausdrücke sich häufen, die ebenso oder ähnlich an andern Stellen der Apologie vorkommen, so ist auch dies Argument mit Vorsicht zu benutzen. Wie wenig derartige Wiederholungen die Unechtheit einer Stelle beweisen, zeigt z. B. der Ausdruck *οὔτε μέγα οὔτε μικρόν*, der außer dort (p. 24 A) auch an zwei anderen Stellen (c. 3 p. 19 C und c. 14 p. 26 B) vorkommt; man müßte also konsequenterweise auch von diesen, bisher noch von keiner Seite angefochtenen Stellen die eine oder die andere für unecht halten. Es durfte daher auch nicht auf solche Beobachtungen hin von der Sprache dieses Kapitels gesagt werden, sie sei der Sprache Platons 'mühselig und kleinlich' (Nitsche) nachgebildet. Wenn aber auch die Versuche der genannten Kritiker, eine Reihe längerer Abschnitte der Apologie als absichtlich eingeschobene Erweiterungen des Textes zu erweisen, wie schon bemerkt, allgemeine Mißbilligung gefunden haben, so sind vielleicht doch in den von ihnen angefochtenen Abschnitten einige Einzelsätze, darunter auch solche, die von ihnen nicht besonders beanstandet waren, als ursprüngliche Randbemerkungen auszuscheiden.

C. 29 heißt es in dem von v. Bamberg eingeklammerten Teile p. 38 D: *ἴσως με οἴεσθε, ὦ ἄνδρες, ἀπορίᾳ λόγων ἑαλωκέναι τοιούτων, οἷς ἂν ὑμᾶς ἔπεισα, εἰ ᾤμην δεῖν ἅπαντα ποιεῖν καὶ λέγειν, ὥστε ἀποφυγεῖν τὴν δίκην. πολλοῦ γε δεῖ. ἀλλ' ἀπορίᾳ μὲν ἑάλωκα, οὐ μέντοι λόγων, ἀλλὰ τόλμης καὶ ἀναισχυντίας* usw. Den Zusatz *τοιούτων . . . δίκην* hatte Nitsche a. a. O. p. 312 als Glossem verworfen mit der Begründung, daß er den Gedankengang verwirre und den folgenden Worten des Sokrates, aus denen er geschöpft sei, vorgreife. Das ist gewiß richtiger als die Bemerkung von Schanz, daß *λόγων* allein doch eine nähere Bestimmung vermissen lasse.

Den Eindruck eines Glossems macht eben dort nachher (p. 39 A) auch die Stelle: *καὶ ἄλλαι μηχαναὶ πολλαί εἰσιν ἐν ἑκάστοις τοῖς κινδύνοις, ὥστε διαφεύγειν θάνατον, ἐάν τις τολμᾷ πᾶν ποιεῖν καὶ λέγειν.* Nach dem vorhergehenden Vergleich eines Angeklagten mit einem vom siegreichen Gegner Verfolgten erscheint die weitere Ausdehnung auf irgendwelche andere Gefahren ziemlich müßig. Auch die sprachliche Fassung ist nicht ohne Anstoß; für *ἑκάστοις* erwartet man *ἄλλοις*, und die Worte *ὥστε διαφεύγειν θάνατον* usw. erinnnern auffallend an den soeben besprochenen Satz vorher: *εἰ ᾤμην δεῖν* usw. In bezug auf den Inhalt aber dürfte auch hier die Bemerkung von Schanz nicht ausreichen: 'Der Gedanke knüpft an die schimpflichen Handlungen, die vom Tode retten, an, biegt dann aber von dem Einzelfall der *μάχαι* zur allgemeinen Bezeichnung der Gefahren ab.'

Am Schlusse des Kapitels stellt sich der Verurteilte dreimal seinen Anklägern scharf gegenüber: *καὶ νῦν ἐγώ μέν, ἅτε βραδὺς ὢν καὶ πρεσβύτερος, ὑπὸ τοῦ βραδυτέρου ἑάλων, οἱ δ' ἐμοὶ κατήγοροι, ἅτε*

δεινοὶ καὶ ὀξεῖς ὄντες, ὑπὸ τοῦ θάττονος, τῆς κακίας. καὶ νῦν ἐγὼ μὲν ἄπειμι ὑφ' ὑμῶν θανάτου δίκην ὀφλών, οὗτοι δ' ὑπὸ τῆς ἀληθείας ὠφληκότες μοχθηρίαν καὶ ἀδικίαν. καὶ ἐγώ τε τῷ τιμήματι ἐμμένω καὶ οὗτοι. In dem ersten der drei Sätze wird das Unterliegen des S. dargestellt unter dem Bilde 'eines Wettlaufs, bei dem die Paare zusammengestellt sind, wie sie nach ihrer Körperbeschaffenheit zueinander passen, der alte langsame S. mit dem Tode, die kräftigeren und rascheren Ankläger mit der Schlechtigkeit'. So Schneider und ähnlich auch Bertram-Fritze. Völlig durchführen ließ sich freilich, wie Schanz bemerkt, dieser Gegensatz nicht, weil zwar S. ein alter, langsamer Mann war, die Kläger aber nicht alle junge, rasche Leute. Im zweiten Satze ist zwar das verschiedene Tempus der beiden Partizipia von den Herausgebern hinreichend erklärt, auch braucht man nach dem, was der Redner schon mehrfach über seine Ankläger geäußert hat, hier nicht etwa mit v. Bamberg noch einen besonderen Nachweis ihrer Schlechtigkeit zu vermissen, es wird aber doch darin eigentlich nichts weiter gesagt, als was schon im ersten Satze gesagt war. Daß er, wie Schanz erklärt, das, was der erste bildlich ausdrücke, ohne Bild wiederhole, trifft nicht ganz zu, da doch auch hier die Wahrheit nur bildlich den wirklichen Richtern als Richterin gegenübergestellt ist. Vielleicht war dieser zweite Satz ursprünglich nur als eine Art Umschreibung des ersten am Rande beigeschrieben. Das im dritten erwähnte τίμημα würde in bezug auf die Ankläger auch ohne den zweiten verstanden werden; ihnen war ja vorher deutlich genug πονηρία und κακία vorgeworfen.

In dem nach dem Urteile Nitsches und v. Bambergs ganz interpolierten zehnten Kapitel scheint wenigstens ein kurzer Satz dem ursprünglichen Texte nicht angehört zu haben. Wenn nämlich dort p. 23 C von den Schülern des Sokrates gesagt wird: χαίρουσιν ἀκούοντες ἐξεταζομένων τῶν ἀνθρώπων καὶ αὐτοὶ πολλάκις ἐμὲ μιμοῦνται, und gleich nachher von den von ihnen Geprüften: ἐντεῦθεν οὖν οἱ ὑπ' αὐτῶν ἐξεταζόμενοι ἐμοὶ ὀργίζονται, ἀλλ' οὐχ αὑτοῖς, so erscheint das, was dazwischen an μιμοῦνται noch weiter angeschlossen wird — εἶτα ἐπιχειροῦσιν ἄλλους ἐξετάζειν — nicht nur, wegen der Anknüpfung durch εἶτα, sprachlich hart, sondern auch inhaltlich nicht recht am Platze, da doch das μιμεῖσθαι eben in dem ἐξετάζειν besteht und also beide Fähigkeiten zusammenfallen. Man hat εἶτα im logischen Sinne gedeutet ('und infolgedessen' 'und so') oder μιμοῦνται in μιμούμενοι geändert; richtiger aber ist wohl anzunehmen, daß der Satz ἐπιχειροῦσιν ἄλλους ἐξετάζειν ursprünglich nur als Glosse zu μιμοῦνται hinzugefügt war und, nachdem er fälschlich in den Text hineingeraten, später durch εἶτα damit verbunden wurde. Nach Králs Angabe soll auch Schanz ihn für unecht gehalten haben.

In dem von v. Bamberg gleichfalls für interpoliert gehaltenen achtzehnten Kapitel klingt nach der Aufforderung an die Richter (p. 30 C), nicht zu murren, die nochmalige Aufforderung: ἀλλὰ μηδαμῶς ποιεῖτε τοῦτο sehr matt; vielleicht war auch sie ursprünglich nur eine, allerdings recht überflüssige und ungeschickte Randbemerkung zu dem, was

unmittelbar vorhergeht: ich will euch nämlich noch etwas anderes sagen, worüber ihr vielleicht murren werdet.

Seine Menschenprüfungen, sagt Sokrates c. 17 p. 28 E bis 29 B, könne er nicht aufgeben, nur um der Verurteilung zum Tode zu entgehen. Todesfurcht sei der Wahn, sich für weise zu halten, ohne es zu sein; denn sie bestehe darin, daß man zu wissen glaube, was man nicht weiß. Niemand wisse ja, ob nicht der Tod vielleicht das höchste Gut sei, die Leute fürchteten ihn aber, als ob sie wüßten, daß er das größte Übel sei . . . Er könne sich vielleicht deswegen weiser nennen als andere, weil er über die Dinge im Hades, was er nicht wisse, auch nicht zu wissen glaube. Zwischen den beiden letzten Sätzen dieser Darlegung steht nun wie eine Parenthese eingeschoben die Frage: *καὶ τοῦτο* (so die meisten neueren Ausgaben, *καίτοι* die übrigen) *πῶς οὐκ ἀμαθία ἐστὶν αὕτη ἡ ἐπονείδιστος, ἡ τοῦ οἴεσθαι εἰδέναι, ἃ οὐκ οἶδεν*; mit Beziehung offenbar auf die früher (c. 6 ff.) erwähnten Prüfungen, bei denen sich die Unwissenheit der Geprüften ergeben hatte. Sie unterbricht hier störend den Gang der Beweisführung und macht den Eindruck einer irrtümlich in den Text hineingeratenen Randbemerkung, durch die der Glossator, um seine Vertrautheit mit dem Inhalt der Schrift zu zeigen, auf das Ergebnis jener Prüfungen hinweisen wollte. Mit Recht dürfte daher auch v. Bamberg in seiner Ausgabe diesen Satz eingeklammert haben.

Dem von anderer Seite Beanstandeten fügen wir nun noch einige eigene Athetesen hinzu.

Auf die Frage des S., ob er denn behaupte, daß er, Sokrates, Sonne und Mond nicht als Götter anerkenne, hat Meletos c. 14 p. 26 D geantwortet, das behaupte er allerdings, da er ja die Sonne für einen Stein und den Mond für Erde halte. Worauf dann S. nach der Überlieferung entgegnet: *Ἀναξαγόρου οἴει κατηγορεῖν, ὦ φίλε Μέλητε, καὶ (ἢ? ἢ καὶ?) οὕτω καταφρονεῖς τῶνδε καὶ οἴει αὐτοὺς ἀπείρους γραμμάτων εἶναι, ὥστε οὐκ εἰδέναι, ὅτι τὰ Ἀναξαγόρου βιβλία τοῦ Κλαζομενίου γέμει τούτων τῶν λόγων;* Schanz und Bertram-Fritze fassen das Ganze als Aussagesatz, und ersterer will das erste *Ἀναξαγόρου* tilgen und dafür ein *ἐμοῦ* hinzudenken (!), letzterer es durch *Σωκράτους* oder *Ἀνεξελέγκτως* ersetzen. Richtiger nimmt man, wie es die übrigen Herausgeber tun, rhetorische Frage an, so daß S. erstaunt den M. fragt, ob er vielleicht den Anaxagoras als Angeklagten vor sich zu haben glaube. Dann kann wohl das erste *Ἀναξαγόρου* stehen bleiben, das zweite aber war für die Zeitgenossen unnötig und wohl ursprünglich nur Glosse zu *τοῦ Κλαζομενίου*.

Als S., nachdem er schuldig gesprochen ist, zum zweiten Male das Wort ergreift, um gegen die von den Anklägern beantragte Todesstrafe seinen Gegenantrag zu stellen, motiviert er zunächst, warum er sich der Speisung im Prytaneion für würdig halte; da er jedoch selbst einsehen muß, daß die Richter dies nur als Hohn auffassen können, so erwägt er weiter der Reihe nach verschiedene andere Möglichkeiten, Gefängnis, Geldstrafe und Verbannung, und kommt zuletzt nochmals auf

die Geldstrafe zurück. 'Wenn ich', sagt er c. 28 p. 38 B, 'Geld hätte, so würde ich soviel beantragen, wie ich bezahlen könnte. Das würde vielleicht eine Silbermine sein. Soviel also beantrage ich. Meine hier anwesenden Freunde aber fordern mich auf, dreißig Minen zu beantragen, sie wollen für die Zahlung Bürgschaft leisten. Soviel also beantrage ich. Sie werden euch zuverlässige Bürgen sein.' Sollte er wirklich in dieser Weise unmittelbar nacheinander zuerst eine und dann dreißig Minen beantragt haben? Schanz[1]) bemerkt, er beantrage zuerst für sich eine Belohnung, nämlich lebenslängliche Speisung im Prytaneion, dann aber 'in sehr inkonsequenter Weise' zwei Geldstrafen, zuerst eine kleine, dann eine größere. Rösiger: '. . . anscheinend eine starke Inkonsequenz. Mit großer Gleichgültigkeit, als ob es dasselbe sei, eine oder dreißig Minen zu zahlen, behandelt S. den Fall der Geldbuße; für ihn war es tatsächlich gleich.' Ivo Bruns[2]): 'Der platonische S. stellt nicht einen, sondern zwei Anträge. Er äußert zunächst das stolze Wort, als dem Wohltäter der Stadt solle man ihm die Speisung im Prytaneion zuerkennen, dann aber versteht er sich dazu, eine Geldstrafe von einer Mine gegen sich zu erkennen, die er sogleich auf Zuruf seiner Freunde, die für ihn bürgen wollen, auf dreißig steigert.' Bertram-Fritze zu *μνᾶν ἀργυρίου*: 'Diese Abschätzung kann ernst gemeint sein . . . Der folgende Strafantrag von dreißig Minen ist, wenigstens von den Freunden des S., unzweifelhaft ernst gemeint.' Schmelzer: 'Ja, wenn ich Geld hätte, würde ich eine beliebige Summe nennen (*ὅσα ἔμελλον ἐκτίσειν*); denn ich achte das Geld nicht; damit ihr aber den guten Willen seht — das ist ungefähr der Gedanke des scherzenden Schlußsatzes — will ich eine Mine bezahlen, und, wenn Krito und Platon usw. sich gar nicht beruhigen, meinetwegen auch dreißigmal soviel, dafür müssen sie dann aber aufkommen.' Mit diesen letzteren Ergänzungen wäre zwar der Gedankengang ganz erträglich, aber die lassen sich doch aus dem Texte so ohne weiteres nicht herauslesen. Vielleicht liegt nur Dittographie vor: die Worte *τιμῶμαι οὖν τοσούτου* wurden in umgekehrter Folge — *τοσούτου οὖν τιμῶμαι* — schon an der Stelle, wo sie jetzt stehen, vorweggenommen, oder sie waren in dieser Reihenfolge als Variante aus einer anderen Handschrift an den Rand geschrieben und gerieten später an falscher Stelle mit in den Text hinein. Läßt man sie dort weg, dann würde also als förmlicher Antrag hier nur der auf Zahlung von dreißig Minen übrig bleiben, die Aufforderung der Freunde aber, diesen Antrag zu stellen, könnte dann in der Zwischenzeit zwischen der ersten und zweiten Rede, während die Richter über die Schuldfrage abstimmten, oder schon vor der ganzen Gerichtsverhandlung geschehen sein. — Vielleicht könnte man auf diesem Wege noch weiter gehen und vorher (c. 26 p. 36 D) auch den förmlichen Antrag auf Speisung im Prytaneion als fremden Zusatz beseitigen: *εἰ οὖν δεῖ με κατὰ τὸ δίκαιον τῆς ἀξίας τιμᾶσθαι, τούτου τιμῶμαι, ἐν πρυτανείῳ σιτήσεως.* Der vorausgehende Nachweis

[1]) Einleitung zur Sonderausgabe S. 80.
[2]) Das literarische Porträt der Griechen S. 220.

des S., daß er dieser Ehrung würdiger sei als die Sieger in Olympia, würde auch ohne ihn einem solchen ziemlich gleichkommen und ihn gewissermaßen in sich schließen, der Gedankengang aber der ganzen zweiten Rede würde nur gewinnen, wenn so die drei nacheinander gestellten Gegenanträge auf den einen, mit dem sie schließt, reduziert wären. Auch in seiner sprachlichen Fassung ist der erste dieser drei Anträge nicht ganz einwandfrei; *κατὰ τὸ δίκαιον* und *τῆς ἀξίας* besagen doch eigentlich das selbe und erinnern an das vorhergehende *κατὰ τὴν ἀξίαν τιμᾶσθαι, ἐν πρυτανείῳ σιτήσεως* aber als Apposition zu *τούτου* ist auch nicht besonders glücklich ausgedrückt. In einer Glosse würden derartige Unebenheiten weniger auffallen.

C. 31 p. 40 B hat S. ausgeführt, sein Daimonion sei ihm nicht entgegengetreten, weder als er morgens sein Haus verließ, noch als er zum Gerichtshof hinaufstieg, noch auch bei irgendeiner Äußerung, die er in seiner Verteidigungsrede zu tun im Begriff stand, während bei seinen früheren Reden dessen abmahnende Stimme oft genug sich bemerkbar gemacht habe. Unmittelbar nachher aber sieht nun der Leser die so spezialisierte Angabe, wenn auch in allgemeinen Ausdrücken, widerholt: *νῦν δὲ οὐδαμοῦ περὶ ταύτην τὴν πρᾶξιν οὔτ' ἐν ἔργῳ οὐδενὶ οὔτ' ἐν λόγῳ ἠναντίωταί μοι.* Es läßt sich wohl der Verdacht nicht abweisen, daß ursprünglich ein Glossator diesen zweiten Satz am Rande hinzufügte, nur um das vorher breit Ausgeführte in knapperer Form zusammenzufassen. Und ebenso ist dort vielleicht auch der jedenfalls entbehrliche Satz: *μέγα μοι τεκμήριον τούτου γέγονεν* nach der vorhergehenden Ankündigung — *τί οὖν αἴτιον εἶναι ὑπολαμβάνω; ἐγὼ ὑμῖν ἐρῶ* — nur späterer Zusatz von fremder Hand. Daß auch hier die ganze Darstellung durch Ausscheiden der beiden Sätze an Straffheit gewinnen würde, wird man wohl zugeben.

An der schon oben behandelten Stelle c. 3 p. 19 C, wo S. erklärt, daß er von den ihm zum Vorwurf gemachten naturwissenschaftlichen Studien in Wirklichkeit nichts verstehe, flicht er die Bemerkung ein, daß er das nicht sage, um die Vertreter dieser Studien zu verunglimpfen: *καὶ οὐχ ὡς ἀτιμάζων λέγω τὴν τοιαύτην ἐπιστήμην, εἴ τις περὶ τῶν τοιούτων σοφός ἐστιν.* Da hier der Wennsatz nichts weiter besagt, als was schon in den Worten *τὴν τοιαύτην ἐπιστήμην* deutlich genug enthalten ist, so rührt auch er wohl nicht von der Hand des Schriftstellers, sondern von der des Glossators her.

Und dasselbe gilt endlich vielleicht auch noch von dem Satze c. 20 p. 32 C: *οἷα δὴ καὶ ἄλλοις ἐκεῖνοι πολλοῖς πολλὰ προσέταττον, βουλόμενοι ὡς πλείστους ἀναπλῆσαι αἰτιῶν*, im Anschluß an die Erzählung des S., daß ihm die Dreißig aufgetragen hätten, mit vier andern Bürgern den Leon aus Salamis zur Hinrichtung nach Athen zu schaffen. Bei dem eifrigen Demokraten Lysias, der ja jeden Anlaß benutzt, um das Treiben der Dreißig in den stärksten Ausdrücken zu brandmarken, fällt es nicht auf, wenn er ihnen auch den Vorwurf macht, daß sie Mitbürger, um sie an sich zu fesseln, zur Teilnahme an ihren Schandtaten zwangen (XII 93: *οὐ τῶν ἀγαθῶν κοινούμενοι πιστοὺς ὑμᾶς ἐκτῶντο, ἀλλὰ τῶν ὀνειδῶν μεταδιδόντες εὔνους ᾤοντο εἶναι*)

für S. aber lag eine erkennbare Veranlassung nicht vor, hier ein derartiges allgemeines Urteil über ihre Motive einzufügen. Weitere Beweisgründe für die Unechtheit der Stelle lassen sich freilich nicht beibringen.

Fassen wir zum Schluß das Ergebnis unserer Untersuchungen kurz zusammen: Eine längere Reihe meist einzelner Ausdrücke oder kurzer Satzteile müßten als ursprüngliche Glossen oder einfache Versehen von Abschreibern mehr, als bisher geschehen ist, aus dem Texte unserer Ausgaben entfernt werden; über eine geringere Anzahl läßt sich, wenn auch der Verdacht der Unechtheit nicht abgewiesen werden kann, aus Mangel an sicheren Kriterien eine bestimmte Entscheidung nicht treffen. Eigentliche Interpolationen, wie sie Nitsche und v. Bamberg nachzuweisen versucht haben, sind nicht anzunehmen, doch könnten einige in den von ihnen verdächtigten längeren Abschnitten enthaltene Einzelsätze und außerdem auch noch einige andere, die bisher überhaupt nicht beanstandet waren, ebenfalls als ursprüngliche Randbemerkungen eines Glossators ausgeschieden werden.

Husum. Heinr. Kruse.

Textkritisches zu Aeschylus II

Eum. 791 = 821 *ἰὼ μεγάλατοι κόραι δυστυχεῖς*
Νυκτὸς ἀτιμοπενθεῖς.

Diese Lesung der ältesten Drucke (Aldina 1518, Robortellus 1552)[1]) möchte ich gegen die, wie es scheint seit Canter (Plantin 1580) herrschende Vulgata *μεγάλα τοι* verteidigen.

Die Annahme einer sonst vermiedenen Form des Dochmius fordert eine zusammenfassende Behandlung der seltenen und fraglichen Varianten dieses Maßes bei Aeschylus.

Als Dochmien müssen alle rhythmischen Glieder gelten, die mit normalen Dochmien (⏑⏓⏓—⏑⏓⏓, —⏑⏑—⏑—, ⏓⏑⏑⏑⏑⏑⏓⏓, ⏓⏑⏑———) strophisch respondieren, ohne daß der Verdacht auf Korruptel vorliegt. Fraglich sind solche Formen, die nur zwischen sicheren Dochmien oder gar nur vor oder hinter solchen bezeugt sind; hier steht meist jambische Messung mit zur Wahl. Die Entscheidung hängt ab von dem metrischen Charakter der Umgebung und der Qualität (d. h. vor allem der sonstigen Bezeugung) der in Frage kommenden dochmischen oder jambischen Kola. Wo andere Messungen versagen, mag man auch stärker von der Norm abweichende Dreiheber (z. B. ⏑——⏑⏑—) als Dochmien bezeichnen.

Die Untersuchung des Materials führt zu folgenden zwei Beobachtungen: Länge einer Senkung ist regelmäßig verbunden mit Auflösung einer Hebung, in der Regel der ersten: Auflösung der zweiten Hebung ist, auch bei kurzen Senkungen, regelmäßig verbunden mit Auflösung der ersten.

Mit den Ausnahmen, scheinbaren und echten, verhält es sich folgendermaßen.

———⏑—[2]). Nie in Responsion mit sicheren Dochmien. Eum. 781 *ἐν γᾷ τᾷδε φεῦ*, wenn heil, kann sp cr sein (es folgt cr ia). Der Schlußvers der Perser *πέμψω τοί σε δυσθρόοις γόοις* ist ebenso wie Eum. 967 ~ 987 (Strophenschluß) sp cr ia. Über Sept. 927 (sp cr ba) s. o. S. 236[2]. Choeph. 969 und Prom. 688. 692 (Wil.) sind textkritisch unsicher.

---

[1]) Ich kenne sie aus dem hiesigen Plantin-Museum.

[2]) Bei Sophokles meist so, daß die lange Senkung Interjektion ist: Ant. 1275. 1276. 1300. 1317. Trach. 1024, Ausnahme Ant. 1311, der Anapher zuliebe. Oed. Col. 836 KP. *εἴργου*. XO. *σοῦ μὲν οὔ* gehört nicht hierher, da Kreon nicht singt.

⏑ — — — — —[1]). Kein sicherer Beleg. Über Sept. 102 (*νύν*) s. o. S. 235. Eum. 960 ~ 981 ⏑ — — — — — ⏑⏑ — — — (zwischen Daktylen) ist von Schroeder jambisch gemessen (ba sp ch sp). Die Unterdrückung der Senkungen stimmt zu dem Gewicht des Textes.

⏑ — ⏑⏑⏑ —[2]). Nie in Responsion mit normalen Dochmien. Ein sicherer Beleg wegen Unmöglichkeit anderer Deutung Suppl. 635 ~ 648 ⏑⏑⏑ — ⏑ — | ⏑ — ‘⏑⏑’ ⏑ —. Die selbe Messung wahrscheinlich in den mit dieser fast identischen Zeilen Suppl. 430 ~ 435[3]) Choeph. 406 ~ 418, wo jedoch auch jambische Messung möglich ist (cr ia cr). — Sept. 127 *σύ τ᾽ ὦ Διογενές* miß ⏑ — — ⏑⏑ — (s. u.), da auch bei den Tragikern das *ι* regelmäßig lang, nie sicher kurz ist. Pers. 1033 *γοᾶσθ᾽ ἁβροβάται* kann ebenso gemessen werden. — Choeph. 970 lies *ἰδεῖν θρευμένοις*, vgl. 78 *θρεῦμαι*. — Sept. 87 lies *θεαί τ᾽ ὄρμενον*, vgl. Suppl. 422, Agam. 429. 1409. — Sept. 92: wenn die Ergänzung *εὐ - τρεπὴς ἐπὶ π(τ)όλιν - διώκων ⟨πόδα⟩* richtig ist, lies *εὐ - τρεπῆ ᾽πὶ πτόλιν*, vgl. Prom. 741 *μηδέπω ᾽ν προοιμίοις*. — Eum. 840f. (cr cr ba cr cr) und Prom. 573f. (δ ia ia cr cr sp) können jambisch abgeteilt werden. — Über Eum. 791 *ἰὼ μεγάλα τοι* s. u.

— — ⏑⏑⏑ —[4]). Ein sicherer Beleg, Sept. 164 *᾽Όγκα πρὸ πόλεως*, in Responsion mit — ⏑⏑ — ⏑ —. Der Text ist bestätigt durch 501 *᾽Όγκα, ἥτ᾽ ἀγχίπτολις πύλαισι γείτων*. Jeder Versuch, durch Konjektur das Metrum zu bessern, führt zu einer Verkürzung des auslautenden Vokals von *᾽Όγκα* vor anlautendem Vokal, und diese erlaubt Aeschylus in Dochmien nur bei Interjektionen (Prom. 577, Sept. 86, Agam. 1125, Eum. 143. 255), wo er den Hiat auch ohne Vokalverkürzung zuläßt. — Suppl. 885 *ἀτᾷ μ᾽· ἅλαδ᾽ ἄγει* (*ἅλαδ᾽* statt *αλδα* Schütz) ist unsicher, da 896 *ἔχιδνα δ᾽ὥς με* [, also ⏑ — ⏑ — [. . ., zu respondieren scheint.

⏑ — ⏑⏑ — —[5]). Ein zunächst noch fraglicher Beleg, Eum. 791 = 821 *ἰὼ μεγάλατοι* (zwischen Dochmien). Metrisch ist diese Form der eben behandelten — — ⏑⏑⏑ — gleichwertig: in beiden Fällen ist die aufgelöste Hebung statt der ersten die zweite. Da dies auch bei kurzer Senkung nur ausnahmsweise vorkommt, ist die Vereinzelung bei langer, besonders bei der an und für sich seltenen langen zweiten Senkung, ganz natürlich.

Als Dochmien in erweitertem Sinn des Wortes können folgende zwei Glieder gelten:

[1]) Bei Sophokles nur Ant. 1341 *σέ τ᾽ αὖ τάνδ᾽· ὦ μοι* (vgl. die vorige Anm.), und Philokt. 395. 510. Unsicher Ant. 1289 *τί φῄς, ὦ παῖ τίνα* (lies etwa *τίν᾽ ὦ παῖ, τίν᾽ αὖ*; es respondiert 1266 *ἰὼ παῖ νέος*).

[2]) Bei Sophokles Aias 879 (Anapher). Unsicher 1273 *θεὸς τότ᾽ ἄρα τότε μέγα βάρος μ᾽ ἔχων*, da die Änderung *θεός ἄρα θεός με τότε βάρος ἔχων μέγα* außer besserem Stil auch buchstäbliche Responsion mit 1296 erreicht.

[3]) *μενειδρει M*, *μένει δορί* Boissonade richtig; *μένει ᾽Αρει* verstößt gegen die Prosodie, s. u.

[4]) Bei Sophokles Philokt. 1092 *εἴθ᾽ αἰθέρος ἄνω*.

[5]) Bei Sophokles kein Beispiel; auch bei Euripides keines.

⏑⏑⏑—⏑⏑— Suppl. 349 ~ 361 (zwischen Dochmien). Sept. 892. 93 ~ 904. 5 (zwischen Dochmien); wahrscheinlich auch Sept. 127 (*Δῖογενές*). Pers. 1073.

—⏑—⏑— Prom. 577 ~ 595, 584 ~ 604, Sept. 566 (*εἰ θεοὶ θεοί*)[1]) ~ 629 (*ἔκτοθεν βαλών*), Suppl. 634 ~ 646.

Andere Varianten des Dochmius fehlen bei Aeschylus[2]).

Zurück zu Eum. 791. Vom metrischen Gesichtspunkt aus entfernt sich *ἰὼ μεγάλᾱτοι* nicht wesentlich weiter von der Norm als *ἰὼ μεγάλᾱ τοι*. Daß es sprachlich und stilistisch den Vorzug verdient, wird einleuchten. Das Adjektiv *μεγάλατος*, das auch Pers. 1017, *τί δ' οὐκ ὄλωλεν, μεγάλατε, Περσᾶν*, überliefert ist, wurde bisher von den meisten verworfen. Wilamowitz hat es in den Persern wider eingesetzt, und wer sich an *Π* 685 *μέγ' ἀάσθη* und an Aesch. fr. 417 *ἆσαι· βλάψαι* erinnert, wird das Kompositum anerkennen und bewundern. In den Eumeniden ist die Vulgata *ἰὼ μεγάλα τοι κόραι δυστυχεῖς* stilistisch matt und wegen der adverbialen Verwendung von *μεγάλα* vielleicht sogar sprachlich zu beanstanden. Dagegen 'Weh, wir schwerbetrogenen, unglücklichen, der Ehre beraubten Töchter der Nacht', darin liegt Aeschyleische Wucht.

z. Z. Antwerpen, Sept. 1915. Paul Maas.

---

[1]) Ich finde die Verdoppelung erträglich. Die Streichung des einen *θεοί* und des respondierenden *βαλών* setzt eine unglaubliche Korruptel voraus.

[2]) —⏑⏑—— Sept. 153 ~ 161 ist Adoneus, wie der Text zeigt. — Agam. 1142 ~ 1152 ist nicht ⏑⏑⏑⏑⏑—|⏑———, sondern cr cr sp, wie Sept. 565 ~ 628 cr cr ba. ————(—) Pers. 1075f. sind lyrische Anapäste, durch einen Dochmius abgeschlossen, wie 972, Soph. El. 243. ⏑—⏑—⏑ Pers. 975 ~ 990. 986 ~ 1001 ungeklärt, vgl. 976 ~ 991. —⏑—⏑⏑⏑ Prom. 583 ist leicht zu vermeiden (583f. cr ba).

Die Bucheinteilung der Metamorphosen Ovids

Daß die Einteilung der Metamorphosen in fünfzehn Bücher von Ovid selbst herrührt, kann nach Trist. III 14, 19, *'sunt quoque mutatae, ter quinque volumina formae'* nicht bezweifelt werden. Ausgemacht ist es jedoch noch nicht, welches Prinzip er bei dieser Einteilung verfolgt hat, und das liegt wohl daran, daß bisher die Sache noch niemals im Zusammenhange betrachtet worden ist. Zwei Ansichten stehen sich hier gegenüber, die von Theodor Birt, dessen Standpunkt sich augenscheinlich R. Ehwald in seiner vortrefflichen Bearbeitung der Weidmannschen erklärenden Ausgabe (vgl. z. B. I[8] 1903 S. 66 und 280) zu eigen gemacht hat, und die von Georges Lafaye. Birt, Das antike Buchwesen (Berlin 1882) sagt S. 138 darüber: 'Für den epischen Dichter stellte sich die Aufgabe nicht anders als für den Historiker. Auch Silius, auch Lucan erzählen römische Geschichte; aber sie begnügen sich im besten Fall, die Handlung am Buchschluß einen Höhepunkt erreichen zu lassen, wie mit Pompeius' Tod im achten Buch der Pharsalia. Ovid hatte dies für die fünfzehn Rollen seiner "Verwandlungen" am wenigsten nötig, da ein zielloser, unerschöpflicher Fluß des Erzählens von einer Fabel zur andern der Hauptreiz des wundervollen Werkes ist.' Lafaye, *Les Métamorphoses d'Ovide* (Paris 1904) behauptet hingegen S. 82, ohne Birts Ansicht überhaupt zu erwähnen: *'En passant d'un livre à l'autre il fait en sorte, que la dernière fable reste interrompue, pour tenir en éveil la curiosité du lecteur: petit strategème bien connu des romanciers qui écrivent pour nos journaux quotidiens.'* Nach Birt a. a. O. S. 291 ff. ließ die Ausdehnung des Poesiebuches der späteren Zeit dem Dichter einen weiten Spielraum von 1000—500 Versen. Birt meint ferner S. 294, daß die Gleichmäßigkeit der Buchgrößen von den meisten mit Sorglichkeit gewahrt sei und die größte Sorgfalt die vielen Bücher Ovids verrieten. Der Überblick über die Ziffern (S. 292) widerspricht dem doch eigentlich. Wir erhalten da folgendes Bild: I 779, II 875, III 734 (vielmehr 733), IV 803, V 678, VI 721, VII 865, VIII 884, IX 797, X 739, XI 795, XII 628, XIII 968, XIV 851, XV 879. Zwischen dem Maximum 968 (XIII) und dem Minimum 628 (XII) ist doch ein Unterschied von nicht weniger als 340 Versen, und hier wird Birt seiner eigenen Auffassung untreu, indem er S. 294 bei der Abteilung dieser beiden Bücher die Rücksicht auf den Inhalt maßgebend gewesen sein läßt.

Wir müssen uns überhaupt die Frage vorlegen, ob Ovid nich auch sonst imstande gewesen wäre, ohne Mühe, d. h. ohne den Zusammenhang der Darstellung innerhalb der einzelnen Volumina zu be-

einträchtigen, eine noch größere Gleichmäßigkeit ihres Umfanges zu erzielen. Und das hätte er allerdings vielfach bequem erreichen können.

Nur aus technischen Gründen kann das zweite Buch nicht vom ersten abgesetzt sein, wie Ehwald a. a. O. meint. Denn es hätte sich eine gleichmäßigere Verteilung ergeben, wenn der Dichter das erste Buch mit V. 746 geschlossen, I 747—779 zum zweiten Buche gezogen und von diesem wieder V. 853—875 mit dem dritten Buche verbunden hätte. Dann würde B. I 746 Verse statt 779, B. II 865 statt 875 und B. III 776 statt 733 erhalten haben und die Erzählung vom Phaethon einerseits und die von Europa anderseits wäre nicht auseinandergerissen worden. Es hat auch bereits eine handschriftliche Tradition gegeben, die eine andere als die gewöhliche Abteilung des ersten und zweiten Buches aufwies. Hinter I 747 steht am Rande des Marcianus von jüngerer Hand die Bemerkung: *'explicit liber primus incipiunt capitula libri secundi'*, und nach der Angabe von Hugo Magnus in dem Apparat seiner großen kritischen Ausgabe (Berlin 1914) beginnen hier 'tres Heinsiani' in der Tat das zweite Buch. Über Alter und Ursprung dieser Tradition freilich läßt sich wenig mehr sagen. Der sog. Lactantius Placidus scheint das Ende des ersten Buches ebendaselbst angesetzt zu haben. Er schließt nämlich die Narratio zu diesem mit den Worten: *'Isidis deae nomen accepit linigeraque est appellata'* (= V. 707 *'nunc dea linigera colitur celeberrima turba'*)[1]).

Ferner hätte sich mit Leichtigkeit eine noch größere Gleichmäßigkeit in der Ausdehnung des vierten und fünften Buches herbeiführen lassen, wenn der Schluß jenes V. 765—803, der ebenso wie der Anfang dieses sich auf Perseus bezieht, zum folgenden Buch hinzugenommen worden wäre. Dann hätten sich für das vierte Buch 764 und für das fünfte 717 Verse ergeben, während letzteres jetzt die ungewöhnlich geringe Zahl von 678 Versen aufweist. Ein leichtes wäre es auch gewesen, den Schnitt zwischen dem achten und neunten Buche bei VIII 879 zu machen; dann würde das achte Buch 878 statt 884 und das neunte 803 Verse statt 797 umfassen, und zudem wäre das Zusammengehörige (Zweikampf zwischen Achelous und Hercules) zusammengeblieben.

Weshalb hat Ovid denn nicht in allen diesen Fällen eine größere Gleichmäßigkeit in der Ausdehnung der Bücher angestrebt und damit zugleich eine Abrundung des Inhaltes der einzelnen Rollen vorgenommen? An ersterem ist ihm augenscheinlich nichts gelegen gewesen, das letztere dürfte er absichtlich vermieden haben. Und das veranlaßt uns nun, die oben mitgeteilte Behauptung Lafayes eingehender zu prüfen.

Dieser hat selbst zwei Beispiele dafür angeführt, daß der Dichter die Spannung des Lesers zu erhöhen suche, indem er eine Geschichte

---

[1]) Priscian hingegen rechnet Gr. L. II S. 64,4 ff. V. 753 noch zum ersten Buche: *Ovidius in I metamorphoseon:*

Sedit Atlantiades et euntem multa loquendo
Detinuit sermone diem.

in eodem 'Inachides', Ionis filius Epaphus, quae filia fuit Inachi:

Non tulit Inachides matri que ait 'omnia demens'. Denn zu *'in eodem'* ist *'libro'* zu ergänzen, nicht, wie Magnus a. a. O. S. 45 getan hat, 'Ovidio'.

durch das Ende eines Buches unterbreche und die Fortsetzung für das folgende Buch aufspare. Das eine Beispiel haben wir vorhin unter anderm Gesichtspunkte betrachtet. *'Rien n'était plus facile que de terminer le premier livre sur l'apothéose d'Io. Ovide s'en est bien gardé; il ajoute une trentaine de vers qui servent d'exposition à l'histoire de Phaéton, puis il s'arrête; la suite viendra au prochain livre.'* Auf das andere Beispiel soll aus bestimmten Gründen erst nachher eingegangen werden.

Auch sonst ist überall inhaltlich Zusammengehörendes durch die Bucheinteilung auseinandergerissen worden. Der Anfang eines neuen Buches kann meist ohne Kenntnis des vorangehenden Buchschlusses nicht recht verstanden werden. Man vergleiche z. B. die Anfänge von III:

'Iamque deus posita fallacis imagine tauri
se confessus erat Dictaeaque rura tenebat,
cum pater ignarus Cadmo perquirere raptam
imperat'.

V:

'Dumque ea Cephenum medio Danaeius heros
agmine commemorat, fremida regalia turba
atria complentur'.

VI:

'Praebuerat dictis Tritonia talibus aures.'

IX:

'Quae gemitus truncaeque deo Neptunius heros
causa rogat frontis.'

X:

'Inde per inmensum croceo velatus amictu
aethera digreditur.'

XV:

'Quaeritur interea quis tantae pondera molis
sustineat.'

Wird hier also der Leser genötigt, auf das vorhergehende Volumen zurückzugreifen, so ist wiederum der Schluß einzelner Bücher so recht geeignet, seine Begierde auf das Folgende zu reizen. Wie schon hervorgehoben wurde, finden wir I 776—779 Phaethon im Begriff, sich zur Sonnenburg zu begeben; was er dort erlebt, erfahren wir zu Anfang des zweiten Buches. Bei der Entführung der Europa II 872—875 legt man sich unwillkürlich die Frage vor: Was wird aus der Entführten? Freilich ist die Auskunft, die der Dichter darüber in den ersten Versen des nächsten Buches erteilt, dürftig genug, aber er hat an dem ferneren Schicksale des Mädchens kein Interesse, da es ihm nicht Gelegenheit zur Anbringung von Verwandlungen bietet; so beeilt er sich, zu den Abenteuern des Cadmus überzugehen.

Die Beendigung des im fünften Buche geschilderten Besuches, den Minerva den Musen abstattet, fällt erst in den Beginn des sechsten Buches. Nach VI 719—721:

'Ergo ubi concessit tempus puerile iuventae,
vellera cum Minyis nitido radiantia villo
per mare non notum prima petiere carina'

erwarten wir demnächst etwas mehr von dem Zuge der Argonauten zu hören. Diese Erwartung erfüllt der Dichter wirklich VII 1 ff., wenn er auch naturgemäß das Hauptgewicht auf die Schilderung des Verhältnisses zwischen Medea und Jason und der damit verbundenen Metamorphosen legt. VII 866—868 übergibt Aeacus dem Cephalus die gegen Minos erbetene Hilfsschar; deren Fahrt nach Athen und die Belagerung der Stadt durch den Kreterkönig wird erst im nächsten Buche berichtet. VIII 879—883 weist Achelous auf die Verstümmlung seines Hauptes hin und veranlaßt Theseus, sich zu erkundigen, wie der Gott dazu gekommen sei. Diese Frage tut der Held IX 1 ff. XIII 966—968 sucht der von Scylla abgewiesene Glaucus die *'prodigiosa Titanidos atria Circes'* auf; aber erst XIV 1—74 hören wir, welche Folgen dieser Schritt haben sollte.

Und nun müssen wir noch einmal zu dem zwölften und dreizehnten Buche zurückkehren. Darüber findet sich eine Bemerkung von Birt bereits in einem Aufsatz vom Jahre 1877 Rhein. Mus. XXXII S. 393 A. 1: *'Mira autem res de Metam. libris XII et XIII; qui coniuncti quidem 1589* (vielmehr 1596) *vv. continent, unde utrique sollemnis numerus 794* (vielmehr 798) *dari potuisset; sed maligne hoc uno loco argumenti continuitas repugnabat dividenti, ita ut aut libro XII 1019 versus usque ad armorum iudicii finem libro XIII 570 adscribere deberet aut illi 622, huic 967, vides praetulisse eum partitionem aequabiliorem.'* Wäre es Ovid wirklich auf eine *'partitio aequabilior'* angekommen, so hätte er einen andern Weg beschreiten können, auf dem er zu einer noch größeren Gleichmäßigkeit gelangt wäre. Er brauchte nur das *Armorum iudicium* zu trennen und die Rede des Aiax dem vorhergehenden Buche zuzuweisen, das dann von 628 Versen auf 750 angewachsen wäre. Ein solcher Anfang, wie ihn bei derartiger Abteilung das dreizehnte Buch aufgewiesen hätte: *'Finierat Telamone satus'* usw. würde nach dem oben Gesagten gerade in diesem Gedicht keinen Anstoß erregen. Dann wären für das dreizehnte Buch nur noch 846 Verse übrig geblieben. Aber dem Zweck, die Neugierde des Lesers hervorzurufen, wäre damit weniger gedient gewesen. Die Rede des Aiax ist nicht dazu angetan, einen besonderen Eindruck zu machen; sie ist gegen das folgende rhetorische Meisterstück, das dem Ulixes in den Mund gelegt wird, matt, allerdings mit Absicht so gestaltet, damit auf solche Weise die Verschiedenartigkeit der Charaktere der beiden redenden Personen beleuchtet werde[1]). So hat es denn der Dichter so eingerichtet, daß wir XII 622—628 nur noch hören, wie allein Aiax und Ulixes auf die Waffen des Achilles Anspruch zu machen wagen:

'a se Tantalides onus in vidiamque removit
Argolicosque duces mediis considere castris
iussit et arbitrium litis traiecit in omnes'.

In fast feierlicher Weise hebt dann XIII 1 an:

'Consedere duces et vulgi stante corona
surgit ad hos clipei dominus septemplicis Aiax.'

[1]) Anders hat sich Lafaye a. a. O. geäußert: *'À la fin du livre XII on pourrait en rester sur les funérailles d'Achille, mais bientôt nous allons assister à la Dispute des armes; huit vers nous l'annoncent avant que nous interrompions notre lecture.'*

Man wird unwillkürlich an die Situation zum Beginne des zweiten Buches der Aeneis erinnert, wo Vergil den Bericht seines Helden im Königspalast zu Karthago also einleitet:

'Conticuere omnes intentique ora tenebant;
inde toro pater Aeneas sic orsus ab alto.'

So dürfte die Rücksicht auf den Inhalt bei der Bestimmung des Umfanges jener beiden Bücher für Ovid maßgebend gewesen sein, aber in anderer Weise, als Birt es sich vorgestellt hat. Auch hier führt uns wieder die rein zahlenmäßige Betrachtung der Ausdehnung der Volumina zu keinem befriedigenden Ergebnis.

Wir sind daher, meine ich, durchaus berechtigt, anzunehmen, daß Ovid bei der Einteilung seines großen Werkes in Bücher von technischen Gründen ganz abgesehen und lediglich die Spannung des Lesers im Auge gehabt habe, den er zu einer möglichst umfassenden Lektüre der Metamorphosen anzuregen bestrebt war. Wenn also Birt in seinem Abriß des antiken Buchwesens, der sich in der 3. Abteilung des 1. Bandes des Handbuches der klassischen Altertumswissenschaften, München 1913, findet, S. 293 wieder seinen alten Standpunkt mit den Worten vertritt: 'Die Autoren waren also gezwungen, ihre größeren Werke nach Büchern zu disponieren, d. h. ihren Stoff auf mehrere Rollen zu verteilen; und dadurch wurde weiter das Streben hervorgerufen, den Inhalt jedes Buches nach Möglichkeit in sich abzurunden, jedes Buch als Werkteil zu verselbständigen; denn jedes ruhte immer allein in der Hand des Lesers', so dürfte das nach den obigen Ausführungen für die Metamorphosen Ovids keine Geltung haben, ob es auf andere Dichter Anwendung finden muß, soll bei dieser Gelegenheit nicht untersucht werden; sehr wahrscheinlich ist es nicht. Hat doch schon Erwin Rohde seinerzeit in der Besprechung des Birtschen Buchwesens Götting. gelehrt. Anz. 1882 II, S. 1551ff. auseinandergesetzt, 'daß ein außerordentlicher Zwang, größere Werke nach Maßgabe der bestimmt begrenzten Papyrusrollen in Bücher zu zerlegen, für antike Autoren in dem Maß, wie Birt annimmt, nicht existiert haben kann'. Auch U. Wilcken in seinem Aufsatz: 'Ein neuer griechischer Roman', Hermes 1893, bestreitet S. 166, daß es überhaupt ein Maximum für die Rollenlänge gegeben habe. Und das dürfte wohl auch zutreffen. Gerade die Dichter konnten sich doch ganz genau ausrechnen, wieviel Blätter ihr Werk bzw. ein einzelnes Buch des Werkes in Reinschrift füllen werde, und danach den Umfang des dafür anzulegenden Volumen ermessen. Hatte der Buchhändler kein entsprechendes Volumen auf Lager, so war der Glutinator in der Lage, weitere Blätter einzuleimen und dadurch dem Übelstande abzuhelfen. Vgl. besonders Hugo Blümner, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern I^2, Leipzig 1912 S. 323 A. 4, wo auch die diesbezügliche Literatur verzeichnet ist.

Königsberg i. Pr. J. Tolkiehn.

Nachtrag zu 'Thukydides Pestbericht (II, 47—53) und dessen Fortleben' (Jahresberichte 1914).

Die von mir S. 181f. meiner gleichnamigen Arbeit mitgeteilten, ziemlich dürftigen Nachrichten der Geschichtschreiber über die zur Zeit des Kaisers M. Aurelius in Italien wütende Pest kann ich durch einige Angaben ergänzen, die ich einem freundlichen Hinweise J. Ilbergs (14. IX. 14) verdanke. In einer 'Aus Galens Praxis' überschriebenen Abhandlung (Neue Jahrb. f. das klass. Altert. Bd. XV, 1905, S. 276—312) führt dieser aus, wie der berühmte pergamenische Arzt, dem im Jahre 166 die Berufung an den Hof als Leibarzt der kaiserlichen Familie unmittelbar bevorstand, lediglich aus Furcht vor der nahenden Pest eiligst Rom verließ, was er erst in einer Schrift seines Greisenalters mit dürren Worten selbst bezeugt (XIX, 15): *ἀρξαμένου τοῦ μεγάλου λοιμοῦ παραχρῆμα τῆς πόλεως ἐξῆλθον ἐπειγόμενος εἰς τὴν πατρίδα.* Es ist klar, sagt Ilberg (S. 295), 'daß der Flüchtling in der Heimat als sein eigener Herr sicherer zu sein glauben konnte als in dem unheimlichen Menschengewühl der Hauptstadt, der Entsetzliches bevorstand und wo er der gefürchteten Krankheit gegenüber auf dem gefährlichsten Posten hätte ausharren müssen. Selbstlos, geschweige heroisch war dieses Benehmen nicht; wann aber ist auch der begabteste und tatkräftigste Streber heroisch gewesen'? In Asien freilich hat er sich damals nicht lange aufgehalten. Aber nur ungern ist er dem Rufe der beiden in den Markomannenkrieg ziehenden Kaiser M. Aurelius und L. Verus gefolgt. So treffen wir ihn im Winter 168/69 zu Aquileja, wo er zu seinem Entsetzen ein neues Aufflackern der Pest wie nie zuvor erleben mußte. Mit geringer Bedeckung flüchteten die Kaiser nach Rom, Verus starb schon unterwegs (etwa Jan. 169) in Altinum, Galenos ist etwas später wider in der Hauptstadt. Und wie hat er sich nun in der Folge zur Pest gestellt? Nach Ilberg sind, alles zusammengenommen, seine Nachrichten über die Pest jener Jahre im Verhältnis zu der ungeheuren Zahl der von ihr geforderten Opfer, deren der von mir genannte Capitalinus erwähnt, nur geringfügig. Über die Pest bei Thukydides — das verdient hervorgehoben zu werden — hat er eine Schrift in mehreren Büchern geschrieben, die für uns leider fast ganz verloren ist; aber er selbst ist weder, wie Thukydides, an der Pest erkrankt, noch eigentlich Pestarzt gewesen. 'Das schließt nicht aus,' sagt Ilberg (S. 303), 'daß ihm Pestfälle in seiner Praxis vorgekommen sind (X, 360ff.), daß er von der Art der Krankheit eine ziemlich genaue Anschauung und theoretische Überzeugung besaß und Mittel gegen sie gelegentlich erprobte; die Seuche wütete ja viele Jahre lang und erreichte mehrere Höhepunkte.' Und die Ärzte standen unzählige Male, wie auch zu anderen Zeiten, der unheimlichen Krankheit ratlos gegenüber, ja zeigten oft weniger Einsicht als verständige Laien. 'Möchte doch', so lautet einer der Stoßseufzer des Galenos, 'eine solche Pest, wie wir sie hatten und noch immer haben, die Menschheit niemals wider erleben'! (IX, 359). Das ist leider ein frommer Wunsch geblieben.

Wandsbek. Johannes Dräseke.

JAHRESBERICHTE

DES

PHILOLOGISCHEN VEREINS

ZU

BERLIN

ZWEIUNDVIERZIGSTER JAHRGANG

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1916

INHALT

JAHRESBERICHTE
DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

Seite

Archäologie, von Georg Weicker 143
Das werdende Handbuch der **Archäologie,** von Fr. Koepp 217
Der Agon in den Fröschen des **Aristophanes,** von Eduard Fraenkel 134
Callicula, von Konrad Lehmann 209
Demosthenis orationes edidit Carolus Fuhr 60
Horatius, von H. Röhl 1
Lateinische Syntax und Stilistik, von Carl Stegmann 105
Milet, von K. Regling 13
Neue Lesungen in **griechischen Schriftstellern,** von Richard Roediger 229
Invektivenpoesie des römischen Altertums II, v. A. Kurfeß 193
Nachlese zu **Pindar,** von P. Maas 102
Axel Ahlbergs **Sallust,** von A. Kurfeß 203
Tacitus, von Georg Andresen 68
Vergil, von Walter Janell 27
Zum Gebrauch von *οὗτος* und *ὅδε,* von E. Schmolling . . 30

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Horatius

1. Ausgaben und Kommentare

1) Q. Horatii Flacci carmina. Textausgabe für den Schulgebrauch von Gustav Krüger. Vierte Auflage. (Bibliotheca Teubneriana: Schultexte). Leipzig und Berlin 1914. B. G. Teubner. XXVII und 337 S. 8. Geb. 1,80 ℳ.

In der Erwartung, hier die letzten Produkte der wissenschaftlichen Tätigkeit des verstorbenen, um die Horazforschung so wohlverdienten Mannes in Händen zu haben, sieht man sich getäuscht: Das vorliegende Buch ist lediglich eine neue Titelauflage der dritten Auflage, die im JB. XXXVIII S. 113 angezeigt ist.

2) Des Q. Horatius Flaccus sämtliche Werke. Erster Teil: Oden und Epoden, für den Schulgebrauch erklärt von C. W. Nauck. Achtzehnte Auflage von P. Hoppe. Leipzig und Berlin 1915, Teubner. XXVIII, 219 S. 2,40 ℳ.

Eine ausführliche Anzeige dieses trefflichen Buches durch den Unterzeichneten siehe in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1915 n. 48 S. 1492—1501 und n. 49 S. 1526—1535.

2. Übersetzungen

Vakat.

3. Abhandlungen

3) George Converse Fiske, Lucilius, the Ars Poetica of Horace, and Persius. In den Harvard Studies in Classical Philology, XXIV (1913) S. 1—36.

Diese sehr beachtenswerte Untersuchung baut erfolgreich weiter auf den von Norden (Hermes XL S. 481 ff.) und Cichorius (Untersuchungen zu Lucilius, S. 109 ff.) gegebenen Grundlagen.

S. 1. *It is my purpose in the present paper to show (1) that the influence of Lucilius was felt in the form and language of Horace's Ars Poetica; (2) that the aesthetic creed of Persius, especially in his first satire, and incidentally in his other satires, is derived from the Ars Poetica of Horace, but readapted to suit the changed literary conditions of the age of Nero.* Was F.s Abhandlung über Persius enthält, scheidet für diesen Jahresbericht aus.

S. 16. *The evidence afforded by a comparison of the fragments of Lucilius with Horace's Ars Poetica tends to support the belief that*

Lucilius' theory of literary criticism was formulated according to the same rhetorical σχήματα, and under the same rhetorical influences — mainly Greek — as Horace's Ars Poetica. Furthermore such a detailed comparison shows by direct imitation, free adaption of words, scenes, thought, and language, that Lucilius was the first Latin exponent of many of the theories of literary criticism, hitherto regarded as peculiarly Horatian, as well as the direct model of no inconsiderable portions of the Ars Poetica.

S. 33 f. Als Stellen, bei denen eine Anlehnung des Horaz an Lucilius vorliege, führt Fiske folgende auf: H. 11—13 = L. 588; H. 21 bis 23 = L. 632; H. 30 = L. 698; H. 48—53 = L. 649 f.; H. 95—98 = L. 597 f.; H. 98 = L. 610; H. 102 f. = L. 590; H. 238 = L. 881; H. 242 = L. 386; H. 247 = L. 608; H. 275—277 = L. 437; H. 310 = L. 609 (wohl Druckfehler für 709); H. 312 ff. = L. 1326 ff.; H. 317 f. = L. 1029; H. 323 = L. 709; H. 358 = L. 391; H. 372 = L. 702; H. 419 = L. 1282; H. 422 = L. 664; H. 426—428 = L. 805; H. 428 = L. 805; H. 452 (es muß heißen 431 f.) = L. 954; H. 442—444 = L. 1026; H. 450 = L. 953; H. 450 = L. 611.

Auf die erste der obigen Parallelen möchte ich mit ein paar Worten eingehen, weil sie (worauf Fiske nicht besonders hinweist) geeignet sein dürfte, das Verständnis der betreffenden Horazstelle zu fördern: L. *nisi portenta anguisque volucris ac pinnatos scribitis* = H. *sed non ut placidis coeant immitia, non ut serpentes avibus geminentur, tigribus agni.* Was meint Horaz hier mit *coire* und *geminari*? Während manche Kommentatoren sich darüber entweder gar nicht oder nicht deutlich äußern, sagt L. Müller mit Bestimmtheit: 'Gemeint ist hier . . . die geschlechtliche Begattung, vgl. Ep. 16, 31 f.' Aber durch die Luciliusstelle (und übrigens doch auch schon durch den Zusammenhang bei Horaz) wird es wahrscheinlich gemacht, daß vielmehr an Mischgestalten, geflügelte Schlangen, Lämmer mit Tigerköpfen, zu denken ist.

4) Anselmo di Bella, Un passo dell' epodo V di Orazio (v. 87.88). In den Studii critici offerti da antichi discepoli a Carlo Pascal nel suo XXV anno d'insegnamento. Catania 1913. Francesco Battiato, editore. S. 179—185.

Zu den vielen bisherigen Interpretationen dieser Stelle ist noch eine neue Spielart zu verzeichnen. *Mi pare che ai due versi si possa dare una interpretazione alquanto diversa* (es ist vorher von der Auffassung Dominicis die Rede, vgl. JB. XXXVII S. 150), *la quale non solo non alteri la lezione, ma neanche il significato comune delle parole. Si puo ritenere 'magnum fas nefasque' apposizione non di 'venena', ma di 'humanam vicem' e spiegare: 'i venefici non valgono a mutare le vicende umane, grande mescolanza di lecito ed illecito'; oppure, per sfuggire alla difficoltà, che non è nell' uso di Orazio allontanare l'apposizione dall' oggetto, si può ritenere 'magnum fas nefasque' oggetto di 'convertere', e 'humanam vicem' apposizione, e spiegare: 'i venefici non possono mutare la grande mescolanza di lecito ed illecito, quali sono appunto le vicende umane.'*

5) Hermann Nohl, Zu Horaz carm. I 9. In der Wochenschrift für klass. Philologie 1915, S. 20–22.

In diesem Gedichte hatte v. Wilamowitz (Sappho und Simonides, S. 311) widersprechende Züge gefunden: die zugefrorenen thrakischen Flüsse neben dem Soracte; die Mahnung an den Knaben, der zugleich den Wein holt, also ein Diener sein muß, und in Rom auf Liebesabenteuer ausgeht. Nohl nimmt den Dichter in Schutz: gefrorene Gewässer kämen auch in Italien vor, und Thaliarchus sei ein Pseudonym für einen Freund des Dichters oder auch eine rein fingierte Persönlichkeit.

6) Hermann Nohl, Zu Horaz carm. I 1. In der Wochenschrift für klass. Philologie 1915, S. 45—48.

Über Od. I 1 hatte v. Wilamowitz (Sappho und Simonides, S. 190) folgendermaßen geurteilt: 'Es ist deutlich, daß er an die vier *βίοι* gedacht hat, von denen er jetzt den *φιλόσοφος* nur als den des Dichters faßt, eben in der Weise der griechischen Lyrik; ihm selbst lag es schon im Sinne, sich wirklich der Philosophie zuzukehren. Er stellt zuerst den *φιλότιμος* hin, der lockt den Griechen zu Rennsiegen, den Römer zur Politik. Der *φιλοχρήματος* macht den Römer zum Großgrundbesitzer, den Griechen zum Großkaufmann, der Römer fürchtet bekanntlich das Wasser. Der *φιλήδονος* des Trinkers ist bei beiden Völkern derselbe, und wenn Horaz darauf Kriegsdienst und Jagd anführt, so hat er den unkriegerischen Griechen und den für Jagdsport unempfänglichen Römer freilich wieder als Paar gedacht, aber das erscheint nicht mehr als Vertretung des Genußlebens. Und doch gehörte für den Griechen die Jagd ganz dazu. So hat Horaz, der schon durch die Häufung der Beispiele recht lang geworden war, auch die Gruppierung verschoben. Da aber eine sehr gute durchschimmert, so dürfte er eine bestimmte Vorlage gehabt haben, vielleicht Bacchylides, sicher nicht Pindar. Und da der Rennsport bei ihm doch eine Reminiszenz aus der alten Lyrik sein muß (es gab ihn längst nicht mehr), die Jagd ihm auch nur literarisch bekannt war und auch sie schwerlich aus der späten Zeit, wo es in Attika kaum mehr Hasen gab, so ist auch die Benutzung eines späten Popularphilosophen unwahrscheinlich: in der Diatribe treten ganz andere Stände auf, wie die erste Satire zeigt.' Hiergegen erhebt Nohl einige Einwendungen, namentlich folgende: der Rennsport sei auch in der Augusteischen Zeit den Griechen, ja den Römern nicht fremd gewesen; beim *φιλοχρήματος* sei kein Gegensatz von Griechen und Römern zu entdecken; bei der Erwähnung der Jagd könnten dem Dichter nicht die alten Griechen vorgeschwebt haben. In dem zweiten und dritten der angeführten Punkte wird man Nohl beipflichten können; aber auch wenn man die betreffenden Sätze bei v. Wilamowitz preisgibt, bleibt doch der eigentliche Kern seiner Auffassung bestehen.

7) Luigi Galante, Noterella oraziana. Im Bollettino di filologia classica XXI (Gennaio 1915) S. 162—164.

Der Verfasser glaubt zwischen Od. I 37 und Od. I 38 ein inneres Band gefunden zu haben. *L'odicina saffica che accompagna l'alcaica solenne ha in sé un' allusione, che mi par manifesta, ad Antonio.*

'Odio' dice, 'i lussuosi conviti persiani': con che il poeta volle certo indicare quelle sontuose raffinatezze di mense e banchetti, quei favolosi sfarzi di una vita molle ed effeminata, di cui Antonio e Cleopatra avevan dato sí tristo esempio ad Alessandria, e nella guerra contro i Parti, e nel loro girovagar per il mondo . . . Sicché, per concludere, morta Cleopatra il 29 d'agosto del 30, e giuntone l'annunzio a Roma nell' autunno successivo, Orazio intonò la sua prima ode, alla quale fece presto seguire, compimento di quella e sfogo di personali sentimenti riposti, le tranquille e serene strofe dell' odicina minore.

8) B. L. Ullman, Some Type-Names in the Odes of Horace. In The Classical Quarterly IX (1915) S. 27—30.

Dieser Artikel knüpft an folgende Publikationen an: B. L. Ullman, Horace and Tibullus, in The American Journal of Philology XXXIII (1912) S. 149—167 (vgl. JB. XXXIX S. 83: 'Weshalb Horaz' usw.); J. P. Postgate, Albius and Tibullus, in The American Journal of Philology XXXIII (1912) S. 450—455 (vgl. JB. XXXIX S. 94: *I would* usw.); J. P. Postgate, Neaera as a common name, in The Classical Quarterly VIII (1914) S. 121.

Über den Namen Glycera hatte Ullman mit Bezug auf Od. I 33, 2 früher gesagt: *No name perhaps had a more definite connotation to a Greek or Roman than the name Glycera. It was one of the most common names of 'hetaerae', and Horace might just as well have used the common noun 'meretrix', except that it would be less refined and romantic. Horace himself uses the name a number of times for no particular individual, but for the class. Glycera is, therefore, hardly a proper noun at all.* Nun sucht er, wie Glycera, so auch Pholoe, Lycoris, Myrtale, Neaera, Galatea, Charybdis, Chimaera als *type-names* zu erweisen.

Die beiden letzten Namen, die eigentlich andersartige Wesen bezeichnen und bei Horaz nur im übertragenen Sinne auf Mädchen angewandt werden, haben dort natürlich appellativen Sinn. Aber daß die Namen Glycera usw. bei ihm als Gattungsnamen stehen, etwa wie wir von einer Phryne reden, das scheint mir zum lateinischen Sprachgebrauche nicht zu stimmen. Etwas anderes ist es mit der von Ullman angeführten Stelle des Ausonius, wo der Plural steht, Epigr. 39 [18]: *Laidas et Glyceras, lascivae nomina famae.*

9) Samuel Allen, Note on Horace Odes I 12, 45—48. In The Classical Quarterly IX (1915) S. 56.

In V. 45 vermutet Allen *obducto*, mit der Begründung: *'obducto aevo' would have the required sense of 'by length of time', without the absurd notion of 'concealment'.* — Zu V. 46: *I suspect 'inter omnes' to be a corruption of 'asterodes' . . . 'Micat asterodes' might appropriately be translated 'shines asteroidal.'*

Wir nehmen beide Konjekturen zu den Akten.

10) Carl Weymann, Zu lateinischen Schriftstellern: Hor. carm. I 3, 29ff. Im Rhein. Museum LXX (1915) S. 151.

Weymann mißbilligt die Erklärung von Kießling-Heinze: 'Die *febres* sind das Gefolge, gleichsam der Stab der *macies*'; er ist der Ansicht,

daß *cohors* 'im rein militärischen Sinne' zu fassen ist, und vergleicht aus einem Traktat De similitudine carnis peccati, den sein Herausgeber Germain Morin (Études, textes, découvertes, contributions à la littérature et à l'histoire des douze premiers siècles, Tome premier, 1913) dem Pacianus von Barcelona zuschreibt, die Stelle S. 135, 4: *per peccati meritum, ut disputavimus, legio certe in nos morborum et infirmitatum incubuit.* — Ich meine, *cohors* steht einfach im Sinne von 'Schar', und vielleicht meint auch Weymann im Grunde nichts anderes. Interessant ist aber die Reminiszenz aus Horaz bei einem christlichen Schriftsteller (falls die Autorschaft des Pacianus zutrifft) des vierten Jahrhunderts.

Hieran sei noch eine weitere Notiz zum Fortleben des Horaz angeknüpft. In der Table des noms et des matières des Morinschen Buches finde ich den Nachweis: *Horace, cité par Walter de Honnecourt 473, 5; imité 477, 3.* Dieser Walter, ein Benediktinermönch, ist *un écrivain de valeur de la fin du XIe siècle.* Das von Walter als solches nicht bezeichnete Horazzitat besteht in den Worten: *spem mentita est seges, est bos enectus arando,* vgl. Epist. I 7, 87. Eine Horaznachahmung enthalten nach Morin die Worte: *ut sibi satis esse censeat praescriptam pertingere, non excedere, metam;* Morin meint also offenbar, wiewohl er sich nicht näher darüber äußert, daß dem Verfasser der Vers Epist. II 3, 412 vorschwebte: *qui studet optatam cursu contingere metam.* Und diese Vermutung ist bei einem Manne, wie dieser Walter, durchaus berechtigt; denn ich finde bei ihm noch eine dritte Horazreminiszenz, die der Herausgeber nicht angemerkt hat, S. 480, 2: *Frater W., etsi monachorum peripsema, etsi cornicula risum fortasse motura;* vgl. Epist. I 3, 19: *moveat cornicula risum.*

11) Elizabeth Hazelton Haight, Slabsides and the Sabine Farm; an imaginary conversation. In The Classical Journal X (1915) S. 216—222.

Ein Dialog: der Geist des Horaz besucht den amerikanischen Schriftsteller John Burroughs in dessen Landhause. Beide unterhalten sich über stille Wohnsitze, über das Dichten, über Lebensweisheit u. dgl., wobei Horaz seine Rede überreichlich mit Zitaten aus seinen eigenen Werken spickt.

Einen wissenschaftlichen Wert hat das kleine Opus nicht.

12) C. P. Burger jr., Studia Horatiana. In der Mnemosyne XXXXIII (1915) S. 49—72.

Gegen Peerlkamp polemisierend, sucht Burger für einige an Mäcenas gerichtete Oden dadurch ein besseres Verständnis zu erzielen, daß er für eine jede von ihnen eine Hypothesis konstruiert, und zwar besteht diese Hypothesis darin, daß das betreffende horazische Gedicht die Antwort auf eine, fast in jedem Falle poetische, Äußerung des Mäcenas sei.

Zu Od. III 8. *Invitationi ab Horatio acceptae Maecenas responderat literis seu versibus seu prosa oratione pulchre elaboratis, quibus se cum duobus austeris viris, graeco et romano, confabulantem fingebat. Ipse scilicet iis narrabat, Kalendis Martiis se ad Horatianas epulas iturum esse, licet causam cur caelebs Matronalia celebraturus esset*

ignoraret. Ad quam rem unus atque alter interlocutor sua quisque lingua serio demonstrabant, talia convivia nec philosophum nec eum, cui quamquam privato cura urbis gerenda esset, decere. Credere licet Maecenatem laudavisse quidem utriusque orationem, sed addidisse, sua opinione veri sapientis esse non semper austeris consiliis obtemperare, sed interdum amicitiae cedere. Ad huiusmodi literas Maecenatis Horatianum carmen lepidissime respondet usw.

Zu Od. III 16. *Quid si Maecenas longiore poemate stultitiam ei obiecit, abnuenti Principis gratiam unde omnia bona omnes opes profluant* (B. meint die Sekretärstelle, an die hier schon Friedrich dachte), *et praeferenti quae ipsius amicitia det, quae augeri quidem possint, sed non ita ut eum divitem reddant?*

Zu Od. III 29. *Maecenas se propter reipublicae statum diutius adhuc Romae morari debere scripserat et poetice se inde e longinquo amoena illa Latii oppida contemplantem depinxerat. Ad haec Horatius nostro carmine lepide respondet.*

Zu Od. I 1. *Ipse Maecenas thema illud de diversis hominum delectationibus proposuerat et Horatium lyricum poetam appellaverat. Horatius non eum supplicat ut se poetis lyricis inserat, sed gratum suum animum exprimit, quod Maecenas se lyrici poetae nomine dignatus sit. Hoc quoque carmine igitur Horatius respondet ad verba, imo ad versus Maecenatis.*

Zu Od. I 20. *Tabellas certe ad Horatium miserat* (nämlich Mäcenas) *adventum suum nuntiantes, idque sine dubio versibus — quae res Horatium cogebat in re minime poetica etiam versibus respondere. Scripserat se iam desiderio teneri vini illius Sabini simplicis et boni, siquidem, ut semper apud Horatium, consulibus faustis diligenti cura conditum sit; se autem siti tam vehementi cruciari ut vel cantharos haurire possit. Addiderat, deinde* (Burger liest V. 10 *tum*) *vinum melioris notae, ut Falernum vel Formianum, sibi pergratum fore. Ad huiusmodi literas metricas Horatius nostro carmine respondet* usw. Hier ist nicht die Auffassung als Antwort auf eine Selbstanmeldung des Mäcenas neu, sondern nur die Ausmalung dieser Selbstanmeldung.

Zu Od. II 12. *Clarius quam in aliis carminibus hic apparet, Horatium non sponte sua citharam pulsare, sed carmini Maecenatis respondere. Transitio illa ad pedestres historias sine dubio diserte ad ipsius Maecenatis dicta se refert. Questus erat nimirum quod Musae sibi non dedissent ut carmine lyrico res praeclare gestas caneret: Caesaris triumphos a se non nisi pedestribus historiis tractari posse, Terentiam autem suam, cui lyrica Musa sola conveniat, digne dicere se nullo modo valere. Ad huiusmodi querelam Horatius aptissime respondet* usw. Eine Aufforderung Mäcens liegt ja vor; aber ein Gedicht? und dieses Inhaltes?

Zu Od. II 17. *De separatione a carissimo amico elegiam scripsit* (nämlich Mäcenas), *sincerum certe amicitiae testimonium, ceterum non nimis serii argumenti. Ad hanc elegiam Horatius respondet* usw.

Zu Od. II 20. *Alteram Maecenatis querelam habemus, scilicet elegiam qua se amicum mortuum lugentem fingebat. Sine eo vivere*

non poterat, eum ex sepulchro revocabat, non, ut fieri solet, parentum et proavorum nominibus additis, sed cum quadam affectatione 'pauperum sanguinem parentum' appellans. Vide nunc quomodo Horatius huic novo amicitiae testimonio respondeat usw.

Einwendungen gegen diese Vermutungen werden sich jedem von selbst darbieten.

13) Ernst Maaß, Totenopfer für Jugurtha. In den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, 18. Jahrgang, Band 35 (1915) S. 16—25.

Zu Od. II 1, 29—36: 'Horaz hat, sehr alter Ausdrucksweise folgend, den Begriff "Erdkreis", "bewohnte Erde" aus vier Bestandteilen zusammengeschlossen. "Alle Felder . . . alle Flüsse und Bäche, alle Meere, alle Küsten . . ."'

Zu V. 17ff.: 'Es ist ein Irrtum, daß alles dieses, was Horaz aus den Kämpfen der verflossenen Jahrzehnte skizziert hat, aus Pollios Geschichtswerk, daß diesem Buche vor allem auch die Bemerkung über den ursächlichen Zusammenhang der Bürgerkriege mit Jugurthas Ermordung entnommen sei. Mit *iam nunc . . . perstringis . . . audire iam videor duces* . . . hat der Dichter kurz zwar, aber jeden Zweifel ausschließend, das Visionäre des von ihm Mitgeteilten bezeichnet.' Hier möchte ich doch eine abweichende Meinung äußern; die Verse 17—24 besagen meines Erachtens in trockener Prosa: daß Inhalt und Darstellungsweise des demnächst erscheinenden Geschichtswerkes ganz großartig sind, kann ich dem Lesepublikum schon jetzt versichern, da ich Rezitationen im engeren Kreise beigewohnt habe. Die mythologische Anschauung über Juno und Jugurtha wird allerdings nicht aus dem prosaischen Werke Pollios stammen; bei V. 25 läßt Horaz den Gedanken an das Geschichtswerk fallen und spricht von den Ereignissen selbst.

Den Grund dafür, daß Juno, die Afrikanerin, den Tod Jugurthas rächt, findet M. in dem Wortbruch Sullas und in der unwürdigen Art der Ermordung des Gefangenen.

14) G. Pasquali, Horaz C. I 18. Im Hermes L (1915) S. 304—311.

Zu V. 11ff.: 'Hier werden Realitäten geschildert, nicht bloß literarische Reminiszenzen verarbeitet. Horaz verwirft hier einen Kult, bei dem kybelische Elemente zu der dionysischen Grundlage hinzugekommen waren, und für einen solchen Kult in Rom ist er uns ein ebenso zuverlässiger Zeuge wie Euripides für das Griechenland seiner Zeit . . . Das Bestehen eines orgiastischen Kultes des Dionysos wird durch ihn für die augusteische Zeit außer Zweifel gestellt.'

Zur Originalität des Gedichtes bemerkt Pasquali, das Gedicht gehe von der Übersetzung eines Verses des Alcäus aus, schreite aber schon im zweiten Verse ins Römische hinüber. Von dem, was folge, könne Alcäus höchstens die Verse 3 und 4 geschrieben haben. Der Ausdruck *sacra vitis* stamme aus dem Athamas des Ennius. 'Horaz hat also in das Zitat aus Alkaios eins aus dem Nationalklassiker Ennius eingefügt, hat die beiden zu einem Motto vermengt. Wer ihn und die

hellenistische Technik kennt, wird sich nicht wundern und wird vermuten, daß er wünschte, diese *callida iunctura* möchte seinen Lesern nicht entgehen.'

15) B. L. Ullman, Horace, Catullus and Tigellius. In Classical Philology X (1915) S. 270—296.

Die Abhandlung zerfällt in zwei Teile: I. Horace and Tigellius, S. 270—279, II. Horace and Catullus, S. 279—296. Hier zunächst eine Zusammenfassung des Inhaltes mit des Verfassers eigenen Worten: *It is unnecessary to assume that there was more than one Tigellius* (siehe dagegen Kirchner, Quaestiones Horatianae S. 42—49). *Horace's references to him are always more or less satirical, his opposition being due to differing ideals of literary stile. Horace's tendencies are in the main Atticistic; Tigellius has the faults of Asianism. Calvus and Tigellius were personal and literary enemies. Catullus and Horace are in entire harmony on the literary matters with which the tenth satire deals. Hence Horace's reference to Calvus and Catullus must be interpreted in such a way as to bring out the opposition of Catullus, Calvus, and Horace to Tigellius.*

Nun noch einige Einzelheiten aus der vorhergehenden Beweisführung. S. 273: *quemquam animantem,* Sat. II 1, 40, heiße *'any living being'. The natural inference is that he will attack those who attack him first and those who are not living at the time.* (Was den letzten Satz angeht, so wird man von Horaz nicht gern glauben, daß er in so versteckter Weise eine so bedenkliche Maxime sollte ausgesprochen haben. Ref.) Dieses Programm habe Horaz auch im ersten Buche der Satiren in der Hauptsache befolgt. Was Horaz über Tigellius Hermogenes sage, passe auch auf einen Toten. Das ist eine wunderliche Anschauung des Verfassers; man lese die betreffenden Stellen nach. *I may illustrate,* sagt Ullman, *the point from something near at hand. I note that in this paper I constantly use the present tense in referring to Kirchner, whose pamphlet was published in 1834. One may carry out the comparison in detail, first quoting Horace and then making up a similar expression applicable to Kirchner: I 3, 129: 'Tigellius sings well'; 'Kirchner argues well'* usw. Nicht doch; bei 'Tigellius singt gut' muß Tigellius noch leben; bei 'Kirchner argumentiert richtig' kann Kirchner schon tot sein.

S. 279, zu Sat. I 10, 81 ff.: *The name of the emperor is omitted because it is he who must decide between the Horatian and the Tigellian style of poetry. Augustus is the judge, Maecenas and the rest are the witnesses.* Richtig ist jedenfalls, daß Horaz sich damals auf den Kaiser noch nicht berufen durfte.

S. 296, zu Sat. I 10, 19 *cantare Catullum. 'Cantare' may mean to 'tell about' not only in a good sense but also in a bad sense. For the meaning 'tell about' as applied to persons the Thesaurus quotes two examples of the unfavorable connotation as against one of the favorable (Cic. Qu. fr. II 11, 1). One of the two is from the satires of Horace themselves, II 1, 46: 'Flebit et insignis tota cantabitur*

urbe.' The parallel is the more convincing because this satire is similar to the tenth in dealing with Horace's relation to satirical writing, and as one reads he naturally thinks of the tenth satire: 'I will satirize whoever attacks me — as the "simius" satirized Calvus and Catullus.' Aber in Sat. II 1, 46 erhält das an sich indifferente *cantabitur* den speziellen schlechten Sinn erst durch das koordinierte *flebit;* dergleichen ist aber in Sat. I 10, 19 nicht der Fall. Welches die zweite im Thesaurus angegebene Stelle sei, sagt Ullman nicht; es ist aber Hier. epist. 117, 6. Daß *cantare Catullum* ohne weiteres heißen könnte *to satirize Catullus,* dürfte sich nicht beweisen lassen. Der Ausdruck wird wohl ungefähr so zu verstehen sein, wie ihn die akronischen Scholien verstehen: *Catulli versus cantare et imitari.*

16) Johannes Tolkiehn, Horat. Carm. I 1, 3ff. und Lucan. Phars. VIII 208f. In der Berl. Philol. Wochenschrift 1915 S. 1389—1392.

Tolkiehn wendet sich gegen einen Artikel von Fr. Rühl (im Rhein. Mus. LXVII 1912 S. 153ff.; vgl. JB. XXXIX S. 75), der aus der Art, wie Lucan, Phars. VIII 206ff., den Ausdruck *terrarum dominos* verwendet, folgerte: 'Er muß also gemeint haben, Horaz wolle von den Königen und Tyrannen reden, welche, wie Hieron von Syrakus, in den Olympischen Spielen gesiegt hatten.' Tolkiehn hält es keineswegs für ausgemacht, daß Lucan wirklich die Horazstelle im Auge gehabt habe; und selbst wenn dies der Fall sein sollte, so könne Lucan absichtlich der Wendung *terrarum dominos* einen anderen Sinn gegeben haben. 'Haben wir also bei diesem ein absichtliches Zurückgreifen auf die Horazischen Worte anzunehmen, so gehört die Stelle der Pharsalia zu den unzählig vielen innerhalb der römischen Dichtung, an denen das Streben sich bemerkbar macht, einen von einem Vorgänger geprägten Ausdruck in ganz anderem Zusammenhange zu verwenden.' Ich meine, daß Tolkiehn da durchaus richtig urteilt und möchte die Gelegenheit benutzen, um selbst eine solche Parallele anzuführen, von der mir nicht bekannt ist, daß sie schon beachtet wäre: mit Hor. Epist. I 11, 25f. *nam si ratio et prudentia curas, non locus effusi late maris arbiter aufert* vergleiche man Incerti Celeuma (Poet. lat. min. ed. Bährens Bd. III S. 167) 2 *arbiter effusi late maris ore sereno placatum stravit pelagus posuitque procellam,* wo *arbiter effusi late maris* von einem anderen Subjekte in wesentlich anderem Sinne ausgesagt ist. Wer den Ausdruck ursprünglich geschaffen hat, hat ihn wohl auf den Gott angewandt.

Auch gegen Rühls damit zusammenhängende Annahme einer Lücke in Od. I 1 nach V. 6 polemisiert Tolkiehn mit guten Gründen.

17) Casimirus de Morawski, De poetarum imprimis Augusteae aetatis sermone. In den Wiener Studien XXXVII (1915) S. 157—165.

Der Schlußpassus möge unverkürzt hier Platz finden: *Inter carmina Horatii libri primi vicesimum secundum similibus abundat ambagibus. Ab adiectivo composito 'integer' fit exordium, postea voces 'inhospitalis' (v. 6) et 'inermis' (v. 12) exhibentur. Per totum autem carmen admodum artificiosae continuantur circumlocutiones. 'Scelerisque purus' (ἀδιάβλητος,*

ἄμεμπτος) legimus initio; 'curis vagor expeditis' (ἀμελής, ἀκηδής) in v. 11; 'ubi nulla campis arbor aestiva recreatur aura' (ἄδενδρος, ἀθαλπής) in vv. 17, 18; denique in v. 22: 'in terra domibus negata' (ἀοίκητος). Quibus consideratis nescio an recte suspicari possis, non solum in calce totius carminis Horatium Sapphus vestigia pressisse, sed etiam in reliquis strophis poetam quendam Graecum esse imitatum. Certe quidem in aliis Horatii carminibus eiusmodi circumlocutionum congeriem frustra quaesiveris. Benutzung einer griechischen Vorlage ist ja natürlich denkbar; aber die Begründung dieser Vermutung durch die obigen Ausdrücke scheint mir mißlich.

18) Andrew Runni Anderson, Note on Horace C. II 3, 17—20. In Classical Philology X (1915) S. 456.

Unter Berufung auf V. 18 *(the fact that Horace makes the approach to this expression with the words 'villaque flavus quam Tiberis lavit')*, auf Od. II 18, 19f., Sall. Cat. 20, 11, Od. III 24, 3f., Od. III 1, 33f., Sen. Epp. 89, 21, de Tranq. 3, 7 faßt Anderson die Worte *exstructis in altum divitiis* als *a bold expression for 'thy costly mansion by the sea'. The interpretation is supported by the scholium of Acro: ⟨exstructis⟩ in altum divitiis] mari iactis operibus et exstructis in altum aedificiis.* Aber wozu sollen wir hier einen so kühnen Ausdruck statuieren? Die vorhergehenden Worte geben dazu keinen Anlaß; im Gegenteil entspricht das Eintreten eines neuen Zuges (Haufen Goldes u. dgl.) durchaus der Gewohnheit unseres Dichters. Vgl. Orelli-Hirschfelder: *'Acervis auri argentique, vasorum, vestis stragulae cet. accumulatis.' Sic augetur splendida opum imago; neque accipiendum de ipsis villis ac domo urbana, quas heredem aeque secutas esse per se intellegitur. Etiam sat. II 3, 96 dixit 'divitias construere'.*

19) H. Röhl, Zu Horaz Sat. II 8, 91 *sine clune palumbes.* (Bisher noch nicht gedruckt.)

Was meint Horaz Sat. II 8, 91 bei den Worten *sine clune palumbes* mit *clunis?* Von den Lexicis, die ich nachgeschlagen habe, bieten die meisten für *clunis clunes* nur die Bedeutung 'Hinterbacken, Hinterkeulen, Hinterschenkel', und wenn bei Georges hinzugefügt wird: '= der Steiß (der Menschen und Tiere)', so geht aus dem Gleichheitszeichen hervor, daß dabei nur an Säugetiere gedacht ist; der Thesaurus sagt: *i. q. nates.* Von den Erklärern und Übersetzern deuten dieses Wort in der Horazstelle Kirchner und Weber als 'Keulen', Blümner als 'Hinterviertel', Tentori als *i quarti di dietro.* Dagegen sprechen Heinze und Breithaupt vom 'Bürzel'; Sanadon, welchem Fritzsche offenbar beipflichtet, übersetzt: *la culotte;* Philip Francis: *rump;* Wickham (1903): *the hind part.* In eine beweisende Erörterung der Bedeutung des Wortes ist man, soviel ich sehe, nirgend eingetreten; die meisten Herausgeber äußern sich über die Bedeutung überhaupt nicht.

Diejenigen Stellen, wo *clunis clunes* von Menschen und anderen Säugetieren gebraucht wird, können, da bei diesen Wesen Steiß und Hinterbacken gleichbedeutend sind, keine Entscheidung darüber bringen,

was bei Vögeln unter diesem Worte zu verstehen sei. Auch manche Stellen, wo von *clunis clunes cluniculi* (oder *cluniculae*) der Vögel die Rede ist, sind an sich nicht deutlicher oder wenigstens nicht in einem zu allgemeiner Anerkennung zwingenden Grade deutlicher als die Horazstelle; so Varro, de re rust. 3, 9, 14: *qua de clunibus* (Rousselot: *cuisses;* aber Schneider: *'clunes', ex graeco κλόνις facti, proprie lumbare os significant, vertebris ut plurimum quinque compositum) coeperint habere pinnas, e capite, e collo eorum crebro eligendi pedes;* Seneca, Epist. mor. 47, 6: *per pectus et clunes* (Olshausen und Heß: 'Keulen') *certis ductibus circumferens eruditam manum frusta excutit;* Plinius, Hist. nat. X 50 (71) 140: *postea culinarum artes, ut clunes* (Franzius: *Galli 'coxas' vocant;* Strack: 'die Schenkel'; Wittstein 'Keulen') *spectentur ... nec tamen in hoc mangonio quidquam totum placet, hic clune, alibi pectore tantum laudatis;* Martial III 60: *cereus immodicis turtur te clunibus* (Berg: 'Steiß') *implet,* zu vergleichen mit III 82, 21: *et concubino turturum nates donat;* Gellius XV 8, 2: *ceterarum avium atque altilium nisi tantum apponatur, ut a cluniculis inferiore parte* (Weiß: 'von dem untersten Teile [d. h. von dem Bürzel] an dem Hinterkeulchen'?) *saturi fiant, convivium putant inopia sordere;* Ausonius, Epist. XVIII, 392, Ep. III (Peiper S. 254): *Qualis Picenae populator turdus olivae clunes opimat cereas.*

Völlig klar aber und ausschlaggebend für die Bedeutung 'Steiß, Bürzel' sind die folgenden beiden Stellen aus Columella: VIII 5, 19 *plumulaeque sub cauda clunibus pullorum detrahendae, ne stercore coinquinatae durescant et naturalia praecludant;* VIII 7, 2 *pluma omnis e capite et sub alis atque clunibus detergetur: illic, ne pediculum creet, hic, ne stercore loca naturalia exulceret.* Auch der Thesaurus glossarum emendatarum ed. Götz bietet neben den Bedeutungen *ἰσχίον ἰξύς γλουτός ψύα κόξαι* die Bedeutung *ὀρθοπύγιον.* Dazu gesellen sich stützend noch drei Pliniusstellen, an denen das in Rede stehende Wort den Hinterleib (nicht etwa Hinterschenkel od. dgl.) von Spinnen, Leuchtkäfern und Schaben bezeichnet: XI 24 (28) 85 *aranei conveniunt clunibus;* XI 28 (34) 98 *lucent ignium modo noctu laterum et clunium colore lampyrides;* XXIX 6 (39) 141 *tertium genus et odoris taedio invisum, exacuta clune.*

Also meint auch Horaz den Bürzel oder Steiß der Tauben. Nicht minder ist in den oben angeführten Stellen anderer Schriftsteller diese Bedeutung anzuerkennen. Die Lexika aber würden gut tun, auch die Bedeutungen 'Bürzel, Steiß der Vögel' und 'Hinterleib der Insekten und ähnlicher Tiere' anzuführen.

20) H. Röhl, Zu Horaz Epist. II 1, 190. (Bisher noch nicht gedruckt.)

Die Verse Epist. II 1, 189—193 werden in allen Ausgaben, die ich nachgeschlagen habe, so interpungiert:

Quattuor aut plures aulaea premuntur in horas,
dum fugiunt equitum turmae peditumque catervae;
mox trahitur manibus regum fortuna retortis,
esseda festinant, pilenta, petorrita, naves,
captivum portatur ebur, captiva Corinthus.

Der Sinn ist nicht zweifelhaft: innerhalb der vier Stunden, welche das Stück infolge der Einlagen dauert, werden an einer Stelle der Handlung Kämpfe dargestellt und an einer andern, naturgemäß späteren (*mox*), ein Triumphzug. Daraus ergibt sich aber, daß die Verse 191 bis 193 *mox . . . Corinthus* nicht Hauptsätze enthalten, sondern weitere zu *dum* gehörige Nebensätze, daß somit hinter *catervae* nicht ein Semikolon, sondern ein Komma zu setzen ist. In gleicher Weise reiht Horaz auch anderwärts innerhalb eines Nebensatzes eine zeitlich spätere Handlung mit *mox* (vorher eine mit *iam,* nachher eine mit *nunc*) an, Od. IV 4: *Qualem ministrum fulminis alitem . . . olim iuventas et patrius vigor nido laborum propulit inscium . . ., mox in ovilia demisit hostem vividus impetus* usw.

21) D. E. Oppenheim, Die Alten und der Krieg; Horaz im Schützengraben. In der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien LXVI (1915), 8. und 9. Heft, 5 Seiten.

Oppenheim gibt eine Analyse der Ode I 1, in der er, wie schon andere Erklärer, vier Teile unterscheidet: V. 3—8, 9—18, 19—28, 29—36, und bemüht sich, die von dem Dichter bei der Aufzählung der verschiedenen Typen angewandte feine Kunst darzulegen. So faßt er unter anderm das Resultat seiner Erörterung der beiden ersten Teile folgendermaßen zusammen: 'Sie bieten eine Charakteristik von fünf Menschentypen, die sich nach ihrer Lebensrichtung in zwei Hauptgruppen sondern. Die erste hat zwei, die zweite drei Vertreter. Innerhalb der einzelnen Gruppen sind Übereinstimmungen und Verschiedenheiten derart verteilt, daß sich jeder Typus als Parallelfigur und zugleich als Gegenstück zu jedem anderen betrachten läßt. Dieselbe Beziehung besteht aber noch überdies zwischen dem zweiten und dritten sowie dem ersten und fünften Gliede der ganzen Reihe.'

Wie für den vorjährigen Bericht, so war mir auch für den hier vorliegenden die Literatur infolge des Krieges nicht in dem wünschenswerten Maße zugänglich. An Titeln seien noch verzeichnet:

Obras completas de Horazio. Las Odas. El Epodón. El Canto secolar. Las Sátiras. Las Epistolas. El Arte poética. Version castellana de Tomas Meabe. Chartres 1913. Impr. Ed. Garnier. Paris, libr. Garnier hermanos. 435 S. 8.

Ettore Bolisani, Lucilio giudicato da Orazio. Treviso 1914. Tip. ditta L. Zoppelli. 50 S. 8.

Q. Horatius Flaccus. Für den Schulgebrauch herausgegeben von O. Keller und J. Häußner. Mit 5 Abbildungen und 3 Kärtchen. Vierte Auflage. Leipzig und Wien 1915. Freytag & Tempsky. XLIV und 336 S. 8.

Zehlendorf bei Berlin. H. Röhl.

Milet

Milet. Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen seit dem Jahre 1899, herausgegeben von Theodor Wiegand. Königliche Museen zu Berlin. Berlin, Georg Reimer. 4°.

Heft I. Karte der milesischen Halbinsel (1 : 50000) mit erläuterndem Text, von Paul Wilski. 1906. 24 S., 1 Karte mit Deckblatt. 5 ℳ.

Heft II. Das Rathaus von Milet, von Hubert Knackfuß, mit Beiträgen von Carl Fredrich, Theodor Wiegand, Hermann Winnefeld. 1908. 100 S., 20 Tafeln. 15 ℳ.

Heft III. Das Delphinion in Milet, von Georg Kawerau und Albert Rehm, unter Mitwirkung von Friedrich Freiherr Hiller von Gaertringen, Mark Lidzbarski, Theodor Wiegand, Erich Ziebarth. 1914. VI u. 318 S., 7 Tafeln. 22,50 ℳ.

Vgl. ferner die Vorläufigen Berichte über die von den Königlichen Museen in Milet (vom VI. ab: in Milet und Didyma) unternommenen Ausgrabungen, der erste von R. Kekule von Stradonitz, die folgenden von Theodor Wiegand, der I. bis V. in den Sitzungsberichten der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften: I 1900, 104—115; II 1901, 903—913; III 1904, 72—91; IV 1905, 533—548; V 1906, 249—265; der VI. und VII. in dem Anhang zu den Abhandlungen derselben Akademie: VI 1908, 1—46, 6 Taf.; VII 1911, 1—71, 13 Taf. — Inhaltlich im wesentlichen dasselbe bieten die Berichte im Archäologischen Anzeiger 1901, 191—199; 1902, 147—155; 1904, 2—10; 1906, 1—42; 1911, 419—443. — Dazu treten die Anzeigen von Heft I und III von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1906, 635—640; 1914, 65—109 und ein Überblick von A. v. Salis, Die Ausgrabungen in Milet und Didyma, in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum 1910, 103—132, 7 Taf.[1]).

Die ionischen Städte an der Westküste Kleinasiens sind die ersten Pflanzstätten griechischer Kultur gewesen. Das home-

[1]) Durch die drei Hefte der 'Ergebnisse' zählen die Seiten und die Numerierung der Inschriften durch, die Tafeln nicht. Für die Seiten gibt es dann noch eine besondere Paginierung. Ich zitiere 'Erg(ebnisse)' mit römischer Nummer des Heftes und entweder mit der Pagina nach der durchlaufenden Zählung oder (mit 'Nr.' davor) nach der Inschrift. Die 'Ber(ichte)' zähle und zitiere ich nach den Akademieberichten mit römischer Nummer und der Pagina, daneben den Archäol. Anzeiger nur selten. Die Namen v. Wil(amowitz) und v. Salis beziehen sich auf die oben genannten Arbeiten beider. Wegen Haussoullier siehe S. 19 Anm. 1. Die Ausgrabungen in Didyma habe ich im allgemeinen nicht in meine Berichterstattung einbezogen. — Ebensowenig habe ich die neue Reihe 'Band III' der 'Milet-Ergebnisse' einbezogen, von der bisher erschienen ist 'Heft 1, Der Latmos, von Theodor Wiegand, unter Mitwirkung von (usw.)', 1913, VIII und 230 S., 10 Taf., deren letzte eine vortreffliche Karte des Latmosgebirges rund um den heutigen See von Heraklea ist; der Text schildert die geographischen Verhältnisse, berichtet über die topographische Aufnahme und beschreibt die

rische Epos ist hier entstanden, die Lyrik hier zuerst ausgebildet worden; die ersten Männer, die ein philosophisches Lehrgebäude aufrichteten, die ersten, die geschichtliche Aufzeichnungen in Buchform brachten, waren Milesier; die erste Landkarte, von der wir hören, ist in den Händen eines Milesiers. Hier sind 'die Kämpfe um den Glauben, um die Sitte und um den Staat früher ausgefochten worden als im Mutterland'. Aber auch Handel und Wandel haben hier schon geblüht, als Athen und Korinth noch kleine Landstädte waren, und zahlreich sind die Belege für die Blüte von Gewerbe und Industrie, Handwerk und Kunst und für die verfeinerte, ja überfeinerte Kultur ('milesische Geschichten'!) der Ionier. Auch die Münze ist ihre Erfindung. Politisch endlich haben sie durch die Begründung von Kolonien an der makedonisch-thrakischen Küste, längs der Propontis, am rechten und linken Pontos, in Südkleinasien, Ägypten (Naukratis!), im Westen bis nach Korsika und Massilia eine weltgeschichtliche Tat geleistet. So ist es begreiflich, daß die neuere Wissenschaft versucht, über die Nachrichten der klassischen Literatur hinauszukommen und den Boden selbst zu befragen, ihm neue Belehrung zur Erkenntnis des Werdens und Wirkens der ionischen Kultur abzuringen. Freilich ist dabei über die ionische Blütezeit vom 8. bis zum Anfang des 5. Jahrhunderts am wenigsten Belehrung zu erhoffen; gehören doch bei fortdauernder Besiedelung die durch den Spaten zu gewinnenden Denkmäler meist einer späteren, der hellenistisch-römischen Zeit an. Für die uns hier beschäftigende Stadt aber bietet ein so unvergleichliches Denkmal wie die Stephanephorenliste eine klassische Ausnahme.

So haben seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts vier unter den 13 ionischen Städten, Magnesia, Priene, Ephesos und Milet, systematische Ausgrabung erfahren, und Samos sollte sich als fünfte anschließen, als der Krieg das schon begonnene Werk unterbrach. Von diesen fünfen beansprucht Milet das größte Interesse: an der Einfahrt in den tiefeingeschnittenen Golf vom Latmos gelegen, durch rauhe Gebirgszüge gegen die Raubzüge der Karer des Hinterlandes geschützt[1]), war es in der Blütezeit die größte und bedeutendste ionische Stadt: besonders eifrig in der Kolonisation zumal an Propontis und Pontos — 80 Pflanz-

Klöster, die byzantinischen Befestigungen und die Einsiedlerhöhlen des Latmos; eine Edition der auf den Latmos bezüglichen hagiographischen Schriften, eine darauf und auf den Befund selbst aufgebaute historisch-topographische Studie über die Latmoshöhlen, endlich eine kunsthistorische Würdigung der Freskomalereien in den Höhlen bildet den Beschluß.

[1]) Daher freilich auch ohne ein eigentliches Territorium, was sich in Zeiten, da es räuberische Karer nicht mehr zu fürchten hatte, als ein Mangel herausstellte. Daher legte Milet mindestens später großen Wert auf Beschaffung eines solchen, das natürlich nur außerhalb der engeren milesischen Halbinsel liegen konnte, und ein Landgeschenk Ptolemaios' II. 279 v. Chr. (sei es, daß es sich um das Stadtgebiet von Myus handelt, Erg. III 200, oder um Domanialland, altpersisches Königsgut, über das die sich als Rechtsnachfolger der Perserkönige gebärdenden Diadochenkönige verfügten, wie v. Wil. S. 84 will) wird darum als etwas Besonderes in der Eponymenliste zu dem betr. Eponymen vermerkt (Erg. III Nr. 123 Zeile 38); auch der Danksagungsbeschluß ist auf Stein erhalten (Erg. III Nr. 139).

städte zählte man im ganzen von ihr —, Führerin des ionischen Aufstandes gegen Persien (500—494), in der unglücklichen Seeschlacht bei der dieser Stadt vorgelagerten Insel Lade mit 80 Kielen nur hinter Chios zurückstehend, von Dareios dann 494 wenn auch nicht zerstört, so doch in ihrer Blüte geknickt, hat sie doch immer noch als Mitglied des attischen Bundes, dann unter persischer Herrschaft, schließlich in hellenistischer und römischer Zeit eine hervorragende Rolle gespielt und tritt erst allmählich hinter Ephesos wie dieses dann hinter Smyrna zurück. Hier also den Spaten anzusetzen, mußte eine lohnende Arbeit sein.

Anders nach Zweck und Ausführung als zur Zeit, als die römischen Päpste den Boden ihrer Gärten durchwühlen ließen, um antike Marmorstatuen zum Schmuck ihrer Paläste zu gewinnen, stellt sich heute eine Ausgrabung dar. Ihr Ziel ist grundsätzlich nicht mehr das Auffinden einzelner Objekte, sondern auf das architektonische Ganze als Haupt- und Bergung alles erhaltenen Materiales bis zur kleinsten Tonscherbe als zweite Aufgabe gerichtet. Als ideales Ziel schwebt dabei Freilegung einer ganzen Stadt, oder, wo das nicht erreichbar, eines Stadtteiles, eines Baukomplexes vor. Spöttisch ist es wohl so ausgedrückt worden, daß man heutzutage 'Grundrisse ausgrabe'. Denn bis zum First steht von antiken Gebäuden niemals auch nur eins, und nur ausnahmsweise, etwa unter der weichen Decke pompejanischer Lapilli oder nordafrikanischer Sandverwehung stehen Wände oder Kolonnaden noch bis zu einer gewissen Höhe aufrecht. Meist sind in situ nur Fundamente, Säulenbasen, Pflasterungen, Schwellen, Treppenstufen, allenfalls die unteren Lagen der Mauern erhalten, so daß es der Übung und Phantasie bedarf, um auf einer Ruinenstätte sich ein Bild davon zu machen, wie es einst gewesen. Aber heutige Ausgrabungstechnik zieht alle vorhandenen, wenn auch über das ganze Gebiet verstreuten, oft erst aus dem Abbruch späterer Bauten gewonnenen Steine, unter Beobachtung ihres Materials, ihrer Maße, Verwitterungsmerkmale, Abarbeitungen, Dübellöcher, Verklammerungsspuren, Versatzmarken zur Ergänzung des noch in situ Befindlichen heran und ermittelt so, was der antike Baumeister geschaffen, wie es sein Nachfolger verändert hat. Die Ermittelung des einstigen Aufbaues der Delphinionhalle diene als Beispiel für die Raffiniertheit dieser Methoden (Erg. III 166). Und entgegen einer gewissen hier und da herrschenden Strömung muß ich zeichnerische Rekonstruktionen, wie sie Erg. III Taf. IV vom Delphinion, Erg. II Taf. XIV vom Buleuterion gegeben sind, durchaus zum Verständnis fordern, als dessen Krönung ich altmodisch genug bin, sogar eine plastische Nachbildung der ganzen Stadtanlage, wie sie z. B. für Priene Zippelius wider geliefert hat, für wünschenswert zu erklären[1]).

[1]) Die kartographische Behandlung des Ausgrabungsgebietes ist zunächst in großzügigster Weise herbeigeführt worden durch eine Neuaufnahme der ganzen milesischen Halbinsel in 1:50000 durch den aus den Arbeiten auf Thera bekannten Landmesser Prof. Dr. Paul Wilski (Erg. I, mit einem die Art und Weise der Aufnahme schildernden Text nebst Wortregister). Ferner sind den einzelnen Berichten Karten des Stadtgebietes in etwa 1:7000 bis 1:15000, nach dem jeweiligen Stande der Grabung, bei-

Das so gewonnene architektonische Ergebnis ist zugleich ein historisches, da die Geschichte der Besiedelung, die Kenntnis der Lage, der baulichen Schicksale und des Zweckes der öffentlichen Gebäude[2]) ein Stück der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Geschichte ist oder es kennen lehrt. Dazu ist die Einfügung dieser Ergebnisse in den chronologischen Rahmen nötig, wozu vor allem die Einzelfunde helfen. Die Hauptrolle spielt hier die Tonware; ersetzt sie doch im Altertum alles, was wir heute aus Steingut, Porzellan und Glas, ja vieles von dem, was wir aus dem heutigen Allerweltsstoff Papier herstellen (Stimmzettel, Eintrittskarten u. dgl.). Die Zerbrechlichkeit dieser Ware zwingt zu ständiger und schneller Erneuerung; die weggeworfenen wertlosen Scherben aber sind fast unzerstörbar und haben sich uns teils in förmlichen Abfallbergen (Monte testaccio in Rom), teils im Bauschutt erhalten; im Falle einmaliger gewaltsamer Zerstörung einer Stadt bietet deren Zeitpunkt für den Inhalt solchen Bauschuttes ein fast absolutes zeitliches Hilfsmittel, wie beim 'Perserschutt' der Akropolis von Athen und hier beim Schutt des Kalabak-Tepe, als der später nicht wider besiedelten Burg des 494 zerstörten Milet. Von solchen festen Punkten ausgehend, hat man sich durch lange Arbeit ein chronologisches System für die Tonware aufgebaut, so daß sie geradezu als zeitlicher Leitfaden jeder Grabung dient. Neben ihr spielen andere Funde nur eine sekundäre Rolle, so die Münzen: an sich viel leichter datierbar wie Tonscherben, halten sie sich doch viel länger im Verkehr als der zerbrechliche Topf, werden auch viel seltener gefunden, da der antike Besitzer sie nicht so achtlos fortwirft, der heutige Grabungsarbeiter sie nicht gern abliefert: so haben sie in nur drei Fällen zur Datierung geholfen, Ber. III 90, III 91, V 255, während in zwei anderen Fällen die Münzfunde vielmehr in die Irre geführt haben (Ber. II 910, betreffs der 'Gotenmauer', vgl. unten S. 27). Nur eine Klasse von Fundstücken überragt die Bedeutung der Tonscherben, dient nicht nur wie diese als Hilfsmittel der Untersuchung, sondern

---

gegeben, von denen die letzte (Ber. VII Taf. I) auch den alten Burgberg Kalabak-Tepe mitumfaßt. Eine Übersichtskarte der ferneren Umgebung Milets in etwa 1:300000 steht Erg. III 353, freilich arg summarisch und nur ein Notbehelf. Am meisten vermißt man zur Zeit noch einen Stadtplan, der erstens mit Benennung oder doch Numerierung aller wichtigen Bauwerke usw. versehen ist nach Art unserer Bädekerpläne, und zweitens den vermutlichen Verlauf der antiken Uferlinie angibt, wie beides in den älteren Berichten (z. B. Arch. Anz. 1902, 153) noch zuweilen geschah. Ein solcher großer Plan von Milet und Umgebung in 1:1000 mit Einzeichnung aller Ruinen als Abschluß der kartographischen Arbeit ist übrigens in Vorbereitung.

[2]) Privathäuser treten davor an Wichtigkeit zurück; sie bevorzugt der Ausgräber so wenig wie ein moderner Besucher von Berlin oder Wien die Brunnenstraße oder den Ottakring. Immerhin sind z. B. in Priene auch die Wohnquartiere völlig durchforscht worden, da sie einen ungestörten Befund aus der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. boten; in Milet ist ein archaisches an den Hängen und auf den Hochflächen des Kalabak-Tepe, hellenistisch-römische zu beiden Seiten der Löwenbucht, zumal in ihrem Osten, freigelegt worden, besonders um den Bebauungsplan zu erkennen; sie so systematisch zu behandeln wie in Priene lohnte deswegen nicht, weil die hellenistischen Wohnviertel in römischer Zeit überbaut und verändert waren.

als eigene, beredte Zeugen jedweder Kultur, die Steininschriften. Nicht so zahlreich, nicht so gleichmäßig verbreitet wie die Scherben, ja nicht einmal so unzerstörbar, weil immer gern wider in Neubauten verwendet oder gar zu Kalk verbrannt, bieten sie doch die reichere historische Belehrung gegenüber Scherben und Münzen, ja gegenüber dem Gesamtbefund der Grabung überhaupt. Nie ist das so deutlich geworden wie in Milet.

Die Umgegend des heutigen Milet ist schon in der jüngeren Steinzeit besiedelt gewesen, deren Erzeugnisse sich auf dem Kilik-Tepe, 1700 m südlich des Kalabak-Tepe, gefunden haben (Ber. VII 4), wo die Siedelung bis in spätmykenische Zeit (Ende 2. Jahrtausends) nachweisbar ist. Reste spätmykenischer Zeit fanden sich dann aber im eigentlichen Stadtgebiet, so unter dem Athenatempel im Süden des Theaterhafens und an diesem selbst (Ber. VII 6). Die Friedhöfe dieser Zeit liegen am Deirmen-Tepe, direkt im Westen des Kalabak-Tepe. Da die höchste Blüte dieser sog. ägäischen Kultur sich auf Kreta entfaltete, wo es auch ein Milatos gab, darf man die Nachricht von der erstmaligen Gründung Milets durch Kreter (*πρῶτον κτίσμα Κρητικόν*, Ephoros bei Strabon S. 634) dazustellen. — Auf die mykenische Scherbenschicht folgt hier nun nicht, wie im griechischen Mutterlande, eine Scherbenschicht geometrischen Stiles, sondern, wie v. Salis S. 129/130 betont hat, die mykenische Ware geht allmählich ohne scharfe Übergänge in die altionische über, in deren Zierat allerdings auf dieser Stufe 'lineare Elemente vorwalten'. Das spricht Bände: es sind eben die Träger der mutterländisch-ägäischen Kultur, die nach Kleinasien auswandern, hier auf die gleichgeartete kretisch-ägäische Kultur stoßen und sie nun organisch weiter entwickeln, während daheim durch die sog. dorische Wanderung jener Bruch mit der Tradition erfolgt, den der schroffe Übergang von der ausgelebten mykenischen zu der geometrischen Ware anzeigt.

Diese 'geometrischen', d. h. altionischen Scherben finden sich zusammen mit anderen Überresten (Haus- und Stützmauern, Straßendämmen, Spuren eines Antentempels) zumal auf dem 100 m vom Strand und 400 m von der nächsten Stelle der späteren Stadtmauer entfernten Hügel Kalabak-Tepe, der ganz außerhalb der späteren Stadt liegt, erstrecken sich dann bis etwa zum Südufer des Theaterhafens und bedecken einen etwa $^1/_4$ km breiten Uferstreifen der Westküste der milesischen Halbinsel (Ber. VI 3, VII 5); rechts von der heiligen Straße nach Didyma und ihrer Verlängerung zur Löwenbucht finden sie sich nicht mehr, und es ist nicht wahrscheinlich, daß das Fehlen der ältesten Überreste dort nur durch die Unmöglichkeit von Tiefgrabungen infolge des dort zu hohen Grundwassers verschuldet wird (Erg. III 407); vielmehr sprechen andere Gründe entschieden für die Auffassung, daß das alte Milet eben nicht so weit gereicht, weder den Theaterhügel (Kaleh-Tepe), noch den östlichen Hügel (Humei-Tepe) mitumfaßt hat: ein scharfer Knick, den die heilige Straße beim Eintritt in das Tor der hellenistischen Stadtmauer macht, um von da zur Löwenbucht zu

gehen, fällt weg, sobald man sie einer darunter aufgedeckten älteren Toranlage entsprechend (Arch. Anz 1902, 148) vielmehr zur westlichen Bucht leitet; sie trifft dann gerade auf den Athenatempel, das einzige archaische Bauwerk von Bedeutung, das man gefunden hat (Ber. IV 545). Und auch ein Knick in der archaischen Ringmauer des Kalabak-Tepe wird nur verständlich, wenn wir für die archaische Stadt eine andere Gesamtlage annehmen als für die spätere. Der inschriftliche Zusatz *πρὸ πόλεως* zu einem Asklepiosheiligtum, das im Stadtteil der Löwenbucht lag (Ber. V 259/60), und eine Anekdote aus Thales' Leben, die eine Verlegung des Marktes voraussetzt, weisen in dieselbe Richtung (v. Salis S. 127/8 und v. Wil. S. 69/70 haben diese andere Lagerung der *πάλαι Μίλητος*, d. h. der archaischen Stadt gegenüber der hellenistischen, der *νῦν πόλις* des Strabon S. 634, erkennen gelehrt). Vor der Stadt also hat damals auch das in der Südostecke der Löwenbucht aufgedeckte Delphinion gelegen, dem 'Ergebnisse III' gewidmet ist. Seine Existenz vor der *ἅλωσις* Milets durch Dareios 494 v. Chr. wird durch die bis 525 hinaufreichende, gleich zu besprechende Liste der Stephanephoren, durch eine von Diogenes Laertius berichtete Weihung des Thales an den Apollon Delphinios und zahlreiche archaische Einzelfunde in seinem Bezirk bewiesen, obwohl seine bauliche Gestalt erst aus einem Umbau des 5. Jahrhunderts bekannt ist (Erg. III 397[1], 403[5]). Aber auch vor 494 wird es, wie später, ein unbedecktes Heiligtum, von einer Mauer umschlossen, gewesen sein, mit einem großen Altar inmitten (Erg. III 151/5. 407/8), an den ein heiliger Hain sich anschloß. Jene archaischen Einzelfunde sind namentlich ein unbeschrifteter und ein mit einer Weihung an Hekate beschriebener Rundaltar (Erg. III 153/6. 273) und ein inschriftlicher, sprachlich und kultlich gleich wichtiger Opferkalender (Erg. III 162; für den *Ζεὺς Νόσιος* vgl. auch Erg. III 401). Die einzige archaische Statue (Unterteil) hat sich, wie hier angemerkt sei, nicht im Delphinion, sondern im Buleuterion gefunden; ihre Aufschrift *Ἀναξιμάνδρο* haben die späteren Milesier wohl mit Recht oder Unrecht auf den Philosophen bezogen und sie deswegen im Buleuterion aufgestellt (Erg. II 112). Weitaus die wichtigsten Funde des Delphinions aber sind die Inschriften, die sich auf die Tänzergilde (*μολποί*) des Apollon Delphinios beziehen, vor allem eine um ca. 100 v. Chr. erfolgte Neuaufzeichnung ihrer Satzungen (*τὰ ὄργια*), Erg. III 277, vgl. v. Wil. S. 79, der sie besonders herausgegeben hat, Sitzungsber. der Berl. Ak. 1904, 619 ff., vgl. 1906 S. 78[5], und das Verzeichnis ihrer Obmänner (Stephanephoren). Diese Gilde besorgte, wie die *ὄργια* lehren, alljährlich die große Staatsprozession zum Heiligtum des Apollon Didymeus nach Didyma, und auch im Jahre 479/8, nach dem Sturze der Perserherrschaft, tut sie das, obwohl der Tempel von Didyma, von Dareios 494 zerstört, in Trümmern lag. Wie es gekommen ist, daß die Gilde des Delphinios den offiziellen städtischen Gang zum Didymeus besorgte, ist nicht klar. Ich denke mir es so, daß die einwandernden Ionier einen Apollon Delphinios mitbrachten — nicht schon die Kreter, vgl. v. Wil. S. 78[1] gegen Erg. III 407 —, aber sein Kult, vielleicht nach längerer Antagonie, vor dem des einheimisch-karischen, uralten

Gottes von Didyma[1]) mit seinem mächtigen erblichen Priestergeschlecht der Branchiden zurücktrat; so erhielt er keinen Tempel, sondern nur ein Temenos vor dem Tore, und jener Gott von Didyma erbte die Bezeichnung Apollon und ward der Stadtgott von Milet. Da aber in der Stadt keine eigene Priesterschaft für ihn bestand (erst nach 334 ist der 'Prophet' von Didyma ein städtischer Beamter von Milet, dessen Amtsjahr mindestens zeitweilig anders läuft wie das bürgerliche Jahr von Milet), übertrug man die Funktionen einer solchen, d. h. die städtischen Kultleistungen gegenüber dem Gotte von Didyma, der Kultgilde des delphinischen Vetters. So bleibt sie dennoch die wichtigste Priesterschaft in der Stadt und gewinnt sogar politische Bedeutung, übt z. B. die Funktion eines Standesamtes aus, und ihr Reigenführer, der Aisymnetes oder (erste) Stephanephoros, wird der Eponymos der Stadt: das Jahr wird nach ihm benannt, wie sonst nach dem Priester der Hauptgottheit (Rhodos, Argos) oder einem politischen Beamten (Athen, Rom). Eine inschriftliche Liste dieser Jahresmänner[2]) (Name und Vatersname) hat sich nun im Delphinion gefunden (Erg. III 255/75): teils auf einmal aufgezeichnet als Wiederherstellung einer älteren Tafel, teils von Jahr zu Jahr fortgeführt, nach der relativen Abfolge durch genaue Beobachtung der technischen Eigentümlichkeiten der Steinplatten sichergestellt, in absoluter Chronologie durch eine Reihe historischer Namen[3]) festgelegt, bietet sich uns so eine Eponymenliste (von 525/4 bis 260/59, 232/1—184/3, 89/8 vor bis 31/2 nach Chr.), wie sie von keiner antiken Stadt in solchem Umfange (etwa 435 Jahre) und mit solcher Sicherheit vorliegt[4]): auch vom republikanischen Rom nicht,

---

[1]) Didyma liegt in Luftlinie an 15 km südlich von Milet auf dem entgegengesetzten Ende der Halbinsel und wurde auf einer nur teilweise aufgedeckten Prozessionsstraße besucht. Der Tempel, 494 zerstört und seit 334/3 im Wiederaufbau, aber nie vollendet, wurde wegen seiner großen Dimensionen zu den Weltwundern gerechnet und war auch Orakelstätte (inschriftliche Orakel z. B. Ber. III 83, V 258). Seinen Überresten hat man schon lange Grabungen gewidmet, zuletzt Haussoullier und Pontremoli 1895/6, deren reiche, besonders epigraphische Ausbeute (Bauinschriften, Weihungen, Schatzverzeichnisse) Haussoullier in einem ansprechenden Buche 'Études sur l'histoire de Milet et du Didymeion', Paris 1902, vereinigt hat; ich habe es Berl. philol. Woch. 1903, 792 ff. besprochen. Unsere Ausgräber haben ihre Tätigkeit seit 1906 gleichfalls auch Didyma zugewandt, Ber. VI 32, VII 35 ff., doch soll diese Anzeige sich nicht näher damit befassen.

[2]) Oft tritt der Gott als Stephanephor auf, zuerst im Jahre 332/1: *Ἀπόλλων Διός*, wohl wenn in schlechten Zeiten niemand die teure Bürde auf sich nehmen wollte, wie wir das auch sonst bei griechischen Priestertümern finden; ein späterer Statutenparagraph der Molpoi (Ber. VII 18) sieht diesen Fall vor: *ἐὰν δὲ ὁ θεὸς πρίηται τὴν αἰσυμνητύν.* — Man datiert dann *ἐπὶ στεφανηφόρου τοῦ θεοῦ τοῦ μετὰ (τὸν δεῖνα).*

[3]) *Ἀλέξανδρος Φιλίππου, Ἀσανδρος Ἀγάθωνος, Δημήτριος Ἀντιγόνου, Ἀντίοχος Σελεύκου, βασιλεὺς Μιθραδάτης* (zwischen dem Verschweigen des Königstitels dort, seiner Setzung hier liegt die ganze Entwicklung der hellenistischen Monarchie!), dann Augustus, C. Caesar und Tiberius.

[4]) In einem Falle können wir die Liste besser beurteilen als der milesische Steinmetz: der setzt alle zehn Jahr einen Zählungsstrich (Obelos) an den Rand; in zwei Fällen aber stehen zwei Namen in einer Zeile; da hat er geschwankt, ob diese Zeilen ein oder zwei Jahre bedeuten und den Obelos

dessen Konsulliste nicht so weit zurückreicht und für die Zeit bis 390 bekanntlich der Sicherheit arg ermangelt, erst recht nicht von Athen. Schon jetzt ermöglicht diese Liste es uns, die meisten der milesischen Inschriften, die einen Stephanephor nennen, zu datieren. Aber noch darüber hinaus ist die Liste historiographisch wichtig: mehrfach ist dem Eponymen ein wichtiges Ereignis der Stadtgeschichte, das in sein Amtsjahr fiel, hinzugefügt[1]), die älteste Form geschichtlicher Aufzeichnung: Beifügung historischer Daten zu einem Kalender, so wie wir uns z. B. das Album der Pontifices an der Regia zu Rom vorstellen müssen. — Einleitungsweise wird Erg. III 230/40 das milesische Jahr behandelt, sein Anfang im Frühjahr im Monat Taureon nachgewiesen; der Versuch des Nachweises, daß früher ein anderer Jahresanfang in Übung gewesen sei, Erg. III 236, hat mich aber nicht überzeugt. — Ein Vergleich der seit dem frühen 4. Jahrhundert auf den milesischen Münzen vorkommenden Beamtennamen mit der Stephanephorenliste ergab mir durch das Fehlen aller charakteristischen Namenskongruenzen der jeweiligen Zeitspanne, daß der Münzbeamte nicht der eponyme Stephanephor ist —, ein Ergebnis, das schon infolge des Fehlens des als Stephanephor so oft genannten Gottes selbst auf den Münzen wahrscheinlich war. — Wie wichtig eine so reiche, datierte und lokalisierte Namensreihe wie diese Eponymenliste onomatologisch ist, wie ihr nähere Beschäftigung gewidmet werden muß, um das etwaige Zurückdrängen des altionischen Elementes und um die Veränderungen des Namensschatzes, z. B. durch die große Kreteraufnahme am Ende des 3. Jahrhunderts, festzustellen, darauf sei hier nur allgemein hingewiesen.

Wir verfolgen nun die Ergebnisse der Ausgrabungen für die Geschichte Milets weiter, von der Zeit an, als Milet 15 Jahre nach der ἅλωσις die Freiheit widergewann. Diese Tatsache selbst lehrt die Satzung der Molpoi durch die erwähnte Prozession nach Didyma gleich noch im Jahre 479/8 kennen. Die uns durch eine attische Inschrift IG I Suppl. Nr. 22a bekannte, unter Athens Einfluß erfolgende demokratische Verfassungsänderung Milets hat ihren Niederschlag in einer Neuaufzeichnung der Satzung der Molpoi im Jahre 450 gefunden; andere Inschriften lehren auch eine neue Einteilung der Bürgerschaft in 12 Phylen mit z. T. attischen Namen zwischen 450 und 412 kennen (Erg. III 283, v. Wil. S. 81/2). Athen vermochte in Milet in dieser Zeit auch sein Verbot einer Grobsilberprägung durchzusetzen und legte der Stadt mit zehn Talenten den höchsten Matrikularbeitrag aller ionischen Städte auf. Kurz, Athen hat hier eine harte Hand gehabt, und der Aufstand von 412 und das völlige Totschweigen von Athens

erst nach letzterer Auffassung gesetzt, dann getilgt und nach ersterer gesetzt — fehlerhaft, wie wir nachweisen können (Erg. III 243).

[1]) Jahr 313/12: ἐπὶ τούτου ἡ πόλις ἐλευθέρα καὶ αὐτόνομος ἐγένετο ὑπὸ Ἀντιγόνου καὶ ἡ δημοκρατία ἀπεδόθη. — 279/8: ἐπὶ τούτου ἐδόθη ἡ χώρα τῶι δήμωι ὑπὸ τοῦ βασιλέως Πτολεμαίου. — 39/8: ἐπὶ τούτου ἡ πόλις ἐλευθέρα καὶ αὐτόνομος ἐγένετο. — Auch beim Jahr 259/8, mit dem ein neuer Stein der Liste begann, wird ein solcher Vermerk gestanden haben (v. Wil. S. 86), als der Tyrann Timarchos beseitigt ward, doch ist uns der Anfang des betreffenden Steines (Erg. III Nr. 124) nicht erhalten.

Leistungen in den uns durch einen Papyrus widergeschenkten 'Persern' des Milesiers Timotheos 398/6 v. Chr. sind Nachwirkungen davon. In die Zeit zwischen 494 und 412 fällt dann auch der Umbau des älteren Delphinions (oben S. 18). — Die Perserherrschaft 412—334 wird dagegen nur spärlich, durch den Schiedsspruch des Satrapen Struses (391—387; Erg. II 112 Nr. 9) zwischen Milet und Myus, vielleicht auch einen Vertrag mit Sardes (Erg. III Nr. 135, v. Wil. S. 89) illustriert. Aus den Münzen läßt sich dann, wie hier vorläufig bemerkt sei, Milet als zum Gebiete des Hekatomnos und Maussollos gehörig erweisen. Strittig ist die Frage, ob die grundlegende Veränderung des Stadtplanes (oben S. 18), die Wahl der Löwenbucht statt der westlicheren als Haupthafen, erst jetzt, zwischen 400 und 334 (so v. Salis S. 123 und v. Wil. S. 81) oder früher (Erg. III 408: 5. Jahrhundert) geschehen ist.

Von der Eroberung Milets durch Alexander im Jahre 334/3 an und durch die ganze hellenistische Epoche hindurch ist die Belehrung, die uns die Grabung verschafft hat, so vielseitig, daß hier nur ein allgemeiner Überblick folgt. Baugeschichtlich seien erwähnt die im Süden der Stadt auf eine lange Strecke hin ausgegrabene, 5 m dicke Stadtmauer mit Toren, Türmen und Rampen (Ber. I 108, II 910, III 90, VII 6) und die hellenistische netzförmige Straßeneinteilung auf dem Kaleh-Tepe und Humei-Tepe (Ber. VII 9), von der eine Insula östlich des schon in hellenistischer Zeit an seiner späteren Stelle stehenden Theaters von einem Heroon (Grabhaus des ausgehenden 4. Jahrhunderts, Ber. IV 538ff.) eingenommen ward. Das Hauptinteresse gruppiert sich um die Löwenbucht. Wir nennen sie so, weil die Hafeneinfahrt von zwei großen, den Kopf wendenden Löwen — das alte Wappenbild der Stadt, das auch sonst (z. B. Ber. VII 7 und 33 und auf den Münzen) widerkehrt — flankiert ward, die uns anzeigen, wo damals das offene Meer begann (Ber. I 106; Abbildung Arch. Anz. 1901, 197). Bei der Einfahrt kam dann ein mit Seegetier, Tritonen und Schiffsschnäbeln verziertes, dreiseitiges Marmordenkmal in Sicht, dessen 7 m hoher Sockel einen Dreifuß oder auch eine Kolossalfigur des Poseidon trug (Ber. III 75). Die Bucht schützte westlich eine hellenistische Festungsmauer (Ber. IV 537), im Süden sind die Hafendämme mit breiten, sorgfältig angelegten Uferstraßen aufgedeckt (Ber. II 909); an ihrer Südostecke erhält das Delphinion jetzt die Gestalt, welche die Ausgrabung bis zur Möglichkeit einer Rekonstruktion (Erg. III Taf. IV) freigelegt hat; inschriftlich wird (Erg. III 172) der Neubau als ἡ στοὶ ἡ καινή bezeichnet: eine Außenmauer, eine nach innen offene, rechteckige Säulenhalle, die Westseite ursprünglich nur durch die Mauer abgeschlossen, später auch hier eine Halle. Die Wände waren mit Inschriftsteinen bedeckt (vgl. S. 23 und S. 28 Anm. 1); ein Verbot, solche auch am Holzwerk der Halle anzubringen, ist inschriftlich erhalten, Erg. III 172. Innen standen Weihwasserbecken und Tisch, halbrunde Exedren, endlich auch ein Sitzbild des Apollon (Erg. III 147/9. 156/8. 409), von dem wir aber nur inschriftlich Kunde und durch Münzbilder und ein Relief eine Vorstellung haben; eine der Münzen (Dressel, Zeitschr. f. Num. XXIV 78) zeigt ebenso wie das Relief (Erg. III 411) durch Beigabe eines Lorbeerbäumchens

deutlich an, daß die Statue im Freien stand. — Der dem Delphinion benachbarte Nordmarkt (Ber. II 908), in der Anlage älter, hat erst in jüngerer hellenistischer Zeit seinen äußeren Schmuck erhalten (Ber. V 252); er erwies sich wohl bei seinen bescheidenen Maßen (88 × 43 m im Lichten) bald als zu klein, und man legte daher einen neuen ungleich größeren an, den Südmarkt, auf dem[1]) ein für eine Seestadt wichtiges Stück, nämlich ein zum Umstecken eingerichteter Sternbildkalender, ein sog. παράπηγμα, auf Stein aufgezeichnet stand wie bei uns Wettersäulen und Normaluhren (Ber. III 74. 82; Diels und Rehm, Parapegmenfragmente aus Milet, Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1904, 92ff. 752ff.). Die älteste Halle ist vielleicht die nach einer Inschrift von Antiochos I. gestiftete, deren Einkünfte (die Miete von 78 Läden!) dem Apollon von Didyma zufallen sollten (Ber. VII 12). Etwa 200 × 163 m [1 Stadion] = über 32000 qm groß, ist dieser Südmarkt nicht nur der größte antike Marktplatz, den wir kennen, sondern auch den großen Plätzen moderner Großstädte überlegen (Markusplatz in Venedig 175 × 56—82 m, Piazza Venezia in Rom etwa 125 × 148—160 m, Lustgarten in Berlin 26600 qm). Der beliebte, ursprünglich (Ber. II 909) aber anders gemeinte Vergleich des Nord- und Südmarktes mit Piazza und Piazzetta in Venedig übrigens ist kaum berechtigt, denn diese stoßen doch direkt und rechtwinklig aneinander, die milesischen liegen in der selben Flucht und ohne direkte Verbindung miteinander, ja die Einfahrt zu beiden ist ganz anders orientiert! Und das nicht etwa infolge späterer Entwicklung, sondern schon in hellenistischer Zeit sind beide Märkte durch die Anlage des Buleuterion förmlich getrennt gewesen. Dieses, in 'Erg. II' schon endgültig behandelte Bauwerk (Rekonstruktion Taf. XIV) nutzte den Hang einer kleinen Felskuppe aus zu einem amphitheatralischen, gedeckten Sitzungssaal für den Rat, mit 1200—1500 Sitzplätzen (Erg. II 56), an den sich ein Hof (23 × 26 m) mit Säulenhallen auf allen drei Seiten anschloß; die dem Saaleingang gegenüberliegende Halle wird durch einen Torbau (Propylon) durchbrochen. Dieser zeigt einen Waffenfries, stilistisch dem bekannten pergamenischen freilich nachstehend. Im Innern des Saalbaues, in den Zwickeln des Rundes der obersten Sitzreihe mit den Umfassungsmauern (Erg. II 90), standen zwei Marmordreifüße, Nachahmungen eines Bronzetypus dieses Gerätes, auch sie von geringer Ausführung (Erg. II 94 Taf. XIX. XX). Saalbau und Propylon haben die gleiche Weihinschrift an die milesischen Schwurgötter: Ἀπόλλωνι Διδυμεῖ καὶ Ἑστίαι Βουλαίαι καὶ τῶι Δήμωι, und nennen Timarchos und Herakleides, Söhne des Herakleides, als Erbauer ὑπὲρ βασιλέως Ἀντιόχου (IV.) Ἐπιφανοῦς (Erg. II 100). Das führt auf 175/164 v. Chr. als Abschluß des Baues; die Männer sind aus Appian Syr. 45 als Jugendgespielen Antiochos' IV. bekannt (Erg. II 98); ob der milesische Tyrann Timarchos, durch dessen Beseitigung sich Antiochos II. den Beinamen Theos verdient hatte, ihr Großvater ist,

[1]) Eher als im Theater; daß die Fragmente zum Teil aus der quer über dessen Orchestra laufenden byzantinischen Mauer stammen, besagt nichts, und der Ber. III 74 erwähnte Stein, der doch wohl dazugehört, stammt eben vom Südmarkt.

dessen Sohn mit den jungen Enkeln als staatsgefährlich zu Hofe gebracht worden sei, ist strittig (v. Wil. S. 97[3]). Unser Timarchos hat jedenfalls Karriere gemacht und es im Kampfe für Antiochos' IV. jungen Sohn Antiochos V. gegen seinen Vetter Demetrios I. im Jahre 162 bis zum Gegenkönig von Babylon gebracht, sein einziger Goldstater ist im Berliner Kabinett, v. Sallet-Regling, Antike Münzen 1909 S. 40; sein Bruder bemüht sich noch zehn Jahre später in Rom, dem Alexander I. von Syrien als angeblichem Sohne seines Jugendgenossen Antiochos IV. gegen jenen Demetrios zur Anerkennung zu verhelfen (Polyb. XXXIII 18 [16], 6; Erg. II 98). — Schräg gegenüber dem Buleuterion erhob sich ein hellenistisches Gymnasion (Ber. V 9 Taf. IV); ob das das *γυμνάσιον τῶν ἐλευθέρων παιδῶν* des Eudemos ist, dessen Stiftungsurkunde aus dem Jahre 200/199 (Erg. III 326) mit ihren Einblicken in den Schulbetrieb Ziebarth in einer besonderen Schrift (Aus dem griech. Schulwesen, 2. Aufl. Leipzig 1913) gewürdigt hat, ist wider zweifelhaft geworden (Zieb. S. 25/6). Ein westlich vom Südmarkt aufgedeckter riesiger Getreidespeicher (Ber. VII 14) möge die Besprechung der hellenistischen Bauten abschließen.

Geschichtliche Belehrung fließt uns reicher als aus ihnen aus den Inschriften, deren gerade für die hellenistische Zeit eine redselige Fülle gefunden worden ist. Die Editionstechnik der selben hat heutigem Brauche entsprechend mit der Majuskelwidergabe, die ja doch den antiken Buchstabenformen nicht gerecht wird, gebrochen, nur eine Minuskelwidergabe erfolgt mit Angaben über die wichtigeren Buchstabenformen und fast stets einer autotypischen Textprobe. Man hätte gern bei diesen oft viele Dutzende von Zeilen langen Inschriften am Kopfe ein Regest, nach dem Muster der mittelalterlichen Urkundenpublikationen. In den sehr ausführlichen Registern wird die Gesamtmasse des Namensschatzes durch die Zerlegung nach der Herkunft aus verschiedenen Städten arg zerrissen; Abhilfe könnte geschaffen werden durch Einreihung aller Fremden auch in das Register der Milesier mit dem Zusatz *Rhodius* u. dgl. statt des Zitates. Auch hätte ich gern im Namenregister zum Stephanephoren gleich das Amtsjahr zugesetzt gesehen. Im Sachregister Erg. III 438 (Erg. II hat überhaupt keines) sind die für den Spezialisten so wichtigen *νομίσματα* viel zu summarisch behandelt. — Im folgenden will ich nur die für die politische Geschichte Milets bedeutsamen Inschriften herausheben, indem ich auf die Belehrung, die die Sprachkunde, die Religions-, Kunst- und Wirtschafts-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte erfahren (ja durch eine auf den Taktiker Ailianos bezogene Inschrift sogar die Literaturgeschichte, Ber. VII 71), hier nur allgemein verweise. — Die Hauptausbeute an historischen Inschriften hat das Delphinion (Erg. III) geliefert, in dem entsprechend den standesamtlichen Funktionen des hier tagenden Kultvereins (oben S. 18) die auf Bürgerrecht der Einheimischen und Fremden usw. bezüglichen Urkunden aufgestellt waren (gegen seine Bezeichnung als förmliches Archiv, Erg. III 229, wendet sich v. Wil. S. 77 Anm. 1). Das Hauptstück, die Stephanephorenliste, ist bereits oben S. 19 gewürdigt; nunmehr sollen die wichtigsten die

hellenistische Geschichte Milets begleitenden Einzelurkunden rekapituliert werden: Ein paar in die Alexanderzeit gehörige Staatsverträge mit Phygela[1]), Kyzikos, Olbia (Nr. 142. 137. 136) eröffnen den Reigen, ihnen schließen sich Schenkungen und Weihungen der ersten Seleukiden an: vertreten ist gleich Seleukos I. (Erg. III 383); er gab den Milesiern die 494 von Dareios fortgeschleppte Apollonstatue des Kanachos[2]) zurück; der Führer seiner milesischen Söldner Demodamas war die treibende Kraft zum Wideraufbau des Tempels von Didyma (Inschrift Ber. VII 43/4). Vertreten ist auch Seleukos' Gattin Apame (Ber. VI 43, VII 68) und auf didymäischen Steinen auch sein Sohn Antiochos I. Aber auch Ptolemaios I. tritt auf (Ber. IV 536). Für diese erste Zeit zeigt die Stephanephorenliste durch die Namen (334/3 Alexander der Große, 314/13 der karische Tyrann Asandros, 295/4 Demetrios I.) die jeweilige Staatszugehörigkeit Milets an. Aus 289/8 stammt die Urkunde (Erg. II 114 Nr. 10) des *Ἱππόστρατος Ἱπποδήμου Μιλήσιος, φίλος ὢν τοῦ βασιλέως Λυσιμάχου*, die den letzteren als Herren Ioniens zeigt. 282 muß Milet, um die zweite Rate der von ihm verlangten Kontribution zu leisten (*τῶν χρημάτων, ὧν δεῖ ἀποδοῦναι ἡμᾶς βασιλεῖ Λυσιμάχωι εἰς τὴν δευτέραν καταβολήν*), eine 'äußere Anleihe' in Knidos aufnehmen (Erg. III 294 Nr. 138). Lysimachos' Tod befreit die Stadt, die sich zunächst zu den Seleukiden bekennt: Stephanephor i. J. 280/79 ist *Ἀντίοχος Σελεύκου*; dann aber wendet sie sich dem in Kleinasien neu aufgehenden Gestirn, den Ptolemäern zu, wie die Notiz zum Stephanephorennamen von 279/8, oben S. 20 Anm. 1, zeigt. Doch möchte ich aus dem häufigen Auftreten des Gottes als Stephanephor, i. J. 276/5, 275/4, 266—262 hintereinander, 260/59 schließen, daß Milets Lage nicht glänzend war. — In die Zeit des Niederbruches der Ptolemäerherrschaft führt die Inschrift Erg. III 300 Nr. 139, ein schwer entwirrbares Protokollbündel von Verhandlungen mit Ptolemaios II. Im Verlaufe der darin erwähnten Wirren fällt Milet in die Hand eines Tyrannen Timarchos, von dem Antiochos II. es befreit, dafür als Theos begrüßt: Inschrift bei Haussoullier S. 73 und Appian Syr. 65; Weihung an Antiochos II. und Laodike Ber. VII 13. Sein Sohn Seleukos II. macht nach Didyma eine Stiftung, Haussoullier S. 114. Nun verläßt uns die große Politik aber mehr und mehr, lokale Zänkereien füllen die Staatsinschriften. Kreta spielt eine große Rolle dabei; man schließt mit den kretischen Seeräuberstädten Verträge über Sicherung der in die Hände der Piraten gefallenen Milesier (Erg. III Nr. 140), wirbt kretische Söldner, nimmt sie dann als

---

[1]) Erg. III 317 Anm. 4 wird die Vermutung ausgesprochen, daß die (kurze) Münzprägung von Phygela vielleicht erst in die Alexanderzeit fallen könnte. Jedoch ein Stück wie das Waddingtonsche Tetradrachmon von Phygela mit dem Kopfe von vorn (Babelon, traité des monn. Taf. CLII 1) fällt unbedingt in die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts; Näheres andernorts.

[2]) Die Statue ist uns aus zahlreichen Münzbildern wohlbekannt; die Ausgrabungen haben ein Relief, auf dem zwei Fackelläufer die Statue flankieren (Kekule von Stradonitz, über den Apoll des Kanachos, Sitzungsber. der Berl. Akad. 1904, 786 ff.; über den Fackellauf siehe jetzt auch Ber. VI 45), und eine schöne Widerholung der Statue als Hochrelief geliefert, von dem zum Glück gerade der Kopf erhalten ist (aus dem Pronaos des Serapeions, Ber. VII 21).

Bürger auf und siedelt sie in dem einverleibten Stadtgebiet von Myus an, Jahr 228/7 und 223/2 (Erg. III Nr. 12. 36—38 und S. 404, vgl. Erg. II 115 Nr. 11 u. 12; v. Wil. S. 91ff.). Das führt zu Streit mit Nachbarstädten und Anschluß an deren Gegner weiter im Hinterland, an Seleukeia-Tralles 212/1 Erg. III Nr. 143, an Mylasa 209/8 Erg. III No. 146. Geld kostet das alles auch, daher Aufnahme einer 'inneren Anleihe' gegen Leibrenten i. J. 205/4 (Erg. III Nr. 147, ein finanzgeschichtliches Kapitalstück). Die Pflanzstadt Kios erhält Stundung für die lange unterlassene Stiftung von Schalen an das didymäische Heiligtum (Erg. III Nr. 141). Nun greift Philipp V. in Kleinasien ein: ein Teilungsvertrag zwischen Milet und Magnesia am Mäander über das Gebiet von Myus nach der Niederwerfung Philipps durch Rom und unter dem Patronat der damaligen Vormacht Rhodos (Erg. III Nr. 148) zeigt, daß Philipp vordem Magnesia gegen Milet begünstigt hat. Unter rhodischem Einfluß kommt auch ein Vertrag mit Herakleia am Latmos nach längerem 'Kriege' zustande, Erg. III Nr. 150, auch ein Abkommen mit der obskuren Stadt Pidasa fällt in diese Periode, 182 v. Chr., Erg. III Nr. 149. Als die Römer Rhodos beiseite schieben und den Attaliden als Vormacht in Asien begünstigen, muß Milet diesem seine Reverenz bezeugen als dem *βασιλεὺς Εὐμένης* (II.) *συγγενὴς καὶ φίλος καὶ εὔνους καὶ εὐεργέτης ὑπάρχων τῆς πόλεως διὰ προγόνων* (das ist recht hyperbolisch, was haben denn die *πρόγονοι* Eumenes' II. für Milet getan?), Inschrift Ber. VII 26, vgl. ferner Ber. III 86; er spendet der Stadt, die 167 durch die Gall'er bedroht war und sechs Jahre lang keinen Stephanephoren auftreiben konnte (*ἐπὶ στεφανηφόρου τοῦ Θεοῦ τοῦ ἕκτου μετὰ Μενεκράτην* Erg. III Nr. 105), eine Summe, aus deren Zinsen alljährlich zu 'Königs Geburtstag' Getreide verteilt und die zur Festparade auftretende 'Jugendwehr' bewirtet werden soll (Inschrift Ber. VII 27). Wer denkt dabei nicht an die zahllosen lateinischen Inschriften der folgenden vier Jahrhunderte mit ähnlichen Fêten und an die Königsgeburtstagsfeiern unserer Mittelstädte, denen das damalige Milet mit seinen aus dieser Urkunde leider nur sehr unsicher zu errechnenden 9000 Haushaltungen = 40 bis 60 000 Menschen etwa entspricht? Dem Eumenes baut man auch ein Heiligtum mit Kultstatue innen und Kolossalstatue draußen (Ber. VI 24). Aber die alten Familien pflegten auch damals noch die Beziehungen zum Seleukidenhaus, etwa wie die alten fränkischen und schwäbischen Geschlechter auch nach ihrer Mediatisierung durch die vier süddeutschen Mittelstaaten doch nach wie vor gern den habsburgischen Dienst aufsuchten: wir lernten die Beziehungen zu Antiochos IV. und seinen Söhnen kennen (S. 22/23); andere Milesier, Meleagros und Menestheus, Söhne des Apollonios, dienten dem anderen Zweige des Hauses, dem Demetrios I. (Polybios XXXI 21, 2, Inschrift Ber. IV 535). — Allmählich scheint Milet nach den schweren 160er Jahren wider emporgekommen zu sein: Ehrungen milesischer Schiedsrichter seitens Methymna und Eresos (Erg. III Nr. 152, dazu v. Wil. S. 104/5), Byzanz (Nr. 153), Eretria (Nr. 154) usw. und Wideranknüpfung der Beziehungen zu der Pflanzstadt Apollonia am Rhyndakos (Nr. 155), leider aber alle nicht aufs Jahr datierbar, sind wohl Zeugen dessen. — Die Einrichtung der Provinz Asia i. J. 133 hat zu einer Verfassungs-

änderung geführt: es regierte eine Oligarchie von πεντήκοντα ἄρχοντες, baute auch schleunigst einen Tempel des römischen Volkes und der Roma und sorgte für philoromäische Beeinflussung der Heranwachsenden (Ber. VII 16; der Stephanephor Kratinos muß vor 89/88 fallen, wo deren Liste einsetzt). Erfolglos, denn die Sturmzeit des Mithradates VI., Stephanephor des Jahres 86/5, hat auch Milet in den Strudel gerissen; die Restauration Sullas kostet der Stadt daher die Freiheit, wie wir aus dem Vermerk zum Jahr 39/8 der Eponymenliste sehen (oben S. 20 Anm. 1); wir finden sie auch in einem Senatskonsult von 78 v. Chr. als tributär (Haussoullier S. 248); die didymäische Festfeier war aufgehoben (Inschrift Erg. III 394 über ihre Widereinrichtung i. J. 63). Im Jahre 84/3, als Sulla Asien mit 20 000 Talenten Kontribution belegt, Plut. Sulla 25, und i. J. 82/1 zur Zeit des zweiten mithradatischen Krieges muß wider der Gott den Stephanephoren spielen. Den milden und großherzigen Ordner Asiens Pompeius, unter dem, wie gesagt, die Festfeier wider erlaubt ward, ehrt man in Milet (Inschrift Ber. V 257 = Erg. III 394), ebenso seine Legaten M. Pupius M. f. Piso Frugi (Erg. III 393 Nr. 173) und L. Torquatus L. f. (Ber. VI 20). Der Erlaß eines Proprätors Erg. II 101 fällt in die Jahre 56/50. Antonius stellt dann 39/8 v. Chr. nach dem S. 20 Anm. 1 abgedruckten Vermerk zu diesem Jahre in der Eponymenliste die Freiheit wider her; wenige Jahre später (35 v. Chr.) wird hier in Milet Sextus Pompeius ermordet (Appian bell. civ. 144).

Die Kaiserzeit bringt Milet eine glanzvolle Bautätigkeit und schafft der Stadt im wesentlichen das Aussehen, das die Grabung aufgedeckt hat. Um die Löwenbucht herum ist sie wider am lebhaftesten: am Delphinion wird die zweigeschossige dorische in eine um so tiefere eingeschossige korinthische Halle umgebaut; die bisher mit zwei einfachen Toren versehene Westwand erhält ein Propylon (Erg. III 141/5. 412); innen wird ein Rundbau angelegt (Erg. III 147). Die östlich hinter dem Delphinion vorbeiführende Straße wird aufgehöht (Erg. III 146). Ein Hafentor wird gebaut (Ber. V 256), eine ein Stadion lange Prachtstraße führt an dem jetzt erheblich umgestalteten (Ber. V 255) Nordmarkt entlang auf den Platz vor dem Buleuterion zu dem monumentalen Südmarktportal mit reichem architektonischen und Skulpturenschmuck (Ber. V 256). Im Buleuterion wird ein prachtvolles Ehrengrab errichtet (Erg. II 78) mit Reliefen aus der Letosage (Erg. II 87); gegenüber dem Buleuterion lag später ein Asklepieion, dessen Propylaion aus diokletianischer Zeit stammt (Ber. V 258, VI 28), daneben die mit reichem Statuenschmuck versehene Prachtfassade des Stadtbrunnens, das Nymphaion, als Abschlußwand der Wasserleitung (Ber. II 908, III 72, unter Titus erbaut), deren hohe Bogen heute noch stehen. Die Fassade können wir uns z. B. nach Münzbildern von Hadrianopolis gut vorstellen. Der Wasserabfluß, die Kanalisation, zeigt das technische Können der Milesier in bestem Lichte (Ber. II 912; Arch. Anz. 1901, 198); auch eine Latrine für fünfzig Personen ist nachweisbar (Ber. VII 14), und die Inschrift an einem Turm der Stadtmauer οἱ ὧδε χέζοντες ἐννέ' ὥρας μὴ ὀρθοῖεν zeugt auch von einem größeren Reinlichkeitssinn, als wir ihn heute im Süden antreffen (Ber. IV 536). Jene Wasserleitung speiste auch die

Thermen: am Humei-Tepe die Nordostthermen (Ber. VI 10, VII 30), die sich in der Kaiserzeit zwischen Delphinion und Gymnasion schoben (letzteres hieß nach einem Umbau durch Cn. Vergilius Capito in Claudius' Zeit *γυμνάσιον τοῦ Καπίτωνος*, Thermen und Gymnasion zusammen *βαλανεῖον*, Ber. VI 12, VII 66), und die Faustinathermen, unter Faustina, wohl der Jüngeren, gestiftet, später mehrfach umgebaut (Ber. V 261, VI 15, VII 30); sie können mit ihren raffinierten Heizanlagen, Bade- und Umkleideräumen, Lese- und Vortragssälen sich mit den reichsten anderen derartigen Anlagen messen, und was in Pompeii nur in buntem Stuck nachgeahmt wird, ist hier in echtem Material, in bunten Marmorsorten ausgeführt. Auch haben sie die bisher reichste Skulpturenausbeute geliefert, eine Gürtelfigur, einen Aphroditetorso, Apollon und die Musen, einen gelagerten Flußgott. — Unweit der Thermen ist ein römisches Heroon aufgedeckt, vielleicht aus einer Palästra umgebaut (Ber. VII 22), ferner ein Serapeion (Ber. VII 19, vgl. V 258). Nächst den Bädern dienten weiterhin Rennplatz und Theater 'dem Vergnügen der Einwohner': der geradlinig abschließende Rennplatz (Ber. VII 25) hat eine Bahn von 185 m Länge und mächtige Stützmauern für den Zuschauerraum, auch je drei Wasseruhren zum 'Zeitnehmen' am Ost- und Westende. Das Theater (Ber. III 76/85, V 250/1) ist der massigste Bau der Stadt; quer über die Orchestra führte man bei einer unter Iustinianus I. durchgeführten Neubefestigung der sehr verengerten Stadt (der Südmarkt z. B. blieb außerhalb) eine Festungsmauer (die frühere sog. 'Gotenmauer'; Ber. II 910, IV 533, V 257), in die man in Menge Architekturteile, Skulpturen und Inschriften hineinbaute und die so den Ausgräbern zum Magazin wurde. Es faßte 25 000 Menschen, die durch ein geschicktes System von Fluren und Treppen ab- und zuströmten und ihre Sitzplätze in drei Rängen von je achtzehn Sitzreihen, senkrecht in Cunei zerlegt, fanden. Es gibt eine Art Kaiserloge und reservierte Reihen für die Gilden und Körperschaften, so für die Judengemeinde. Kurz vor der Vollendung des Baues gab es seitens der organisierten Bauhandwerker einen Streik, über den man das Orakel von Didyma als das 'Einigungsamt' befragte (Inschrift des 2. Jahrh., Ber. III 83). Noch bis ins 4. Jahrhundert wurde am Theater gebaut. — In der Peripherie der Stadt läßt Traianus unter völliger Veränderung des Geländes *excisis collibus completis vallibus* die heilige Straße neu bauen (Ber. I 106, VII 36), dabei wird die hellenistische Stadtmauer, in den Zeiten der pax Romana entbehrlich, aufgelassen (Ber. III 90). Mit einem kurzen Hinweis auf die Bauarbeiten der Kaiserzeit in Didyma schließe ich diesen Überblick ab.

An den Inschriften der Kaiserzeit läßt sich Milets Geschick (von Geschichte kann man ja jetzt nicht mehr sprechen) einigermaßen verfolgen. Caesar bezeugt, also noch vor der Freiheitserklärung, i. J. 44 dem didymäischen Gott seine Huldigung durch Erweiterung der Asyliegrenze um zwei Millien (Erg. III 251); Antonius gibt der Stadt, wie schon S. 26 gesagt, i. J. 39/8 die Freiheit wider; Augustus übernimmt i. J. 17/6, d. h. im Jahre der Säkularspiele, und dann wider zehn Jahre später, die Stephanephorenwürde; sein Enkel, der Thronfolger Gaius, tut gelegentlich seines Aufenthaltes in Kleinasien 1/2 n. Chr. und Tiberius i. J. 8/9 gegen Ende des pannonischen Feldzuges das Gleiche (wir haben aus

dieser Zeit auch von den Nachbarstädten Priene und Herakleia am Latmos die Eponymenlisten, die ganz ähnliche Verhältnisse zeigen). Aber die Wertung des Amtes ist stark zurückgegangen, denn noch unter Tiberius finden wir 24/5 einen Freigelassenen, 31/2 eine Frau als Stephanephoren, an letzter Stelle der erhaltenen Liste. Die Konsuln des Jahres 16 v. Chr., Scipio und Domitius Ahenobarbus, der Großvater Neros, erhielten Ehrenstatuen im Buleuterion (Ber. VI 20); ein seltener Gast, Syllaios, Wesir des Nabatäerkönigs Obodas, hat etwa 9 v. Chr. eine zweisprachige, nabatäisch-griechische Weihinschrift an seinen heimischen Gott Dusares, den er hier mit Zeus gleicht, gesetzt (Erg III 387). Augustus erhält Ehreninschrift (Erg. II 107) und Tempel (Erg. II 109); zu Tiberius reist gelegentlich der Enquête über das Asylrecht (Tacitus ann. III 60) ein Spezialgesandter (Haussoullier S. 264); Caligula will sich selbst den didymäischen Tempel weihen lassen, Iulia Drusilla erscheint inschriftlich als *νέα Ἀφροδείτη* (Ber. I 111). Claudius ist mit einem Erlaß an die dionysischen Künstler (Erg. III Nr. 156), wie deren auch anderswoher von ihm bekannt sind, und einer Weihinschrift (Ber. VI 12) vertreten. Unter Nero ist dem Kultgesetz der Molpoi ein Nachtragsstatut zugefügt worden (Erg. III 284/6); Titus, Domitianus, Traianus, Hadrianus (Ber. III 72, V 255, I 111; Erg. II 118. 119), Pius, Marcus (Ber. IV 535) sind mit Inschriften vertreten; Gordianus hat noch einmal für die Wasseranlagen gesorgt, auch der weitere Verlauf des 3. Jahrhunderts ist noch durch Inschriften belegt (z. B. Ber. II 908), auf Bautätigkeit noch unter Diocletianus ist schon hingewiesen. Ob einer der Goteneinfälle der 260 er Jahre Milet erreicht hat, ist uns unbekannt, die früher darauf bezogene sog. 'Gotenmauer' (Ber. II 910) hat sich als justinianisch entpuppt. Das 4. Jahrhundert ist mit Kaiserinschriften vertreten (Ber. I 111). — In christlicher Zeit sind eine vorjustinianische Basilika (Ber. VI 28) und spätere Kirchen (Ber. II 911, III 87/9, VII 34) zu erwähnen. Zeitlich zwischen diese Bauten fällt die mehrerwähnte justinianische Mauer (oben S. 27) mit ihrer so wesentlichen Einengung des Weichbildes. Diese zieht nur das Fazit einer langen und traurigen Entwicklung: die zunehmende Versandung der Mäandermündung, die Verschiebung seines Laufes, der die tieferliegenden Stadtteile schließlich mit Überschwemmung bedroht[1]), die aus dem nunmehrigen Sumpfgebiet aufsteigenden Fieberdünste haben die Blüte der Stadt gebrochen. Schließlich blieb etwa seit dem 9. Jahrhundert nur noch die Schutthalde des Theaterhügels besiedelt (Ber. III 90). Palatia[2]) hieß das darauf sich erhebende Kastell, welches

[1]) Zum Schutze gegen die Überschwemmung des der Stadt nahegerückten Mäanders hat man den Fußboden des Delphinions im späteren Altertum einmal aufgehöht — einfach indem man die dort stehenden Inschriftsteine umkippte, wodurch sie uns erhalten worden sind!

[2]) Der Name Palatia erscheint auf lateinisch redenden Silbermünzen, 'Gigliati', des Seldschuckenemirs Urchan (um 1333): Karabacek, num. Zeitschr. IX 200; Schlumberger, num. de l'orient latin S. 487; v. Sallet, Zeitschr. f. Num. XV S. 27, XVIII S. 209; doch widerholt Karabacek (und ihm sprechen es Schlumberger und v. Sallet nach) seltsamerweise die schon damals veraltete Gleichsetzung (die zuletzt Forbiger vertrat, Handb. der alten Geogr. II S. 213, vgl. S. 214 Anm. 19; die Reisenden, wie Pococke, Chandler, Fellows, hatten

nach der Besetzung der Mäanderebene durch die Mohammedaner (die unter Andronikos II., 1282—1328, geschah) Residenz einer mächtigen seldschuckischen Dynastie wurde, vom Sultan Bajasid 1501 mit einer schönen Moschee (Arch. Anz. 1901, 191/2) geschmückt wurde und noch immer ein wichtiger Handelsplatz blieb: ein Münzfund aus dem späteren 14. Jahrhundert (Ber. III 91), der vorwiegend aus Gigliati von Neapel und den Johannitern von Rhodos besteht, ist ein Zeichen, daß man an das Meer als völkerverbindende Straße Anschluß suchte und fand, wohl durch Leichterverkehr auf dem Mäander. Heute ist auch das vorbei, der Name Palatia haftet nur noch in dem Namen des Türkendorfes Balad; die einstige Seekönigin Milet liegt eine volle Meile vom Meere ab, der einstige latmische Golf ist eine sumpfige Ebene, aus der sich die Insel Lade als ein geschwungener Hügel abhebt! So hat 1446 Cyriacus von Ancona, 'der Vater der Inschriftenforschung', ebenso alle späteren Besucher der Stätte, nur das Theater, ein paar Thermenreste und die Bogen der Wasserleitung aufragen sehen. Und während wir von den Resten des Tempels des Apollon von Didyma nach Cyriacus' Besuche noch von manchen Reisenden des 17., 18. und 19. Jahrhunderts durch Notizen, Risse und Zeichnungen Kunde haben, hat Milet selbst, von einer ganz kurzen Versuchsgrabung Rayets 1873 abgesehen, in Dornröschenschlummer gelegen, aus dem es 1899 der Spaten unserer deutschen Ausgräber weckte.

Charlottenburg. K. Regling.

---

aber längst das Richtige erkannt) von Palatia, modern Palatscha, Balad, mit Myus. Myus wird vielmehr jetzt mit dem mittelalterlichen Melanudion gleichgesetzt (Wiegand, Der Latmos S. 185[1]), und die Gleichung Milet-Balad = dem Palatia der Münzen und Urkunden wird, wie ich höre, auch durch Inschriften an der großen Moschee in Balad bestätigt.

Zum Gebrauch von οὗτος und ὅδε.

Mag man mit H. L. Ahrens, de Graecae linguae dialectis II 1843 S. 268 den Gebrauch von ὅδε so bestimmen, *significat quae in conspectu sunt et quasi digito demonstrantur,* den von οὗτος also so, daß die Verneinung der gegebenen Regel darauf passe, oder mag man die drei Demonstrativa ὅδε, οὗτος, ἐκεῖνος auf die drei Pronomina personalia so verteilen, daß ὅδε mit dem Pronomen der ersten Person, οὗτος mit dem der zweiten Person, ἐκεῖνος mit dem der dritten Person in Beziehung steht[1]), — immer muß man namentlich bei Dichtern, aber auch bei Prosaikern einräumen, daß eine Menge von Stellen sich unter die aufgestellte Richtschnur nicht einordnen.

Bei dem verhältnismäßig engeren Gebiet, auf dem die Inschriften sich bewegen, hat sich die Anwendung des Pronomens ὅδε und des Pronomens οὗτος zunächst auf attischen Inschriften ziemlich genau scheiden lassen. So sagte ich in meinem Programm: Gebrauch einiger Pronomina auf attischen Inschriften I Stettin 1882, S. 9 u. 10: Was Ahrens sage: *significat quae in conspectu sunt* usw., das passe auf alle Beispiele von ὅδε in der ersten Periode, die ich bis 403 v. Chr. rechnete. So τὸ ψήφισμα τόδε das verlesene ψήφισμα, auf dessen Konzept (Schömann, Gr. Altert. I[3] S. 407) mit der Hand hingewiesen wurde, ähnlich ὅδε ὁ θεσμός das vorliegende Gesetz, τόδε σῆμα, τόδ' ἄγαλμα das vor Augen liegende Grabmal, Standbild, τῶνδε der hier Begrabenen usw. Daraus entwickle sich die so häufige Bedeutung von ὅδε 'der folgende', αἵδε πόλεις = πόλεις αἵδε folgende Städte, τάδε ἔργα folgende Werke.

Dagegen sei οὗτος das eigentliche Pronomen, um eben Erwähntes, das nicht sinnlich vor Augen liegt, wider aufzunehmen. Wenn ταῦτα μὲν ἀναγράψαι, das mit τὸ μὲν ψήφισμα τόδε ἀναγράψαι auf eins herauszukommen scheine, sich finde, so sei dies wohl von dem Antragsteller gebraucht worden, um auf den Inhalt des Antrags hinzuweisen. Aber es sei auch nicht ausgeschlossen, daß οὗτος auf folgendes verweise, wenn nur nicht mit Nachdruck auf das Folgende aufmerksam gemacht werden solle. So finde sich dreimal

οὗτοι ἀπ' αὐτῶν

in den Inschriften 231, 233 u. 235, worauf jedesmal Pflanzstädte der Mutterstadt Erythrae folgten.

Die Grammatik der attischen Inschriften von Meisterhans-Schwyzer[3] sagt dagegen auf S. 235: οὗτος greift etwas bereits Behandeltes noch einmal auf. Niemals weist es auf Folgendes hin. Dazu in der Anmerkung: Als Ausnahme bezeichnet Schmolling (S. 9) die Verbindung οὗτοι ἀπ' αὐτῶν CIA I 231 (450 v. Chr.), 233 (447 v. Chr.), 235 (445 v. Chr.) — keine Stelle ist ganz gesichert — was bedeuten soll:

[1]) Eine Beziehung, die zur genauen Unterscheidung der pronominalen Adverbia wie ἐνθάδε, ἐνταῦθα, ἐκεῖ usw. nicht entbehrt werden kann.

'folgende Kolonien derselben (= der Erythräer)'. Diese Deutung ist unmöglich. "A I 233 steht hinter diesem οὗτοι ἀπ' αὐτῶν die Tributquote 60. Bei der oben angegebenen Deutung müßte dies die Summe des von den erythräischen Kolonien zu zahlenden Tributes darstellen. Diese Summe wäre aber kleiner als die Summanden. Somit kann οὗτοι nur auf das vorausgegangene Ἐρυθραῖοι bezogen werden.

Meisterhans-Schwyzer sind bei ihrer Widerlegung meiner Behauptung etwas flüchtig zu Werke gegangen. Allerdings steht auf der Inschrift 233 hinter οὗτοι ἀπ' αὐτῶν die Zahl 60, hinter Σιδούσιοι 50, und hinter Βουθειῆς 100, was zu 300 ergänzt werden muß; hinter den Namen der drei anderen Kolonien sind die Ziffern unleserlich geworden.

In den vielen erhaltenen Tributlisten steht aber niemals hinter dem Namen der Bundesstadt der gezahlte Beitrag, sondern davor, d. h. links davon. Das wird besonders deutlich aus Nr. 235. Dort werden aufgeführt Μιλήσιοι, darunter Ἐρυθραῖοι; ihre Beiträge, die links von ihren Namen standen, sind durch die Länge der Zeit abgerieben. In der nächsten Zeile folgt οὗτοι ἀπ' αὐτῶν, und links daneben wird ausdrücklich bezeugt durch vac., daß die Summe gar nicht gezogen war. Dann folgen in je einer Zeile vier Pflanzstädte der Erythräer, und links von jeder ist ihr Beitrag genannt, 100 Drachmen, 50, 10, 5, alle nach ihrer Steuerkraft geordnet. Über die niedrigen Geldsummen wolle man sich nicht verwundern. Es ist auf diesen Tafeln nur ein Sechzigstel des wirklich gezahlten Tributes genannt, als der Anteil, den die Göttin Athena erhielt. Und nun die Hauptsache: links neben den genannten Summen ist der glatte Rand des Steins ausdrücklich bezeugt, d. h. diese Zahlen konnten gar nicht zu den Namen anderer Bundesgenossen gehören, sondern allein zu den rechts daneben stehenden Pflanzstädten von Erythrä.

Daß aber die auf die Überschrift folgenden vier oder fünf Pflanzstädte wirklich alle von Erythrä gegründet waren, folgt aus Tafel 236 (444 v. Chr.). Auf dieser Tafel herrscht solche Unordnung, daß Erythrä und seine Pflanzstädte an ganz verschiedenen Stellen, nicht bei einander, vorkommen. Um sie aber sofort kenntlich zu machen, hat der Schreiber zu jeder dieser Pflanzstädte hinzugefügt Ἐρυθραίων.

Daß die Namen der Bundesstädte von dem Herausgeber des CIA I, Adolf Kirchhoff, oft aus den unbedeutendsten Resten mit Meisterschaft widerhergestellt sind, brauche ich hier nur kurz zu erwähnen.

Die Folge der 444 v. Chr. eingerissenen Unordnung war die, daß vom nächsten Jahre ab, 443 v. Chr. = Ol. 84, 2, die Städte nach bestimmten Gruppen geordnet erscheinen z. B. Ἑλλησπόντιος φόρος, ἐπὶ Θρᾴκης φόρος, Ἰωνικὸς φόρος, und unter dieser Gruppe haben sich nun wider zusammengefunden Ἐρυθραῖοι, Βουθειῆς und die übrigen vier Tochterstädte.

Somit bleibt es als Tatsache bestehen, daß auf drei Steininschriften der Athener aus der besten Zeit sich οὗτος findet mit Beziehung auf gleich darauf angeführte Städte, gleichsam als Überschrift zu einer Aufzählung, wofür man sonst bis zum Jahre 30 v. Chr. immer ὅδε gebraucht hat; vgl. mein Programm I S. 9–13.

Man möchte nun gern eine Erklärung für diese bemerkenswerte

Ausnahme finden. Sollte vielleicht von den zahlenden Städten oder in deren Namen von den Erythräern das

οὗτοι ἀπ' αὐτῶν

an den Schluß des kleinen Verzeichnisses gesetzt sein und sich später an den Anfang verschoben haben? Dies ist wenig wahrscheinlich, da ja der Irrtum innerhalb der sechs Jahre von 450—445 v. Chr. gewiß verbessert worden wäre.

Oder sollte vielleicht bei den Ioniern auf Grund der ältesten ionischen Inschriften ein ähnlicher Gebrauch von οὗτος statt ὅδε sich finden? Erythrä hatte die gleiche Mundart wie Chios, wie Herodot I 142 bezeugt. Daß er damit hauptsächlich auf den Wortschatz hinweist, hat F. Bechtel, Die Inschriften des ionischen Dialekts, Göttingen 1887, erwiesen (S. 136ff.). Unter den Inschriften von Chios bietet die zweitälteste, welche Bechtel als Nr. 174 beibringt, kein ὅδε, dagegen viermal οὗτος, dies jedoch ganz in attischer Weise gebraucht. Nr. 175 ist eine metrische Inschrift, die οὗτος sowohl wie ὅδε verwendet. Es ist auf ihr

τοῦτο τὸ σῆμα

und τόδε μνῆμα

für ein und die selbe Sache, nämlich das Grabmal, gebraucht. Daraus wird nichts gewonnen, da einem Dichter solche Freiheit nicht abgesprochen werden kann. Die übrigen Inschriften von Chios bieten nur οὗτος, aber dieses ganz wie im Attischen gebraucht. Aus Erythrä selbst ist eine alte metrische Inschrift erhalten, die aus der Zeit um 550 v. Chr. zu stammen scheint, nach den sehr altertümlichen Buchstabenzeichen zu urteilen . . . τόδε σῆμα μήτηρ ἐπέθηκε θανόντι . . . παιδί. Also schon in dieser frühen Zeit war ὅδε ganz in attischer Weise in Erythrä in Gebrauch. Auch die folgenden Inschriften aus Erythrä Nr. 198—209 zeigen in bezug auf ὅδε und οὗτος ganz den Gebrauch der Attiker.

Nun könnte man sich dessen erinnern, daß auf dem Boden von Chios, Erythrä, Klazomenä und Smyrna vor den Ioniern Achäer aus Thessalien, also Aiolier, sich angesiedelt hatten, daß etwa im 9. Jahrhundert dieser südaiolische Landstrich durch Ionier erobert wurde, und daß in der Folgezeit eine deutlich erkennbare Verschmelzung des aiolischen und ionischen Volkstums auch in der Mundart, die in Chios und Erythrä gesprochen wurde, sich kundtat (Otto Hoffmann, Gesch. der griech. Sprache I, Leipzig 1911 S. 21, 22 und F. Bechtel S. 107—110). Da nun in und bei Larisa in Thessalien Urkunden sich gefunden haben, die nur ein Pronomen demonstrativum ὄνε kennen, das für ὅδε, aber auch für οὗτος gebraucht wurde (O. Kern, Inscr. Thessaliae, n. 512, 17; 514, 5; 517, 15. 17. 20. 23. 46; 1229, 31), so wäre es nicht undenkbar, daß auch in Erythrä im Volksmunde das eine Pron. demonstr. οὗτος noch einige Jahrhunderte für attisch ὅδε und zugleich für οὗτος sich erhalten hätte, und daß davon die Vertauschung von οὗτος und ὅδε auf den drei attischen Tributlisten herrührte.

Vielleicht werden Urkunden, die der Boden Griechenlands und Kleinasiens noch verschließt, uns auch über diese Frage einmal Auskunft geben.

Stettin. E. Schmolling.

Vergil

Die Vergilschau 1914/16 zeigt uns eine rege Tätigkeit für fast alle Teile des dichterischen Werkes, überall ein deutliches Fortschreiten in der Erkenntnis, das auch durch einen rückschrittlichen Versuch nicht gehemmt werden konnte. Neben den neuen Auflagen altbekannter Ausgaben, neben den zahlreichen Einzeluntersuchungen hat die Vergil-Literatur manche kostbare Bereicherung erfahren, manche Frage ist geklärt, manche neue Erkenntnis gewonnen worden. Freilich ist in Hinsicht der heiß umstrittenen vierten Ekloge ebensowenig Einigung erzielt worden wie für die Appendix Vergiliana, in betreff deren die Echtheitsfrage *et adhuc sub judice est.* Für die Kenntnis der Arbeitsweise und der Quellen unseres Dichters ist manches Tüchtige geleistet worden, das Wichtigste von Norden, durch dessen neuestes Werk wir gewaltig gefördert worden sind, in einem Augenblick, in dem auch die längst mit Spannung erwartete zweite Auflage des 'VI. Buches der Aeneis' erscheint. Manches Bedeutsame ist auch über Vergils Fortleben gesagt worden.

Es ist selbstverständlich, daß der Krieg es unmöglich gemacht hat, die englische, französische und italienische Literatur vollständig heranzuziehen. Doch dereinst wird — so dürfen wir hoffen — auch auf diesem Gebiete wider gemeinsames Arbeiten möglich sein, der Austausch der geistigen Ernte wider aufgenommen werden können, dereinst, wenn der grausen Discordia, die so lange schon

Belli ferratos postes portasque refregit,

von der Göttin des Friedens ein entschiedenes 'Hebe dich weg!' zugerufen wird, ein:

Cede locis, ego — — — ipsa regam.

I. Der Dichter und sein Werk

1) Vergils Gedichte. Erklärt von Th. Ladewig, C. Schaper und P. Deuticke. I. Bändchen: Bukolika und Georgika. 9. Auflage, bearb. von Paul Jahn. Berlin, Weidmann, 1915; XLI u. 292 S. Geh. 3,20 ℳ.

Dem 1912 in 13. Auflage erschienenen 2. Bändchen folgt nun das 1. in 9. von Jahn, während die 8. Auflage 1907 noch Deuticke herausgegeben hatte.

Jahn hat die Einleitung neu verfaßt, wobei er sich bemüht hat, die Daten für das Leben des Dichters 'nach dessen eigenen Angaben und

solchen der Zeitgenossen zu ermitteln'. Ausgenutzt hat er hierfür auch das Catalepton; die übrigen Stücke der Appendix aber heranzuziehen, hat er füglich unterlassen, da 'die Frage der Autorschaft nicht geklärt ist'. Von Zeugnissen der Zeitgenossen sind ihm, außer Properz, besonders wichtig Horaz und Ovid, die er heranzieht, um die Echtheit des 'Culex' zu erweisen.

Für die Angaben über Vergils Leben wünschte ich ein wenig mehr Ordnung; unter ihnen findet sich folgende Bemerkung (S. XIV):

'Man weiß nicht, was man dazu sagen soll, wenn er (natürlich Vergil) als feiner Kenner des Frauenherzens gerühmt wird' (!!). Ja, man weiß wirklich nicht, was man zu dieser — Wendung sagen soll. Daß man bei solcher Sachlage kein Wort findet etwa über Vergils Verhältnis zur Jugend, wie es jetzt wider Richard Heinze schildert, kann nicht wundernehmen.

Für die Bukolika sucht Jahn die zeitliche Reihenfolge zu ermitteln; das wird stets ein vergebliches Bemühen bleiben, da nicht einmal für II, III, V, deren relative Reihenfolge feststeht, die absolute Zeit sich ermitteln läßt (vgl. auch Teuffel[6] II 29). Daher ist das Endergebnis, das Jahn S. XIX mitteilt, durchaus unsicher, zumal meines Erachtens auch das höhere Grad der Abhängigkeit von Theokrit oder die freiere Stellung diesem gegenüber nichts Sicheres beweist.

Ebenso unsicher sind Jahns Aufstellungen über das Verfahren Vergils im Hinblick auf jenen Dichter: wir können im einzelnen wirklich nicht mehr feststellen, wie Vergil vorgegangen ist; daß er Theokrit benutzt hat, bezweifelt niemand; wie er ihn benutzt hat, werden wir mit Sicherheit nicht mehr ausmachen können.

Die Georgika läßt auch Jahn 30/29 abgeschlossen sein; die Annahme 'einer zweiten Ausgabe im eigentlichen Sinne', aus der die laudes Galli ausgemerzt gewesen, an der noch Schanz festhält (vgl. [3] S. 57) lehnt er ab: 'Die laudes wurden eben nicht mehr mit "abgedruckt"!!

In bezug auf 'Quellen und Muster' meint Jahn, Vergil habe alles Gute verwertet, was sich ihm bot, und seine Originalität darin gesucht, 'das alte gute Metall' zu zerschmelzen und in neue Form zu gießen (S. XXVII). Das kann man wohl gelten lassen, ohne natürlich Jahns Anschauungen von Vergils Arbeitsweise sich in allem zu eigen zu machen, zumal er die Georgika zwar 'die Arbeit eines gelehrten Dichters', aber doch 'die eines wirklichen Dichters' zu nennen die Güte hat (S. XXVII).

Mit den 'Dispositionsschemata' (S. XXXV ff.) mich zu befassen, liegt kein Anlaß vor.

Was die 'Anmerkungen unter dem Text' betrifft, so hat Jahn eine Menge 'mehr oder weniger durchgreifend umgestaltet' — nach zahlreichen Stichproben meist wenig belangreich — in sprachlicher wie sachlicher Hinsicht, ohne jedoch aus Zeitmangel die bisherigen Erklärungen in ihrer Gesamtheit nachzuprüfen oder umzuarbeiten.

Auch im 'Anhang' ist Jahn nicht über den Vorgänger hinausgekommen, sondern hat sich 'die gründliche Umgestaltung für später vorbehalten', so daß man auch hier fragt: 'Wozu die Eile?' Was er an Zusätzen zu Deuticke bringt, sind eigentlich nur Literaturangaben. Zum

Kommentar, in dem ich oft sachliche Erklärungen vermißte, sei noch folgendes bemerkt:

Zu Bukol. I glaubt Jahn, 'Vergil hätte höchst ungeschickt gehandelt, wenn er sich, um sich für ihm persönlich erwiesene Gnade zu bedanken, als alten Hirtensklaven dargestellt und die Verse 64 ff. geschrieben hätte', sondern er sei 'möglicherweise als Fürsprecher für seine Landsleute (mit halbem Erfolge) aufgetreten oder habe durch dies Gedicht so auftreten wollen'! — Die Schwierigkeiten, welche B. I bietet, lassen sich vielleicht zum Teil beheben, wenn man etwa deutet: sowohl unter Tityrus wie unter Meliboeus ist Vergil zu verstehen; er war wirklich ein Meliboeus, von Haus und Hof vertrieben, bis er mächtige Gönner fand, die ihm erlaubten: *'Pascite, ut ante, boves . . .'* Da ward er Tityrus und stellt sich aus sicherer Geborgenheit heraus vor, wie es gewesen wäre, hätte er in die Fremde ziehen müssen.

Zu I 28 erwartet man eine sachliche Erläuterung.

36 f. hätte der Erklärung bedurft.

65: Die Insel Kreta kann hier doch keinesfalls gemeint sein; also zu schreiben *cretae.*

68: Warum vergleicht Jahn hier nicht Priap. III, 6?

III 38/43 mit Recht geändert.

VII 31 f.: Hinzuweisen auf Catalepton XIV 9 f.

37 ff.: Vgl. Ovid, Met. XIII 789 ff.

50: Die Erklärung ist ungenau: wie sollte der Rauch in die Stube gelangen, und wenn ja, wie sollten die Bewohner das ertragen! Das niedersächsische Bauernhaus, in dem der Herd dem Eingang gegenüber am Ende der Diele liegt und der Rauch an den Deckenbalken entlang seinen Ausweg sucht, gibt die Erläuterung.

Georg. I: Nach zahlreichen Stichproben ist wenig Wichtiges geändert worden.

II 136 ff. hätte auf den rhetorischen Aufbau des Enkomion Italiae hingewiesen werden können.

141: Wenn dem Dichter, wie Jahn selbst annimmt, das Abenteuer Jasons vorschwebte, war es natürlich, daß er beide Handlungen: das Pflügen mit feuerspeienden (!) Stieren und das Säen von Drachenzähnen, zeitlich verband.

146: Warum wird nicht erinnert an Properz III 19?

153: Vgl. A II 204.

161: *claustra* nicht 'Dämme', sondern 'Schleusen'.

174 f.: Warum soll die gewöhnliche Erklärung *ingredior res* 'falsch' sein? Denn die größere Häufigkeit der absoluten Konstruktion beweist nichts; mir scheint die Gleichsetzung von *fontes* und *res antiquae laudis et artis* unmöglich.

330: Vgl. Ovid, Met. I 107 f.

331: *superat* ist auch an der Stelle, auf die verwiesen wird, nicht erklärt.

345: Anastrophe, wenigstens bei Pronomina, bereits bei Sallust (bell. Jug. 101, 8).

458 ff: Für manchen Gedanken vgl. Horaz, Od. I, 1 und Ovid, Rem. Am. 169 ff.

462: Hier konnte auf das Gegenstück dazu, das Begrüßen der Begegnenden, verwiesen werden: vgl. Sallust, bell. Jug. 4, 3.

479: Der Druckfehler aus der 8. Auflage (es handelt sich um A I 742) hätte verbessert werden sollen.

497: *conjuratus Hister* bedeutet wohl die Hindernisse, welche der Unterlauf der Donau bot; zu *Dacus* vgl. vor allem Horaz, Od. II, 20, 18.

515: Verweisung auf III 525 (dort Druckfehler; richtig 515) ergebnislos.

516: Vgl. Ennius Scen. fr. 289 V.: *certatio hic est nulla, quin.*

G III 2: *pastor ab Amphryso:* Zum historischen Verständnis des Ausdrucks hinzuweisen auf die Umgangssprache; vgl. Cicerobriefe von Süpfle-Boeckel, Epist. 51, 13.

25: *Britanni:* besser zu deuten durch Hinweis auf Buk. 1, 66. Zu vgl. auch Tacitus, Agricola 30: *nos* (der Brit. Calgacus spricht) *terrarum ... extremos.*

27: Quirinus doch wohl Oktavian; A VI 859 ist der Zusammenhang ganz anders.

G. III 340: Zu *mapalia* s. jetzt Philologus LXXIII (1914), 302 ff.

349 ff.: Warum hat Jahn nicht auf den von mir J. B. 1914 S. 53 Nr. 31 angegebenen Bericht hingewiesen?

373/74: Nötig Hinweis auf das ὁμοιόπτωτον und die Anlehnung an Ennius fr. 103 V.

376 f.: Über die Beziehungen zwischen Tacitus und Vergil s. jetzt Norden, 'Ennius und Vergilius' S. 54, 1.

IV 150: Zu der Attractio inversa vgl. Cicero, Ad. Att. II 24: *Quas litteras dedi, sic te iis evocabam.*

203 *errando*: Warum erfolgte kein Hinweis auf den volkstümlichen Gebrauch des Gerundiums statt Part. praes.?

454 ff. Die Deutung scheint mir auch jetzt noch nicht gelungen zu sein; freilich weiß ich keine bessere.

487: vgl. A I 725.

491 *animi*: warum weist Jahn hier nicht auf die Anlehnung an Ennius (Inc. fr. 47 V.) hin? Die angezogene Stelle aus Lucrez (I 922) paßt weniger, weil *animi* dort von einem Verbum abhängt.

523: Vgl. A II 558.

G IV 564 *oti*: Vgl. jetzt W. A. Merrill, *On the contracted genitive in -i- in Latin* ('University of California publications in class. philol. 1910, Febr. 2'), welcher auf Grund seines Materials meint *'that in establishing the text of the authors before Propertiius the M. S. occurrences of forms in -ii- should be considered admissible, and they should not be banished as a priori wrong in consequence of Bentley's canon'.*

2) Vergils Aeneide. Für den Schulgebrauch erläutert von Karl Kappes. 1. Heft: Aen. I—III. 7. Aufl., bearbeitet von Martin Fickelscherer. 2. Heft, 2. Abt.: Aen. V. 5. Aufl., bearbeitet von dem selben. Leipzig-Berlin, Teubner, 1914; XII u. 120 S. Geh. 1,60 M. — Leipzig-Berlin, Teubner, 1913, 45 S. Geh. 0,50 M

In der Einleitung wird nach der üblichen Methode unter Benutzung der Einzelheiten der Vitae das Leben des Dichters geschildert und seine

Dichtungen gewürdigt (von Catalecta sollte jetzt niemand mehr sprechen). Auch in der Übersicht über das Fortleben des Dichters gelangt Fickelscherer nicht über die landläufigen Bemerkungen hinaus und macht keinen Versuch, Vergils Bedeutung und Beurteilung in der Gegenwart aufzuzeigen. In den Anmerkungen war für 'durchgreifende Änderungen' kein Anlaß, wobei merkwürdig ist, daß als letzter der 'Jahresberichte' der von 1905 verwertet worden ist.

Im einzelnen hat Bitschofsky in seiner Besprechung (Z. f. ö. G. 1915, 221—225) schon manches gebessert; einiges sei hier nachgetragen:

I 82: Die Erklärung von *impulit in latus* 'auf die Seite' ist gewiß nicht richtig (vgl. A II 51) und die Deutung Fickelscherers überhaupt reichlich pedantisch: durch die umgekehrte Lanze als Hebel werde an der Grundfläche des Berges eine Öffnung geschaffen; sonst hätte Aeneas 'vermutlich nur einen Wind befreit' (!).

159: *secessus* heißt doch nicht 'Bucht', sondern 'Abgeschiedenheit'.

201 *accestis*: Statt 'veraltet' besser 'altertümlich' (vgl. zu 249).

280: 'wirkungsvolle'; *meta fatigare* heißt doch nicht *terrorem inferre*, sondern 'mit ihrer Furcht ermüden, langweilen'.

426: Echtheit scheint mir durch Ennius fr. 238 V. gesichert (vgl. meinen Komm. zu Vergil p. 50).

521: 'gereifter Greis'?!

716: *flagrantes* 'schmachtend'?!

II 322: *quo res summa loco* kann keinesfalls 'Königsburg' bedeuten, sondern nur 'die entscheidenden Vorgänge' (ähnlich XI 302).

587: Es wäre an der Zeit, die Konjektur *flammae* fallen zu lassen und das überlieferte *famae* einzusetzen (vgl. Jahresbericht XXXX S. 43).

626: Die allegorische Deutung der Esche ist unnötig.

III 591: *cultus* nicht bloß hier, sondern oft die Körperkultur (vgl. Sallust).

658: Der Rhythmus bezeichnet vor allem doch das Schwerfällige und Langsame der Bewegungen des blinden Riesen.

702: 'Flusse'.

718: Die Bemerkung ist wirklich überflüssig.

V 236: Erklärung von *candens taurus* bleibt undeutlich; Vergil bezieht sich hier wohl auf das Opfern weißer Stiere in Rom (vgl. G II 146 f.).

332 *titubata*: Zu vgl. Livius (fr. 54 Weißenborn) von Kleopatra: *Non triumphabor* und Tacitus, Germ. 37 *triumphati sunt*; von 'dichterischer Freiheit' ist also keine Rede, sondern es handelt sich um einen Gebrauch der Umgangssprache.

523: Warum verweist Fickelscherer nicht auf Heinzes Deutung (E. T.[2] S. 165 = E. T.[3] S. 168)?

3) Vergils Aeneis. Für den Schulgebrauch in verkürzter Form herausgegeben von Joseph Werra. Text. Münster, Aschendorff, 1913; XVI u. 192 S. Geb. 1,15 ℳ.

Bei der Auswahl dieser jetzt in siebenter Auflage vorliegenden Ausgabe ward vor allem darauf Bedacht genommen, daß 'trotz der Beschränkung im Umfange ein möglichst klarer Überblick über den ganzen Gang der

Handlung gewonnen werde'; in erster Linie sind 'die dichterisch schönsten Stellen' ausgewählt worden. Seit der zweiten Auflage ist die Zahl der ausgehobenen Verse bei 5094 geblieben, nach dem Grundsatze, weitere Änderungen nicht mehr vorzunehmen. Das ist zu bedauern; denn seit 1896 (!), dem Jahre der zweiten Auflage, ist manches erschienen, manche Auffassung vom Dichter hat sich gewandelt. So darf es nicht wundernehmen, daß vom heutigen Standpunkte aus nicht nur die Textgestaltung, die sich an Ribbeck anschließt, sondern auch die Auswahl starken Bedenken begegnen muß.

Im I. Buch fehlt die Olympszene 223—296.

IV 319: Rede Didos unterbrochen (ohne Inhaltsangabe!).

V fehlt die Schilderung der Leichenspiele.

VII 601—640: Schilderung der Mobilmachung unvollständig.

XI 699—724 vermißt man Camillas Glück und Ende, dichterisch eine der schönsten Stellen.

XII 423—440 fehlt die Abschiedsszene zwischen Aeneas und Ascanius.

4) P. Vergili Maronis Aeneis. Für den Schulgebrauch erklärt von O. Brosin u. L. Heitkamp. 2. Bänddchen: Buch III u. IV. 7. Aufl., bearb. von Ludwig Mackensen. Gotha, Perthes, 1914. IV u. 104 S. Geh. 1,30 *M*.

Mackensen erklärt, er sei nur an wenigen Stellen von der durch Brosin und Heitkamp festgestellten Lesart abgewichen, doch habe er den Sinn an mancher Stelle im Text durch Ergänzung von Interpunktionen geändert. Weit mehr Unterschiede weise der Kommentar auf, der vor allem durch geschichtliche und geographische Erläuterungen ergänzt worden sei, wie Mackensen denn überhaupt die Realien mit Recht stark betont.

III 118: *aris*] wohl als Dativ gefaßt.

126: *Olearon*] nicht östlich, sondern südwestlich von Paros.

705/06: *teque ... linquo, ... Selinus]* braucht nicht zu bezeichnen, daß Aeneas dort gelandet; vgl. unser 'liegen lassen'.

IV 235: *struit*] Hinweis auf *industrius* (<* endostruos) nützlich.

238: *parere parabat*] Allitration!

271: *teris—terris*] Paronomasie!

384: *absens*] nicht 'in weite Fernen', sondern als Oxymoron zu fassen.

629: *nepotesque*] 'versinnlicht' der Versus hypermeter wirklich das Übermaß und Endlose des Nationalhasses?

5) Theodor Birt, 'Kritik und Hermeneutik' (Handbuch I, 3. München, Beck 1913).

In dieser von Birt besorgten Neubearbeitung werden zahlreiche Stellen aus Vergil besprochen und neu gedeutet.

Zu Buk. III 104 f. bemerkt Birt, das Rätsel sei bisher ungelöst: 'nur ein Gott kann die Antwort finden'. So dachte wenigstens Vergil, wenn er sagt: *et eris mihi magnus Apollo.*

Von Buc. IV glaubt Birt, unter Hinweis auf Martial VI 3, das Gedicht beziehe sich auf einen von Skribonia erwarteten Sohn Oktavians: 'aber

die Hoffnung täuschte. Es wurde nur eine Tochter, Julia, geboren ... Vergils Weissagung hat sich ebensowenig erfüllt wie die Martials' (S. 123).

A I 2 sei *Lavinaque* in den Text aufzunehmen (S. 38 f.). I 668 sei das überlieferte *jacteturque* zu halten, *que* als Hyperbaton zu fassen (S. 68). Die Stelle A II 567—588 hält, wie auch Heinze[8], Birt für unecht: Vergil habe die Helena-Episode geben wollen, aber diese Absicht nicht ausgeführt. Ein Interpolator habe nachzuhelfen gesucht.

A VI 254 sei das überlieferte *superque* zu halten und *que* als quoque zu verstehen (S. 68).

XII 541 *aeris* zu halten und als Apposition zu *clipei* zu deuten (S. 69).

Wichtig ist die berechtigte Mahnung, archaische Ausdrücke bei Vergil zu schonen: so A IX 667 *flictu*, X 144 *moerorum*, XII 605 *floros*.

6) H. Bergfeld, 'Das Wesen der lateinischen Betonung' (Glotta VII 1 ff.) führt aus, daß der klassische lateinische Akzent vorwiegend musikalisch, nicht exspiratorisch war. Vorliterarisch mit exspiratorischem Akzent ist das Lateinische, dessen Verskunst von Anfang an bis zum 4. nachchristlichen Jahrhundert auf der Quantität aufgebaut war (auch der Saturnier war quantitierend gebaut), in jener Zeit von der musikalischen Betonung beherrscht gewesen; als Beispiel für die Unmöglichkeit der Annahme des exspiratorischem Akzents benutzt Bergfeld den Anfang der Aeneis (die selbe Auffassung von der lateinischen Betonung vertritt bekanntlich Niedermann, 'Historische Lautlehre des Lateinischen').

7) J. Golling sen., Zu Vergils Aeneis (Wiener Studien XXXVII [1915] S. 186 f.).

In diesem mir freundlichst übersandten Aufsatz schlägt Golling vor, III 334 f. auf die Annahme einer Ellipse von *terram* (oder *partem*) zu *omnem* zu verzichten und *Chaoniam omnem* nach Cäsars *Gallia omnis* zu übersetzen: 'Ch. in seiner Gesamtheit' III 700 f. deutet Golling *concessa* ohne Zweifel richtig, indem er, von der aktiven Konstruktion ausgehend: *fata nunquam concesserant Camarinam moveri*, die passive erschließt: *concessa est C. moveri*.

IX 170 erinnert Golling an die in Vergils Sprachgebrauch häufige Ellipse des Dativs bei *jungere* und ergänzt *sibi*, so daß sich als Sinn ergibt: 'Sie setzen Brücken und Türme mit sich, d. i. mit dem Lager, in Verbindung'.

X 268 f. erklärt Golling durch Vergleich mit III 670 f.: 'Die beiden Vorstellungen, wonach einerseits das Meer mit den Schiffen gegen die Küste flutet und wonach anderseits die Wogen die Schiffe forttragen und mit ihnen fortziehen, beruhen doch wohl auf einer und der selben Grundanschauung.'

8) Neu abgedruckt in den 'Kleinen Schriften' von Franz Skutsch (Herausg. W. Kroll, Leipzig-Berlin, Teubner 1914) sind Bemerkungen zum Catalepton XIII; Buk. IV. VIII 27. 80; G. I 406; A. III 704. VI 649.

9) M. R. J. Brinkgreve, 'Annotationes Vergilianae' I. (Mnemosyn. 1915, 338 ff.) bespricht den Kommentar Jahns (Vergils Gedichte, Bd. 2[13], Berlin 1912: s. Jahresber. 1914 Nr. 1) und macht zu A I 1—32 zahlreiche Änderungsvorschläge.

10) 'Ad Vergili Ecl. VI 34' schlägt J. J. H. für *tener* vor: *teres = perfectus et absolutus,* eine Konjektur, die er aus Mnemosyn. 1911, 440 wider aufnimmt in Mnemosyn. 1915, 237.

11) P. Corssen, in Vergil. ecl. IV. v. 45 sq. (Berl. philol. Woch. 1914 Nr. 5, Sp. 160).

Corssen schlägt vor, zu lesen:

'Talia, saecla', suis dixerunt 'currite' fusis
Concordes 'stabili fatorum numine' Parcae.

Diese Deutung lehnt sehr energisch ab P. Rasi, ib. Nr. 17, Sp. 543: *'Quam salebrosam verborum compositionem sententiarumque confusionem . . . a Vergili simplicitate atque perspicuitate dicendi prorsus alienam esse quis negaverit?'*

12) H. Rushton Fairclough, 'The *tinus* in Virgil's Flora' (Classical Philology, 1915 Oktober).

Fairclough vermutet, G. IV 112 und 141 sei gemeint nicht *pinus,* sondern *tinus* (eine laurus silvestris caerulea); P und M^1 haben v. 112 *tinos,* M^1 v. 141 *tinus.* Mit Recht weist Fairclough u. a. auf die dann entstehende Alliteration hin, was mir ausschlaggebend erscheint.

13) Louis Havet, Notes critiques sur les Bucoliques de Virgile (Revue de philologie 1914, S. 81—92; S. 165 ff.).

Zu 1, 69 sei ein Vers zu ergänzen, und Havet versucht vor 68:

< Aspiciam? Aut ego Hyperboreo flavescere sole >.

Für Einschub sprächen auch die Zahlenverhältnisse.

Si donc, so schließt Havet, *ma conjecture risque evidemment d'être téméraire, il est peut-être plus téméraire encore d'affirmer qu' elle le soit.*

3, 102: Da *neque ne peut comporter le sens de non, il est impossible d'expliquer le vers, s'il est rédigé en latin classique;* daher will Havet *his* als archaischen Nom. plur. masc. erklären unter Hinweis auf Donat zu Terenz, Eun. 269: . . . *nous n'avons qu'à nous incliner devant l'autorité de Donat, qui est probablement celle d'un de ses lointains devanciers, beaucoup mieux informé que nous.*

Zu 8, 17 und 30 bemerkt Havet, Vergil habe sich hier durch zwei miteinander unvereinbare Reminiszenzen beeinflussen lassen, da die Venus nicht an dem selben Tage als Morgen- und als Abendstern erscheinen könne (vgl. auch Deuticke-Jahn zur Stelle).

Zu 8, 50 meint Havet, die Worte Damons 47—50 böten keinen Sinn, v. 50 sei das Wort *tu* unecht; zu lesen sei *sic,* und die ganze Stelle laute: — — — *Crudelis tu quoque* (scil. *fuisti*), mater. —

Crudelis mater magis, an puer improbus ille? —
Improbus ille puer (scil. *Amor); crudelis sic quoque mater*
(scil. etiamsi ille improbus fuit).

10, 1 sei *laborum* zu halten, was der cod. Palatinus bietet; der Mediceus hat *extremum C . . . laborem hunc: Si le modèle de M avait laborem et en marge 'Rum', 'Cum' s'explique aisément; c'est une accomodation du 'Rum' marginal, inintelligible au nouveau copiste.*

3, 100 will Havet statt *quam* lesen *quom*, weil durch jenes ein *'illogisme'* entstehe, indem der Ton auf *pingui* zu liegen scheine, während er doch auf *macer* liegen müsse.

14) R. Cahen, Ad Bucol. 1,70[1]) (Revue de phil. 1914, 163 f.) schlägt vor — unter Ablehnung der Konjektur Havets —

post, ah, quot mea regna videns mirabor aristas?

Das Adverb *post* stehe dann nicht mehr in unmittelbarer Berührung mit dem folgenden Akkusativ, auf den es sich nicht beziehe.

15) W. Kroll, 'Randbemerkungen' (Rhein. Museum LXIX [1914] S. 104 A. 1).

Kroll glaubt, daß das Perfektum oder der Indik. statt des Konj. des Plusquamperfekts im bedingten Satz (z. B. Aen. II 55, XI 112 *impulerat* und *veni*) nur aus metrischer Bequemlichkeit gebraucht sei; von den Dichtern hätten es die Prosaiker der silbernen Latinität wie Tacitus übernommen.

16) R. Wünsch, Anmerkungen zur lateinischen Syntax (Rhein. Museum 1914 S. 123 ff.).

Macte: Man erwartet den Nominativ *mactus* 'geehrt', das von dem eingeladenen Gotte gesagt ist; aber der im Vokativ stehende Name des Gottes beeinflußt das Partizip, und so wird *macte esto aliqua re* als Formel im Bewußtsein der Römer fest (sogar bei Pluralform des Verbs: *macte estote* in den Säkularakten C.J.L. VI 32323, Dessau 5050, Willemsen 36, welche Inschrift Wünsch nicht zitiert).

In *Eridani—amnis* (A VI 659), *Buthroti—urbem* (A III 293) u. ä. sei der Genetiv als alter Possessivus zu erklären, nicht als appositiver Genetiv, wie die Erklärer meist deuten. Die klassische Prosa sagt *Garumna flumen* usw., während die silberne Latinität in Rückkehr zur Volkssprache oder aus archaistischer Künstelei den Genetiv wieder aufnehme.

17) C. de Morawski, De poetarum imprimis Augusteae aetatis sermone observationes aliquot (Wiener Studien 1915, S. 157 ff.).

Morawski handelt über die Stellung von *una* im Vergilischen Verse, über den Gebrauch von late, longe und des *α* privativum, das die Dichter häufig durch *sine* c. abl. oder Verba carendi et egendi widergäben.

18) Alfred Gercke, Die Entstehung der Aeneis (Berlin, Weidmann 1913; 205 S. 5 ℳ)[2]).

Gercke versucht in diesem Buche — anknüpfend an ältere Werke — auf Grund eingehender Analyse nachzuweisen, 'daß Vergils Plan (betr.

[1]) Gemeint ist 1, 69.

[2]) Nach Abschluß dieses Berichtes kommt mir die Besprechung Gerckes durch Rich. Heinze in die Hand (Gött. gel. Anz. 1915, 153—171). Ich freue mich, mit Heinze in der Ablehnung Gerckes übereinzustimmen.

der Aeneis) sich im Laufe der Arbeit wesentlich verschoben hat, daß wir also sozusagen mit mehreren, sich ablösenden Plänen der Aeneis zu rechnen haben'. So setzt er das Seziermesser der Kritik schonungslos, 'ja zerstörend' an (S. 7), um 'das allmähliche Entstehen des Kunstwerkes und die Arbeitsweise des Dichters selbst zu ermitteln'. So wird zunächst eine Inhaltsübersicht der Bücher I—VI, der 'römischen Odyssee', geboten, und am Schluß auseinandergesetzt, daß 'das III. Buch und der größte Teil des IV. den ältesten Bestand der ersten Hälfte der Aeneis bilden; daß dagegen das V. Buch das jüngste von allen ist, nur mit einigen Stücken des I. dürftig verbunden; daß endlich auch das VI. Buch in sich nicht einheitlich ist' (S. 19). Schließlich ergibt sich für Gercke 'als Abfolge der Bücher der ersten Hälfte der Aeneis':

1. IV Hauptteil der Liebesgeschichte.
2. III, IV Anfang und VII 1—36.
3. I und II (oder II und I), Nekyia.
4. V (vgl. S. 53).

Für die zweite Hälfte des Werkes, Buch VII—XII, glaubt Gercke mit Bündigkeit festgestellt zu haben: 1. Buch VII sei das älteste Buch der Aeneis (S. 64); 2. die Vergleichung von I, V, VI mit der zweiten Hälfte des Epos lehre, daß 'größere Episoden von XII, XI, IX, VIII, VII teils wahrscheinlich, teils sicher früher gedichtet' seien (S. 70): 'Sollen wir nun etwa den Kern, die Kämpfe in Latium, für jünger halten als das Beiwerk?' Also scheine die Priorität der Bücher VII—XII oder doch des größten Teiles von ihnen gesichert (S. 70). Übrigens werden auch für diese Bücher Spuren der Überarbeitung, die nicht zu Ende geführt worden sei, Verschiebungen der dichterischen Pläne angenommen (S. 82, 114).

Diese Beweisführungen sucht Gercke nun zu stützen durch äußere Zeugnisse, d. h. durch entsprechende Auslegung von Stellen aus Properz, Horaz und Vergil selbst. Eine weitere Stütze seiner Ergebnisse bemüht Gercke sich zu finden in den Erörterungen über 'Schicksale und Schicksal': Während 'in der zweiten Hälfte der Aeneis (also in dem nach Gercke ältesten Teile des Werkes) Jupiter allmächtig, keineswegs als willenloses Werkzeug des Schicksales erscheine' (S. 123) ('fata' bedeute hier nicht mehr wie der Zufall: 119), trete das Walten einer sogar über den Göttern stehenden unheimlichen Macht, des unabänderlichen Fatum der Stoiker, in den jüngsten Partien der Aeneis auf (S. 117). Dasselbe Prinzip verwendet Gercke endlich für die Charakterisierung der Stellung Junos und Apollos, des Aeneas und des Askanius. Unter 'Umarbeitungen' und 'Verworfenen Entwürfen' werden zum Schluß besprochen: 1. 'Zahl und Brand der Schiffe' wobei Gercke neben einem 'ältesten Plan' noch vier 'junge Abänderungen' in chronologischer Folge glaubt feststellen zu müssen; 2. 'Losorakel und Totenbeschwörung', wobei Gercke acht verschiedene Stadien innerhalb des VI. Buches unterscheidet (S. 197).

Es ist selbstverständlich, daß die Ausführungen Gerckes vielfachen Widerspruch herausfordern mußten, und auch die im ganzen zustimmenden Kritiker, die sich nicht auf ein Referat beschränken, können Bedenken im einzelnen nicht verkennen.

Ich gestehe, solche nicht im einzelnen, sondern auch für das ganze Prinzip Gerckes zu hegen: alle, oder doch fast alle Motive, Gründe, Deutungen und ästhetischen Würdigungen, die bei einem derartigen Versuche verwendet werden, unterliegen zu sehr subjektivem Gefühl, als daß sie für jemand, der im einzelnen alle Ausführungen nachprüft, irgendwie zwingend sein könnten.

Wenn z. B. zugegeben, daß Vorverweisungen auf B. V im I. Buch vorhanden sind, aber zugleich behauptet wird, daß 'diese Klammern des I. B. nicht alt' seien (S. 25 f.); wenn die Verse III 500—505 ein 'sicher unorganischer und wahrscheinlich junger Zusatz' genannt werden, aber doch nicht geleugnet werden kann, daß 'Vergil die Klammer gut eingefügt hat' (S. 32); wenn zwar Donats andere Angaben über Vergils Arbeitsweise als wertvoll anerkannt werden (daß nämlich Vergil den Stoff der Aeneis zuerst in Prosa konzipiert, dann im einzelnen dieses oder jenes Stück nach Belieben ausgearbeitet, ohne sich um das Einreihen in den Zusammenhang zu kümmern [Vitae Vergilianae rec. Brummer S. 6]), aber sein Zusatz: '(Aeneida) digestam in duodecim libros' als unglaubhaft bezeichnet und diese Angabe Donats als 'ein irriger Rückschlag von dem Gewordenen auf das Werdende' erklärt wird (S. 10—12) — wenn Gercke so verfahren muß, um zu seinen Resultaten zu gelangen, dann muß Mißtrauen in die Bündigkeit seiner Schlüsse erwachen, und daß es nicht wider eingeschläfert wird, dafür ist reichlich gesorgt. Unter den äußeren Zeugnissen sucht Gercke die Worte des Properz (II 34, 61 ff.) dafür zu verwerten, daß im Jahre 26 v. Chr. Vergils Aeneis mit den Versen I 1—7 + VII 37 ff. begann, und daß der Dichter die ersten drei oder vier Jahre seiner Arbeit an dem neuen Epos lediglich auf die Dichtung der römischen Ilias verwendet hat' (S. 76). Wir wollen einmal davon absehen, daß Properz, wenn ihm der Gesamtplan der Aeneis, die Verteilung auf zwölf Bücher, vorlag, gut von dem für Rom wichtigsten Abschnitte, den Kämpfen in Latium, allein sprechen konnte, ohne die Vorgeschichte erwähnen zu müssen, daß also sein Zeugnis keinesfalls für jene Auffassung Gerckes spricht — wichtiger ist, daß Vergils Worte gegen sie sprechen, da I 3 und 5, die auch Gercke anerkennt, zeigen, daß der Dichter auch von der Zerstörung Trojas und Irrfahrten des Aeneas erzählte oder erzählen wollte. Wie hilft sich Gercke? Er sagt: 'Properz hörte die Ankündigung der großen nationalen Dichtung. Dabei lief allerdings auch ein Hinweis auf die Irrfahrten unter . . . Daraus folgt nicht, daß Vergil diese Vorgeschichte selbst zu geben beabsichtigte . . . so wenig wie die Zerstörung von Ilion zu schildern[1]), weil I 5 "multa quoque et bello passus" erwähnt ist' (S. 75)!! Wer glaubt das?!

Man höre weiter eine Beweisführung Gerckes betr. des Verhältnisses von Buch III und II: 'Wie kommt, so fragt er, der Schatten Creusas zu der Gabe der Weissagung (II 780 ff.), die die lebende Gemahlin nie besessen? Hat sie nicht die allbekannte Seherin (Cassandra)

[1]) Von mir gesperrt.

einfach verdrängt?' Im III. Buche (v. 183) heiße es, Cassandra allein prophezeite Anchises, also nicht Creusa! Folglich sei deren Auftreten, dieser Schlußstein des II. Buches, eine jüngere Erfindung: 'Buch II ist jünger als III. Wie kann man das noch bestreiten wollen?' (S. 35). Aber hat Gercke nie von dem Volksglauben gehört, daß dem Sterbenden oder den Geistern der Gestorbenen prophetische Kräfte zugeschrieben werden? Warum soll Vergil nicht in jenen Stunden der furchtbarsten Erregungen und grausigsten Schrecken dem geängsteten Aeneas die unerklärlicherweise verschwundene Gattin auch als Schatten haben weissagen lassen! — Und dann: Cassandra weissagte Anchises; auf diesen ist der Ton zu legen, zumal er ja bis Sizilien der eigentliche Leiter der Fahrt und Vermittler der göttlichen Botschaften ist (vgl. das unten besprochene Werk Fowlers, S. 413). Ist es psychologisch nicht verständlich, daß Aeneas von der ihm zuteil gewordenen Weissagung dem Vater nichts berichtet — oder meinetwegen, daß der Dichter diese Prophezeiung im III. Buche preisgibt? — Wer vermag Gercke beizustimmen, wenn er von der Schilderung des IV. Buches 86 ff. *'Non coeptae adsurgunt turres . . . pendent opera interrupta' . . .* urteilt: Ein unglücklicher Gedanke, daß die Maurer aufhören mit der Arbeit, wenn die Bauherrin einer Liebesleidenschaft nachgeht, daß diese Leidenschaft der Königin sogar den nun unbeaufsichtigten Burgbau unterbricht! Diese Verse sind ein schlechter Flicken' (S. 42). Psychologischen Scharfblick verrät es auch nicht, daß Gercke, von dem Wahne ausgehend, Buch IV sei in seinem wesentlichen Kerne ohne Rücksicht auf I, II und sogar III gedichtet worden, sagt: 'Wenn Dido in alle Pläne und Hoffnungen der Trojaner und in die tiefsten Regungen der Seele des Aeneas eingeweiht war, wie konnte sie sich da noch unbefangen ihrer Neigung überlassen und sie zu einer verderblichen Leidenschaft erstarken lassen?' (S. 49).

Bei Besprechung der Allecto-Episode meint Gercke, ihr Rat an Turnus, die Schiffe der Troer zu verbrennen, sei in dieser Situation eher dumm zu nennen, 'es war das beste Mittel, die Fremden ewig im Lande zu behalten, da man sie doch nicht alle mitverbrennen konnte' (S. 99, 1). Ich glaube, wir brauchen nur an Ereignisse des jetzigen Krieges zu denken, um jenen Rat zu würdigen.

Sehr anfechtbar ist ferner die S. 68 f. von Gercke gegebene Deutung des Verhältnisses von Buch XI 72—75 zu IV 262—264. Daraus soll sich ergeben, daß 'Buch IV jünger als XI' ist!!

Können endlich solche Argumentationen wie: 'Der Dichter hätte . . . erzählen müssen' (S. 26) oder von Latinus, dessen Beurteilung ich überhaupt für verfehlt halte: '. . . Wenn er sich auch treiben ließ, so mußte er doch die Zügel in der Hand behalten' (S. 111) — kann solche 'Beweisführung' wirklich etwas beweisen?!

Diese Beispiele für völlig subjektive Deutungen, die von Gercke als sichere Grundlagen benutzt werden, ließen sich noch bedeutend vermehren, sie genügen aber, um die Unsicherheit seiner Schlüsse zu zeigen und zur Vorsicht zu mahnen.

Freilich soll nicht vergessen sein, daß die Ausführungen Gerckes

sehr viel Material für die Erkenntnis der Arbeitsweise Vergils enthalten, viel scharfsinnige Beobachtung und manches Richtige — wer wollte überhaupt heute leugnen, daß Widerholungen, nicht ausgefüllte Fugen, Widersprüche und Kompositionsfehler im einzelnen in der Aeneis genug zu finden; 'bei einer zehn- oder elfjährigen Arbeit ist das eigentlich selbstverständlich', auch wenn wir nicht aus Donat vom Verfahren des Dichters wüßten. Aber Gercke geht doch zu weit, er zerstört zu viel, ohne wideraufzubauen; seine Kritik ist zu zersetzend, um organische Gebilde neu entstehen zu lassen — ablehnende Haltung dem Vorgehen Gerckes gegenüber nimmt offenbar auch Norden ein, der z. B. S. 6, 2 sagt: 'Daß die (Rede Junos) in I vorlag, als die in VII gedichtet wurde, um jene zu überbieten, ist handgreiflich' (vgl. auch S. 34 u. 171 f.).

Bei solcher Auffassung Gerckes ist es mir schwer verständlich, wie er bekennen kann, daß er durch R. Heinze gelernt habe, 'die Aeneis wider als Ganzes freudig zu empfinden' und daß ihm 'der große Wurf der Dichtung nicht entgehe'. Ich empfinde Gerckes Versuch als mißlungen — nicht den Stachel, weiter zu forschen, läßt es im Leser zurück, sondern ein Gefühl des Unbehagens und Unbefriedigtseins.

19) Richard Heinze, Vergils epische Technik. 3. Aufl. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner 1915; X und 502 S. Geh. 12 ℳ.

Die erste Auflage war 1903, die zweite 1908 erschienen; im Juli 1914 schrieb Heinze das Vorwort zur 3., und wohl nur durch den Ausbruch des Krieges ist ihr Erscheinen aufgehalten worden und erst im Sommer 1915 erfolgt. In seinem oben besprochenen Buche urteilt Gercke: 'Richard Heinzes Buch über Vergil hat etwas Altfränkisches' und nennt des Dichters Technik veraltet.

Wir lassen uns dieses 'altfränkische' und solche 'veraltete Technik' wohl gefallen, und mit uns offenbar viele, viele andere. Denn wenn trotz des von Gercke behaupteten 'Gegenteils der früheren Überschätzung' Vergils ein so umfangreiches Werk innerhalb von zwölf Jahren dreimal erscheinen konnte, so darf man annehmen, es werde nicht veralten, jedenfalls nicht so bald wie wohl die 'Entstehung der Aeneis'.

Heinzes Buch ist früher in diesen Jahresberichten bereits ausführlich gewürdigt worden, und da es nach seiner eigenen Angabe 'im wesentlichen das alte geblieben' ist, so erübrigt sich ein Eingehen darauf. Nur auf einiges möchte ich hinweisen. Wo wir eine Änderung der 2. Auflage gegenüber festzustellen haben, ist sie hervorgerufen durch die in den Anmerkungen erfolgende Berücksichtigung der seit 1908 erschienenen einschlägigen Literatur. Die wichtigsten Stellen gebe ich hier an (die Seitenzahl der 2. Aufl. in Klammern): S. 45, 1 (46, 1) werden weitere sprachliche Gründe gegen die Echtheit von II 567/88 angeführt; 63, 3 (64, 2) Polemk gegen Becker betr. Vergil und Quintus Smyrnaeus; ebenso 73, 2; 86, 2 (86, 1) Polemik gegen Gercke (s. o.), dessen Methode Heinze für falsch erklärt; 89, 2 (89, 1) Polemik gegen Kroll; 91, 1 Tischprodigium 'gegen Henselmanns'; 100, 1 weitere Polemik gegen Henselmanns; 123, 1 Schl. (122, 1) betr. Charakterisierung des Aeneas;

131, 1 Auseinandersetzung mit Conway, 'The teaching of Virgil'; 132, 1, 136, 2 (135, 1) andere Beurteilung des Fluches der Dido; 142, 1. 2 über Didos magisches Opfer und Tod; 278, 2 über Aeneas den 'Fortschreitenden'; 306, 1 und 308, 3, 311, 2 (308, 2) Polemik gegen Paul Cauer, Homerkritik[2]; 313, 1 Ennius als Vorbild; 351, 2 betr. RA VIII 193 ff.; 395, 2 (393, 2) Bedeutung von Prophezeiungen; 433, 1. 2 über Rhetorik in der Aeneis; 471, 1 (468, 1) betr. Livius und Vergil; 476, 1 (473) betr. Ziele der Geschichtsschreibung; 485, 1 (481) betr. Münzer, 'Cacus'; 490: hier ist die dritte Anmerkung S. 485[2] gestrichen worden.

Appendix Vergiliana

Über die unter obigem Titel vereinigten Gedichte ist wider einige Literatur erschienen. Auch hierbei ist wichtig, was Birt in dem oben besprochenen Werke sagt.

Für den Culex bleibt sein Verdikt bestehen (S. 232ff.): Sprache und Verskunst wiesen auf spät- oder nachovidische Zeit hin. Inbezug auf das Catalepton tritt Birt auch hier für die Echtheit ein und behandelt außerdem zwei Stellen[1]): Catal. III[a] 3 *formitata* werde jetzt durch Glossare bestätigt; zu Cat. XII vergleicht er jetzt Martial VI 27 (S. 122). Auch Jahn scheint das Catal. jetzt anzuerkennen; er sagt S. XII: 'Ist das Buch Catalepton echt, woran in bezug auf die Mehrzahl der Stücke jedenfalls kein begründeter Zweifel besteht . . .'

20) A. Ochsenfeld, Zu Vergils Catalepton VII (Berliner philol. Wochenschrift 1914, Nr. 40 Sp. 1280).

Ochsenfeld will Vers 1 lesen: *'Si licet, hoc . . .'*; durch die scharfe Antithese zwischen 1 und 3 entständen zwei symmetrisch gebaute Teile des Gedichtchens. — Die Konjektur ist ansprechend, und Birts Ausführungen über *scilicet* (a. a. O. S. 82) würden dadurch erledigt.

21) K. Prinz, Zum 2. Priapeum des Catalepton (Berliner philol. Wochenschrift 1914 Nr. 32, Sp. 1020/22).

Vers 19 sei zu *velim pol* nicht mit Birt (S. 33) zu ergänzen *furari*, sondern *velle* erotisch zu fassen wie das griechische ἐθέλειν; griechische Parallelen bewiesen die Richtigkeit dieser Deutung, die schon Muretus gefunden habe.

22) W. G. D. Butcher, The caesura in Virgil, and its bearing on the authenticity of the Pseudo-Vergiliana (The classical Quarterly 1914, 123ff.).

Auf Grund seiner metrischen Beobachtungen gelangt Butcher zu dem Ergebnis, wahrscheiniich sei der 'Culex' und vielleicht das 'Moretum' echt, *while the other hexameter poems are not* (S. 128).

23) A. Souter (ib. S. 103f.) macht aufmerksam auf *a neglected manuscript of the Moretum*, einen Codex Luxemb. 27, 12. Jahrhundert.

In Übereinstimmung mit Schanz hat sich Jahn (a. a. O. S. XI und XIV ff.) in bezug auf den Culex für die Echtheit entschieden; das

[1]) Zitiert nach seiner Ausgabe: 'Erklärung des Catalepton' (Leipzig u. Berlin 1910).

bewiesen vor allem die Anspielungen bei Horaz, Carm. I, 24 und IV 12 und bei Ovid, Rem. Amor. (warum hat Jahn die Besprechung der einschlägigen Stellen auseinandergerissen?): *blandius Orpheo* bei Horaz (I 24, 13) spiele auf *blanda voce* im Culex 279 an, *Ityn flebiliter gemens* (IV 12, 5) auf Culex 251 ff.; Ovids Worte 178 ff. erinnerten an Culex 50. 46. 99 f.

Der Ausdruck *blandus* beweist nichts; das war offenbar eine häufig gebrauchte Bezeichnung für Orpheus (vgl. Horaz I 12, 11). Auch die Erwähnung von Itys ist nicht zwingend; die Geschichte war doch allgemein bekannt. Übrigens ist die Deutung von Horaz IV 12 auf unsern Vergil[1]) keineswegs unbestritten: vgl. Schanz S. 113, 1. Der Ausweg Jahns, Horaz könne sehr wohl ein scherzhaft gemeintes Jugendgedicht nach dem vor nicht allzu langer Zeit erfolgtem Tode des Freundes zu dessen Ehrung seiner Sammlung einverleibt haben, ist jedenfalls ebenso unsicher wie seine ganze Beweisführung für die Echtheit des Culex.

24) Guilelmus Holtschmidt, De Culicis carminis sermone et de tempore quo scriptum sit (Marburger Dissertation 1914. 126 S.).

In dieser sorgfältigen, wohl durch Birt veranlaßten und ihm gewidmeten Untersuchung stellt Holtschmidt auf Grund seiner Materialsammlung fest: von den Verben im 'Culex' finden sich 22 überhaupt nicht im Vergil, 61 in größtenteils ganz anderer Bedeutung; von Partizipien und Adjektiven des Culex kennt Vergil 62 überhaupt nicht, 23 nur in anderer Bedeutung; für Adverbien und Substantiva verhalten sich die Zahlen ähnlich. Holtschmidt glaubt also urteilen zu müssen, daß der Sprachgebrauch des Culex von dem Vergils durchaus abweiche; daher könne nicht einmal der junge Vergil, wie noch Schanz[3] will, in Betracht kommen. Die Ähnlichkeiten zwischen Culex und Vergil erklärt Holtschmidt aus Kompilationen der Georgika — was Schanz bekanntlich leugnet. Aus der Tatsache, daß der Culex sich in der Sprache an Ovid anschließt, und aus Lucans Zeugnis (*et quantum mihi restat ad Culicem*) bestimmt Holtschmidt endlich als die Zeit dieses Werkchens etwa das Jahr 50 n. Chr.

Genau 100 Jahre früher setzt ein anderer Gelehrter dasselbe an:

25) W. Warde Fowler, 'Note on Culex lines 24—41 (Classical Review 119 f.).

Fowler erklärt sich 1. für die Echtheit des Culex, den er in Vergils Frühzeit setzt, und glaubt 2., daß unter dem dort angeredeten Octavius der spätere Augustus zu verstehen sei: vielleicht habe Vergil im Jahre 50 den jungen Octavian in Gesellschaft Cäsars gesehen, als dieser in Oberitalien mit solchem Jubel überall empfangen wurde (B. G. VIII 51).

R. S. C. bestätigt Fowlers Ausführungen (S. 121 f.), weist auf die Möglichkeit naher Beziehungen Vergils zu Octavia, Mutter des Marcellus, hin und sucht die Echtheit des Culex zu bekräftigen durch die Gegen-

[1]) Schon Rosenberg in seiner Horaz-Ausgabe (Gotha 1904) deutet wie Jahn.

überstellung von Stellen aus späteren Werken des Dichters, in denen er auf sein Jugendwerk anspiele:

Culex 202 ~ Ecl. VI 86 Culex 240 ~ A VI 374 Culex 222 ~ A X 396.
62 Georg. II 465 262 ~ VII 337 354 f. ~ XI 260.

II. Der Dichter und seine Quellen. Sachliches

Die zweite Gruppe der zu besprechenden Werke leite ein:

26) Eduard Nordens Buch 'Ennius und Vergilius. Kriegsbilder aus Roms großer Zeit' (Leipzig-Berlin 1915. B. G. Teubner. V und 176 S. 6 M.[1]).

Norden teilt sein Buch in vier Abschnitte: den 1. nennt er 'Acheruntica', den 2. 'Concilium deorum', den 3. 'Quid actum sit in terris' und den 4. 'De Ennio et Vergilio'.

Anknüpfend an eine Kritik des Macrobius an Vergils Arbeit im 7. Buche der Aeneis, bespricht Norden die Komposition des Abschnittes 286—637 (die Allecto-Episode), deren Geschlossenheit und bedeutende Wirkung er anerkennt. Nur inbezug Junos und Allectos befremde etwas: 'Die Aktion zwischen Juno und Allecto ist gespalten. Hiergegen wäre ja an sich nichts einzuwenden, wenn nur die Art der Rollenverteilung unbedenklich wäre. Aber die Aktion der Furie gelangt nicht ans Ziel, sie bleibt auf halbem Wege stehen' . . . und Allecto wurde beseitigt, um Juno freie Hand zu geben . . .

Daraus entstehe aber 'eine Reihe von Aporien'. Nur eine Erklärung bleibe übrig: 'Eine geradlinig verlaufende, weil von einer und derselben Person vollzogene Handlung ist dadurch gebrochen worden, daß sie auf zwei verteilt wurde' (S. 9). Und diese Schwierigkeit findet ihre Lösung darin, daß Vergil 'Juno aus I herübergenommen' hat, wo sie, wie Poseidon im ε, die Hauptrolle spielt, die Furie (Allecto) aus Ennius, bei dem Juno nur die Anstifterin des Krieges war, die Ausführung des Befehls jedoch ihrem Organ, der Discordia, überließ' (S. 34). Vergil verband also in einer gewissen Unfreiheit 'das homerische Juno-Motiv mit dem ennianischen Discordia-Motiv', ohne daß ihm dabei 'eine einwandfreie Gesamtkomposition' geglückt wäre (S. 36). Er konnte sich eben dem Zwange, zu kontaminieren, nicht entziehen: für ihn 'stand neben Homer der römische Dichter, in dem Homer eine neue Inkarnation eingegangen war' (S. 34). Um zu diesem Ergebnisse zu gelangen, dessen Bündigkeit sich wohl niemand entziehen kann, bedurfte es eines langen Umweges über Enniusfragmente, für die sich dabei die wichtigsten Resultate ergeben (s. u.).

Norden glaubt nun weiter auch in Einzelheiten der Allecto-Episode 'Befremdlichem' zu begegnen: der Kriegsruf der Furie werde weithin gehört, bis an die Grenze Umbriens (A VII 511—518), seine Wirkung beschränke sich aber auf die laurentischen Hirten, die den Kampf mit den Trojanern begönnen: 'Das Mißverhältnis zwischen Apparat und Erfolg ist ein ungeheures' (S. 37). Das vermag ich nicht zu glauben:

[1]) In hohem Maße anerkennend bespricht, wie ich jetzt sehe, auch G. Pasquali das Buch Nordens (Gött. gel. Anzeigen 1915, 593—610).

warum soll der Dichter nicht das Durchdringende und Schaurige des Kriegsrufes dadurch deutlich machen, daß er ihn auch über das unmittelbar betroffene Gebiet hinausklingen läßt! Wie darf man dem Dichter nachrechnen, was er von Ausoniens Mangel an Bereitschaft sagt, während 'jene armen laurentischen Hirten gleich blitzende Schwerter' bei der Hand haben (S. 37)! Zur Erklärung dieser 'Aporien' brauchen wir also nicht auf die Gesamtkomposition zurückzugreifen, können aber Norden in bezug auf das Nar-Motiv zugeben, daß Vergil es aus derjenigen Situation, für die es von Ennius geschaffen war, losgelöst und auf eine andere übertragen' hat, 'die poetische Illusion höher als die topographische Genauigkeit' wertend (S. 39f.). Auch so erhalten wir wertvolle Einblicke in Vergils Arbeitsweise, die wirklich sichere Ergebnisse liefert, weil sie von einem festen Standpunkt aus gewonnen sind und mit der sicheren Hand des Meisters Stein auf Stein paßlich gefügt ist.

Das selbe gilt für den zweiten Teil des Buches, für das 'Concilium deorum', wo Norden im einzelnen nachweist, daß die Schilderung der großen Götterversammlung (Aen. X 1ff.) 'von ennianischen Floskeln durchsetzt' ist, ebenso die zweite Stelle, an der Jupiter auftritt (X 100—113) und daß Vergil auch hier, 'wie das seine Art war, Homer mit Ennius verbunden' hat (S. 50).

Im dritten Teil 'Quid actum sit in terris' kommt Norden auf die Discordia-Episode bei Vergil zurück, zeigt dessen Abhängigkeit von Ennius nicht bloß hinsichtlich der Einzelheiten, sondern auch des Zusammenhangs und charakterisiert unseren Dichter dabei: 'Wie man sieht, greift er . . . mit jener edlen Freiheit, die wir öfters an ihm bewundern . . ., aus der altersgrauen legendarischen Vergangenheit in das frische Leben gegenständlicher Geschichte ein' (S. 55f.).

Während in den folgenden Ausführungen 'De bello Punico primo', 'De origine Karthaginis' und 'De tumultu Gallico' bedeutsame Ergebnisse für Ennius gewonnen werden, Vergil aber nur gelegentlich zitiert wird, bespricht Norden in den 'Res in Hispania gestae' die Schilderung der Mobilmachung A VII 624ff. und kommt, durch die Vergleichung einer Fabel des Babrios mit dem selben Inhalte, zu dem Ende, daß auch Vergil dies Motiv mittelbar aus der hellenistischen Geschichtsschreibung habe (S. 124ff.).

Erst im letzten Teile seines Werkes wendet Norden sich wider ganz unserem Dichter zu ('De Ennio et Vergilio') und würdigt die Anlehnungen und Nachahmungen des Ennius durch ihn. Dann streift er das Verhältnis des Livius zu Vergil und erklärt ihre Übereinstimmung aus beider (indirektem) Zurückgehen auf die hellenistische Historiographie.

Endlich bespricht Norden noch die Nachahmung ennianischer Kampfschilderungen durch vergilische Nachbildung an zwei Stellen des VIII. Buches und im 'certamen navale' (A. V 114—285). Die Ergebnisse noch einmal überblickend, zeigt Norden, wie Vergil an Ennius in seiner 'römischen Ilias' und an Naevius namentlich in der 'römischen Odyssee' sich anlehnend, 'die himmlischen Vorgänge', die jene Dichter aus der eigenen Zeit berichteten, 'mit richtigem Takte aus dem hellen Lichte der Geschichte, das sie nicht vertrugen, wider in die legendarische Vergangenheit verlegte' (S. 171).

Norden schließt mit den Worten: 'Wie bei den "Geburtswehen" von I Naevius I, so trat ihm (sc. Vergil) bei denen von VII Ennius VII zur Seite. Als Dichter der Kriegsgeschichte lebte Ennius weiter: *omnia bella persequens* sagt Cicero von ihm. Dann trat Vergil mit der zweiten Hälfte der Aeneis in die Fußtapfen des großen Vorgängers. Als Vergil starb, da gab es, nach dem Schlußverse des schönen Epigramms des Domitius Marsus, keinen mehr,

"qui caneret forti regia bella pede".'

Man könnte glauben, das bisher von Norden Gebotene genüge bereits, ein Buch zu füllen; aber weit gefehlt: was ich bisher vorlegte, waren gewissermaßen nur die vergilischen Rosinen im Kuchen. Das Hauptstück bilden eigentlich die Ergebnisse für Ennius.

Die oben dargestellte Untersuchung zu Vergils Arbeitsweise veranlaßte Norden zu ausführlicher Behandlung mehrerer Enniusfragmente: für diese, die bisher der Deutung oder Einreihung spotteten, wird unter Benutzung von Angaben der Aeneis mit glänzendem Scharfsinn eine durchaus befriedigende neue Ordnung gewonnen (S. 32f.). Ebenso wird im zweiten Abschnitt für mehrere Fragmente des Ennius die richtige Reihenfolge hergestellt durch sorgfältige Vergleichung mit Vergil (S. 52). Die bedeutsamsten Resultate aber werden in den folgenden Abschnitten erzielt, in denen mit Beistand von Conrad Cichorius [S. 135—142[1])] über die Behandlung der Ereignisse der römischen Geschichte von 235 v. Chr. an bis in den zweiten punischen Krieg hinein durch Ennius gehandelt und schließlich geboten werden *'Annalis VII reliquiae ad temporum ordinem, quatenus fieri potuit, digestae'* (S. 150ff.). Auch an anderen Beispielen, die meist kriegerischen Zusammenhängen entnommen sind, wie denn überhaupt Discordias Kriegsruf und wuchtiger Schlag das ganze Buch durchhallt, sehen wir, wieviel sich für Ennius aus einem Vergleich der Nachbildung bei Vergil gewinnen läßt, mag auch hier und da der Beweis nicht mit völliger Sicherheit durchzuführen sein. — Jedenfalls bietet Eduard Norden, in schönster Weise beraten und ergänzt vom Freunde Cichorius, in diesen 'Kriegsbildern' allen Philologen eine wundervolle Gabe, ein Buch, das, in ruhiger Friedenszeit geschaffen, an die Öffentlichkeit trat am Anfange des Kriegsjahres 1915. In ergreifenden Worten bezeugt Norden das in der Widmung (S. IVf.): 'Bei der Korrektur floß uns, inmitten der alle Überlieferung und Phantasie übersteigenden Geschehnisse, Leben und Arbeit zu jener schauerlichen Schönheit zusammen, die das Antlitz der Ludovisischen Gorgo zeigt. Wohl haben wir unsern gemeinsamen Freund Varro beneidet, der von seinem Schreibtisch ins Feld zog:

Toga detracta est et abolla data est:
Ad turbam abii, fera militia
Munera belli ut tractarem.

Uns dagegen mußte der stilus das pilum ersetzen, in den Büchern der Alten mußten wir das Rauschen des Waffensturms erlauschen, in

[1]) Druckfehler S. 137: richtig 'während deren'; S. 153 'eines einzigen Wortes'.

dem unsere Lieben und unsere Schüler als Helden stehen, *"Martiaque ob patriam pugnando volnera passi"*, wie Vergil es mit der Monumentalität seiner durch die Kraft des Römertums selbst geadelten Sprachgewalt ausdrückt. Wenn es noch einen oder den andern geben sollte, der von dem gewaltigsten Kriege der Weltgeschichte seine Gedanken für einige Stunden hinüberleiten möchte zu dem größten Kriege, den Rom geführt hat, so wird er mit dir und mir, die wir uns dies in Monaten des Friedens erarbeiteten, hier lesen von der Völkerfurie Discordia.'

27) Friedrich Leo, 'Geschichte der römischen Literatur' I (Berlin 1913), hebt S. 211 den Gegensatz zwischen Ennius und Vergil hervor: Ennius lasse in seinen Annalen deutlich einen persönlichen Ton anklingen, während Vergil einen scharfen Unterschied zwischen den Georgika, die als Lehrgedicht den Adressaten und den Dichter erscheinen ließen, und der Aeneis mache.

28) W. Warde Fowler, The religious experience of the Roman people from the earliest times to the age of Augustus (London, Macmillan & Co. 1911; XVIII u. 504 S.).

Von diesem aus Vorlesungen an der Universität Edinburg entstandenen äußerst lesenswerten Werke kommt für Vergil hauptsächlich in Betracht die 18. Vorlesung: 'Religious feeling in the poems of Virgil' (S. 403—427).

Fowler teilt unserem Dichter eine besondere Stellung im geistigen Leben des römischen Volkes zu und preist ihn als Verkünder des religiösen Empfindens seiner Zeit. Gegenüber dem Individualismus der beiden letzten vorchristlichen Jahrzehnte, die fast vergessen hatten *'that the State existed and claimed his pietas'* und wo *'even the armies of that melancholy age were known and thought of, not as the servants of the State, but as Sullani, Pompejani, and so on'*, sucht Vergil in der Aeneis den Ausgleich zwischen Staat und Individuum zu schaffen. Diese Aufgabe hat der Dichter Aeneas zugewiesen; von diesem Standpunkt aus stellt Fowler in seiner Charakterisierung des Aeneas eine Entwicklung, darin durchaus Heinze (vgl. jetzt V.s Ep. Technik[3] S. 273ff.) sich anschließend, fest: der Individualismus des Helden entwickelt sich *'with the help of the State's deities'*, also durch das religiöse Empfinden, zum Sozialempfinden, um zu erfüllen *'the order of destiny which was to bring the world under Roman dominion'* (S. 411/12). Fowler zeigt, wie es Aeneas in den ersten Büchern der Aeneis oft an Selbstzucht und Selbstbeherrschung fehlt; darum braucht er einen Berater und Führer. Ein solcher ist ihm während der Irrfahrten des dritten Buches Anchises. Mancherlei Versuchungen treten an ihn heran, vor allem in der Didoepisode des vierten Buches. Dieser schreibt nämlich Fowler — unter Ablehnung des von Heinze geltend gemachten dichterisch-künstlerischen Motivs — eine moralisch-politische Bedeutung zu: sie sollte *emphasise the great lesson of the poem by showing that the growth and glory of the Roman dominion are due, under providence, to Roman*

virtus and pietas — that sense of duty to family, State, and gods, which rises, in spite of trial and danger, superior to the enticements of individual passion and selfish ease' (S. 416).

Im fünften Buche tritt nach Fowler der Wendepunkt in der Entwicklung des Aeneas ein: Nachdem er hier — in deutlichem Gegensatze zu der Leidenschaft des vorhergehenden Buches — in ruhiger, friedvoller Erfüllung der Pflichten eines altrömischen Pater familias gezeigt ist, bringt ihm das sechste Buch die letzte Läuterung, gewissermaßen die heroische Widergeburt. War er bis dahin rückwärts gewandt, so schaut er von jetzt an nur vorwärts, und daher ist auch sein Schild *'adorned — a wonderful stroke of poetic genius — with scenes of the future'*. Damit ist das eigentliche Ziel der Dichtung erreicht, *'and a heroic character by heroic deeds is to lay the foundation of the eternal dominion of Rome'* (S. 422).

Aufgabe des zweiten Teiles der Aeneis (Buch 7—12) ist nur die Idealisierung des Aeneas: er wird zum Vertreter der Italianität, zum Helden der strengen Pflichterfüllung, des Pflichtbewußtseins gegen Familie, Staat und Gottheit, zum Verfechter der gottgewollten Staatsgewalt gegenüber dem schrankenlosen Individualismus einer Dido, eines Turnus und Mezentius, zum Typus heroischen Menschentums; in ihm läßt der Dichter sich vereinigen die besten religiösen Faktoren seiner Zeit: *the instinct of the Roman for religious observance, with all its natural effect on conduct; the elevating Stoic doctrine which brought man into immediate relation with the universal; and, lastly, the tendency to mysticism, Orphic or Pythagorean, which tells of a yearning in the soul of man to hope for a life beyond this, and to make of this life a meet preparation for that other'* (S. 424; vgl. S. 254). (Druckfehler habe ich zwei bemerkt: S. 137 muß es heißen 'Gercke', S. 426 statt 'Sicharbas' 'Sychaeus'.)

Überblicken wir in Erinnerung an Gerckes Versuch Fowlers Gedankengang noch einmal, so sehen wir Vergil einem großzügigen Plane folgen, sehen nicht nur seinen Helden, sondern ihn selber, wie

vires acquirit eundo.

Nicht blind gegen Schwächen des Werkes, Unebenheiten der Ausführung, Fugen und Lücken des Baues, erkennen wir doch die Unmöglichkeit, Gerckes Aufstellungen uns anzuvertrauen; denn er errichtet ein Gebäude, nachdem er fast jeden Grund unter den Füßen weggezogen hat; Fowler aber baut auf dem sicheren Grunde dessen, was wir besitzen, auf und zeigt, wie die Aeneis wahrlich ein 'großer Wurf' ist. Wir werden dem Dichter und Arbeiter nicht gerecht, wenn wir sein Werk zerfasern und zerschneiden, um zu 'beweisen', wie die Stücke zusammenzuflicken sind, sondern nur, wenn wir es als Ganzes biologisch, d. h. in seinen Lebensäußerungen zu verstehen uns bemühen. Drum soll man ablassen, mit einer Peliaskur Lebendiges und Organisches schaffen zu wollen.

29) Clifford Pease Clark, Numerical phraseology in Vergil. (Dissertation der Princeton-Universität. Princeton 1913. 89 S.)

Clark stellt die 'Quellen und Muster' für Vergils Zahlenbrauch und Zahlentheorie zusammen und gelangt zu folgenden Ergebnissen, wobei er nicht verkennt, daß bei der Bevorzugung mancher Zahlen einerseits für uns nicht mehr feststellbare psychologische Gründe mitgesprochen, andererseits äußere Einflüsse sich vollzogen haben (S. 85):

1. In some numerical expressions Vergil has evidently followed with considerable exactness his sources and models.

2. Homer, Hesiod, Theocritus, Aratus and Varro are largely the sources of the numerals which are taken direct from a model.

3. In all matters of a ritualistic nature Vergil is especially strict in his observance of custom and tradition.

4. Convention, history, as well as a tradition amounting virtually to history, and myth have fixed many numerals for Vergil beyond the possibility of a change.

Druckfehler S. 13: 'mechanisch', S. 24: *sic* o, *sic pos.;* S. 25: *mos erat;* S. 29: 'innigste'.

30) Joh. Geffcken, 'Die Hirten auf dem Felde' (Hermes XLIX [1914] 321 ff.).

Geffcken sucht die literarische Quelle des mystischen Sanges, Buc. 4, zu ermitteln, und erschließt als solche Poseidonios. Dieser habe die persische Legende vom Mithraskinde gekannt und in Form von Weissagungen in begeisterter und begeisternder Rede Einfluß sowohl auf die niederen Schichten des griechischen und hellenistischen Volkstums (daher die Legende vom Christuskinde!) wie auf den für die stoischen Lehren interessierten Vergil gewonnen (also sei bei diesem so wenig an einen Sohn Pollios wie an einen Sohn Octavians und Scribonias zu denken).

31) Josef Kroll, Poseidonios und Vergils 4. Ekloge (Hermes 1915, 137 ff.).

Gegen Geffcken wendet sich Kroll in entschiedener Weise: nach Prüfung der wichtigsten von Geffcken vorgebrachten Gründe kommt er zu dem Ergebnis, daß 'sowohl in der Gesamtkonzeption der Ekloge wie in den einzelnen Teilen Poseidonios als mittelbare oder unmittelbare Quelle nicht erweisbar' sei.

32) Josef Kroll, Horazens 16. Epode und Vergils 1. Ekloge (Hermes 1914 S. 629 ff.).

Ein Vergleich von Vergil v. 50 mit Horaz v. 61 ergebe die Priorität des Horaz, so daß die Epode etwa ins Jahr 42 falle.

Mit einem Wort berührt Kroll dann die 4. Ekloge, die er wider auf Octavian und sein Haus deutet, ohne freilich der 'leidigen Frage', wer der σωτήρ sei, näher zu rücken.

33) W. Meyer-Lübke, Lateinisch *baja* 'Hafen'? (Rhein. Museum 1915, 334 f.).

Meyer-Lübke lehnt auf Grund der Notiz des Servius zu Aeneis IX 707 die Deutung Bajae = 'Bucht' ab.

34) H. Dessau, Vergil und Karthago (Hermes XLIX [1914] 508ff.).

Im Altertum kannte man keinen andern Zeugen für die Verbindung Didos mit Aeneas als Vergil: weder Timaeus noch Naevius noch Varro wissen etwas von Aeneas' Besuch in Karthago; auch Dionys von Halikarnaß, der in vielem zur Aeneis stimmt, erwähnt nichts davon, offenbar, weil er in keiner seiner Quellen davon etwas fand. Wie es sonst an Verwechslungen und Entstellungen in den Servius-Excerpten nicht fehle, so sei auch die Angabe, Varro habe von Aeneas erzählt, in sie 'hineingebracht' worden, und es werde klar: Vergil ist der erste gewesen, der den Stammvater des römischen Volkes nach Afrika gebracht hat. Warum? Der Anlaß zur Didoepisode ist ein künstlerischer: eine Liebesgeschichte sollte spielen. Dazu kommt eine geschichtliche Erwägung: gerade in den Jahren 29—19 erfolgte eine Neubesiedlung Karthagos; italische Kolonisten zogen dahin, und es herrschte rege Bautätigkeit, sogar ein Theater erstand. Der alte Haß war geschwunden, und so konnte Vergil darauf rechnen, bei seinen Lesern für die Anspielungen[1]) in Aen. I wohlwollendes Interesse zu finden, was in der Zeit des Naevius ganz ausgeschlossen war.

Abgesehen von diesen Ausführungen macht Dessau einige Bemerkungen zu der Geschichte von Dido und Anna, ihrer vermeintlichen Schwester (beide waren ursprünglich ein Wesen) und vor allem — unter entschiedener Ablehnung von Gerckes Buch — zur Entstehungsgeschichte der Aeneis. Dabei betont er mit Recht das Alter des III. Buches und beweist, daß der sizilische Aufenthalt des Aeneas von vornherein von Vergil beabsichtigt gewesen sein müsse, und verdient überhaupt für seine besonnenen Ausführungen den lebhaftesten Beifall.

35) J. Tolkiehn, 'Anna' (Berl. philol. Woch. 1915 Nr. 47, Sp. 1488).

In ganz kurzer Bemerkung weist Tolkiehn daraufhin, daß die Annahme Roßbachs (Pauly-Wissowa I 2223), Anna sei identisch mit Dido, bestätigt werde durch Eusthatios in seinem Kommentar zu Dionys. Perieg. 1915: *Διδὼ ἡ τοῦ Πυγμαλίωνος ἀδελφή . . . ἡ καὶ Ἔλισσα καλουμένη καὶ Ἄννα.*

36) W. A. Baehrens, Literarhistorische Beiträge (Hermes 1915, 261ff.).

Baehrens wendet sich gegen die von Dessau vorgetragenen Ansichten: die angezogene Naeviusstelle liege erweitert vor Aen. I 750. 756. Das Zeugnis des Servius über die Erwähnung Didos und Annas bei Varro sei um so weniger zu verwerfen, als Servius gegen Varros Angabe polemisiere; also habe er die betreffende Angabe nicht interpolieren können. — Daß Dionys von Halikarnaß das Varrozitat nicht benutzt habe, erkläre sich dadurch, daß jene Angabe erst in dem Werke 'De familiis Troianis', noch nicht in den 'Antiquitates' gestanden habe.

Endlich weist Baehrens darauf hin, daß Charisius S. 127, 17 berichte, Atejus Philologus habe — wohl in spätrepublikanischer Zeit — eine Deklamation *An amaverit Didun Aeneas* verfaßt; daraus gehe her-

[1]) Dazu vgl. Fowler.

vor, daß dies Thema zu jener Zeit in den literarischen Kreisen bekannt und beliebt gewesen sei.

Trotz dieser Ausführungen, deren Beweiskraft ich mich nicht entziehen kann, bleibt meines Erachtens die Ansicht Dessaus von einem Zusammenhange zwischen den historischen Ereignissen auf Karthagos Boden seit 29 v. Chr. und Vergils Schilderung durchaus bestehen.

37) Paul Friedländer, Johannes von Gaza und Paulus Silentiarius. Kunstbeschreibungen Justinianischer Zeit (Leipzig-Berlin, Teubner 1912).

Friedländer bespricht S. 18—21 die Kunstbeschreibungen Vergils, dessen Aeneis nach dem Vorbilde Homers, Hesiods und auch hellenistischer Dichter bekannte Paradestücke solcher enthalte: das Neue bei Vergil sei, daß die ἔκφρασις über den Inhalt des Epos hinaus auf ein Außenstehendes weise, wie überhaupt diese Dichtung durchweg mit einer Größe außerhalb ihrer selbst, mit der Gegenwart des Dichters, rechne und historischen Stoff bis in die jüngste Vergangenheit hinein aufnehme. Vergil stehe hier zu seinen griechischen Vorbildern wie die Ara pacis zum Parthenonfries . . .

38) Richard Foerster, Die Laokoongruppe (Neue Jahrbücher 1914 I 686ff.).

Foerster leugnet Vergils Abhängigkeit von der Gruppe, die, entstanden um 50 vor Chr., jedenfalls erst durch Titus nach Rom gelangt sei, nicht früher, da sie sonst auf Vergil hätte einwirken müssen.

39) A. Lebouton, Vergil und die bildende Kunst (Z. f. ö. G. 1915, H. 2, 193—214.

Lebouton zeigt, wie die Äußerungen der bildenden Kunst und der Wortkunst parallel gehen: so äußert sich der sentimentale Zug der alexandrinischen Epoche in der Poesie durch Verehrung der Natur, Schwärmerei für Hirtenleben und ländliche Szenen, in der Wandmalerei durch die Gemälde bukolischen Charakters. Und wie die idyllischen Elemente aus der hellenistischen Tradition in der römischen Kultur mit den Architekturen des wirklichen Lebens vereinigt seien, so in Vergils Bukolika das bukolische uud ein politisches Element.

So entspreche die Augustusstatue von Prima Porta den Gedichten des Augusteischen Kreises. Die Beeinflussung der Dichtkunst durch die bildende ergebe sich namentlich aus der Behandlung des Laokoonmotivs, für dessen Einführung bei Vergil 'ein äußeres Ereignis von großer Bedeutung gesucht werden müsse, und das könne nur die Aufstellung der Laokoongruppe in Rom gewesen sein'.

Dichter und Maler berühren sich ferner in der Schilderung psychischer Zustände: Dido und pompejanisches Wandbild! Durch weitere Beispiele werden diese Zusammenhänge noch erläutert, und es wird festgestellt, daß sowohl die motivgeschichtlichen wie die stilgeschichtlichen Fragen von großer Bedeutung sind (vgl. übrigens den Vortrag von W. Waetzoldt, 'Deutsche Wortkunst und deutsche Bildkunst', Berlin, Mittler 1916).

40) E. Hesselmeyer, 'Cäsar oder Augustus?' (Südwestdeutsche Schulblätter 1915 Nr. 2, 48—54).

Hesselmeyer nimmt die alte Deutung der Verse Aeneis I, 286 bis 290 auf Julius Cäsar Vater wider auf und meint, noch bei Lebzeiten des Augustus hätte Vergil nicht auf dessen Apotheose anspielen können; aber vgl. G. I, 42, wo es von Augustus heißt: *Votis jam nunc adsuesce vocari.* Der Vers 287, so sagt Hesselmeyer weiter, sei nur auf Cäsar zu deuten, vor dessen 'Glanz als Bahnbrecher' der Eroberung Galliens die Taten des Augustus verblaßt seien; Vers 289 müsse man die Worte *spoliis Orientis onustum* auf Cäsars Bellum Alexandrinum und Bellum Ponticum beziehen. Vor allem aber bedeute V. 291 *tum* 'alsdann, d. h. nach Cäsar kommt Augustus': wenn dieser auch nicht ausdrücklich genannt sei, so sei er ja mit Händen zu greifen. — Das ist aber der Punkt, an dem Hesselmeyers Ansicht sich in ihrer Grundlosigkeit offenbart: Augustus müßte unbedingt ausdrücklich genannt sein; das *tum* wird übrigens auch mit Futurum im Sinne von 'dann in jener Zeit' gebraucht vgl. Merguet s. v.).

(41) G. Pasquali, 'Horaz C. I 18' (Hermes 1915 S. 304 ff.).

Wie Horaz in diesem Gedicht Ennius zitiere, so benutze, ja zitiere auch Vergil den alten Dichter (Sc. 362 f. V.) in den Versen A III 27 ff., und die Feinheit der Nachahmung bestehe darin, daß berühmte Worte aus einer berühmten Darstellung des Leidens eines Menschen auf eine Pflanze übertragen seien, die einst ein Mensch gewesen, die noch wie ein Mensch Blut in den Adern gehabt und hätte verbluten können, die wie ein Mensch gelitten habe.

42) E. Maaß, 'Totenopfer für 'Jugurtha' (ibid. 1915, 16 ff.) bespricht S. 23 f. die Deiphobus-Episode in der Aen. VI 529 f. und meint, Vergil beziehe sich vordeutend auf den Sieg der Römer über Hellas im Jahre 146 mit der Zerstörung Korinths.

43) J. W. M., 'On the *mensae* of Aen. III 257 and VII 116' (The Classical Review 1914, S. 89).

Verf. erklärt *mensa* als *portion, or piece*; vielleicht sei aber auch *mesa* = *libum* zu verstehen. Dann liege ein Wortspiel vor, worauf Vergil selber mit dem Verbum *alludere* (VII 117) hinweise.

43) W. Warde Fowler, 'Note on Aeneid VII 748/49' (The Classical Review 1914, S. 88 f.) weist auf die sachliche Übereinstimmung dieser Schilderungen von Aequern und Rutulern durch Vergil mit einem 1866 erschienenen englischen Werke hin, das Schilderungen der Bewohner des Ost-Jordanlandes enthalte.

44) E. Müller-Graupa, 'Mapalia. Eine kulturgeschichtliche Untersuchung' (Philologus 1914, 301 ff.).

Dies Wort, richtiger *mappalia* von *mappa*, bei Vergil G III 340 erwähnt (magalia A I 421), bedeutet leinene Zelthüllen, Leinenzelt.

45) W. J. Beckers, Das rätselhafte Hochgebirge des Altertums, die sog. Rhipäen (Geogr. Zeitschr. 1914, H. 9/10, 534—557).

Beckers unterzieht vom Standpunkte des Geographen aus die antiken Quellen über dies Gebirge eingehender Untersuchung, stellt fest, daß der Name bisher in keiner Weise befriedigend gedeutet sei, und gelangt zu dem Ergebnis, daß kein Gebirge dauernd, sondern mehr oder weniger die nördlichen Festlandsgebirge allgemein mit dieser dehnbaren Bezeichnung belegt worden seien.

46) Aus den neuen Heften von Roscher, 'Lexikon der griechischen und römischen Mythologie' sind für unseren Dichter von Bedeutung die Lemmata 'Stymphalische Vögel' Sp. 1563/66, bearb. von Voigt; 'Styx' Sp. 1566/79, bearb. von O. Waser; 'Sychaeus' Sp. 1613/15, bearb. von Lamer; 'Tainarios' Sp. 6/14; 'Talassio' Sp. 16/20, bearb. von Fr. Richter.

Für einzelne Stellen Vergils kommen in Betracht:

47) Otto Keller, Die antike Tierwelt. Band 1 und 2. Leipzig 1909, 1913 (über die Bienen: II S. 424 ff.).

48) H. Gummerus, Die römische Industrie. I. Das Goldschmied- und Juweliergewerbe (Klio XIV [1914] S. 129—155).

III. Der Dichter, Mit- und Nachwelt.

49) Theodor Birt, 'Die Fünfzahl und die Properz-Chronologie' (Rhein. Museum 1915, 281 f.), behandelt auch das Verhältnis des Properz zu Vergil: Seit 29 müsse ein kollegialer Verkehr zwischen ihnen bestanden haben; der Plan der Aeneis sei bereits formuliert bei Properz II 1, 41 f., Huldigungen für die Georgika bedeuteten die Verse II 10, 25 und 13, 4.

50) E. Norden, 'Josephus und Tacitus über Jesus Christus' (Neue Jahrb. 1913, 637 ff.) vergleicht Tacitus, Hist. V 7 mit Aen. VI 440; Tacitus, Germ. 7 mit Aen. VI 557.

51) Aus Franz Buechelers in den 'Kleinen Schriften' I (Leipzig-Berlin 1915) gesammelten Abhandlungen hebe ich hervor:
XXXII. Römisch-Topographisches aus den Vergilscholien.
XLII. Zu den Vergilscholien.
L. Über die Veroneser Scholien zu Vergilius

52) Das Fortleben Vergils im späteren Altertum und beginnenden Mittelalter behandelt an zahlreichen Stellen auch die neue 2. Ausgabe von Martin Schanz, Geschichte der römischen Literatur, in ihrem Vierten Teil, dessen erste Hälfte (München, Beck 1914) die Literatur des vierten Jahrhunderts enthält.

53) Die Bedeutung Vergils noch im Beginne der Neuzeit wird bewiesen auch durch die Nachahmung in den Gedichten des Neapeler Gelehrten Jacopo Sannazaro: The piscatory eclogues edited, with introduction and notes, by.

54) W. P. Mustard (Baltimore, Hopkins Press, 1914, 94S.)[1]).

Mustard hat nach dem ersten Druck Neapel 1526 diese ansprechende Neuauflage besorgt und in den Anmerkungen die Entlehnung aus antiken Dichtern, namentlich aus den Werken Vergils, mit großer Belesenheit zusammengestellt.

Sannazaro bildet, von vergilischen Formen ausgehend, das Hirtengedicht um zum Fischeridyll: Seine Sänger *are no longer shepherds, but fishermen, and the scene is no longer Sicily or Arcadia, but the bay of Naples* . . .

55) Einen Versuch, Vergil dem Verständnis der späteren Nachwelt, unserer Mitwelt, wider näher zu bringen, bedeutet endlich das Unternehmen von

Ernst Pilch: 'Vergils Georgika in neuem deutschen Gewandte. Das 1. Buch und ausgewählte Stellen der anderen Bücher übersetzt' (Berlin, Weidmann 1914, 30 S. 1 ℳ).

Im Sinne und auf Anregung Nordens hat Pilch die Arbeit unternommen, wie denn auch das Versmaß nach seinem Vorgang im 'VI. Buch der Aeneis' gewählt worden ist. Die Übersetzung wird im ganzen Beifall finden: von einigen Härten des Ausdrucks abgesehen, ist sie flott und gewandt und weiß, ohne dem Dichter Gewalt anzutun, deutsche Form wohl zu treffen.

56) Vergil und die heutige Schule endlich behandelt ein Abschnitt in der 'Methodik des Unterrichts in der lateinischen Sprache' von August Scheindler (Wien, Pichler u. Sohn 1913; 312 S.).

Im II. Teil dieses von bekannten Schulmännern Österreichs bearbeiteten, von der fachmännischen Kritik durchweg anerkannten Werkes schreibt Richard Meister in Wien über Vergil. Er behandelt zunächst Ziel und Aufgaben dieser Lektüre (S. 265—275), dann Auswahl und Lehrgang (275—277) und gibt zuletzt 'Stundenbilder' (S. 277—283).

Bemerkenswert ist, daß Meister für die Auswahl auch einiges aus den anderen Werken außer der Aeneis vorschlägt, nämlich eine Ekloge (1 oder 9) und mehrere Stücke der Georgika, was durchaus zu billigen ist. Auch mit den meisten anderen Ausführungen Meisters kann ich mich einverstanden erklären und freue mich auch, zu sehen, daß er als das Wesen der Aeneis herausgearbeitet zu sehen wünscht 'die Verbindung von griechischer Kunstform mit national-römischem Stoff und Gehalt'.

[1]) Vom Verfasser selbst freundlichst übersandt.

57) Eine Zusammenstellung der in der Breslauer Stadtbibliothek aufbewahrten Vergilhandschriften enthält u. a. der 'Catalogus codicum Latinorum classicorum qui in Bibliotheca urbica Wratislaviensi adservantur compositus a Konrato Ziegler' Breslau 1915.

58) G. Funaioli, 'Scolii Filargiriani' (Rhein. Museum 1915, 56—106).

Durch einen unglücklichen Zufall ist dieser Aufsatz, in dem ausführlich die Überlieferung der Vergilscholien und Vergilviten behandelt wird, mir erst so spät zu Gesicht gekommen, daß ich hier nur auf ihn hinweisen kann.

Nur aus Anzeigen oder Besprechungen bekannt geworden sind mir folgende Arbeiten:

59) A. Lauri, 'Atina potens' (Napoli, L 2,50).

60) Guil. Kanopka, 'De Aenea postvergiliano' (Diss. Königsberg 1913): Wochenschr. für klass. Philologie 1915 Sp. 104 ff.

61 V. Henselmanns, Die Widersprüche in Vergils Aeneis (Dissertation; Aschaffenburg 1914):

Abgelehnt von Heinze[3] S. 91, 1. 100, 1.

62) F. Postma, 'De numine divino quid senserit Vergilius' (Diss. Amsterdam 1914):

Bericht von J. Tolkiehn, Berl. philol. Wochenschr. 1915 Sp. 1397f.

63) P. Riewald, De imperatorum Romanorum cum certis dis et comparatione et aequatione (Diss. Halle 1912):

J. Oehler (Z. f. ö. G. 1915, 137) urteilt, daß das Büchlein bei der Lektüre des Ovid, Vergil und Horaz gute Dienste leisten werde.

Berlin-Steglitz. Walter Janell.

Demosthenis orationes edidit Carolus Fuhr[1]).

Dem Bearbeiter des Demosthenes für die Teubnersche Bibliotheca war eine lohnende, aber nicht leichte Aufgabe gestellt. An einer auf der Höhe der Forschung stehenden Ausgabe fehlte es durchaus. Die Blaßsche Bearbeitung bietet einen auf willkürlichen Voraussetzungen willkürlich aufgebauten Text und der in veralteter Weise vorausgeschickte 'Commentarius criticus' ist nicht nur unvollständig, sondern auch von vorneherein auf die kritischen Grundsätze und Absichten des Herausgebers zugeschnitten, gibt also höchstens ein verzerrtes Bild der Überlieferung. Butchers unvollendet gebliebene Oxforder Ausgabe entspricht nicht allen Anforderungen und hat sich überdies in Deutschland nicht recht einzubürgern vermocht. Es ist beschämend, daß man (abgesehen von Voemels Lesartenwust für or. I—XX) fast 70 Jahre lang auf die Oxforder Ausgabe Dindorfs angewiesen war, deren abweichende Paragraphenzählung die Benutzung zur Qual macht.

Die zweite Ausgabe von Lipsius' Kranzrede bildete den einzigen Lichtpunkt in diesem unerfreulichen Düster. Einen solchen Demosthenes von berufener Hand wünschte man sich lange; nun ist dieser Wunsch zu einem Drittel erfüllt und damit ein sicherer Wechsel auf das Ganze ausgestellt. Was hier geleistet ist, soll in Kürze nach den hauptsächlichsten Gesichtspunkten gewürdigt werden.

Die wichtigste Grundlage jeder Textherstellung bildet stets die direkte handschriftliche Buchüberlieferung, da sie allein Schlüsse auf Grund ausreichender Analogie gestattet. Bei Demosthenes wäre lückenlose Vollständigkeit in der Anführung des Materials selbst für eine kritische Ausgabe größten Stils zwecklos; die massenhaften Handschriften aus jungbyzantinischer oder der Renaissancezeit (von deren Zahl neben Voemel jetzt auch Förster im VIII. Bande seines Libanios, wo allein 121 die ὑποθέσεις oder den βίος enthaltende Nummern verzeichnet sind, eine gute Vorstellung gibt) sind für die Textrezension ohne Belang. Es muß also eine Auswahl getroffen werden, die die maßgebenden Richtlinien der παράδοσις zunächst der älteren byzantinischen Epoche ausreichend zu veranschaulichen vermag. Hierfür bieten einerseits die Lesarten, andrerseits die Anordnung der Reden sicheren Anhalt. Der zweite Punkt kommt in der sehr knapp gehaltenen Vorrede nicht ganz zu seinem Rechte. Ich vermisse eine vergleichende Übersicht, in der freilich die

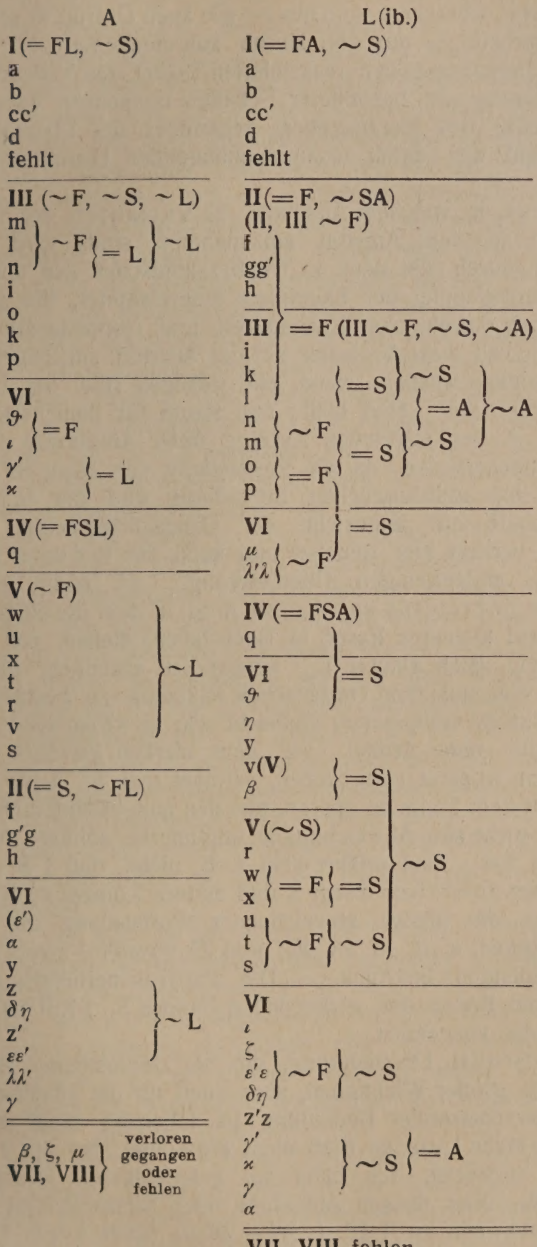
[1]) Editio maior. vol. I (Or. I—XIX) Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1913. 8. XXXI u. 535 S. 4,50 ℳ.

von Libanios befolgte Anordnung nicht unberücksichtigt bleiben dürfte. Denn der Grund, den Drerup 'Antike Demosthenesausgaben' S. 536 dagegen geltend macht, daß nach der Bemerkung in der Hypothesis zu LVIII *τοῦτον τὸν λόγον οὐκ οἶδα ὅπως ἐν τοῖς ἰδιωτικοῖς ἀναγράφουσιν οἱ πολλοὶ δημόσιον ὄντα φανερῶς* 'auf die Überlieferung einer älteren handschriftlichen Ordnung kein unbedingter Verlaß' sei, ist wohl nicht zutreffend. Die Einreihung von LVIII als 26. Stück ist doch sicher nicht Libanios' Erfindung; er erklärt ja ausdrücklich, sich damit einer Minderheit von Gewährsmännern gegenüber dem ihm unverständlichen Verfahren einer Mehrzahl anzuschließen, und ist also in urkundlichem Sinne ebenso wichtig wie seine Bemerkung zu XIII und andere vom Herausgeber S. IV erwähnte Abweichungen in der Reihenfolge. In der umstehenden Tabelle (62/63) versuch ich mit den Hilfsmitteln des Buchdruckes eine solche Übersicht, wie ich sie mir denke, zu geben (s. S. 62 und 63).

Deutlich treten sofort eine Anzahl von Redenpaaren in der Gruppe der *Ἰδιωτικοί* (VI) hervor, nämlich yz (in A gesprengt, *α* — diese drei Paare in FS hintereinander; ob ein *τόμος*?) —, *β* (in A verloren gegangen, in SL mit XXXVI = v verbunden), *γ* (in A und S gesprengt, in SL mit LVI verbunden), *ε*, *λ* und *δη* (in F gesprengt). Sodann zeigt sich, daß keine einzige Rede haltlos umherschwimmt, sondern auch die, die am unstetesten sind, LII (*ζ*), LIV (*ϑ*), LV (*ι*) und LIX (*μ*) wenigstens tastende Versuche der Einreihung aufweisen, die sich mir nicht so sehr auf Persönlichkeitsgründe als auf sachliche Gesichtspunkte zu stützen scheinen; wenigstens bilden nirgends die sämtlichen Reden für Apollodoros ein so festes Ganze, daß wir mit Drerup a. a. O. S. 539f. einen 'Apollodorosband' anzunehmen genötigt wären. Nicht zu unterschätzen ist auch die Erkenntnis, daß S und Libanios sich in wichtigen Punkten (allerdings nicht in der Folge der *τόμοι*) weit näher stehen als S und F, was weiterhin dazu beitragen wird, den Einfluß, den die zur Vulgata gewordene Anordnung von F vermöge der Macht der Gewohnheit noch immer ausübt, endgültig zu brechen. Näher auf diese Frage einzugehen, verbietet der Raum.

Für die Auswahl der maßgebenden Handschriften und ihre Gruppierung standen dem Herausgeber tüchtige Vorarbeiten, besonders die Drerups, zur Verfügung. Er scheidet mit Recht S als Vertreter der *ἀρχαία ἔκδοσις* von F (zu dem von VII an Y, von XVIII an Q, von XIX an P hinzutreten) und A (der in I—IV durch U ersetzt wird); doch räumt er A eine selbständigere Stellung ein. Da er den Schultzschen Laurentianus und den Bavaricus als von S, bzw. F abhängig ausschaltet, ist der Apparat der Zahl der Kodizes nach nicht eben überlastet, und ich sehe im Gegensatz zu Drerup keinen Nachteil darin, daß der Herausgeber keine zusammenfassenden Gruppenbezeichnungen, etwa für FSY, anwendet, hätte ihm eher sogar sein V = FQ gerne erlassen. Hat sich jemand schon einmal die Mühe genommen, auszurechnen, wie wenig Raum durch solche Kunststücke erspart und wieviel Zeitverlust und Gedächtnisbelastung dafür dem Benützer zugemutet wird? Apparate wie die zu Horaz und Xenophons Hellenika mit Ω Ω' Ω'' usw. sollten genügende Warnung sein. Dergleichen erinnert an die vermeintlichen

Or.	F	S
	I (= AL, ~ S)	**I** (~ FAL)
1—4	a	a
5, 6	b	c'c
7, 8	cc'	b
9—11	d	d
12	e	fehlt
	II (= L, ~ SA) (II, III ~ L)	**III** (~ F, ~ A, ~ L)
13, 14	f	m, o, n = F; ~ L
15, 16	gg'	
17	h	k, l = F; ~ F; i = L; ~ L
	III (~ S, ~ A, ~ L) = L	p
18, 19	i	**VI** = L
20	k, l = S; ~ S	μ
21		v (V) = L
22	m, n ~ S; ~ A	β
23		**V** (~ L)
24	o	w, x = F; = L; r, s, t, u = F; ~ L
25, 26	p	
	IV (= SAL)	**VIII** (= F)
27—31	q	ξ
	V (~ A)	**IV** (= FAL)
32	r, s, t, u = S; ~ L	q
33		**VI** = L
34		ϑ
35		$\varkappa$, $\gamma'\gamma$, ι, $\varepsilon\varepsilon'$, $\eta\delta$, ζ ~ L; ~ F
36	v	y, zz', α = F
37	w, x = S	$\lambda\lambda'$
38		
	VI	**VII** (~ F)
39, 40	y, zz' = S	$\nu'\nu$
41, 42		
43, 44	α	**II** (= A, ~ FL)
45, 46	β	f
47, 48	$\gamma\gamma'$	g'g
49	δ	h
50, 51	$\varepsilon\varepsilon'$ ~ S; ~ L	
52	ζ	
53	η	
54	ϑ = A	
55	ι	
56	$\varkappa$	
57, 58	$\lambda\lambda'$ ~ L	
59	μ	
	VII (~ S)	
60, 61	$\nu\nu'$	
	VIII (= S)	
Pr, Ep	ξ	


A
I (= FL, ~ S)
a
b
cc'
d
fehlt
III (~ F, ~ S, ~ L)
m
l
n
i
o
k
p
~ F
= L
~ L
VI
ϑ
ι
γ'
ϰ
= F
= L
IV (= FSL)
q
V (~ F)
w
u
x
t
r
v
s
~ L
II (= S, ~ FL)
f
g'g
h
VI
(ε')
α
y
z
δη
z'
εε'
λλ'
γ
~ L
β, ζ, μ
VII, VIII
verloren gegangen oder fehlen
L(ib.)
I (= FA, ~ S)
a
b
cc'
d
fehlt
II (= F, ~ SA)
(II, III ~ F)
f
gg'
h
III
i
k
l
n
m
o
p
= F (III ~ F, ~ S, ~ A)
= S
~ S
= A
~ A
~ F
= S
~ S
= F
VI
μ
λ'λ
= S
~ F
IV (= FSA)
q
VI
ϑ
η
y
= S
v(V)
β
= S
V (~ S)
r
w
x
u
t
s
= F
= S
~ F
~ S
~ S
VI
ι
ζ
ε'ε
δη
z'z
γ'
ϰ
γ
α
~ F
~ S
~ S
= A
VII, VIII fehlen

Denk- und Gedächtnishilfen, mit denen eigensinnige Pädagogen die Jugend martern. Übersehen sind nur — wie auch Drerup in seiner Anzeige im LC hervorhebt — die von Horna aufgefundenen und von Förster für Libanios herangezogenen reskribierten Blätter des Vaticanus Pii II 29, ohne daß daraus ein besonderer Schaden erwachsen wäre. Die vorsichtige Haltung des Herausgebers gegenüber der Überschätzung der *Ἀττικιανά* und den damit zusammenhängenden Hypothesen wird niemand tadeln.

Die Frage, in welchem Ausmaße die Varianten der maßgebenden Handschriften in den Apparat aufzunehmen sind, wird gerade bei Demosthenes durch die noch in frühbyzantinischer Zeit äußerst lebhaft betriebene Vergleichung der Exemplare untereinander, die sich in einer ungewöhnlichen Anzahl von Korrekturen und Doppellesarten kundgibt, erschwert. Soweit diese Varianten auf das Altertum zurückgehen, müssen sie berücksichtigt werden, wenn ein richtiges Bild der Überlieferung gegeben werden soll. Hier bleibt nun Raum für mancherlei Nachträge (wie Drerup in der erwähnten Anzeige unter Anführung von Belegen zeigt), begreiflicherweise, da die Feststellung von Rasuren u. dgl., die Entzifferung der ursprünglichen Schreibung und die Scheidung der Korrektorenhände nur angesichts der Handschrift selbst gelingt (die Photographie versagt hier zumeist) und auch das nur unter steter Heranziehung der anderweitigen Überlieferung. So bleibt es unsicher, was I 23 statt *ἀήθεις* [*τοῦ κατα*]*κούειν* in S, in dem die eingeklammerten Buchstaben auf kleinerer Rasur (4 Buchstaben) stehen, von Anfang geschrieben war. Blaß glaubte *τ . . ακούειν* zu erkennen, ohne daß der Herausgeber dies aus dem Omontschen Faksimile zu bestätigen vermag, er selbst denkt an *τουακουειν*; vielleicht war es *κατακούειν*, der epexegetische Infinitiv ohne Artikel. Bei dem starken Zuwachs, den diese Korrekturen im Apparat verursachen, versteht man es, wenn der Herausgeber, um mit dem Raum zu sparen, aus den ausgewählten Handschriften, auch aus S, nicht alle Abweichungen angemerkt, sondern 'res minutas' vernachlässigt hat. Man erfährt also z. B. nicht, daß I 8 statt des im Text gedruckten *ταὔθ'* (vor *ὅπερ*) S und andere Kodizes *ταὐτὸ* schreiben. Bei Varianten, die infolge abweichender Wortstellung die Formen *ἐκ πλήρους* bedingen, z. B. III 18 *δ(ὲ)* und 25 *σφόδρ(α)* macht das anfangs einen befremdenden Eindruck. — Die Papyrusüberlieferung (ein Verzeichnis für die Reden des vorliegenden Bandes S. XXII) ist, soweit ich sehe, vollständig ausgenützt.

Die indirekte Überlieferung, die bei Demosthenes für die Textgeschichte von großer Wichtigkeit, aber auch für die Textherstellung von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist (obschon nicht in dem ausschweifenden Maße, wie es Blaß einst erträumte), hat der Herausgeber gewissenhaft verwertet. Ich habe bei gelegentlichen Stichproben nur wenig vermißt, über dessen Aufnahme oder Nichtaufnahme sich reden ließe, wie etwa das zu I 12 (*αὐτὸν*: *ἔσται ἔσται αὐτὸν* U) von Blaß aus Tiberios Beigebrachte, und nur einmal einen aus Blaß' Commentarius herübergenommenen Irrtum, nämlich zu II 29, wo zu *ῥήτωρ ἡγεμὼν ἑκατέρων καὶ στρατηγὸς ὑπὸ τούτου καὶ οἱ βοησόμενοι τριακόσιοι*

angemerkt ist '*ἑκατέρων* om. XIII 20, Blassius' — aber in XIII fehlt *ἑκατέρων* nicht, es ist nur als *μεθ' ἑκατέρων* nach *βοησόμενοι* verschoben. Soweit die Zitate, Entlehnungen und Anlehnungen bei Pseudo-Demosthenes und anderen Schriftstellern für die Textkritik in Betracht kommen, sind sie (wie in einigen Fällen auch grammatisch-stilistische Belege) im Apparat selbst untergebracht, sonst am Rande verzeichnet, was der Herausgeber an 'Parallelstellen' aus dem Demosthenes-Corpus, aus Isokrates, einmal (XI 2) auch aus Xenophons Anabasis — wo mir die Beziehung freilich nicht zwingend erscheinen will — bedeutsam fand. Diese Hilfen hätten vielleicht noch etwas gleichmäßiger gewährt werden können; wenn zu X 46 am Rande I 14 angemerkt ist, warum nicht auch X 46 zu I 19? Auf die Anführung der übrigen Rhetorenzitate hat der Herausgeber verzichtet, offenbar aus Ersparungsrücksichten; und so kommt nun gerade in dieser Ausgabe, die wohl für längere Zeit die Grundlage aller demosthenischen Studien bleiben wird, das Nachleben und die Nachwirkung eines 'führenden Geistes' nicht in derjenigen Vollständigkeit und Übersichtlichkeit zur Darstellung, wie es der Herausgeber selbst gewiß gewünscht hätte. Ob es bei möglichst weit getriebener Raumausnützung nicht doch möglich gewesen wäre, diese Nachweise zu geben? Bei einer flüchtigen Berechnung habe ich einen Zuwachs von höchstens durchschnittlich zwei Zeilen für die Seite, also nicht einmal anderthalb Bogen für den ganzen ersten Band herausgebracht.

Sämtliche Konjekturen und Lesarten der früheren Ausgaben, bzw. deren Quellen (wie etwa den Nachweis, auf welcher Gewähr die I 8 noch bei Bekker im Text stehende Schreibung *ταὐτὸν* ruht), anzuführen wäre selbstredend nicht nur unmöglich, sondern auch überflüssig gewesen; was von Belang ist, hat der Herausgeber berücksichtigt, und man wird nur selten etwas vermissen. So hätte ich VIII 30 '*εἶπον* Aug. 2' gerne im Apparat gesehen, da vielleicht wie ich noch der oder jener nach der in Preuß' Index aus diesem Paragraphen verzeichneten zweiten Optativform (die bei Blaß im Text steht) vergeblich suchen wird. In I 3 '*ἀνατρέψῃ τε* Dobree' hätte des alten Wolf *τρέψῃ τε* (statt des *τρέψηται* der Handschriften) angeführt werden sollen, da ihm die Priorität des verbessernden Gedankens gebührt.

Wenn also auch in der einen oder anderen Hinsicht die Adnotatio der neuen Ausgabe Richtigstellung oder Ergänzung vertrüge, so wird sich doch jedermann bei Durcharbeitung nur einiger Seiten leicht überzeugen können, wie wenig Fuhrs Apparat an Ausführlichkeit hinter dem der Dindorfschen Oxoniensis zurücksteht und wie unendlich zuverlässiger und übersichtlicher er ist als alle Arbeiten seiner Vorgänger. Hier mag auch gleich die wohltuende Sauberkeit des Druckes hervorgehoben werden; Fehler im Text (wie *πεποικότα* XIX 336) und den Apparatzahlen (S. 9 : 18 statt 17; 236 : 2 statt 3) gehören zu den größten Seltenheiten.

Auf dieser sorgfältig vorbereiteten Grundlage ist die Textherstellung mit Umsicht und Sachkenntnis durchgeführt. Über die von ihm beobachteten Grundsätze gibt der Herausgeber in der Vorrede S. XXIV kurze aber ausreichende Rechenschaft. Blaß hat sich um den Demosthenestext unleugbare Verdienste erworben; vor allem durch die Ein-

schränkung der allzu weitgehenden Bevorzugung des alten Parisinus (S), in der sich die frühere Zeit in ähnlicher Weise gefiel, wie hinsichtlich des Laurentianus der beiden Tragiker und des Clarkianus des Platon. Aber er beeinträchtigte diese an sich richtige Auffassung dadurch, daß er sie und die Bewertung der Rhetorenzeugnisse übertrieb und in den Dienst seiner eigenen subjektiven rhythmischen Theorien zwängte. Diese Irrwege mußte die Demostheneskritik wider zurückgehen; 'res redit ad codices' sagt der Herausgeber mit Recht S. XXVII, und damit läuft es jetzt wider mehr denn je auf die Frage 'S oder Nicht-S?' hinaus. Dabei kommt S mehr zu seinem Recht. Eine Zusammenstellung aller Fälle, in denen man nach der Ansicht des Herausgebers zugunsten anderer Handschriften von S abgehen muß, würde übrigens zeigen, daß es sich nicht um sehr viele Stellen handelt, und unbefangene Erforschung des Sprachgebrauches wird auch diese Zahl noch verringern. So kann ich mich nicht damit einverstanden erklären, daß der Herausgeber I 14 aus A *ἄν τις εἴποι* statt der in SFU überlieferten Wortfolge *τις ἂν εἴποι* in den Text gesetzt hat. Warum? Für Blaß war natürlich in erster Reihe die Beseitigung der zweiten Kürze das Entscheidende; das gilt heute nicht mehr. Seinem zweiten Grunde, daß *τις ἂν εἴποι* 'e proximis (§ 13) repetitum' sei, läßt sich entgegenstellen, daß ebensogut A seine Weisheit aus § 19 geschöpft haben kann; stützt sich die Entscheidung auf solche Gründe, so mag man sie sich getrost an den Westenknöpfen abzählen. Weiterhin ist weder die Stellung *τις ἂν εἴποι* bei Demosthenes vereinzelt, noch die *ἄν τις εἴποι* besonders bevorzugt; man vergleiche

	in Parenthese	in syntaktischem Zusammenhang
τις ἂν αἴποι	I 14 (SFU)	I 13 VI 11 XXIV 5
ἄν τις εἴποι	I 14 (A) 19 Pr. 35, 4	(stets getrennt!) VIII 51=X 27 XXIII 63 XL 83 LXI 2 LIX 70 (unsicher; *ἄν* 2mal)
ἂν εἴς εἴποι		X 51
ἂν εἴποι τις		II 3 III 16 VIII 51 (FY_2, *εἴποι τις* AY_1 aus X 27, *ἂν εἴποιμεν* S) XXIII 166; getrennt XVIII 64
εἴποι τις ἄν	III 10 19 VI 13 (*ἄν* om. A) XVIII 220 XXIII 64	X 45 XVIII 316

Was spricht also für A? Ebenso wird I 10 *κατὰ πόλεμον* (S) gegen *κατὰ τὸν πόλεμον* (FAU) durch XII 23 gestützt. I 19 vermag ich nicht einzusehen, warum das *νυνὶ δὴ* von F unbedingt den Vorzug verdient. S hat *νῦν ἤδη*, was sich von F nur durch den Jotazismus unterscheidet, A *νυνὶ δὲ*; das kann auf *νυν [ιδ']ήδη*= S (*νυνὶ [δ' ἤ]δη*= F) führen, *νῦν δ' ἤδη* steht XIX 260 288. Zur Emendation greift der Herausgeber nur selten und meist aus zwingenden Gründen. Zweifelhaft bleibt mir die Berechtigung der Einführung 'strengerer Attizismen', wie I 22 *ἀποστερ[ηθ]ήσεται*. Wo die Überlieferung durch Konjektur stärker angetastet wird, sollte dies im Druck konsequent hervorgehoben, z. B I 21 ⟨εὖθέ⟩ως geschrieben werden. Daß der Herausgeber die Klammern, die sonst

meist nur zur Bezeichnung von Athetesen der Gesamtüberlieferung verwendet werden, auch benutzt, um Interpolationen, die in den besseren Handschriften nicht stehen, als solche zu kennzeichnen, so daß z. B. [καὶ γὰρ] 'om. SVP_1Y' und [καὶ διαφθαρεὶς] 'del. Gebauer' in gleicher Weise notiert werden, ist irreführend.

Doch genug von solchen Ausstellungen, die dem Berichterstatter selbst fast als kleinliche Nörgeleien erscheinen einer so gediegenen Leistung gegenüber, durch die uns Demosthenes recht eigentlich neu geschenkt wird. Hoffentlich findet die Ausgabe bald Fortsetzung und Abschluß. Das ist ein Wunsch, der in so schwerer Zeit viel in sich schließt.

Graz. Heinrich Schenkl.

Tacitus

Über das Jahr 1915/16

I. Ausgaben und Übersetzungen

1) P. Cornelii Taciti libri qui supersunt. Recognovit Carolus Halm. Editionem quintam curavit Georgius Andresen. Tomus posterior, qui Historiarum libros, Germaniam, Agricolam, Dialogum de oratoribus continet. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MCMXIV. 324 und 80 S. 1,20 ℳ.

Jetzt erst, nachdem der Druck bereits im Jahre 1914 beendet war, liegt der zweite Band meiner Neubearbeitung der Halmschen Gesamtausgabe vor. Die Rezension des Textes beruht durchweg auf eigenen Kollationen und widerholter Durchsicht der bekannten Reproduktionen. Den Leidensis des Dialogus und den Aesinus habe ich selbst nicht gesehen; jenen kenne ich aus der Reproduktion Wissowas, diesen aus Annibaldis Ausgaben. Über den Toletanus des Agricola hat Leuze Auskunft gegeben; ich habe nur wenige Varianten dieser Handschrift verzeichnet, weil sie aus dem Aesinus abgeschrieben ist.

Die Orthographie habe ich widerum im engsten Anschluß an die in den Handschriften überlieferten Formen gestaltet und die Interpunktion an zahllosen Stellen berichtigt, unter denen einige, z. B. H. II 81, 4. 93, 5 besonders bemerkenswert sind. Mein Hauptaugenmerk war, wie in dem ersten Bande, darauf gerichtet, ein zuverlässiges und möglichst genaues Bild des Überlieferten zu geben, insonderheit bei den Korrekturen die früher vielfach verkannte Hand des Schreibers von späteren Berichtigungen zu scheiden, und in der Wahl der Lesarten nicht ohne Not von dem Überlieferten abzuweichen. Dagegen habe ich manche der von Halm verzeichneten Konjekturen aus dem Apparat entfernt und verhältnismäßig wenige neu in ihn aufgenommen.

Änderungen des Textes zähle ich erheblich mehr als 400. Reichlich die Hälfte von ihnen fällt auf die Historien, mehr als ein Viertel auf den Dialogus, ein Siebentel auf den Agricola, ein Zwanzigstel auf die Germania. Von den etwa 230 Textesänderungen in den Historien bestehen 135 in der Widerherstellung der handschriftlichen Lesart; unter ihnen sind 27 Stellen (also ein Fünftel), an denen die wahre Lesart des Mediceus erst nach Halm erkannt worden ist. Nur in 17 Fällen habe ich eine Konjektur an die Stelle des Überlieferten gesetzt, in 40 Fällen eine andere Konjektur gewählt. Eigene Vermutungen habe ich in sehr geringer Zahl in den Text aufgenommen, die meisten (33) nur im Apparat verzeichnet. Ich bin, wie ich schon in meinen Aufsätzen 'Zu Tacitus' in

der WS. f. kl. Phil. (s. unten) bemerkt habe, darauf gefaßt, daß sich — und dies gilt auch für die kleinen Schriften — gegen viele von ihnen Widerspruch erheben wird. Mögen sie dann wenigstens, wenn sie auch nicht überzeugen, anregend wirken.

In der Germania ist die Zahl der Änderungen verhältnismäßig gering (25); sie stützen sich vielfach auf die Autorität des Aesinus. Im Agricola war der Einfluß dieses Kodex, der in dem mittleren Teil des Agricola bekanntlich ein Bruchstück des Hersfeldensis ist, besonders stark. In andern Fällen habe ich die von allen Handschriften verbürgte Lesart widerhergestellt, nur selten eine Konjektur an die Stelle des Überlieferten gesetzt oder die von Halm gewählte Emendation mit einer anderen vertauscht.

Sehr zahlreich sind die Änderungen im Texte des Dialogus. Reichlich ein Drittel fällt auf die Herstellung der handschriftlichen Lesart, ein weiteres Drittel auf die Wahl einer anderen handschriftlichen Lesart oder einer anderen Konjektur, ein Achtel auf den Ersatz einer handschriftlichen Lesart durch eine Konjektur, der Rest auf eigene, längst bekannte Vermutungen. Denn von diesen erscheinen mir manche, auch solche, die wenig Beifall gefunden haben, auch heute noch als probable Lösungen, während ich an vielen anderen nicht mehr festhalte.

Den dem Bande angehängten, die gesamten Werke des Tacitus umfassenden Index historicus habe ich revidiert, dem neuen Texte angepaßt und um eine große Menge von Nachweisen bereichert, auch manche Fehler und Versehen berichtigt. Bei dieser Arbeit hat mir Fabias Onomasticon Taciteum durch die Zuverlässigkeit und Vollständigkeit seiner Angaben wertvolle Dienste geleistet.

2) Kurt Woyte, Antike Quellen zur Geschichte der Germanen, zusammengestellt, übersetzt und erläutert. Erster Teil: Von den Anfängen bis zur Niederlage der Cimbern und Teutonen. Zweiter Teil: Von den Kämpfen Cäsars bis zur Schlacht im Teutoburger Walde. Dritter Teil: Von den Kämpfen des Germanikus bis zum Aufstand der Bataver = Voigtländers Quellenbücher Band 15, 52, 83. — 83, 120 und 133 S. Leipzig, R. Voigtländer. Preise: 70 ₰; 1 ℳ; 1 ℳ.

Die in diesen drei Heften enthaltene Auswahl aus Tacitus entspricht bis auf eine Lücke und einen überschüssigen Abschnitt dem Thema, die orientierenden Bemerkungen sind fast ausnahmslos zuverlässig, die Übersetzungen enthalten, obwohl sie im allgemeinen von Sorgfalt und Gewandtheit zeugen, eine nicht unerhebliche Menge mehr oder minder schwerer Fehler. Das Nähere findet man in meiner Anzeige WS. f. kl. Phil. 1916 Sp. 105—110. Vgl. K. Tittel, Berl. ph. WS. 1915 S. 524 ff., H. Zimmerer, Bl. f. d. Gymn.-Schulw. 1915 S. 135.

3) Die Annalen des Tacitus. Schulausgabe von A. Draeger. Erster Band. Zweites Heft: Buch III—VI. Siebente verbesserte Auflage von Wilhelm Heraeus. Leipzig 1914, B. G. Teubner. 8. S. 155—308. Geb. 2,30 ℳ.

Diese Neubearbeitung habe ich WS. f. kl. Phil. 1915 Sp. 920—927 eingehend besprochen und festgestellt, daß Heraeus zwar manche Erklärungen seiner Vorgänger, z. T. im Anschluß an Nipperdey, geändert,

im ganzen aber dem Kommentar gegenüber eine schonende Zurückhaltung bewiesen hat. Der neue Text dagegen stellt eine durchaus selbständige Rezension dar, die, da sie konservativen Grundsätzen folgt, der Textgestaltung in Halm[5] bedeutend näher kommt als der in Halm[4]. Die etwa 20 Abweichungen von Halm[5] habe ich einzeln besprochen. Es sind z. T. sehr schwierige Stellen, über die ein abschließendes Urteil nicht leicht zu gewinnen ist. Wo es möglich erschien, habe ich die von mir gewählte Lesart als die bessere zu erweisen versucht und auch einigen Erklärungen meine abweichende Auffassung gegenübergestellt.

Anzeigen älterer Ausgaben

4) Ammon, Übersetzung der Germania (JB. XXXX S. 70): Berl. phil. WS. 1915 Sp. 1433—1437 von Ed. Wolff.

'Während Einleitung und Kommentar in bezug auf Sichtung und Verarbeitung noch manches zu wünschen übrig lassen, stellt sich dagegen die Übersetzung als eine hervorragende, wohldurchdachte und abgerundete Leistung dar.' Dieses Urteil deckt sich mit dem meinigen; auch die von Wolff bezeichneten Fälle, wo der von Ammon gewählte Ausdruck minder angemessen ist, sind z. T. die selben, die ich als solche angeführt habe.

5) Tacitus Annalen von Halm-Andresen. I. 5. Auflage (JB. XXXX S. 73): Museum 23 S. 37 von P. J. Enk (lobend, doch verteidigt Enk *quam ab uno regeretur* I 9 ohne *ut* — hiergegen vgl. XIII 25 *non aliud remedium repertum est, quam ut histriones Italia pellerentur* und lex. Tac. S. 1246a — empfiehlt IV 49 die Streichung von *eque* nach Novák als Dittographie von *aeque* und XIV 8 von *ut* nach *pernotuit* nach Urlichs; XIV 53 habe Prammer mit *magis ⟨magisque⟩* das Richtige getroffen. Enk vermißt ferner in meinem Apparat die Angabe, daß Mendoza II 30 die Worte *scilicet . . . quaereretur* als Interpolation gestrichen und daß J. J. Hartman XVI 22 *quid Thrasea novi fecerit* konjiziert hat. Überhaupt könne der Apparat etwas reichhaltiger sein und mehr Angaben über die Orte enthalten, wo die verzeichneten Konjekturen veröffentlicht worden sind), ferner WS. f. kl. Phil. 1915 Sp. 628—639 und 778—789 von E. Wolff, der inzwischen leider gestorben ist. Ich berichte über diese Anzeige ausführlich, nicht, weil sie durchweg anerkennend lautet, sondern weil das Urteil eines Kenners über eine Ausgabe, die auf Jahre hinaus den am weitesten verbreiteten Text der Annalen darzubieten bestimmt ist, gehört zu werden verdient. In bezug auf die Orthographie, in der ich mich der vielfach wechselnden Schreibweise der Handschriften angepaßt habe, hält Wolff mein Verfahren vom textkritischen Gesichtspunkt aus für zweckmäßig. Die Form mancher Eigennamen sei in der neuen Auflage richtiggestellt (doch sei der Wechsel zwischen *Polio* und *Pollio* sogar in dem selben Kapitel II 86 zu mißbilligen), die Interpunktionszeichen seien gleichmäßiger und folgerichtiger angewendet.

Die Änderungen des Halmschen Textes finden in der überwiegenden Mehrzahl Wolffs Zustimmung; er meint aber, daß ich in dem Bestreben

nicht ohne Not von der handschriftlichen Lesart abzuweichen, noch weiter hätte gehen können, als ich gegangen bin. Ich zähle die Stellen auf, die Wolff, abweichend von mir, für richtig überliefert hält, und schalte, ausgenommen die Stellen, über die ich mich schon früher eingehend geäußert habe, eine Gegenbemerkung ein: I 49, 5 *cetera,* 60, 3 *veteri,* 70, 18 *circumsidet,* II 13, 5 *eundem animum,* 14, 2 *sacri* (*sacrum* in dem Sinne von *hostia* ist ohne Beispiel), 46, 5 *vacuas* (nach Wolff = *vacuas curis,* wie es XII 5 und H. II 90 heißt, 'sorglos'; aber weder Agr. 37 noch H. I 80, 5. IV 17, 26. V 1, 15 ist *vacuus* = 'sorglos', sondern = non occupatus), 52, 18 *vincerentur,* 53, 1 *tertio,* 54, 17 *exitium,* III 29, 16 *ultra,* 49, 6 *legerat* (die beiden von Nipperdey erhobenen Bedenken gegen *legerat* hat Wolff, wie mir scheint, nicht widerlegt, und der XIV 48 erzählte Fall liegt anders, weil dort nicht von einem Aufschub der Veröffentlichung die Rede ist), IV 50, 4 *quamvis,* 50, 11 *properum finem,* V 10, 10 *inanium,* XII 45, 11 *at nobis . . . gnara est,* XIV 2, 4 *offerret* ohne *se.*

Umgekehrt hält Wolff an einigen Stellen die Überlieferung, an der ich festgehalten habe, für verderbt. Er empfiehlt II 8, 7 *[Amisiae]* nach Nipperdey, IV 14, 8 *incluserant* nach Madvig (VI 21, 7 *isdem rupibus inductus* liege ein Ablativ vor), 20, 9 ⟨*ut*⟩ *temporibus illis* nach C. F. W. Müller und XI 17, 9 *magno* ⟨*ut*⟩ *inter barbaros proelio* nach Lipsius, IV 73, 5 *digressis* nach Beroaldus, XI 9, 10 *faciunt* nach Lipsius, 10, 20 *potitusque regia,* 10, 22 *remitti* nach Hartman (die Parther bitten den Kaiser, ihnen den Meherdates zu 'überlassen'; das ist *permittere,* nicht 'zulassen'), XIII 48, 2 *ordo plebsque,* 57, 18 *residentibus* (ich erkläre: solange die Flammen vorwärts schritten, wagten sich die Landleute nicht heran, aus Furcht, von den Flammen ergriffen zu werden; erst als sie stillstanden, *resistentibus,* wagten sie dies), XIV 30, 3 *disiectis* nach Prammer, 53, 11 *plurimis,* XV 45, 10 *imbuerat* nach Lipsius (vielleicht richtig). XI 38, 13 konjiziert Wolff *funesta quidem et ex quis,* da ihm *honesta* weder für die Bestrafung der Messalina und ihrer Genossen, noch für die Auszeichnung des Narcissus recht zutreffend erscheint, XI 26, 15 *prodigiosos.*

Eine dritte Reihe bilden die Stellen, wo Wolff eine andere Emendation als die von mir gewählte empfiehlt. Statt des überlieferten *ad* sei nicht bloß I 33, 9 (wo *d* im im Med. getilgt ist), sondern auch I 19, 12. II 62, 11. VI 3, 15. 29, 19 *a,* nicht *ab* herzustellen. I 10, 21 sei *Q. Ventidii* (Ehwald) die wahrscheinlichste Herstellung, 15, 12 *annua* (Beroaldus), 28, 4 *quae agerent,* 59, 15 *hostium* (Nipperdey), II 8, 8 *subvexit* ⟨*aut*⟩ *transposuit* (Wurm), XI 7, 16 ⟨*statuit*⟩ *modum* (Orelli), 28, 3 *cubiculum principis insultaverit* (Bipontini), 33, 8 *poscit sumitque* (Wolff: 'der allmächtige Minister verlangt und nimmt, ohne Umstände, seinen Platz im Reisewagen'; wer seinen Platz 'nimmt', braucht ihn, scheint mir, nicht erst zu verlangen), 35, 12 ⟨*ea*⟩ *cupido maturae necis fuit* nach F. Walter (dieser Gedanke ist bereits in *eadem constantia,* da sich *eadem* auf *precatus ut mors acceleraretur* zurückbezieht, enthalten), XII 1, 5 *dignam* (daß das *m* von späterer Hand herrührt, halte ich für unzweifelhaft), 36, 11 *phalerae* ⟨*cum*⟩ *torquibus* (Ritter), 67, 2 *delectabili*

boleto nach Wurm (mein Vorschlag *delectabili cibo* ist aus dem Bestreben entstanden, die Entstehung der handschriftlichen Lesart *delectabili cibo leto* durch die Annahme erklärlich zu machen, daß ein Leser, der den Sueton kannte, *boleto* über *cibo* hinzugeschrieben hatte), XIII 34, 17 *illuc magis [ad servitium]* nach Hartman (diese Streichung halte ich wegen des offenbaren Gegensatzes zu *libertate ignota* für bedenklich), 35, 3 *munia ⟨belli⟩* oder *⟨militiae⟩*, wenn man mir in der Streichung von *Romanorum* folge, 47, 9 *fatoque vitatas* nach Novák (wohl möglich), 57, 12 *cuncta [victa]* nach Becher (Danesius *cuncta viva,* was dadurch empfohlen wird, daß, wie *occidioni dantur* zeigt, nur von lebenden Wesen die Rede ist; die zweite Silbe von *viva* ist durch Angleichung an *cuncta* entstellt), XIV 7, 7 *quos expertes . . . incertum an et ignaros* nach J. Müller (eine dunkle Stelle), 54, 1 *et tu . . . et ego* nach der Vulgata (für Weidners Herstellung *tu . . . ego* habe ich mich mit Rücksicht auf solche Stellen entschieden, wo, wie hier, auf *uterque* eine Teilung folgt, z. B. H. V 15, 11 *eius proelii eventus utrumque ducem erexit*: *Civilis . . . Cerialis . . ., Germani . . . Romani,* Agr. 26, 11 *utroque exercitu certante, his . . . illis,* H. I 75, 4. IV 34, 1. Germ. 22, 14. Ann. I 55, 6. Liv. XXVII 14, 2), XV 14, 5 *posthac a Paeto* und 17, 11 *a Vologese* (beides wohl möglich), 58, 10 *iactus tantum erga coniuratos et fortuitus sermo* (da *sed* vor *fortuitus* überliefert ist, suche ich im vorhergehenden in Verbindung mit *non tantum* einen Ausdruck, der eine engere und dauerndere Beziehung zu den Angeklagten bezeichnet). Gegen meine Konjektur *parari iubet idque eundem Milichum monet* XV 54, 12 erhebt W. den Einwand der Tautologie. Der selbe Einwand könnte gegen die unmittelbar vorhergehenden Worte *iussit . . . mandavit* erhoben werden. Warum hat Tacitus diese Umständlichkeit des Ausdrucks beidemal nicht gemieden? Warum hat er beidemal den Inhalt des Befehls von der Person, der der Befehl gegeben wird, getrennt? Weil der Inhalt der Befehle zwar an sich geeignet war, Verdacht zu erregen, aber vielleicht doch nicht zu einer Katastrophe geführt haben würde, wenn sie nicht beide der selben Person erteilt worden wären.

Schließlich nennt Wolff eine Anzahl von mir herrührender, jedoch nur im Apparat erwähnter Emendationsvorschläge als solche, die es verdienen, in den Text aufgenommen zu werden: VI 14, 8 *sane repertus,* VI 26, 1 *continuus principi comes, divini* eqs., XII 2, 4 *oculis,* 12, 10 *⟨mentes⟩ barbarorum impetu acres,* 22, 4 *oraculum,* 37, 16 *parti olim,* 60, 7 *magistratus ⟨populi⟩ Romani,* XIII 6, 12 *multa rerum experientia,* 39, 15 *ducit,* XIV 24, 5 *eadem pluraque cum,* 32, 4 *nocturnosque,* 36, 6 *paucos ⟨esse⟩*. Ebenso urteilt er über folgende Konjekturen anderer: I 10, 22 *gravior* Lipsius, 30, 6 *⟨non⟩ congregari* Ritter, 40, 6 *omnis humani ⟨ac divini⟩ iuris* W. Heraeus oder *omnis humani ⟨divinique⟩ iuris* Prammer, II 31, 4 *exsuscitatus* Cornelissen, III 25, 2 *intendendis* Hartman, VI 9, 14 *atque idem* Nipperdey, XII 37, 10 *sequetur* Lipsius, 45, 16 *scelere et pecunia mutarentur* Victorius, 46, 8 *commeatus* Halm, XIII 39, 30 *tutioribus vadis* Cornelissen, XIV 12, 12 *multos postea annos* Greef.

S. 321 im Apparat ist das Komma nach *inquit* kein Druckfehler;

denn in der von Halm versuchten Ergänzung der Lücke ist *Nero* nicht Nominativ, sondern Vokativ: Nero redet sich selbst an.

6) Dialogus[2] von Gudeman (JB. XXXXI 146): Berl. phil. WS. 1915 Sp. 1171—1183 von C. John. Auch diese Anzeige verdient eine genauere Kenntnisnahme; die eindringende Kritik, die vielseitigen Erwägungen, die sie enthält, entsprechen dem Rufe des in der Tacitusliteratur rühmlichst bekannten Verfassers. Nach Johns Urteil sind die Prolegomena immer noch der wertvollste Bestandteil der Ausgabe. Er nimmt das sog. Langesche Argument gegen Gudemans Widerlegungsversuch in Schutz, teilt aber dessen Ansicht, daß der Dialog eine Jugendschrift des Tacitus sei, und findet, daß G. die Lückenfrage in überzeugender Weise geklärt habe. Auch der etwas erweiterte Abschnitt über die literarischen Quellen der Schrift und die Erörterungen über Gedankengang, Kompositionstechnik und Gesprächsteilnehmer werden von John anerkannt; er bemerkt hierzu, daß diese allgemeinen Erörterungen überzeugender wirken als die überkritische Schärfe, mit der im Kommentar vielfach über Inhalt und Ordnung des Gesprächs im einzelnen geurteilt wird. In der Besprechung des Abschnitts über das Gesprächsdatum folgt er meiner Auffassung der Worte *positio caeli siderumque, quae cum maxime est* c. 16, bei denen Tacitus nicht an die Konstellation seiner, sondern der jeweiligen Gegenwart gedacht hat. Der grammatisch-stilistische Abschnitt wäre einer gründlichen Durchsicht und Umarbeitung bedürftig gewesen; die Erörterung über die Handschriften führe zu keinem andern Ergebnis, als daß die Handschriftenklasse an sich auch künftig für die Textkritik des Dialogs nicht von entscheidender Bedeutung sein werde.

In der Besprechung der Textgestaltung tadelt John die Lesarten 32, 24 *id se non rhetorum, sed Academiae spatiis consecutum,* 6, 22 *nam ingenio,* 27, 11 *qua* (statt *a qua*), 41, 19 *vitas ac vestra tempora,* 32, 2 *primum autem* (nach Gudeman begründend, wie auch *tamen* 41, 8). 18, 2 sei *eandem* nicht gleich *eam,* 10, 4 sei *rarissimarum* aus der Glosse *rarissime* und vielleicht dem Textwort *harum* entstanden; 11, 9 sei die Verbindung von *potentiam* mit *in Neronem* unmöglich, 25, 8 die Überlieferung *si cominus fatetur* (Halm richtig *quominus fatear*) ohne sachliche und sprachliche Künstelei nicht aufrecht zu erhalten. John erklärt ferner die Worte *quamquam alia diu serantur* 6, 23 für intakt, ebenso 14, 12 *et sermo ipse,* und glaubt icht an die von Gudeman entdeckten Glosseme 17, 23. 34, 18. 29, 8. Dagegen billigt er die Streichung von *et* 5, 10 und die Verwandlung von *apud eos* 5, 11 (das durch die Erinnerung an 5, 3 entstanden, aber nicht zu streichen sei) in *apud nos* und die Widerholung der Worte *ita est* 30, 20. Von anderen Vermutungen Gudemans hält er nur *recens ⟨est⟩* 12, 8 für möglich.

Daß der kritische Apparat Gudemans der Zuverlässigkeit entbehrt, hat auch John erkannt. Der Kommentar sei zwar zu einem unerschöpflichen Stapelplatz des der sachlichen und sprachlichen Erklärung dienenden Wissensstoffes geworden, aber in den sprachgeschichtlichen und sprachstatistischen Angaben zeige sich oft eine Mikrologie, die

weder die lexikalischen und exegetischen Bestrebungen der Neuzeit, noch die Schätzung unserer Wissenschaft fördere. Schlimmer noch sei die Unzuverlässigkeit der meisten Feststellungen, wie u. a. an den Bemerkungen Gudemans über den adverbialen Gebrauch von *quamvis* S. 386 gezeigt wird; und daß die lexikalischen Hilfsmittel der Wort- und Sinnerklärung nicht überall nützlich gewesen sind, sehe man an Gudemans Auffassung von *legatur* 38, 12 und *et causis et iudiciis* 34, 13. Andererseits sei anzuerkennen, daß die bedeutende Erweiterung des sprachgeschichtlichen und literarischen Gesichtsfeldes, die dem Verfasser geboten war, der Erklärung mannigfach zugute gekommen ist, z. B. dem Nachweis, daß *citra damnum affectus* 27, 8 'unbeschadet der freundschaftlichen Gesinnung' bedeutet.

Am wenigsten befriedige auch jetzt noch die grammatische Erklärung. John notiert auf diesem Gebiete z. T. die selben Fehler, die ich hervorgehoben habe. Er schließt mit dem Gesamturteil: 'Wenn das Werk sich auch zu vertrauensvollem Gebrauch noch immer nicht eignet, so bleibt doch seine vermehrte Reichhaltigkeit, die Zusammenfassung und kritische Verarbeitung der zugewachsenen Literatur und seine grundlegende Bedeutung für die künftige Dialogusforschung unbestreitbar'.

Andere Anzeigen der Ausgabe Gudemans: Hum. Gymn. 26 S. 52 von E. G(rünwald) ('für Studierende der Philologie zur Einführung in die Wissenschaft geeignet'), Museum 22 S. 261 von J. W. Beck, Bayer. Bl. 51 S. 355 von F. Walter, Ztschr. f. d. öst. Gymn. 66 S. 735—758 und 883—892 von R. Dienel. Beck findet nur in der Berufung auf die Eumeniusstelle einen von den ganz wenigen schwachen Beweismitteln des Buches und konjiziert c. 8 *non minus esse ⟨in ore hominum⟩ in extremis partibus* und c. 16 *sed iam et eodem mense extitisse.* Walter verteidigt das überlieferte *recedendum* 9, 32 und *adligati cum adulatione* 13, 15 'mit der Schmeichelei verkettet'; 8, 13 vermutet er *et angustiae re⟨rum⟩ p⟨riva⟩t⟨ar⟩um* 'beschränkte häusliche Verhältnisse'. Dienel erörtert die Frage der Abfassungszeit, mit dem Ergebnis, 'daß Tacitus den Dialog nach Domitian sowohl mit Beziehung auf Quintilians Institutio als auch auf den Standpunkt seiner geplanten Werke geschrieben habe'. Die Berührungen zwischen Quintilian und dem Dialog seien dahin zu deuten, daß der Dialog auf Quintilian, nicht Quintilian auf den Dialog Bezug nehme; über diese Berührungen vgl. Dienels ausführliche Darlegungen in den Wiener Studien 1915 Heft 2 S. 239—271, deren Ergebnis lautet: 'Der Dialog des Tacitus ist nach der Institutio Quintilians und zum Zweck deren Widerlegung zu einer Zeit geschrieben, wo Tacitus sich der Geschichtschreibung zuwandte und seine prinzipiellen Anschauungen über Fragen, die das Werk Quintilians neu zur Diskussion gestellt hatte, in einer eigenen Monographie behandeln wollte, um nicht das Gefüge seines großen Geschichtswerks damit belasten zu müssen.'

Von dem 'jugendlichen' Optimismus, den Gudeman im Dialog finden will, sieht Dienel kaum eine Spur; den programmatischen Charakter des Dialogs leugne Gudeman mit Unrecht. Gegen seine Datierung spreche ferner eine unbefangene Deutung des Ausdrucks *iuvenis admodum;* auch die Frage, ob der Dialog nach Domitian aktuell war, entscheide sich gegen

ihn, und durch den Nachweis, daß Gudemans Lehre von der literarisch charakterisierenden Bedeutung des Adjektivs *iucundus* irrig sei, entfalle der Versuch Gudemans, den Saleius Bassus von Quintilian als Epiker, von Tacitus als Lyriker bezeichnen zu lassen, um, darauf gestützt, die Priorität des Dialogs zu erweisen. Über diesen letzteren Punkt hat sich Reitzenstein (s. unten) in ähnlicher Weise geäußert.

Im Laufe dieser Erörterungen handelt Dienel auch über die Richtung, die Secundus im Dialog vertritt. Es gehe nicht an, ihm c. 36 bis 40, 7 zuzuweisen; vielmehr gehöre der ganze Abschnitt 36—41 dem Maternus. In der Lücke vor c. 36 könne Secundus gesprochen haben, und zwar in Quintilians Weise über die rein formale Seite der Frage. Mit Recht wird von Dienel Gudemans Berufung auf die Zensorinstelle abgewiesen und der von Gudeman geleugnete Sieg des von Maternus vertretenen sittlichen Prinzips betont. Über den Umfang der Lücke c. 36 sei die Angabe der Handschriften glaubwürdiger als die Decembrios. Zu der Quellenfrage bemerkt Dienel, daß von der erziehlichen Aufgabe der Mutter bei Quintilian im Gegensatze zu Chrysipp und dem Dialog gar nicht die Rede ist und daß somit der Dialog die von Quintilian für seine rhetorischen Zwecke umgemodelte Darstellung der Quelle in ihrer Reinheit wider herstellt. Den Kommentar Gudemans bezeichnet Dienel als eine Quelle des Wissens und der Erkenntnis selbst da, wo er Widerspruch hervorrufe. Den Schluß der Anzeige bildet eine Antwort auf Gudemans Kritik von Dienels Dialogusausgabe Berl. ph. WS. 1909 Sp. 1025 ff.

7) Fritsch, Germania (JB. XXXXI 157): Bayer. Bl. 51 S. 310 von W. ('brauchbar'), Ztschr. f. d. öst. Gymn. 66 S. 598—599 von R. Bitschofsky, der ein paar Versehen notiert, z. T. die selben, die mir aufgefallen waren, Mon. f. d. höh. Schulen XV S. 39 von H. Bernhardt (in der Gliederung des Textes sei zuviel geschehen).

8) Wolff, Hist. I, II^2 (JB. XXXXI 158): Ztschr. f. d. öst. Gymn. 66 S. 29—31 von J. Golling sen. (bringt als Ergänzung zu Wolffs Kommentar einige Parallelen zum Sprachgebrauch), Berl. ph. WS. 1915 Sp. 332 von R. Bitschofsky, Museum 22 S. 317 von W. Werff, DLZ. 1916 S. 244—245 von O. Wackermann, Württ. Korr. 22 S. 382 von J. Dürr, Bayer. Bl. 51 S. 232 von F. Walter. Letzterer vermutet II 38, 17 *nunc ad rerum ordinem veniund⟨um⟩*. Der Vorschlag geht von der irrigen Voraussetzung aus, daß *venio,* das von der Hand des Schreibers des Med. aus *veniunt* korrigiert ist, das Erzeugnis einer späteren Hand sei. Für die Vertauschung der ersten Person eines Verbums mit der dem Gesichtskreis des Schreibers näher liegenden dritten Person, verbunden mit sofortiger Korrektur, gibt es im zweiten Mediceus noch andere Beispiele. I 71, 9 schreibt Walter *nec Otho quasi ignosceret, sed ne hostes metu ⟨terr⟩eret, conciliationes adhibens* 'und Otho, der nicht etwa aus Versöhnlichkeit, sondern um die Feinde nicht (von der Unterwerfung) abzuschrecken, Beweise seines Entgegenkommens gab'. Es ist zu bedauern, daß ihm die Schönheit der Emendation von Nipperdey und Heraeus *sed deos testes mutuae reconciliationis adhibens* nicht auf-

gegangen ist; sie hat die Stelle endgültig geheilt und macht die Frage, wie weit der von Walter vorausgesetzte Gebrauch von *hostes, conciliationes* und *adhibere* zulässig sei, überflüssig.

9) Nipperdey-Andresen, Ann. I—VI. 11. Aufl. (JB. XXXXI 161): WS. f. kl. Phil. 1916 S. 222—230 von E. Wolff.

Wolff verzeichnet die Umgestaltungen und Zusätze in der Einleitung und im Kommentar. Die Bemerkungen, mit denen er den Kommentar zu ergänzen vorschlägt, werde ich, wenn ich Gelegenheit dazu finde, dankbar benutzen, z. B. die Bemerkung über *plures per provincias* II 62 und III 33, über *secreti eius* II 39 ('seines Geheimnisses', nicht 'seines Versteckes'), über *ne quo adfectu perrumperetur* III 15 verglichen mit IV 40 *qui te invitum perrumpunt,* über *praecipuus* mit einem Genetiv der Beziehung VI 4. Nicht überzeugend ist für mich die alte von Wolff empfohlene Konjektur *sexagenis singulos* I 32, die Deutung von *quies* I 65 als 'Traum' und Wolffs Vermutung *ab ulterioribus* II 24. Tacitus rechnet nicht von der Nordsee, sondern vom römischen Standpunkt, d. h. vom Niederrhein, aus; daher sind ihm die ostwärts (und nordostwärts) der Angrivarier wohnenden Stämme *interiores.*

II. Tacitus als Schriftsteller

10) A. Stein, Tacitus als Geschichtsquelle. N. Jahrb. Bd. 35 Heft 6.
F. Kubiček, S. J., Quomodo Tacitus in Annalibus et Historiis componendis senatus actis usus sit. Progr. des erzbischöflichen Gymnasiums zu Prag 1915.

Steins Abhandlung, die als Habilitationsvorlesung vor der philosophischen Fakultät der deutschen Universität zu Prag entstanden ist, enthält kaum einen neuen Gesichtspunkt. Er handelt zuerst über die Schranken, die sich der Glaubwürdigkeit des Tacitus entgegenstellen: die stark subjektive Färbung seiner Darstellung, seinen Pessimismus, seine aristokratische Voreingenommenheit, seine Verachtung fremden Volkstums (das germanische ausgenommen) und seine politischen Anschauungen. Aber soweit ein Historiker überhaupt objektiv sein kann, habe Tacitus sich bemüht, es zu sein; freilich sei ihm dies nicht immer gelungen. Sein Interesse beschränke sich auf Senat, Kaiser und Reichskriege (aber die Einzelheiten der Kriegführung schildere er unzureichend); er verschließe seinen Blick vor den Schicksalen der Provinzialen; auch werde die Auswahl des Stoffes für ihn dadurch bestimmt, daß er fortwährend darauf aus ist, Stimmungen und Seelenvorgänge zu schildern. Um eine wirkliche Reichsgeschichte zu schreiben, sei er nicht vorurteilsfrei genug gewesen. — Das Einquellenprinzip sei zu verwerfen. Annalen und Historien beruhen auf umfassenden Quellenstudien, die Protokolle des Senats habe Tacitus in ausgedehntestem Umfange ausgebeutet und auch den Dichter Albinovanus Pedo unter seine Quellen aufgenommen (die beiden zuletzt genannten Vermutungen hat Stein bereits 1901 und 1904 vertreten, s. JB. XXVIII 279. XXX 326). Plutarch, Sueton und Dio hätten wahrscheinlich aus Tacitus geschöpft. Stein schließt mit einer Schilderung des Stiles des Tacitus und einer Betrachtung über seine Abweichungen von der annalistischen Anordnung.

Für jeden Leser der Annalen sind die Acta senatus als Quelle deutlich erkennbar. Es fragt sich nur, ob diese Quelle für Tacitus eine direkte oder eine indirekte gewesen ist, d. h. ob er die Acta vor sich gehabt oder seine Vorgänger in der Geschichtschreibung ausgebeutet hat, die ihrerseits ihren Stoff vorwiegend den Acta entnommen hatten. In dieser Alternative erkennt auch Kubiček das Caput quaestionis. Die von beiden Parteien, deren Führer auf der einen Seite Peter, Stein und Groag, auf der anderen Mommsen, Nipperdey und Fabia sind, vorgebrachten Gründe findet er gleich schwerwiegend, erklärt aber schließlich, daß Tacitus die offizielle Quelle hier und da zur Ergänzung seiner schriftstellerischen Quellen herangezogen zu haben scheine. Vgl. meine ausführliche Anzeige WS. f. kl. Phil. 1916 Sp. 123—130, an deren Schluß ich zu zeigen versucht habe, daß die Annahme, Tacitus habe widerholt oder gar gewohnheitsmäßig aus den Acta senatus geschöpft, unberechtigt ist, da der einzige Fall, wo er sich auf sie als von ihm eingesehen beruft (Ann. XV 74), ebenso wie das gleichfalls vereinzelte Zitat aus den Acta diurna (Ann. III 3) ein Ausnahmefall ist, der in dem Zusammenhang der Stelle seine Begründung findet.

11) W. Weber, Eine Gerichtsverhandlung vor Kaiser Trajan. Hermes 50, Heft 1.

Verf. bespricht den Inhalt des Papyrus Oxy. 1242, in dem von einem Wunder des Sarapis die Rede ist, und äußert S. 71 die Vermutung, daß Tacitus sein Wissen von Sarapis (H. IV 81 ff.) Traktaten von der Art dieses Papyrus verdanke. Er schrieb in der Zeit jener Gerichtsverhandlung und beruft sich zur Beglaubigung seiner Erzählung von den Wundertaten Vespasians auf Augenzeugen *(qui interfuere)*.

12) Max Radin, The Jews among the Greeks and Romans. Philadelphia 1915.

Radin äußert sich S. 170 und 405 über die Quellen, aus denen Tacitus' Nachrichten über die Juden H. V 2 ff. stammen. Zu diesen gehören nach seiner Meinung Manetho und Apion. Aus letzterem stamme insbesondere die Erzählung von dem Bilde des Esels V 4, das die Juden *penetrali sacravere*; doch vermeide Tacitus absichtlich die Behauptung, daß dieses Bild verehrt worden sei, um nicht mit dem, was er im folgenden Kapitel über die Gottesverehrung der Juden sagt, in Konflikt zu geraten. — Ferner erörtert Radin S. 307 ff. den Inhalt und Umfang des senatusconsultum *de sacris Aegyptiis Iudaicisque pellendis* Ann. II 85. Es handle sich nicht um eine allgemeine Vertreibung der Juden; die *quattuor milia libertini generis* in militärischem Alter, die nach Sardinien geschafft wurden, seien nicht alle Juden von Geburt, sondern zum größten Teil Freigelassene anderer Nationalität gewesen, die sich zum Judentum bekehrt hatten.

13) G. Rosenthal, Tacitus Germania, auch eine deutsche Rede in schwerer Zeit. Ztschr. f. d. deutschen Unterricht 29 S. 410—417.

R. zeigt, wie das, was wir oft in dem Büchlein des römischen Geschichtschreibers von Deutschlands Urzeit gelesen haben, unter der

Berührung mit der heutigen Zeit neue Kraft weckt in den Herzen derer, die in unsern Tagen bei ihm Einkehr halten. Besonders wirksam ist Kap. 33, aus dem die bange Sorge des Römers spricht, daß das germanische Volk einmal einig werden könnte: noch nie ist Deutschland überwunden worden, wenn es einig war.

14) F. Pfister, Berl. ph. WS. 1915 Sp. 752ff. vergleicht in einer Rezension von Lejeune-Dirichlet, De veterum macarismis die Technik des Xenophontischen Agesilaos und die des Taciteischen Agricola in bezug auf die in den Makarismen beider Schriften ausgesprochenen Gedanken, wie sie die Befolgung der Vorschriften der rhetorischen Technik an die Hand gab.

15) E. Slijper, Berl. ph. WS. 1915 Sp. 864 vergleicht Tac. Ann. XIII 35 mit Xen. Anab. IV 5, wo es von Armenien heißt: *καὶ ἄνεμος βορρᾶς ἐναντίος ἔπνει παντάπασιν ἀποκάων πάντα καὶ πηγνὺς τοὺς ἀνθρώπους,* indem er behauptet, Tacitus gebe durch *ambusti multorum artus* das Xenophontische *ἀποκάων πάντα* und *πηγνὺς τοὺς ἀνθρώπους* durch *praeriguisse manus* wider. Die Übereinstimmung reicht, wie mir scheint, für die Annahme einer Entlehnung nicht aus.

16) R. Klaiber, Die Beziehungen des Rednerdialogs von Tacitus zu Ciceros rhetorischen Schriften. I. Teil. Programm Bamberg K. Altes Gymnasium 1914. 113 S. 8.

Anknüpfend an die in den Ausgaben des Dialogs (unter denen Verfasser die neue Auflage von Gudemans Dialogus nicht mehr hat benutzen können) und in den Schriften Weinkauffs und Kleibers (JB. VIII 387, XI 34) gegebenen Sammlungen ciceronischer Parallelstellen zum Taciteischen Dialog liefert Verfasser in dem vorliegenden ersten Teil seiner Arbeit ein möglichst umfassendes Verzeichnis solcher Parallelstellen aus Ciceros rhetorischen Schriften, geordnet nach der Übereinstimmung in der Komposition (d. i. in der dialogischen Anlage), im Inhalt und in der Form (d. i. in den einzelnen Redewendungen). Beweisend für die Nachahmung ist in höherem Grade das erste Kapitel (S. 5—14) als die beiden folgenden (S. 14—61 und 61—113), in welchen das Streben nach Vollständigkeit der Sammlungen und das Bemühen, das früher von andern zusammengetragene Material zu bereichern, den Verfasser bestimmt hat, in das wirklich Charakteristische vieles Belanglose einzufügen.

Der zweite Teil wird untersuchen, welche Schlüsse sich aus der bewiesenen Übereinstimmung hinsichtlich des Zweckes des Taciteischen Dialogs ziehen lassen, was Tacitus selbst von der Beredsamkeit gehalten hat und welche Stellen des Dialogs als sein eigenes Bekenntnis anzusehen sind.

17) Richard Reitzenstein, Bemerkungen zu den kleinen Schriften des Tacitus I, II. Aus den Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-historische Klasse 1914. S. 173—276.

Zwei Abschnitte dieser 'Bemerkungen' handeln über die Entwicklung der politischen Anschauungen des Tacitus und über die Interpre-

tation des 33. Kapitels der Germania. Über diese Abschnitte habe ich bereits WS. f. klass. Phil. 1915 Sp. 747—758 eingehend berichtet. Die übrigen haben einen höchst mannigfachen Inhalt.

Einen breiten Raum nimmt die fast durchweg wohlbegründete Polemik gegen Gudeman ein. Die äußere Beglaubigung des Dialogus ist, wie zunächst gezeigt wird, durch Jacobs' Entdeckung (s. JB. XXXX 78) wider zweifelhaft geworden. Jacobs habe die Alternative klar und richtig formuliert: entweder habe der Hersfelder Mönch bei der Abfassung des Inventars den Autornamen übersehen oder vergessen, oder Henoch von Ascoli (oder sonst ein früherer Besitzer des Kodex) habe ihn in der Zwischenzeit hinzugefügt. Die Eumeniusstelle, auf die Gudeman sich beruft (s. JB. XXXX 79), habe mit der von Gudeman zu ihr in Beziehung gesetzten Dialogusstelle nichts zu tun. Sein Mißverständnis bestehe darin, daß er die Worte des Eumenius *hic plerumque velut sudibus et saxis dimicatur* auf die rhetorischen Vorübungen statt auf die Gerichtsrede bezieht. Auch über das Langesche Argument urteile er nicht richtig; denn nichts hindere uns, die Worte des Plinius ep. IX 10 *itaque poemata quiescunt, quae tu inter nemora et lucos commodissime perfici putas* auf eine Schrift des Tacitus zu beziehen. Ferner werde die Behauptung, daß Tacitus nicht gleichzeitig für den Klassizismus und dagegen habe auftreten können, von Tacitus selber dadurch widerlegt, daß er in den letzten Kapiteln des Agricola, die einer Consolatio gleichen, um, wie inhaltlich, so auch in der schriftstellerischen Form kein Reizmittel der Variatio unversucht zu lassen, sich bewußt an das ciceronische Vorbild anschließt. Die Argumente, die Gudeman gesammelt hat, um die Annahme, daß der Dialog unter Titus geschrieben sei, zu stützen, weist Reitzenstein eins nach dem andern zurück[1]) und warnt endlich vor den Gefahren einer mechanischen oder leichtfertigen Benutzung der lexikalischen Hilfsmittel, Gefahren, denen Gudeman nicht entgangen sei, wie an seinen Ausführungen über *cura* = *liber* in mustergültiger Weise gezeigt wird.

Unrecht hat Reitzenstein meines Erachtens in seiner Bekämpfung von Gudemans Auffassung der mit *securus sit* Kap. 5 beginnenden Erklärungen Apers. Er liest *quatenus arbitrum litis huius inveni* und behauptet, wer in diese Worte eine Negation einschiebe *(non invenimus* oder *inveniri non licuit* oder *invenire non contigit),* mache den Satz direkt sinnlos. Dadurch, daß Aper die Begründung der ablehnenden Antwort des Secundus nicht anerkenne, nehme er den Secundus als Richter an. Mir scheint es an und für sich undenkbar, daß, wenn in einem Rechtsstreit der zum Schiedsrichter Vorgeschlagene ablehnt, weil er sich befangen fühle, diese Motivierung der Ablehnung von einem Prozeßbeteiligten als nicht zu Recht bestehend erklärt wird, und Apers

[1]) Gegen die Annahme, daß der Dialog unter einem flavischen Kaiser verfaßt sei, führt Reitzenstein die auf Vespasian bezügliche Bezeichnung *patientissimus veri* Kap. 8 an, aus der der Leser einen Tadel heraushöre, wie in dem Falle des Galba H. I 49. Ich verstehe nicht, wie es möglich sein sollte, in der Dialogustelle etwas anderes zu finden als das Lob eines Herrschers, der kein Despot war.

Worte *securus sit . . . possit* richten sich ja auch gar nicht gegen die das Richteramt ablehnende Erklärung des Secundus, sondern gegen den Vorschlag, Saleius in die Anklage hineinzuziehen, wodurch die Position des Maternus verbessert werden würde. Wie Reitzenstein die folgenden Worte auffaßt, kann ich nur mit seinen eigenen Worten angeben: 'Aper müßte sagen *et ego enim laetor* (denn auch ich freue mich wie Maternus), aber er hebt gleich begründend hervor, daß die Bedingung, die sich an die Wahl gerade dieses Richters knüpft, für ihn sogar vorteilhaft ist; es wäre ja eine Torheit, wenn er dem Maternus den Ausweg böte, Mitschuldige anzuführen; das läge nur in dessen Vorteil. Daß der Zwischensatz *quatenus . . . inveni* sich einschiebt, erleichtert ihm das schon an sich leichte Anakoluth, das die Rede lebhaft gestaltet.' Der Sinn dieser Worte ist mir nicht klar geworden; ich mache daher keinen Versuch, sie zu widerlegen, erkenne jedoch, daß die Behauptung, wer die Negation einschiebe, mache den Satz sinnlos, nicht zutrifft. Denn der Gedanke, der in dem durch eine Negation ergänzten Kausalsatze liegt, ist dieser: 'weil es nicht gelungen ist, einen Schiedsrichter zu finden, nehme ich, dem das sonst nicht zugestanden hätte, das Recht in Anspruch *(non patiar)*, die Kampfbedingungen zu ordnen', wie John richtig sagt. Das *et* aber zwischen *possit* und *ego* ist auszuschalten wie Ann. XIV 54, 2 zwischen *posset* und *ego*.

Reitzenstein fährt fort: Wie die Feldherrenreden im Agricola den Charakter des Werkes, in dem sie stehen, stören und aus seinem Inhalt zum Teil herausfallen, so im Dialogus die ersten Reden des Aper und Maternus, deren Anlaß ein persönlicher sei. Denn die Erwähnung der von Secundus verfaßten Biographie des Julius Africanus lege es nahe, an die Biographie des Agricola zu denken, und der Zweck der ganzen Einlage sei, die eigenen Werke des Tacitus, den wissenschaftlichen Dialog und die Biographie, mit den vergleichsweise genannten Werken des Maternus auf eine Stufe zu stellen; am Schlusse des Dialogus werde ja angedeutet, daß diese Teilgebiete der Beredsamkeit immer noch die Möglichkeit bieten, das Höchste zu erreichen. Das Vorbild aber zu den ersten Reden des Aper und Maternus sei der platonische Phaidros, in welchem sich aus der allgemeinen Einleitung die beiden Kunstreden des Lysias und Sokrates entwickeln und wo auch nach den Kunstreden der Dialog auf ein anderes Thema übergeht. Sokrates schließe seine erste Rede mit einem Hexameter, Maternus mit einem Senar, der in Rivalität mit Platon fühlbar machen wolle, daß die Rede im höchsten Schwung von selbst rhythmisch wird. Man dürfe aus den Reden des Maternus im Dialogus, wie aus der des Agricola im Agricola, auf die Art der σεμνότης auch in der praktischen Beredsamkeit des Tacitus schließen.

Beiträge zur Interpretation und Textkritik einzelner Stellen des Dialogus und des Agricola finden sich in Reitzensteins Schrift in großer Zahl. Dial. 1 *vel easdem*: 'in Bestätigung wie Widerspruch gaben die einzelnen Bilder ihres Charakters und ihrer Kunstrichtung (ihres persönlichen Stils: *ingenii*). 5 *apud vos* (nach Lipsius): 'der Schriftsteller denkt an den Vortrag im Auditorium oder vor dem Kreis der Jünglinge, die ihn umgeben; sie sind es, die urteilen sollen', eine seltsame Deutung;

6 liege ein abgekürzter Satz vor, der voll ausgeführt lauten würde: *quamquam alia diu serantur atque elaborentur, alia tamen sponte nascuntur eaque gratiora sunt.* 9 *iucundi* bezeichne nicht eine Gattung von Dichtungen, eine richtige, gegen Gudeman gerichtete Bemerkung, ebenda bezeichne *ingenium,* das nicht mit Lipsius in *genium* zu ändern sei, 'den δαίμων im Menschen' (?), 14 *et sermo iste:* 'schon der *sermo* hätte mir große Freude gemacht; daß es die *oratio* noch viel mehr getan hätte, ist selbstverständlich', 27 *antiqua libertate:* 'die Offenheit im Verkehr von Freunden und in der wissenschaftlichen Debatte', 40 *vocabant* (nicht *vocant*) mit Beziehung auf Cicero. — Agr. 3 *et quamquam* verglichen mit c. 36 und H. II 30; Agr. 30 *nunc terminus Britanniae aperitur* ('sie suchen zu finden'), *atque omne ignotum pro magnifico est:* 'gerade daß wir noch unbekannt sind, gilt den Römern als Ruhmestitel', unter Hinweis auf die Steigerung, die vom *terminus imperii in Britannia* (c. 23) ausgehend zum *terminus ipsius Britanniae* (c. 27) und weiter zum *terminus mundi* (c. 30 *sed nulla iam ultra gens*) führt, eine Steigerung, die Agricola in der Gegenrede durch die Worte *egressi ego veterum legatorum, vos priorum exercituum terminos,* weiter *finem Britanniae . . . . tenemus,* endlich *in ipso terrarum et naturae fine cecidisse* aufnimmt. 32 *metus ac terror est:* zu *est* sei *quo tenentur* hinzuzudenken. 37 *et aliquando etiam victis ira virtusque, postquam silvis appropinquaverunt. Nam* eqs. (ich finde das Nachschleppen des Temporalsatzes unerträglich). 45 *compositus* gesichert durch Ennius *funera fletu faxit,* nicht *comploratus.*

Von den Konjekturen Reitzensteins sind manche recht gefällig, keine ist überzeugend. Sie sind z. T. auch nur exempli causa gegeben. Dial. 7 *si non in alto oritur* (mit Parallelstellen aus Seneka), 8 *quaeque* ⟨*ei et*⟩ *ipsis accumulare et in alios congerere promptum est,* 10 *sentio quid hic responderi possit: ingentes ex his adsensus, haec* eqs. 11 *in Cicerone* st. *in Nerone(m),* eine kecke Konjektur, wie R. selbst gesteht: 'eine Tragödie Cicero konnte für den Günstling Neros vernichtend sein, wenn sie auch nur einen Teil der Vorwürfe, die Cicero in der Vatiniusrede gegen den Günstling Cäsars erhob, widerholte'. 12 ⟨*urbis*⟩ *in strepitu* (warum diese Stellung?), sodann *componuntur: secedit* (ohne *sed*) *animus,* 13 *quandoque* (= quando) *enim fatalis et meus* (= fatalis mihi) *dies veniat* (Potentialis), ⟨*liber et laetus concedam*⟩ *statuarque tumulo* eqs. 14 *non minus* ⟨*saepe*⟩ *probari.* 17 *Asinius paene ad extremum oravit:* 'ist rednerisch tätig gewesen'. — Agr. 10 *unde et in universum fama* ⟨*Romanis nondum sinum Bodotriae*⟩ *transgressis; sed immensum* eqs., 24 *navibus* ⟨*vere*⟩ *primo transgressus:* 'wohin Agricola zieht, ist durch den Zusammenhang klar', 30 *nam et universi coiistis et servitutis expertes,* 33 *ex quo* ⟨*vestra*⟩ *virtute et auspiciis imperii Romani, fide atque opera nostra:* 'nur zwei Glieder mit je einem ἓν διὰ δυοῖν (?), 34 *ruere* ⟨*videbatis*⟩ und *novissimae res extremo metu corpora defixere,* ⟨*non*⟩ *aciem, in his vestigiis, in quibus:* das Relativ gehe auf *corpora* zurück, 38 *unde proximo* ⟨*vere, cum Agricola iam revocatus esset, altero*⟩ *Britanniae latere praelecto omnes* (d. i. Flotte und Heer) *redierunt.* 43 *oblitus. et augebat* (hiergegen

vgl. JB. XXXV 261) und *compertum. ⟨malum subitum atque incognitum omnibus⟩ affirmare ausim.* 44 *nam sicuti ⟨nimiae cuiusdam felicitatis fuisset superstitem⟩ durare* eqs. 45 *nos Maurici Rusticique visus ⟨afflixit⟩, nos* eqs., 46 *admiratione potius te, immortalibus te laudibus et . . . ⟨si⟩militudine decoremus* (nach dem Ennianischen *decoret*).

Die Reminiszenzen wie aus Cicero und Lukan, so auch aus Cäsar und Sallust werden von Reitzenstein eifrig verfolgt, ebenso die Widerholungen und Umbildungen von Ausdrücken des Tacitus selber. So vergleicht er *vulgus quoque imperitum et tunicatus hic populus* Dial. 7 mit den entsprechenden Wendungen Agr. 43 und H. I 89; die Worte *mare scrutantur* und *soli omnium* Agr. 30 findet er Germ. 45 wider, wobei er die Frage, ob in der Agricolastelle *omnium* von *soli* oder von *opes atque inopiam* abhängt, unerörtert läßt. Aus dem Vergleich solcher Stellen nach ihrer Eigenart ergibt sich ihm als Reihenfolge der kleinen Schriften Dialogus, Agricola, Germania.

Seecks Hypothese einer zweiten Ausgabe der Historien und einer Fortsetzung des Werkes des Fabius Rusticus wird von Reitzenstein verworfen; Pöhlmann wirft er vor, daß er in seiner Schrift über die Weltanschauung des Tacitus alles durcheinander werfe. Fabias ergänzende Ausführungen, welche die Entwicklungsstufen in Tacitus' Anschauungen darlegen (s. JB. XXXXI 166), scheinen ihm unbekannt geblieben zu sein.

Den reichen Inhalt von Reitzensteins Schrift habe ich nicht erschöpft; das Wesentlichste jedoch glaube ich widergegeben zu haben.

18) Paul Kegler, Ironie und Sarkasmus bei Tacitus. Erlanger Inauguraldissertation. Borna-Leipzig, Buchdruckerei Robert Noske. 1913. 78 S.

Welche Rolle in den Schriften des Tacitus Ironie und Sarkasmus spielen, weiß jeder Leser; er denkt dabei an Stellen wie Agr. 12 *ego facilius crediderim naturam margaritis deesse quam nobis avaritiam,* H. I 57 *instinctu et impetu et — avaritia,* II 53 *hinc admiratio et plura interrogandi pudor — atque omnium animi in Vitellium inclinavere,* Ann. XI 2 *Messalinae quoque lacrimas excivit, quibus abluendis cubiculo egrediens monet Vitellium, ne elabi reum sineret; ipsa ad perniciem Poppaeae festinat.*

Indem Kegler an eine zusammenfassende Darstellung des Themas herangeht, ist er sich wohlbewußt, wieviel bei der Beurteilung des umfangreichen Materials — er zählt mehr als 600 hierher gehörende Aussprüche, die Tacitus teils von sich aus gibt, teils andern in den Mund legt — von subjektivem Empfinden abhängt. Kein Wunder daher, daß er einigemal in die Irre gegangen ist; z. B. haben keine Berührung mit dem Thema die Worte *quem militari vocabulo Caligulam appellabant* Ann. I 41 (Kegler S. 8 und 69) (denn die Benennung ist aus der Liebe der Soldaten zu dem in ihrer Mitte aufgewachsenen Kinde entstanden), oder Ann. IV 4 *quae tunc Romana copia in armis, qui socii, quanto sit angustius imperitatum* (Kegler S. 42), wo in *angustius* nichts weiter enthalten ist als ein objektiver Bericht.

Nach einer Zusammenstellung der Ausdrücke, mit denen Tacitus selbst gelegentlich einen Ausdruck als sarkastisch oder ironisch charakte-

risiert, und der Fälle, wo die Stimmung, aus der er hervorgegangen ist, angegeben wird, sowie der in verschiedene Gruppen zerfallenden Objekte der ironisch-sarkastischen Geschosse des Tacitus wendet sich Kegler seinem Hauptthema zu, der Untersuchung der Formen und Mittel des Tacitus, ironisch oder sarkastisch zu wirken. Die Disposition ist schwierig: Kegler geht von den Fällen aus, wo Ironie oder Sarkasmus in einem einzelnen Worte liegt (das auffallendste Beispiel in diesem Abschnitt ist H. IV 59 *flagitium navaverat*); zu ihnen gehören auch ironische Metaphern und Vergleiche; dann folgen Antithesen und paradoxe Pointen, z. B. H. III 58 *donec Vitellius . . . quae non dabantur remisit.* Zu den komplizierteren Formen rechnet K. unter anderm das Mittel, dem Gegner falsche Absichten oder Beweggründe unterzuschieben, die mit *scilicet* oder *nimirum* eingeleiteten Sätze, die ironischen Fragen (besonders mit *an*) und Aufforderungen, Übertreibungen und Anspielungen, groteske Gegensätze, überraschende Übergänge, oft von der Art, daß sich hinter der objektiven Form das subjektive Urteil des Schriftstellers verbirgt, endlich die Ironien des Schicksals.

Manche Ironien und Sarkasmen hat Tacitus an einer ausgezeichneten und auffallenden Stelle seiner Werke angebracht, manche durch Alliteration verschärft; verhältnismäßig häufig sind sie in den Reden, in denen der Schriftsteller sich frei und ungezwungen ergeht, und in den Zitaten.

Der Dialogus zeigt eine heitere, humorvolle Stimmung. Die Zeit des Domitian vernichtete die Blüte des taciteischen Humors, von dem sich in den großen Werken nur leise Spuren finden. Die ironisch-sarkastische Welle erreicht ihren Höhepunkt in den Historien; in den Annalen ist Tacitus etwas gemäßigter und ruhiger.

Andere Historiker, wie Sueton, Sallust, Plutarch, Thukydides, sind viel ärmer an ironisch-sarkastischen Urteilen als Tacitus. Von den hierher gehörenden Aussprüchen Suetons ist nur ein kleiner Teil Eigentum des Autors.

Bei der Schwierigkeit der Anordnung des Stoffes hat K. Widerholungen nicht vermeiden können. Mißverstanden hat er das *scitum dictum* des Passienus Ann. VI 20 *neque meliorem umquam servum neque deteriorem dominum fuisse,* das er auf Gaius und Tiberius statt auf Gaius allein bezieht; vgl. Sueton Cal. 10. Die Zahl der Druckfehler ist recht erheblich.

III. Historische Untersuchungen

19) M. Gelzer, Die Nobilität der Kaiserzeit. Hermes 50 S. 395—415.
W. Otto, Die Nobilität der Kaiserzeit. Hermes 51 S. 73—88.

Gelzer findet überall bei den Schriftstellern der Kaiserzeit und so auch bei Tacitus die Auffassung, daß die Nobilität der Kaiserzeit auf der Abstammung von Konsularen des Freistaats beruhe. Nur einmal, nämlich in Othos Ausspruch H. II 48, begegne man der Ansicht, daß, wer als Neuling den Prinzipat erlangt hat, dadurch seine Nachkommen nobilitiere; aber nichts deute darauf hin, daß hierin mehr als eine einmalige unmaßgebliche Äußerung zu erblicken sei. In gewissen Fällen sei der

Anspruch auf 'Amtsadel' auch auf Grund der Abstammung mütterlicherseits anerkannt worden.

Gelzer ist alsbald durch Otto widerlegt worden. Er zeigt, daß, wie die richtige Interpretation von Plin. pan. 69, 4 und 70, 2 ergibt, die Nobilität in der Kaiserzeit ebenso wie zur Zeit der Republik durch Erringung der höheren Ämter vermehrt worden ist und daß, wer eins der Ämter der ädilizisch-tribunizischen Rangstufe (von denen jedoch nur die kurulische Ädilität in Betracht kommt) übernimmt, damit seinen Nachkommen den Eintritt in die Nobilität verschafft. Wenn der Konsular Seneka sich bei Tac. Ann. XIV 53 durch die Worte *novitas mea* als homo novus bezeichnet, so sage er damit, daß er die Möglichkeit erhalten habe, eine neue Nobilitätsfamilie zu begründen. Zu Gelzers These passe ferner weder der Ausdruck *suam quaeque nobilitatem* XII 1, wonach alle drei Frauen, von denen hier die Rede ist, die Nobilität besitzen, während sie nach Gelzers Lehre der Lollia Paulina abgesprochen werden müßte, noch die Nobilität der Plancina (II 43), in deren Familie das Konsulat erst 42 v. Chr. gekommen ist. Allerdings hätten die alten republikanischen Nobilitätsfamilien durchweg als besonders vornehm gegolten; Gelzer aber übertreibe, wenn er in ihnen die alleinigen Vertreter der Nobilität der Kaiserzeit sieht. Jener Unterschied zwischen altem und jungem Adel trete bei Tacitus in zahlreichen Ausdrücken wie *nobilitas clarissima, eximia, insignis* hervor, auch H. II 48, wo die Julier, Claudier und Servier den alten Adel vertreten: Otho sage nicht, wie Gelzer *satis* übersehend meine, daß er durch Erringung der Herrschaft seinen Nachkommen die Nobilität, sondern nur, daß er ihnen einen höheren Grad adliger Vornehmheit erworben habe. Auf demselben Unterschied beruhe ferner auch der Ausdruck *nobilitatem ac decus* H. I 78, durch den der alte, ruhmvolle Adel Neros charakterisiert werde, und er zeige sich ebenso in den Worten *Nero nobilitate natalium Vitellium anteibat* H. II 76. Dagegen stehe in Pisos Rede H. I 30 *nobilitatis* nicht in technischem Sinne, sondern bezeichne die 'Vornehmheit, den Adel der Gesinnung'; denn es folge *virtutum* (und es ist, füge ich hinzu, mit *modestiae* verbunden), und ähnlich werde das Wort XIII 46 *sibi concessam nobilitatem* gebraucht[1]).

Die Behauptung endlich, daß in gewissen Fällen der Anspruch auf Amtsadel auf Grund der Abstammung mütterlicherseits anerkannt worden sei, würde durch XIV 22 *cui* (nämlich dem Rubellius Plautus) *nobilitas per matrem ex Iulia matre* nur dann erwiesen werden, wenn die Worte *ex Iulia matre* fehlten: der hohe Adel der mütterlichen Abstammung des Rubellius werde deshalb hervorgehoben, weil von seiner Abstammung väterlicherseits etwas Ähnliches nicht gesagt werden konnte. Dennoch sei auf einen tadellosen Stammbaum auch mütterlicherseits großer Wert gelegt worden. Dies gehe aus *nobilis utrimque* H. I 14 hervor[2]).

---

[1]) Das letztere glaube ich nicht. Ich fasse die *nobilitas* der Poppaea, der Enkelin des Poppaeus Sabinus, dessen Namen sie angenommen hatte, in technischem Sinne. Eine wirkliche Parallele zu H. I 30 bietet dagegen Ann. I 29 *nobilitate ingenita*, von Drusus gesagt.

[2]) Und aus Ann. II 43 *et quia claritudine materni generis anteibat*, wo Germanikus mit Drusus verglichen wird.

20) Th. Birt, Germanen 'die Echten'. Preuß. Jahrb. 160 S. 414—422.
F. Reiche, Der Name Germanen. N. Jahrb. 35 S. 602—605.
M. Bang, Noch einmal zum Namen Germani bei Tacitus. WS. f. kl. Phil. 1915 Sp. 1238.

In der bekannten Tacitusstelle über den Ursprung des Namens Germani bezieht Birt *victor* auf den Römer als den Besieger der Kimbern, die man, wie Strabo bezeuge, im Gegensatz zu den kurz vorher unterworfenen schlaffen Galliern der Provence als die 'echten' Gallier bezeichnet habe.

Birts Auslegung wird durch den Zusammenhang der Tacitusstelle widerlegt; denn hier kann *victor* nur auf den siegreichen Stamm gehen, der den Namen Germani zuerst führte. Dieses eine Argument genügt, um Birts Auffassung zurückzuweisen. Darauf hat in einer Kritik der Birtschen Ausführungen mit Nachdruck H. Nohl in der WS. f. kl. Phil. 1915 S. 875—879 hingewiesen, der den Sinn der Tacitusstelle richtig so widergibt: jener siegreiche Stamm, der zuerst den Namen führte, adoptierte die Bezeichnung im Verkehr mit den Nachbarn, von denen sie stammte, und wandte sie *ob metum,* d. h. um Furcht zu erregen, auch auf die rechtsrheinischen Stämme an: 'unser Volk ist sehr groß, dort wohnen noch unzählige Germanen'. Nohl bespricht auch die von Birt zu seinen Gunsten ausgebeutete Strabostelle, in der es sich um eine lediglich von Strabo selber aus dem Namen, der ihm lateinisch schien, auf eigene Faust herausgesponnene Etymologie handelt. Ebensowenig werde für die Ableitung des Germanennamens aus dem Lateinischen durch eine Bemerkung des Plinius über die Germanen in Baetica gewonnen.

Reiche zeigt, daß Birts Deutung zusammen mit der Mehrzahl der von ihm angeführten Beweisgründe schon von Holtzmann gegeben worden ist. Nur in einem Punkte hätten Birt und Holtzmann recht, nämlich darin, daß sie in der Tacitusstelle *victor* auf den Römer beziehen: die siegreichen Soldaten Cäsars (nicht die Besieger der Kimbern) hätten zuerst den Namen der Germanen allgemein bekanntgemacht. Merkwürdig, daß Reiche gerade in dem und nur in dem Punkte Birts Deutung billigt, der die erste und wichtigste Stütze zu seiner Widerlegung bietet, und daß er in der Zusammenstellung von *a victore* mit *ob metum* ('aus Angst'), die Nohl mit Recht für widersinnig erklärt, eine beabsichtigte Ironie erblickt.

Bang sammelt zur Stütze seiner JB. XXXVIII 291 verzeichneten Konjektur *ut primum a ⟨victis⟩ victore⟨s⟩ ob metum, mox omnes et iam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur* die taciteischen Beispiele der Gegenüberstellung von *victi* und *victores.* Der Gegensatz ist überall beliebt und bei Livius ebenso häufig wie bei Tacitus; als Stütze für Bangs Konjektur ist er nicht zu verwerten. Diese selbst hat übrigens Nohl widerlegt, indem er bemerkt, daß, wenn sie richtig wäre, in dem Namen Germani etwas Furchterregendes liegen müßte, was doch nirgends angedeutet werde. Übrigens sollte man eine so schwierige Stelle mit tief eingreifenden Änderungsvorschlägen verschonen.

21) W. A. Oldfather and H. V. Canter, The defeat of Varus and the German frontier policy of Augustus. Published by the university of Illinois Urbana (University of Illinois studies in the social sciences Vol. IV No. 2). 118 S. Preis 75 Cents.

Charakteristisch für die Verfasser dieser in der Zeit des Weltkrieges erschienenen Schrift — die Vorrede ist vom 24. Mai 1915 datiert — ist das Geständnis, die Abhandlung sei das Erzeugnis einer gewissen 'dissatisfaction', die hervorgerufen worden sei durch die traditionelle Anschauung, wie sie in einem Teil der bei Gelegenheit der Jubiläumsfeier der Teutoburger Schlacht erschienenen Literatur vor sechs Jahren zum Ausdruck kam. Die herrschende, u. a. auch von Mommsen vertretene Auffassung, wonach der Sieg des Arminius über Varus insofern ein Wendepunkt in der Weltgeschichte sei, als Augustus vor der Teutoburger Schlacht Germanien zu unterwerfen versucht, unter dem Eindruck jener Niederlage aber die Hoffnung, Germanien zu einer Provinz zu machen, aufgegeben habe, sei verkehrt. Es sei unbegreiflich, daß der Verlust von drei Legionen eine Umkehr der Politik der Weltmacht herbeigeführt haben könne. Die römische Macht sei der dünnen Bevölkerung des Landes zwischen Rhein, Elbe und Main—Saale und seinen höchstens 50000 Kombattanten in dem Grade überlegen gewesen, daß, wenn der Beschluß, Deutschland zu unterwerfen, jemals gefaßt worden wäre, ein ernster Versuch unzweifelhaft erfolgreich gewesen sein würde. Denn die Schwierigkeiten des Geländes seien für die Besieger der Alpenvölker nicht unüberwindbar gewesen, für die Zufuhr bis ins Innere des Landes hinein habe man sich der Flüsse bedienen können, und die Lage des feindlichen Landes habe gestattet, es zugleich von drei Seiten, vom Rhein, von der Donau und vom Ozean aus, anzugreifen. Aber Augustus, ein Mann des Friedens, habe nie daran gedacht, Deutschland zu unterwerfen, wie schon daraus hervorgehe, daß er nach der Schlacht bei Actium seine Truppenmacht verringerte, und wenn die Römer die Germanen nicht unterworfen haben, so sei dies unterblieben nicht weil sie nicht konnten, sondern weil sie nicht wollten. Die Schlacht im Teutoburger Walde habe keine Änderung der römischen Politik herbeigeführt, die Aufregung des Augustus nach der Schlacht erkläre sich aus seinem Alter, seiner schwachen Gesundheit und seinen üblen Erfahrungen in der Familie.

Wie hat man sich denn nun die römische Politik gegenüber Germanien vorzustellen? Worauf zielten die Feldzüge der Römer in Deutschland? Oldfather und Canter antworten auf diese Fragen: Um die Rheingrenze zu sichern, waren die Römer bemüht, einerseits durch Herstellung freundlicher Beziehungen zu der Bevölkerung der Grenzlande Pufferstaaten zum Schutz gegen die freien Germanen zu schaffen, andererseits diesen durch Strafexpeditionen und Demonstrationen einen Begriff von der römischen Macht beizubringen.

Läßt sich dieses Ergebnis aufrecht erhalten, ohne der Überlieferung Gewalt anzutun? Ich rede nicht von den 'Zwingburgen' Aliso, dem Kastell auf dem Taunus und Flevum, nicht von der Überwinterung eines römischen Heeres mitten in Deutschland 4—5 n. Chr., nicht von Dios Nachricht, daß Varus' Streitkräfte in einzelnen Garnisonen über das Land

verteilt gewesen sind (einer Nachricht, die Oldfather und Canter einfach für unglaublich erklären): ich beschränke mich, wie es dem Rahmen dieser Jahresberichte entspricht, auf die Zeugnisse des Tacitus. Ob Augustus' *consilium coercendi intra terminos imperii* (Ann. I 11) auf die Rheingrenze zu beziehen ist oder bedeutet, daß das Gebiet bis zur Elbe zurückerobert, über die Elbe aber das Reich nicht ausgedehnt werden solle, mag unentschieden bleiben; aber daß nach Tacitus' Auffassung das Land zwischen Rhein und Elbe vor der Varusschlacht als unterworfen gegolten hat, geht hervor aus H. IV 17 *caeso Quintilio Varo pulsam e Germania servitutem* und Agr. 15 *Germanias excussisse iugum,* und wenn man das Gewicht dieser Stellen dadurch herabzusetzen geneigt sein sollte, daß sie in Reden stehen, jedenfalls aus Ann. I 57, wo Tacitus das Jahr 9 n. Chr. als dasjenige bezeichnet, *quo Germaniae descivere,* wozu natürlich *a populo Romano* hinzuzudenken ist, wie zu *descivisse Gallias* H. IV 12, *descivisse Africam* H. IV 38, *quattuor et sexaginta Galliarum civitates descivisse* Ann. III 44. Daß aber vor der Rebellion der Cherusker auch Einrichtungen getroffen worden sind, die eine provinzielle Organisation vorzubereiten bestimmt waren, zeigen die Worte des Segestes Ann. I 58 *Arminium aput Varum, qui tum exercitui praesidebat, reum feci* und die folgenden *quia parum praesidii in legibus erat,* Worte, die ein gesetzliches Verfahren einem militärischen gegenüberstellen, sowie die Rede des Arminius Ann. I 59 *aliis gentibus ignorantia imperi Romani inexperta esse supplicia, nescia tributa,* eine Stelle, der Oldfather und Canter die historische Beweiskraft absprechen, weil Arminius, dem Tacitus diese Worte in den Mund legt, vorher *vaecors* genannt wird, die aber mit den Angaben des Florus, Dio und Velleius (II 97, 4 *[Nero] sic perdomuit eam [*nämlich *Germaniam], ut in formam paene stipendiariae redigeret provinciae*) übereinstimmen. Die *virgae et secures,* die *tributa* und die *domini,* von denen Arminius spricht, alles dies kehrt H. IV 32 wider, wo Civilis zu den Trevirern und den übrigen geknechteten gallischen Stämmen redet. Diesen Zustand, in dem sich Germanien vor der Varusschlacht befand, suchte Germanikus widerherzustellen: Ann. II 73 *praepeditusque sit perculsas tot victoriis Germanias servitio premere* vgl. II 15 *mori ante servitium),* und dieser Gedanke kehrt in *bellum patrare* II 26 und *bellum conficere* II 41 wider. Auch die widerholte Zusammenstellung der Flüsse Rhein und Elbe (Ann. I 59 *inter Albim et Rhenum,* II 14 *propiorem iam Albim quam Rhenum,* II 22 *debellatis inter Rhenum Albimque nationibus,* II 41 *Germanicus Caesar . . . triumphavit de Cheruscis Chattisque et Angrivariis quaeque aliae nationes usque ad Albim colunt)* verglichen mit Vell. II 106, 2 *a Rheno usque ad flumen Albim* zeigt deutlich, daß Germanikus bestrebt war, das widerzugewinnen, was durch die Teutoburger Schlacht verloren gegangen war. Und was die angeblichen friedlichen Absichten des Augustus betrifft, so widerspricht H. IV 23, wo es von Vetera heißt: *quippe illis hibernis obsideri premique Germanias Augustus credidérat, neque umquam id malorum, ut oppugnatum ultro legiones nostras venirent,* Ausdrücke, die augenscheinlich auf eine Offensive als Zweck der Anlage von Vetera deuten.

Von besonderer Wichtigkeit für unser Thema ist Tacitus' Urteil über Arminius. Er nennt ihn bekanntlich *liberator haud dubie Germaniae*[1]), womit er anerkennt, daß Arminius durch die Vernichtung des Varus das Vaterland befreit und die Versuche des Germanikus, das Land aufs neue zu knechten, durch seinen Widerstand vereitelt hat. Mit diesem Zeugnis des römischen Historikers, das bestätigt wird durch die Auffassung des deutschen Volkes, das noch hundert Jahre später das Gedächtnis des Arminius in seinen Heldenliedern feierte, finden sich Oldfather und Canter in folgender Weise ab: 'Tacitus lebte in einer Zeit großer Ausdehnung des Reiches und hatte für die kluge auswärtige Politik des Augustus nur Verachtung, während Generale, die eine Eroberungspolitik verfolgten, wie Germanikus und Corbulo, ihm Sympathie einflößten. Und wie er die germanischen Sitten, soweit sie denen der römischen Aristokratie entgegengesetzt waren, preist, so erscheint ihm der energische und martialische Arminius als ein Heros im Gegensatz zu dem unfähigen Varus.' Eine Prüfung dessen, was Tacitus von Arminius erzählt, führt die Verfasser ohne einen Schatten von Beweis zu dem erstaunlichen Ergebnis: 'it is evident to any one following the story as told by Tacitus that Arminius was not a liberator of Germany, either by his defeat of Varus or through the conflict that he waged against Varus' successors. Tacitus' account shows on the one hand, that the Romans were not concerned about securing permanent possessions in Germany, and on the other hand, that with but one exception the Romans were victorious throughout the conflict.' Nicht einmal das *proeliis ambiguus, bello non victus* lassen sie, wie man sieht, gelten. Die unentschiedene Schlacht des Jahres 15 (Ann. I 63 *manibus aequis abscessum,* nachdem eine Katastrophe ähnlich der des Varus glücklich abgewendet worden war) wird in der Übersicht der Taten des Arminius ganz unterschlagen; es wird ferner verschwiegen, daß der Sieg am Angrivarierwalle kein vollständiger war (II 21 *equites ambigue certavere*) und daß unmittelbar nach beiden Schlachten das Heer in die Winterquartiere zurückgeführt wurde, so daß sie keine Folgen hatten. Diese Tatsachen konnte Tacitus wahrlich nicht korrekter zusammenfassen als er es getan hat durch die Worte: 'in Schlachten bald Sieger, bald besiegt, im Kriege nicht besiegt'.

Auf die Frage endlich, was Tacitus bewogen habe, Arminius historisch unrichtig als *liberator Germaniae* zu bezeichnen, antworten Oldfather und Canter: 'Arminius, after the defeat of Maroboduus, aiming at royalty became antagonistic to the liberty of his countrymen, and fell by the treachery of his own kinsmen. The opportunity here for a rhetorical antithesis between Arminius the foe of his country's liberty and Arminius its erstwhile champion, Tacitus could not resist. Hence *liberator hand dubie Germaniae,* notwithstanding the fact that this bold assertion has no basis in what has gone before. A Roman historian under the

[1]) Das Vorbild des Ausdrucks war vielleicht Liv. III 52, 2, wo Valerius und Horatius, die Gegner der Dezemvirn, *liberatores haud dubie* genannt werden.

spell of rhetoric did not as a rule hesitate to adjust his conclusions in the interest of dramatic portrayal of character.' Eine solche 'rhetorische Antithese' läßt sich aus Tacitus' Worten nur gewinnen, wenn man den Unterschied zwischen der *libertas,* die er seinem Vaterlande erfocht, d. i. der nationalen Unabhängigkeit nach außen, und der *libertas* seiner Landsleute, d. i. ihrer Liebe zur Freiheit innerhalb ihres Gemeinwesens, absichtlich verschleiert. Tacitus war nicht so töricht, diesen Unterschied zu verkennen und einen so schiefen Gegensatz zu konstruieren; nicht Tacitus hat seine 'Schlüsse' einem dramatischen Bedürfnis, sondern die beiden Amerikaner haben ihre Ergebnisse der Stimmung 'angepaßt', in der sie es unternahmen, teils durch Ignorierung, teils durch tendenziöse Interpretation der Quellenberichte dem deutschen Volke das Andenken des ältesten seiner Nationalheroen zu verleiden.

22) J. Rüther, Römerzüge im Sauerlande und ihr Verhältnis zum 'saltus Teutoburgiensis'. Mit einer Karte. Arnsberg i. W. Verlag von J. Stahl. 58 S. O. Engelhardt, Zur Frage des Schlachtfeldes im Teutoburger Walde. WS. f. kl. Phil. 1915 Sp. 1047—1049.

Rüther vertritt die in neuerer Zeit schon von andern wider aufgenommene Hypothese Hülsenbecks als die wahrscheinlichste Lösung der Frage, die schon so viele Federn in Bewegung gesetzt hat. Das Heer des Varus sei in den Bergen 'des innersten Winkels der westfälischen Bucht' vernichtet worden; der saltus Teutoburgiensis sei der Arnsberger Wald; Germanikus habe sich, nachdem er das Gebiet zwischen Ems und Lippe verwüstet hatte, bei den *ultimi Bructerorum* in der Gegend von Lippstadt befunden, 'nicht fern' von der weiter südlich gelegenen Wahlstatt. Aliso aber, das mit dem *castellum Lupiae flumini adpositum* identisch sei, habe an der mittleren oder unteren Lippe gelegen.

Auch Engelhardt tritt für Hülsenbeck ein. Es sei nicht zu verwundern, daß man auf dem Gräberfeld am Ensterknick im Arnsberger Walde keine Gebeine und keinerlei Beigaben gefunden habe; und daß die Grabhügel auf einem verhältnismäßig engen Raum zusammenliegen, erkläre sich durch die Annahme, daß das Drama sich im wesentlichen auf einem nicht allzu großen offenen Felde zwischen den Wäldern abgespielt habe, eine Annahme, die zu Velleius und Florus stimmen würde, auch aus Tacitus nicht widerlegt werden könne; denn auch dieser kenne nur einen Schlachtort, und wenn er von zwei Lagern spreche, so sei die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sich das kleinere Lager innerhalb des größeren befunden hat. Dio spreche allerdings von einer mehrtägigen Schlacht im Walde, aber seine Darstellung sei das Ergebnis einer bewußten, auf Beschönigung berechneten römischen Geschichtsfälschung. Dies hat schon P. Höfer, in neuerer Zeit wider R. v. Delius (Lese 1913, 673) behauptet.

23) Rudolf Hartmann, Zwei Familienbilder des Julisch-Klaudischen Hauses. Progr. des Karlsgymnasiums Heilbronn 1914. Progr. Nr. 852. 24 S. Mit 2 Tafeln.

In dem ersten Teil der Abhandlung gibt Verfasser eine z. T. neue Deutung des berühmten Pariser Kameo, der nach der herrschenden Auf-

fassung die Entsendung des Germanikus nach dem Orient durch Tiberius im Jahre 17 n. Chr. darstellt; s. Nipperdey zu Ann. II 53. Nach Hartmann darf das Kunstwerk als Familienbild des julisch-claudischen Hauses bezeichnet werden. Der zugrunde liegende Gedanke sei dieser: Tiberius verdankt den gesicherten Besitz des Thrones (Ende des Jahres 14, spätestens im Jahre 17) teils dem Augustus, dem Tode des Princeps iuventutis C. Cäsar und der Tätigkeit seines Bruders Drusus (Himmelsgruppe), teils seiner Mutter Livia und der Beschwichtigung der meuterischen Legionen in Germanien (Herbstfeldzug des Jahres 14) und in Pannonien durch Germanikus und seinen eigenen Sohn Drusus (Mittelfeld), teils seinen eigenen Erfolgen gegen die Parther (Mittelfeld) und seinen Feldzügen in Pannonien und Germanien (unterster Streifen).

Von den Einzelerklärungen interessiert den Leser des Tacitus am meisten die neue Deutung des sog. Phrygiers oder Kugelträgers in der Himmelsgruppe. Die vollständige, an die Gewandung des Mithras erinnernde Verhüllung dieser Gestalt bedeute eine Verfinsterung, und zwar jene Mondfinsternis, die dem jüngeren Drusus in der Nacht vom 26. zum 27. September 14 n. Chr. das Leben rettete (Tac. Ann. I 28). So erkläre sich auch die Gebärde und das Emporblicken des jüngeren Drusus und seiner Gemahlin zum Kugelträger als Ausdruck der Dankbarkeit. Sueton berichtet Tib. 19, daß Tiberius, wenn er während eines Feldzuges bei Nacht noch arbeitete und dabei plötzlich ohne sichtbare Ursache das Licht erlosch, daraufhin mit erhöhter Zuversicht eine Schlacht lieferte, da sich das Zeichen bei allen von ihm und seinen Vorfahren geleiteten Feldzügen erprobt hatte. Wenn Tiberius also, meint Hartmann, schon eine solche Verfinsterung seines Wohnraums für bedeutsam hielt, so kann er wohl der Mondfinsternis, die seinem Sohne das Leben rettete, solche Bedeutung beigemessen haben, daß er sie auf der Gemme durch einen Künstler darstellen ließ. Der Umstand aber, daß die Kugel über dem Haupte des Kaisers angebracht ist, lasse sich vielleicht mit der Nativität des am 16. November 42 v. Chr. geborenen Tiberius in Verbindung bringen, weil die Berechnung der Mondphasen in der Zeit seiner Geburt die Möglichkeit ergibt, daß er den Neumond (also den fast ganz verfinsterten Mond) als sein Nativitätsgestirn betrachtete.

24) P. Corssen, Die Zeugnisse des Tacitus und Pseudo-Josephus über Christus. Zeitschr. f. d. neutestamentliche Wissenschaft XV S. 114—140.

Corssen billigt zwar die Ansicht Nordens (s. JB. XXXX 83), daß die Bemerkung über Christus in der Archäologie des Josephus interpoliert sei, urteilt aber anders als Norden über die Prodigienserie und die daran angeschlossene Weissagung bei Tacitus H. V 13 verglichen mit Josephus b. Jud. VI 5, 3 f. Tacitus' Darstellung dieser Dinge gehe letzten Endes auf Josephus zurück, und die Ähnlichkeit der Ausdrücke, in denen Tacitus und Sueton über die Weissagung berichten, lege den Gedanken nahe, daß die Kenntnis der Weissagung beiden durch eine lateinisch geschriebene Quelle vermittelt worden ist. Diese Quelle seien vielleicht die Memoiren Vespasians gewesen, bei dem Josephus durch die richtige Deutung des Orakels sein Glück gemacht hatte. Während

aber Josephus die tiefere Ursache des jüdischen Krieges in der großen messianischen Bewegung suchte, die das Volk ergriffen hatte, zeige Tacitus für den religiösen Charakter des messianischen Orakels kein Verständnis.

Um so überraschender sei es, daß Tacitus in den Annalen den messianischen Charakter des jüdischen Krieges betont. Dies ist unter den neuen Gedanken, die Corssen vorbringt, der wesentlichste. Er ist nämlich der Meinung, daß Tacitus, indem er die allgemeine messianische Bewegung mit dem daraus entsprungenen besonderen Messiasglauben, zu dem sich die Christen bekannten, konfundiere, mit dem 'Widerausbruch der unter Tiberius unterdrückten *exitiabilis superstitio* nicht nur in Judäa, sondern auch in der Hauptstadt' einerseits auf die Entstehung des jüdischen Krieges, andererseits auf den Brand von Rom hindeute. Somit habe nach Tacitus' Meinung der Christenglaube den gefährlichen Krieg in Judäa entzündet, vielleicht auch den Brand von Rom herbeigeführt. Denn obwohl Tacitus sage, daß den Christen die Brandstiftung nicht nachgewiesen sei, halte er sie gleichwohl für schuldig *(sontes et novissima exempla meritos),* nicht wegen der *atrocia* und *pudenda,* die man ihnen vorwarf, sondern wegen des *odium humani generis;* denn Leuten, die einen Haß auf die gesamte Menschheit geworfen haben, könne man alles zutrauen.

Der Bericht des Tacitus über den Brand entstamme einer zeitgenössischen Quelle, die Notiz über Christus und das Christentum, in der der Christenname als Schimpfwort erscheint, habe er vom Standpunkt seiner Zeit aus eingefügt: nicht wegen des Namens seien die Christen unter Nero verurteilt worden, sondern wegen der ihnen untergelegten verbrecherischen Gesinnung und des damit begründeten Verdachts der Brandstiftung.

Die Notiz über Christus habe Tacitus weder aus einer amtlichen Quelle durch Vermittlung des Cluvius Rufus (dies hat Referent vermutet) entnommen, noch durch persönliche Erfahrungen, die er als Prokonsul von Asien machte, gewonnen (so Cichorius bei Norden); sie sei ihm vielmehr auf literarischem Wege zugekommen: die Quelle der taciteischen Notiz, wenn auch nicht die direkte, sei Josephus. Vermutlich habe nämlich Josephus, wie aus gewissen diesem Autor eigenen Ausdrücken zu schließen sei, die der Interpolator in seine Fassung herübergenommen habe, dem Schicksal und der Bedeutung Jesu in dem über Pilatus handelnden Kapitel der Archäologie, wo in unserem Josephustext die Interpolation steht, eine Bemerkung gewidmet.

Der Ausgangspunkt dieser Hypothesen ist die neue Deutung der Worte *repressaque in praesens exitiabilis superstitio rursum erumpebat, non modo per Iudaeam, originem eius mali, sed per urbem etiam, quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt celebranturque.* Den Konsequenzen dieser Deutung hat Corssen sich nicht verschlossen: sie ergibt nicht bloß, daß Tacitus den jüdischen Krieg zu einem christlichen umgeschaffen, sondern auch daß er den gegen die Christen erhobenen Verdacht der Brandstiftung sich zu eigen gemacht hat. Das letztere jedenfalls ist unmöglich. Denn Tacitus kennt über die Entstehung des Brandes nur zwei Versionen: *forte an dolo principis incertum, nam utrumque*

auctores prodidere, d. h. wenn der Brand nicht durch einen Zufall entstanden ist, so war Nero sein Urheber; von den Christen aber sagt Tacitus, daß Nero sie vorgeschoben habe *(subdidit),* um das Gerede, das ihn der Brandstiftung beschuldigte, zu ersticken. Er kann also den Verdacht, mit dem Nero die Christen zu belasten bemüht war, nicht geteilt haben, und wenn er sie trotzdem *sontes et novissima exempla meritos* nennt, so tut er das wegen des *odium humani generis,* eines Hasses, den man darin erblickte, daß die Christen sich von der griechisch-römischen Kultur, dem geistigen Bande des Imperiums, absonderten, nicht aber wegen des aus diesem Hasse abgeleiteten Verdachts der Brandstiftung.

Die Herleitung der Notiz des Tacitus über Christus aus einer heute nicht mehr vorhandenen, sondern erst erschlossenen Bemerkung des Josephus bekämpfe ich nicht, weise aber darauf hin, daß eins der Bedenken, die Corssen gegen meine Ansicht erhebt, auch seine eigene trifft. Er sagt nämlich, daß, wenn Pilatus einen amtlichen Bericht über die Hinrichtung Jesu nach Rom geschickt hätte, er ihn sicher nicht einfach als Christus bezeichnet haben würde. Nun hat aber Josephus, wenn er wirklich dem Religionsstifter eine Bemerkung gewidmet haben sollte, dessen bürgerlichen Namen gewiß nicht verschwiegen. Er fehlt aber bei Tacitus; also, müßte man schließen, ist Josephus nicht die Quelle des Tacitus.

Im letzten Teil seiner Abhandlung erörtert Corssen die Frage: wie war es möglich, daß die Christen in den Verdacht der Brandstiftung kamen? Er erneuert die alte Vermutung, daß die Denunziation von jüdischer Seite kam. Die wachsende Ausdehnung des Christentums in Rom beunruhigte die jüdische Gemeinde, den Hof aber beherrschte die dem Judentum ergebene Kaiserin Poppaea. Corssens Antwort auf die Frage, von wem Poppaea über die Christen instruiert worden sei, ist neu: er lenkt den Verdacht der Denunziation auf Josephus. Seine wahren Empfindungen verbergend, schweige er von dem Brande der Stadt, obwohl er während des Brandes in Rom anwesend war (nur einmal habe er versteckt auf das Ereignis angespielt[1]), er habe sich der Gunst der Poppaea erfreut und von ihr große Geschenke erhalten. Er, der die messianische Bewegung als die Wurzel alles Übels ansah, habe noch viel mehr ein Feind derjenigen Form des Messianismus sein müssen, in der er für die Religion seines Volkes eine ungleich größere Gefahr erblicken

[1]) Diese Anspielung findet Corssen darin, daß Josephus b. jud. VI 10 bemerkt, der Tempel von Jerusalem sei unter Vespasian in dem selben Monat und an dem selben Tage wie zum erstenmal von den Babyloniern in Brand gesetzt worden und daß er die Zeit von seiner ersten Erbauung durch Salomon bis zu seiner Zerstörung nach Jahren, Monaten und Tagen und ebenso von seiner Neugründung bis zu dem selben Zeitpunkt berechne. Damit habe Josephus sich dem Vorgang der römischen Historiographen angeschlossen; denn Tacitus sage XV 41: einige Leute haben aufgezeichnet, daß der Brand am 19. Juli ausgebrochen sei, dem Tage, an dem die Gallier die Stadt angezündet haben, andere haben auch die vielen Jahre, Monate und Tage zwischen den beiden Bränden berechnet. — Die Ähnlichkeit beider Stellen ist nicht ganz so groß, wie Corssen glaubt. Josephus schreibt seinem Tempel eine Art Nekrolog ähnlich dem ebenfalls mit Jahreszahlen ausgestatteten Nachruf, den Tacitus H. III 72 dem in dem Kampfe der Vitellianer und Flavianer abgebrannten Tempel des kapitolinischen Juppiter widmet. Die XV 41 verzeichneten Berechnungen gibt

mußte, als in Rom und seinen Kaisern, die er sich und seinem Volke als Freunde zu gewinnen suchte.

Angezeigt Theol. Lit.-Z. 8 S. 171 von Bousset.

25) Julius Reach, Tiberius Alexander. Ein Lebensbild aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems. Programm des k. k. Staatsgymnasiums mit deutscher Unterrichtssprache in Prag, Neustadt, Stephansgasse. 1914. S. 3—14.

Gegenstand der für Tacitus ertraglosen Abhandlung ist der jüdische Renegat Ti. Alexander, der als Präfekt von Ägypten bei der Erhebung Vespasians und im jüdischen Kriege als Generalstabschef des Titus eine Rolle spielte. Reach beschreibt sein Leben, das, wie er meint, Stoff genug bietet, um ihn in den Mittelpunkt einer großen dramatischen Schöpfung zu stellen, nach Josephus, Sueton, Dio und Tacitus, der ihn Ann. XV 28. H. I 11. II 74. 79 erwähnt. Nach Reach erlangte Ti. Alexander 'im römischen Heere' die Stelle eines illustris eques Romanus. Auch Vespasian war, wie Reach behauptet, nicht senatorischen Ranges, sondern nur Mitglied des Ritterstandes, 'was aber nicht hinderte, daß er von den Legionen zum Kaiser ausgerufen wurde'. Der ursprüngliche Name des Kaisers Nero war nach Reach L. Domitius Corbulo und der seines Vaters Cn. Domitius Corbulo; der berühmte Feldherr Cn. Domitius Corbulo, 'ein naher Verwandter des Kaisers, führte denselben Namen wie des Kaisers Vater'.

26) L. Grünenwald, Die Feldgruben und Feldhöhlen der alten Germanen. Bl. f. d. Gymnasial-Schulwesen 51 S. 93 ff.

Verfasser vermutet, Tacitus habe Germ. 16 zwei verschiedene Arten von Gruben allzu kurz in eins zusammengefaßt: erstens die Feldgruben oder, wie sie heute gewöhnlich heißen, Mieten, die in jedem Herbst neu gegraben werden, aber nicht unterirdisch sind, sondern nach ihrer Füllung mit Feldfrüchten über den Boden emporragen und daher *multo insuper fimo* gegen Kälte geschützt werden müssen, zweitens die jetzt nur noch wenig bekannten wirklichen *subterranei specus* oder Feldhöhlen, d. i. für lange Dauer tief unter der Erde ausgegrabene geheime Zufluchtsstätten mit engem Einsteigeschacht, die des deckenden Mistes nicht bedurften und auch flüchtigen Menschen Schutz gegen Kälte und plündernde Feinde gewährten.

27) J. C. Rolfe, Die sogenannte *callium provincia.* The Amer. journ. of phil. XXXVI S. 323.

Ann. IV 27 ist die von Lipsius herrührende Änderung von *calles* in *Cales* von Mommsen und anderen gebilligt worden. Nach Rolfes Urteil sind die Beweise für die Existenz einer quästorischen 'Provinz'

Tacitus nicht von sich aus, sondern mit offenbarem Spott als das Erzeugnis des Nachdenkens abergläubischer Leute, und er sagt nicht, andere hätten 'die vielen' Jahre, Monate und Tage zwischen den beiden Bränden berechnet, sondern sie hätten ausgerechnet, daß zwischen den beiden Bränden gleich viele Jahre, Monate und Tage (nämlich je 418) gelegen hätten. Vgl. Grotefend, Rhein. Mus. 1843 S. 153 ff., welcher zeigt, daß 418 Jahre + 418 Monate + 418 Tage fast genau 454 Jahre, d. i. die Zeit zwischen 390 v. Chr. und 64 n. Chr., ausmachen.

mit Cales als Hauptquartier nicht zwingend. Eher dürfte man annehmen, daß bei Tacitus *calles* ein abgekürzter Ausdruck für *calles Italiae* sei und also die Worte *cui provincia . . . calles evenerant* übersetzt werden müssen: 'dem durch das Los die calles Italiae als Sphäre seiner amtlichen Tätigkeit zugefallen waren'.

28) Anzeigen älterer Schriften: Norden, Josephus und Tacitus über Jesus Christus (JB. XXXX 83): Theol. Lit. Zeit. 8 S. 174 von Bousset ('überzeugend'), Barbagallo, Un semestre d'impero repubblicano (JB. XXXXI 175): Class. phil. X S. 347 von D. Magie jr. (für die geschichtliche Forschung von geringem Wert) und Amer. journ. of phil. XXXVI S. 115 (anerkennend, mit der Schlußbemerkung: 'Prof. Barbagallo will be interested in an article soon to be published by an American woman, who by her study of coins has cleared up several matters hitherto in dispute regarding the years 68—70 a. d.'), Journ. des Sav. XI S. 525 von J. Boyet.

IV. Sprachgebrauch.

29) H. Blase, Ist *prae* in der Zusammensetzung mit Verben gleich *praeter?* WS. f. kl. Phil. 1916 Nr. 12 und 13.

Prae wird in der Zusammensetzung mit Verben vielfach mit *praeter* identifiziert. Zu den Erklärern des Tacitus, die dieser Auffasung folgen, gehört, wie es scheint, auch Nipperdey, wenn ich seine Anmerkung zu XIV 23 richtig verstehe. Blase wundert sich, wie es komme, daß *prae* in der Zusammensetzung eine Bedeutung annimmt, die es als Präposition nicht hat. Mit Recht; denn gegen die gewöhnliche Annahme spricht schon der Umstand, daß es viele verbale Zusammensetzungen gibt, in denen *prae* seine ursprüngliche Kraft bewahrt, die Bedeutung 'vorbei', 'vorüber' aber ausgeschlossen ist. Aus Tacitus nenne ich Ann. XIV 32 *neque fossam aut vallum praeduxerunt,* H. III 21 *praemunita* 'vorn gedeckt', Ann. XIII 35 *praeriguisse manus* 'vorn an den Händen erstarrt', XII 33 *saxa praestruit,* H. II 6. 14. Ann. II 56 *praetendi* 'sich hinziehen vor', Germ. 34 *Rheno praetexuntur* 'an ihrer Front vom Rhein, der gleichsam den Saum der Friesen bildet, begrenzt werden'.

Der zuletzt genannten Stelle ist völlig ähnlich Ann. II 63 *qua Noricam provinciam praefluit* 'auf der Strecke, wo die Donau vor Noricum herfließt', wie Blase übersetzt, oder 'wo sie die Front von Noricum säumt'. Diese Stelle aber und ebenso XV 15 *is castra praefluebat* anders aufzufassen als XII 33 *praefluebat amnis,* wie Greef tut — denn er setzt an den beiden ersten Stellen *praefluere* gleich *praeterfluere,* an der dritten übersetzt er 'vor ihnen floß' — liegt kein Grund vor. So ist auch *praegredientem* XIV 23 ('vor den Grenzen her') nicht gleich *praetergredientem. Praelegere oram* Ann. II 79 (vgl. *praelegere Campaniam* VI 1) ist nicht gleich *praeternavigare oram,* sondern 'die Küste vorwärts fahren', oder, wie ich lieber sagen möchte, 'vor der Küste her fahren'. Die Bedeutung 'an der Küste vorbeifahren' ergibt sich, wie Blase mit Recht sagt, lediglich aus dem Zusammenhang. Ebenso

ist *praefestinare* Ann. V 10 nicht 'vorbeieilen', sondern 'vor der Strecke, die durch den sinus Toronaeus und Thermaeus gebildet wird, eilig her fahren', so daß allerdings auch hier der Begriff 'vorbei' durch die Sache nahegelegt, durch die Präposition an sich aber nicht ausgedrückt wird. Auch *praevehi* ist nirgends gleich *praetervehi,* das sich bei Tacitus H. III 71 findet. Ann. II 6 steht *qua Germaniam praevehitur,* vom Rhein gesagt, in dem selben Sinn, wie von der Donau gesagt *Noricam praefluit* II 63; denn der Rhein säumt die Front Germaniens, wie die Donau die von Noricum. H. II 2 ist *oram . . . praevectus* 'vor der Küste her fahrend' — vgl. das oben besprochene *praelegere oram* — und die gleiche Bedeutung hat *praevehebantur* Agr. 28. *Praevehuntur* H. IV 71 ist mit dem oben erwähnten *praefestinare* vergleichbar: sie reiten vor der Strecke her, welche die Feinde mit ihren Geschossen bestreichen. H. V 16 bedeutet *praevectus* einfach 'weiter vorwärts reitend' und V 23 *praevecti* 'sie fuhren voran' nicht 'aneinander vorüber', wie Ann. VI 35 *praelatus equo* 'von seinem Pferde vorwärts- oder fortgerissen'. Das 'vorbei', sagt Blase, wird aus den Umständen hineingelesen. Über *praelabebantur* H. II 35 äußert Blase sich nicht, vielleicht absichtlich. Denn die Deutung ist schwierig, die Erklärer schwanken; Halm schrieb *perlabebantur.*

Blases Ausführungen, aus denen ich nur den auf Tacitus bezüglichen Teil herausgehoben habe, bedeuten einen Fortschritt in der lateinischen Wortkunde und einen dankenswerten Beitrag zum Verständnis namentlich des Livius und Tacitus.

30) Georg Andresen, Tacitus und Livius. WS. f. kl. Phil. 1916 S. 210—214.

In diesem Aufsatz habe ich eine Anzahl Parallelen zwischen beiden Historikern zusammengestellt, mich dabei aber auf die erste Dekade des Livius und auf folgende drei Klassen vergleichbarer Stellen beschränkt: erstens solche, wo die Ähnlichkeit der Situation und des gewählten Ausdrucks die Annahme einer bewußten Anlehnung des Tacitus an Livius möglich erscheinen läßt, zweitens solche, wo der Vergleich für die Interpretation des Taciteischen Ausdrucks einen Wink gibt, drittens solche, wo er die Wahl der Lesart entscheiden hilft. Zu der ersten Klasse gehören namentlich solche Stellen, wo es sich entweder um Reden oder um das beiden Historikern gleich vertraute Gebiet der Massenpsychologie handelt. Die Fortsetzung des Aufsatzes steht noch aus.

Mendell, Sentence connection in Tacitus (JB. XXXVII 256) angezeigt Ztschr. f. d. öst. Gymn. 66 S. 320 von J. Golling sen.

V. Handschriftliches und Textkritik

31) R. Sabbadini, Storia antica di testi Latini. Catania 1914. F. Battiato.

Sabbadini gelangt in diesem mit einigen Nachträgen versehenen Neudruck früherer Aufsätze S. 282 entgegen seiner früheren Anschauung zu dem Ergebnis, daß der Codex Hersfeldensis den Namen des Autors des Dialogus verschwieg. Vgl. L. V., Boll. di fil. class. XXI S. 224.

32) Georg Andresen, Korrumpierte Eigennamen bei Tacitus. WS. f. kl. Phil. 1915 S. 1097—1101 und 1121—1125.

Ich habe in diesem Artikel die handschriftlichen Verderbnisse der Eigennamen nach paläographischen Gesichtspunkten geordnet und in allen Fällen, soweit es möglich schien, die Veranlassung der Fehler festzustellen mich bemüht, um deren Heilung, wie um die Emendation des Textes überhaupt, sich Justus Lipsius die größten Verdienste erworben hat. Im Eingange des Artikels habe ich auf zwei das Thema berührende paläographische Werke hingewiesen, nämlich auf die Vorreden Rostagnos zu den Leidener Ausgaben der beiden Medicei und auf das für die Kenntnis der Schrift des 2. Mediceus wichtige Werk von E. A. Loew, The Beneventan script, der u. a. gezeigt hat, daß H. IV 48, 10 *legatorum vis,* nicht *ius* zu lesen ist. — Der Gefahr einer Verwechslung ist in allen Handschriften des Tacitus kein Buchstabe mehr ausgesetzt als *i,* der besonders oft mit *l* vertauscht wird (z. B. Ann. III 11, 4 *fulnicium* statt *P. Vinicium*), dann aber auch mit *t* und *e (Armenius* statt *Arminius).* Oft ist ein Eigenname in einen andern Eigennamen umgestaltet *(Traiano* statt *Troiano),* oft auch in ein Appellativum, und zwar in eine Verbalform *(avertere* statt *a Vetere, postulantem* statt *post Valentem),* ein Substantiv *(supplicium* statt *Sulpicium, gladius* statt *Claudius),* ein Adjektiv (besonders häufig *alius,* z. B. Ann. III 38, 15 *alii* statt *Dii,* II 54, 8 *alio* statt *adito Ilio*), ein Pronomen *(ipso* statt *Piso).* Umgekehrt ist auch nicht selten ein Appellativum in einen Eigennamen verwandelt *(Claudium* statt *cladium, Domitiae gentis* statt *domitae gentes).* Viele Fälle irrtümlicher Worttrennung zeigen, daß die Schreiber der beiden Medicei je ein Exemplar vor sich gehabt haben, das in scriptura continua geschrieben war. In allen Fällen, wo entgegen der Gewohnheit des Tacitus die tria nomina Romana überliefert sind, liegt, Agr. 4, 1 ausgenommen, eine Korruptel vor. Zuweilen ist ein Eigenname ausgefallen; der Vorname ist manchmal mit dem Gentilnamen zusammengeflossen oder ausgefallen oder mit einem andern Vornamen vertauscht oder sonstwie entstellt. Manche Eigennamen sind durch Buchstabenumstellung, durch Überspringen oder irrtümlichen Einschub einer Silbe oder eines Vokals korrumpiert, zuweilen im Anlaut oder im Auslaut verstümmelt. Am schlimmsten ist es dem Namen *Vipstanus* ergangen, der nur an einer Stelle richtig überliefert, an den übrigen neun Stellen, wo er vorkommt, in mannigfacher Weise verändert ist. — Als auffallende und schwer erklärbare Korruptelen habe ich notiert Ann. XIV 29, 2 *hauitus* statt *A. Didius,* XV 50, 3 *Tullium* statt *Claudium,* H. IV 44, 8 *Octavius Sabinus Sagitta* statt *Octavius Sagitta,* Germ. 37, 16 *Marcoque* statt *Gnaeoque.* Für das H. III 53, 15 überlieferte *Asiam* ist eine sichere Emendation noch nicht gefunden.

33) Georg Andresen, Zu Tacitus. WS. f. kl. Phil. 1915 Sp. 308—310. 428—432. 525—527. 621—623. 883—886. 955—960.

Auf Grund einer Sammlung von Stellen, wo ein Wort oder mehrere Worte in der Handschrift irrtümlich aus dem Vorhergehenden widerholt sind, vermute ich, daß H. III 27 die Worte *multa cum strage,* deren Ver-

bindung mit *prosternerent* stört, aus III 22, und Dial. 5, 13 die Worte *apud eos,* die jedem Emendationsversuch widerstreben, aus 5, 4 stammen.

Für die irrtümliche Vorwegnahme eines Wortes aus dem Folgenden gibt es einige sichere Beispiele. Dementsprechend ist vielleicht Ann. XI 9 *[quam] atrociorem quam,* Dial. 29 *[et virides] teneri statim et rudes animi* zu schreiben und H. IV 58, 3 *hostium,* das Z. 5 widerkehrt, zu streichen. Unter den selben Gesichtspunkt habe ich, wenn auch zögernd, gestellt: H. III 24, 3 *cur [rari]* — 25, 3 folgt *rariore* — Ann. I 59, 13 *[hominum]* — 61, 4 folgt *hominum* — Ann. IV 50 *[properum finem]* — diese Worte kehren 58, 7 wider.

Oft hat ein vorangehendes Wort durch Angleichung eine Korruptel hervorgerufen. Ein solcher Fehler liegt vielleicht auch vor Ann. XIII 39 *hos in testudinem conglobatos subruendo vallo [in]ducit,* XV 34 *a Vatinio Cele[b]re* nach *celebrans* und *celebres,* zumal da der Schreiber selbst das *b* in *celebre* gestrichen zu haben scheint. Kühner ist die Vermutung, daß H. II 70 extr. *sortis* aus *mortis* — *sors* geht voraus — verderbt sei.

Auch durch Angleichung an ein folgendes Wort sind zuweilen Fehler entstanden. Hierher rechne ich Ann. XII 22, 4, wo ich *Apollinis Clarii oraculum* (Med. *simulacrum*) vermute — es folgt 24, 4 *tauri simulacrum* — und XII 44, wo ich mit Freinsheim und Nipperdey *potentiae properum* statt *potentiae prompte* schreibe, indem ich annehme, daß das Auge des Schreibers von *potentiae properum* zu *potuerint, prompte* (so der Med. statt *prompta*) 45, 2 abgeirrt ist.

Offenbare oder mit guten Gründen vermutete Glossen und Glosseme begegnen im Texte des Tacitus nicht selten Im Anschluß an diese Beobachtung vermute ich, daß Tacitus Ann. VI 44 *iamque multa manu Seleuciae propinquabat* geschrieben hat und die handschriftliche Lesart *iamque multa manu propinqua Seleuciae adventabat* dadurch entstanden ist, daß ein Glossator *adventa* über *propinqua(bat)* geschrieben hat. Auch *Galbae* H. I 38, 1 und *Vitellius* II 68, 3 ist mir der Interpolation verdächtig. Der Satz *victus inter hospites comis* Germ. 21 ist vielleicht aus der Kombination zweier Randbemerkungen entsprungen, deren erste *victus inter hospites* das Thema des Kapitels angab, während die zweite das Wort *comes* widerholte. Auch Dial. 19 liegt in den Worten *an⟨ti⟩qui usque ad Cassium* vielleicht eine Randbemerkung vor, durch die freilich echte Worte, wie z. B. *ego Cassium Severum,* verdrängt sein müßten. Dagegen möchte ich mit Traube Dial. 28 *ignotas et iam* zu *ignotas, set ⟨aper⟩iam* ergänzen, da ich es für denkbar halte, daß der Schreiber des Hersfeldensis den ersten Teil des Verbums *aperiam* als den Eigennamen *Aper* las und, weil er damit nichts anzufangen wußte, fortließ.

Ferner vermute ich nach handschriftlichen Spuren H. I 14, 8 *credidere,* III 71, 13 *Tarpei rupes,* IV 31, 11 *plerique* statt *plerumque.* Auch habe ich darauf hingewiesen, daß H. III 5, 1 *inpunem et usui* gelesen werden kann *inpune metu sui* und daß II 81, 4 vor *mox* ein Komma, nach *Agrippa* ein Kolon zu setzen ist. Agr. 37, 15 habe ich *nam,* das allein der Aesinus bewahrt hat, vor *postquam* gestellt. Eine Lücke vermute ich H. I 13 *eoque ⟨et⟩iam Poppaeam Sabinam,* I 30 *et⟨enim⟩*

Nero quoque, II 76 *polluendam perdendamque rem publicam ⟨pessimis⟩ relinquere,* IV 50 *nec multo post Piso ⟨ipse⟩ interficitur,* Dial. 5 *invenire ⟨non contigit⟩, non patiar,* Ann. XIV 36 *paucos ⟨esse⟩ qui,* H. V 14, 10 *ea⟨dem⟩ loci forma* ('die Landschaft hatte eine und dieselbe Gestalt'). H. II 14, 11 wäre in Ordnung, wenn man *sed acie* in *hinc acie* ändert. II 77, 11 steckt in *tuos* wohl nichts weiter als *tu.* Ann. XIV 54, 1 hat Weidner mit der Änderung von *et* in *tu* und von *et ego* in *ego* das Richtige getroffen. Dial. 7, 10 schreibe ich jetzt *quod non in alieno oritur* 'was nicht auf fremdem Boden wächst'.

34) W. Knögel, Zu Tac. dial. de or. 27. Monatschrift f. höh. Schulen XIV S. 381. — J. J. Hartman, De cantoribus Euphorionis et quibusdam aliis disputatiuncula. Mnemos. XLIII 3. — Pöhlig, Kritisches und Exegetisches zu lateinischen Schriftstellern. JB. des phil. Vereins zu Berlin XXXXI S. 74—76. — R. W. Husband, Galbas assassination and the indifferent citizens. Class. phil. X S. 321—325. — P. Persson, Über einige lateinische Glossen. Eranos XIV S. 113 Anm. 1. — A. Schöne, Zu Tacitus. WS. f. kl. Phil. 1915 S. 1172—1174. — F. Walter, Zu Tac. Ann. Berl. phil. WS. 1915 S. 704.

Knögel meint, es handle sich in den Worten *citra damnum adfectus* um einen Adfectus des Redenden, d. i. um sein πάθος, das nicht beeinträchtigt werden dürfe. Es sei also zu übersetzen: 'bei solchen Gesprächen gilt die Regel, seine Überzeugung nicht auf Kosten der Lebhaftigkeit der Empfindung zu äußern'. Das dreimalige *offendere* zeigt, wie mir scheint, daß die Gefahr, auf die hier hingewiesen wird, darin besteht, daß die Äußerung entgegengesetzter Ansichten zu einer gegenseitigen Verstimmung führen könne. Ich fasse daher *adfectus* in dem Sinne von *voluntas* und übersetze wie Gudeman und John 'unbeschadet der freundschaftlichen Gesinnung'.

In dem bunten Inhalt des Hartmanschen Aufsatzes versteckt sich S. 252—256 die Erörterung je einer Stelle des Dial. und des Agr. Neu ist darin nur die Entdeckung einer arcana sapientia, die in den Dial. 17 zusammengestellten Zahlen stecke. Denn 56 (so nach Lipsius) sei = 23 + 4 + 28 + 1 und 28 = 23 + 4 + 1, so daß die Zahl der Regierungsjahre des Augustus sich auf seine Nachfolger bipertito verteile. Die Zahlen stimmen ja; ob darin ein beabsichtigtes Spiel zu erblicken sei, ist jedoch zweifelhaft, zumal da die Zahl 28 nicht vor oder nach den Zahlen, aus denen sie sich zusammensetzt, sondern mitten zwischen ihnen steht. Nicht neu ist die Auffassung der Regierung des Vespasian als der sechsten *statio* nach den fünf vorangegangenen, unter denen die Regierungen des Claudius und Nero zu einer einzigen statio von 28 Jahren zusammengefaßt würden, und die Behauptung, daß, da die Zahl 120 wegen *in hunc diem* nicht als runde Zahl gefaßt werden könne, das Gespräch in das Jahr 77 gesetzt werden müsse. — Zu Agr. 45 bemerkt Hartman, *ante quadriennium* bedeute 'wir haben dich schon vier Jahre vor deinem Tode verloren'. Das wird wohl niemand bestreiten.

Pöhlig ändert dial. 20 *corruptus* in *correptus,* da jenes nur in tadelndem Sinne gebraucht werde und daher hier nicht passe. Ge-

wöhnlich sagt man, und nicht mit Unrecht, *corruptus* sei hier synonym mit *invitatus* und etwa gleich *pellectus*. Aber die eigentliche Bedeutung 'zur Untreue verführt' läßt sich auch an unserer Stelle nicht verkennen. Denn ein glänzender Vortrag, will Aper sagen, nimmt den Richter so gefangen, daß er seiner prinzipiellen Forderung, daß die Rede kurz sei, untreu wird. Für *correptus* aber in dem Sinne von 'ergriffen' vermißt man Parallelstellen. — Wie die Deutschen, lesen wir Germ. 5, gewisse Gepräge römischen Geldes gutheißen ⟨und andern Geprägen vorziehen⟩, so gehen sie 'auch' mehr dem Silbergelde nach als dem Goldgelde. So verstehe ich *quoque*, das im Aesinus fehlt und von Tücking gestrichen wurde. Pöhlig will es in *quodque* ändern ('jedes Silberstück'?) und beruft sich für den 'freieren Gebrauch von quisque bei Tacitus' auf c. 24 *ut se quoque pudore victoriae exsolvant:* also 'von jeder Scham'? — Mit dem bösen *audiri* Germ. 7, das so viele Verbesserungsvorschläge hervorgerufen hat, wird Pöhlig schnell fertig: er ändert es in *audire* und ergänzt *est*. Schon Wölfflin und Schütz haben *audire* geschrieben, aber nicht ohne *est* einzuschieben; denn sie wußten wohl, daß die Auslassung von *est* die Verbindung *est videre* c. 5 völlig unvergleichbar machen würde. — Die langen Ausführungen über *castra in limite locat* Ann. I 50 'er errichtet in der durch Einreißen *(scindit)* des Grenzwalles entstandenen Lücke ein Lager' hätte Pöhlig sich wohl erspart, wenn er die aufklärenden Ergebnisse der Forschungen von Oxé und Gebert über die Bedeutungsentwicklung des Wortes *limes* und über den Sinn, den *scindit* an dieser Stelle hat, gekannt hätte.

Husband liefert einen beachtenswerten Beitrag zur Interpretation von H. I 40. Wie soll man die Worte *quale magni metus et magnae irae silentium est* verstehen? Heraeus und Wolff ergänzen vor ihnen *sed tale silentium*. Also: das Schweigen der Menge verriet Furcht und Zorn. Da erhebt sich die Frage: was fürchtete das Volk? wem zürnte es? Fürchtete es für seine persönliche Sicherheit oder für Galba? Zürnte es den Empörern oder Galba? Vermutlich nichts von alledem. Gewohnt und stets bereit, dem jeweiligen Herrscher zuzujauchzen, war das Volk von keiner andern Leidenschaft erfüllt, als von der Begierde, zu sehen, wie die Dinge sich entwickeln würden. In dieser Stimmung schaute es das Drama, das sich vor seinen Augen auf dem Forum abspielte, in der selben Stimmung war es später Zeuge der Kämpfe zwischen Flavianern und Vitellianern, *ut in ludicro* (H. III 83). Seine Gesinnungslosigkeit zeigte es sowohl dem Otho wie dem Vitellius gegenüber, sobald sie zur Macht gelangt waren (H. I 45. II 90). Solche Erwägungen sprechen, wie Husband ausführt, gegen die von Heraeus und Wolff vertretene Auffassung der Worte *quale . . . est*. Die richtige Deutung gebe Davies in seiner Ausgabe des ersten Buches der Historien. Dieser faßt im Anschluß an Dureau de Lamalle die Worte *quale . . . est* als eine Erklärung zu *quies* und übersetzt: 'there was no commotion, nor yet the quiet, such as is the silence of extreme fear and extreme passion'. Die beiden Parallelstellen, die man herangezogen hat, Xen. Ages. 2, 12 und Liv. I 29, 2, bringen keine Entscheidung; wohl aber wird Davies' Deutung, wie Husband mit Recht hervorhebt, durch das

folgende *tamen* empfohlen, dessen Sinn zu sein scheint: bei der indifferenten Haltung des Volkes war nicht zu erwarten, daß es zugunsten der einen oder der andern Partei eingreifen würde, und doch wurde Otho gemeldet, daß es sich bewaffne (nämlich um Galba zu schützen). Die Meldung führt zu raschem Entschlusse.

Persson macht darauf aufmerksam, daß in den Worten *vir facundus et pacis artibus, bellis inexpertus* H. I 8 zu *pacis artibus* ein aus *inexpertus* zu entnehmendes *expertus* ergänzt werden könne, wie *quibat* aus *nequibat* Ann. XII 64, *potest* aus *non potest* XIII 56. Gewöhnlich faßt man *artibus* als Ablativ der Eigenschaft, dessen Attribut hier durch einen Genetiv ersetzt sei. Die Möglichkeit, von der Persson spricht, hat auch Heraeus nicht übersehen.

Schöne schreibt Ann. IV 69 *non alias magis anxia civitas et pavor ingens adversum proximos,* XI 29 *perstitit Narcissus ⟨consilii⟩ sui solum id immutans,* XII 2 *at Pallas id maxime in Agrippina laudare, quod Germanici nepotem stirpem nobilem secum traheret, digna prorsus imperatoria fortuna et familiae Claudiae quae posteros coniungeret* 'Pallas dagegen hob besonders das an Agrippina rühmend hervor, daß sie des Germanikus Enkel als edlen Sproß mitbringe, eine Frau, die würdig sei, Kaiserin zu werden und ihre Nachkommen der claudischen Familie zu verbinden'. Alle drei Änderungen sind trotz Schönes Bemühungen, sie paläographisch zu rechtfertigen, gewaltsam. An der ersten Stelle müßte man wohl auch noch *et* streichen und ein Kolon nach *civitas* setzen; an der zweiten ist das noch dazu durch die Stellung gehobene *consilii sui* überflüssig; an der dritten würde ich, wenn Schöne nicht unter *posteros* den L. Domitius versteht, statt 'ihre Nachkommen der claudischen Familie zu verbinden' eher erwarten 'der claudischen Familie Nachkommen zu schenken'.

Auch Walters Konjekturen werden bald vergessen sein. Er vermutet XII 50 *atrox hiems, s⟨ed⟩ et parum provisi commeatus,* indem er *non solum* vor *atrox hiems* hinzudenkt. Es ist nicht abzusehen, warum das einfache *et* nicht genügen soll. XII 58 *aliaque haud procul fabulis ⟨quasi⟩ vera facunde executus.* Gegen die Vulgata *vetera* erhebt Walter den Vorwurf der Tautologie, ohne zu beachten, daß in diesem Worte mehr liegt als eine Zeitbestimmung. Auch wir sprechen von 'alten Geschichten', wenn wir sagen wollen, daß man sie oft vernommen hat. In diesem Sinne heißen die Großtaten und Aussprüche der alten Athener *vetera* Ann. II 53; die selbe Bedeutung verleiht dem Worte der erklärende Zusatz *veteres locos et fama celebratos* II 54 und XIII 19 *vetera et saepius iam audita.* Die sanfte in *haud procul fabulis* liegende historische Kritik durch *quasi vera* noch zu unterstreichen, hatte Tacitus keinen Anlaß. XV 36 *ita ⟨publice⟩ populum Romanum vim plurimam habere.* Dem *in privatis necessitudinibus* entspricht *in re publica* besser als *publice,* vgl. Liv. XXIV 8, 11 *ut non poliorem privatis necessitudinibus rem publicam habeam.* XV 63 *adversus praesentem fort⟨unae dur⟩itudinem mollitus* und XVI 35 *humum superspergens* (Med. *super spergens,* vulg. *super spargens*). Von den Komposita mit *spargo* kennt Tacitus nur

respergo, denn *perspersum* XV 44 ist verdächtig. Ein Wort wie *duritudo* aber in den Text des Tacitus einzuführen, hätte Walter nicht wagen sollen.

35) Ein gewandt geschriebener 'Bericht über die Literatur zu Tacitus aus den Jahren 1904—1912' von K. Remme in Bonn ist in den Jahresberichten für Altertumswissenschaft 167 (1914 II) S. 201—279 erschienen. Er zerfällt in 7 Abschnitte: 1. Die Persönlichkeit des Tacitus und seine literarhistorische Stellung. Charakteristik seiner Geschichtschreibung. Herausgabe seiner Werke. 2. Spezielle Quellenuntersuchungen. 3. Dialogfragen. 4. Stilistisches und Sprachliches. 5. Die Überlieferung der kleinen Schriften. Fortleben des Tacitus im Mittelalter. 6. Textkritik. 7. Ausgaben und Übersetzungen. Am ausführlichsten ist der Bericht im ersten und zweiten Abschnitt, der siebente beschränkt sich auf kurze Charakteristik der Neuerscheinungen. Das Ganze zeugt von Sachkenntnis und gesundem Urteil.

Berlin. Georg Andresen.

Nachlese zu Pindar

Zu den ganz vereinzelten Stellen bei Pindar (und Bakchylides), wo statt zweier Kürzen in der Senkung eine Länge überliefert ist (Neue Responsionsfreiheiten[1]) 1[1]), gehört Ol. XIV 20

μειλαντειχέα νῦν δόμον
Φερσεφόνας ἔλθ' Ἀχοῖ. — ◡◡ — ◡◡ — —

Der Einwand gegen Ahrens *ἔλυθ'*, daß die Form sonst nirgends bezeugt ist, wiegt doch recht schwer. Mit *ἔσιθ(ι)* wird das gleiche erreicht, und die Verderbnis nicht viel schlechter erklärt: von CI nach *A* ist kein weiter Weg. Vgl. Pyth. X 32 *δώματ' ἐσελθών*. —

Die buchstäbliche Responsion (Neue Responsionsfreiheiten S. 6[3] u. ö.) findet sich bei Pindar in dem selben Grad wie bei Bakchylides, wo Blaß sie durch Sperrdruck gekennzeichnet und textkritisch verwertet hat. Das Wesen der Erscheinung selbst ist nicht klar; vermutlich liegt keine dichterische Absicht darin, sondern nur unbewußte phonetische Nachwirkung der zuerst gedichteten Strophen. Im folgenden sollen einige textkritische Folgerungen gezogen, und der Umfang dieser Entsprechungen bei den betreffenden Liedern festgestellt werden.

Durch buchstäbliche Responsion gedeckte Worte oder Wortteile wird man nicht ohne Not antasten: Ol. VIII 46 *τετράτοις* (~ 68 *τέτρασιν*), Pyth. II 75 *βροτῶν* (= 51), N XI 18 dreisilbig *ἀοιδαῖς* (~ 7 *ἀοιδά*), Ol. X 105 *θάνατον* (= 42)[2]).

Von diesen Stellen sind die beiden ersten als heil anzusehen (die Konjektur *τερτάτοις* zwang zu der Annahme, daß Pindar *τέτρατος* und *τέταρτος* im Sinn von *quartus*, *τέρτατος* im Sinn von *tertius* verwendet

---

[1]) Damit zitiere ich meine Schrift: 'Die neuen Responsionsfreiheiten bei Bakchylides und Pindar', bei Weidmann 1914 (= diese Jahresberichte 1913, S. 289—320).

[2]) Andere buchstäbliche Entsprechungen in diesen Gedichten (Übereinstimmung von weniger als vier aufeinander folgenden Buchstaben ist hier und im folgenden nur dann vermerkt, wenn Bedeutungsgleichheit hinzutritt):

Ol. VIII 42 = 86 *ἀμφί*, 47 = 68 *καὶ . . . καί*, 62 = 85 *ἔργα*.

Pyth. II 13 = 29 = 37 *ἀνήρ*, 14 f. *εὐαχέα . . . ἀρετᾶς κελαδέοντι* ~ 62 f. *εὐανθέα . . . ἀρετᾷ κελαδέων*, 25 *εὐμενέσσι* ~ 33 — *κευθέεσσι*, 48 *ὁμοῖοι* ~ 72 *γένοι' οἷ* —, 52 = 60 *ἕτερ* —, 76 = 84 — *αν ὑπο* —.

Nem. XI 3 — *αν δέξαι* ~ 24 — *ἀν δόξαν*, 25 = 36 *καὶ παρ'*, 33 *Πεισάνδρου* ~ 38 — *αῖς ἀνδρῶν*.

Ol. X 21 *πελώριον ὁρμάσαι* ~ 42 *ἁλώσιος ἀντάσαις* ~ 63 *ἀγώνιον ἐν δόξᾳ*, 29 *ἄκοντα* (= *ἀέκοντα*) ~ 71 *ἄκοντι* (◡ — ◡), 46 *πέδον* ~ 52 *σχεδόν*, 66 = 87 — *νος ἰκ* —, 76 = 97 — *μενος*.

habe; zudem mußte *τέρτατος* erst aus äol. *τέρτος* und *τρίτατος* kontaminiert werden). — Die beiden letzten fordern einen Eingriff, wie das Metrum zeigt, aber beidemal ist er an anderer Stelle vorzunehmen: Nem. XI 18 etwa *μελίζεν* (inf.) statt *μελιζέμεν* (zweisilbiges *ἀειδ-*, *ἀοιδ-* kennt weder Pindar noch Bakchylides), Ol. X 105 *ἄλκε* oder *ἄλξε* statt *ἄλαλκε*.

Formal auszugleichen, gleichgültig nach welcher Seite, ist Pyth. IX 36 *ἐνεῖκαι*, 53 *ἐνεγκεῖν*, Ol. XIII 7 *Εἰρήνα*, 62 *Πειράνας*[1]).

Den Konjekturen, die die buchstäbliche Responsion bestätigt (Musterbeispiel Blaß zu fr. 108), ist hinzuzufügen Nem. IX 43[2]) *φάσομεν* (~ 8 *ὄρσομεν*) statt *φάσομαι*. Das Medium ist, soviel ich weiß, sonst im Futur nicht bezeugt, zum Plural vgl. Pyth. X 69 *ἐπαινήσομεν* in ganz dem gleichen Sinn. Die Änderung ist eigentlich nur orthographisch.

Nem. VI 11 (Neue Responsionsfreiheiten 9[2]).

ἦλθέ τοι
Νεμέας ἐξ ἐρατῶν ἀέθλων
παῖς ἐναγώνιος, ὃς ταύ-
ταν μεθέπων Διόθεν αἶσαν
νῦν †τε πέφανται
οὐκ ἄμμορος ἀμφὶ πάλᾳ κυναγέτας.

τε ist grammatisch unbrauchbar. Streicht man es, so entsteht hinter *πέφανται* ein Hiat, der uns zwingen würde, an dieser Stelle einen Periodenschluß mit aufgelöster letzter Hebung (28 *οὖρον ἐπέων*) anzusetzen, eine metrische Härte, die vielleicht in der ganzen griechischen Metrik des 5. Jahrhunderts beispiellos ist[3]). Nun hat Aeschylus zweimal *νῦν ὅτε* im Sinn von verstärktem *νῦν*: Sept. 705 *νῦν ὅτε σοὶ παρέστακεν*, Suppl. 630 *νῦν ὅτε καὶ θεοὶ Διογενεῖς κλύοιτε*. Schreiben wir bei Pindar *νῦν ὅτε πέφαντ' οὐκ*, so ist die Verderbnis besser erklärt und das Metrum des Strophenschlusses hergestellt:

⏑ – ⏑⏑ ⏑ – ⏑ ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑ – ⏑ –

Dabei ist um des Metrums willen einzig 50 *ἔμπεσ' Ἀχιλεύς* mit Hermann (bei Boeckh) zu *Ἀχιλεὺς ἔμπεσε* umgestellt.

Pyth. VIII 97 (Neue Responsionsfreiheiten 11).

ἀλλ' ὅταν αἴγλα διόσδοτος ἔλθῃ,
λαμπρὸν ἔπεστι φέγγος ἀν- – ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑ –
δρῶν καὶ μείλιχος αἰών.

---

[1]) Pyth. IX 16 *—μήλου* ~ 64 *μήλων* (hier wie öfters kommt hinzu, daß die genannte Buchstabengruppe in dem Lied nur an dieser Stelle auftritt), 35 *ἀπειράντου* ~ 52 *ὑπὲρ πόντου*.

Ol. XIII 3 *ξένοισι . . . θεράποντα* ~ 26 *γένοιο . . . ἅπαντα*, 5 = 28 = 97 *—ουρο—* (in diesem Gedicht nur hier), 25 = 33 *—εσσιν*, 62 = 99 = 107 *εξ*, 94 = 102 *παρ*, 18 *πόθεν ἐξέφανεν* ~ 64 *ποθέων ἔπαθεν*, 68 *ἄγε* = 114 (wo *ἄγε . . . ἐκνεύσω* zu schreiben, vgl. Neue Responsionsfreiheiten S. 24).

[2]) Nem. IX 3 *Χρομίου* ~ 8 *βρομίαν* ~ 28 *Κρονίων* ~ 43 *κονίᾳ*, 4 = 14 *παιδεσ—*, 6 = 41 *ἀνθρωπ—*, 27 = 37 *θυμὸν αἰ—*, 29 = 54 *ταύταν*, 32 = 52 *—ιππoι*, 44 = 54 *σύν*.

[3]) Aesch. Pers. 636 *παντάλαν' ἄχη* ~ 645 *πέμπετε δ' ἄνω* (es folgt Hiat) hat Wilamowitz trochaisch gemessen unter Berufung auf die oben behandelte Pindarstelle. Aber das ist jambisch wie 581 *δαιμόνι' ἄχη*, woran es auch im Wortlaut erinnert.

Als ungefähr gleichwertig mit Heynes Umstellung *φέγγος ἔπεστιν* möcht ich die Änderung *ἕσπετο φέγγος* zur Wahl stellen; der gnomische Aorist wie Nem. VII 18. 31. XI 30. Den doppelten Eingriff *φέγγος ἐπέσπεν* hattte Herwerden empfohlen —.

Den bisher übersehenen äolischen Verbalformen bei Pindar (vgl. Neue Responsionsfreiheiten 26[2]) läßt sich vielleicht noch eine zufügen: Ol. X 64 *στάδιον μὲν ἀρίστευσεν εὐθὺν τόνον ποσσὶ τρέχων παῖς ὁ Αἰκυμνίου Οἰωνός· ἶκεν δὲ Μιδέαθεν στρατὸν ἐλαύνων· ὁ δ' ἐπάλαι κυδαίνων Ἔχεμος Τεγέαν· Δόρυκλος δ' ἔφερε πυγμᾶς τέλος . . .*

Bei der üblichen Auffassung *ὁ δὲ πάλᾳ* muß das Hauptverb aus 64 *ἀρίστευσεν* ergänzt werden, sehr hart. Da Pindar bei längeren Aufzählungen die Konstruktion oft um den Preis starker Härten abwechselnd gestaltet, müßte man auch dies hinnehmen, wenn man nicht durch Anerkennung des äolischen Imperfektes *ἐπάλαι* den Stil bedeutend bessern könnte. *πάλαμι* überliefert Herodian *περὶ μον. λέξ.* 23, 26 = II 930, 5 Lenz als äolisch. Wenn er an anderer Stelle (II 825 Lenz, vgl. Rich. Meister, Dialekte I 175[5]) die Regel aufstellt, den äolischen *-μι*-Formen korrespondierten nur mit Verbis contractis, so wird dadurch die positive Überlieferung nicht umgestoßen. *παλαίω* wird doch wohl auf verlorenes *παλάω* zurückgehen, wenn auch Herodot 8, 21, 1 *παλήσειεν* und die verwandten Hesych-Glossen kaum hierher gehören (vgl. Curtius, Verb. I[2] 340).

Zu konstruieren ist dann *ὁ δὲ Ἔχεμος ἐπάλαι(ε) κυδαίνων τὴν Τεγέαν.* Zur Stellung des Eigennamens vgl. Nem. IX 24 *ὁ δ' Ἀμφιαρῇ σχίσσεν κεραυνῷ παμβίᾳ Ζεὺς τὰν βαθύστερνον χθόνα*, ähnlich Nem. V 34. Wie Pindar die äolische Endung geschrieben hat, ist nicht sicher auszumachen: Sappho 28,2 *ἐκύκα(ι)*, Pindar Nem. V 5 *νίκη(ι)*. —

Nem. V 34 *ὁ δὲ . . . κατένευσέ οἱ (τῷ Πηλεῖ) . . . Ζεύς . . ., ὥστ' ἐν τάχει . . . τινα Νηρεΐδων πράξειν ἄκοιτιν, γαμβρὸν Ποσειδάωνα πείσαις . . .*

Der lächerliche Lapsus, durch den Poseidon zum Schwiegervater des Peleus geworden ist (Neue Responsionsfreiheiten 28), bedarf keiner Berichtigung, wohl aber die Deutung, durch die er hervorgerufen worden ist. Ist denn wirklich Poseidon als Schwestermann der Thetis deren *κύριος*? Mußte ein Verwandter gefragt werden, so war das doch Nereus. Wurde Poseidon gefragt, so war es in einer anderen Eigenschaft. Als Herr des Meeres? Aber da steht *γαμβρόν. γαμβρὸς* der Thetis ist Poseidon aber nicht nur als *χρυσαλακάτοιο πόσις Ἀμφιτρίτας* (Ol. VI 104), sondern auch als einer der beiden, die da *ἔρισαν ἀμφὶ Θέτιος γάμῳ ἄλοχον εὐειδέα θέλων ἑκάτερος ἐὰν ἔμμεν· ἔρως γὰρ ἔχεν* (Isthm. VIII 29), also als Freier (*γαμβρός* in dieser Bedeutung z. B. Pyth. IX 116). Auf diese Geschichte spielt also Pindar hier an, kurz, weil er sie nur um des Namens Poseidon willen braucht, der ihn dann weiter zum Isthmus und zu dem Begriff 'Kampfspiele' führt, denen der Schluß des Gedichtes gilt

Z. Zt. Antwerpen, März 1916. P. Maas.

Lateinische Syntax und Stilistik

A. Abhandlungen über bestimmte Fragen der Syntax und Stilistik

1) E. B. Lease, Prepositional Compounds with the Dative in High-School Latin and the first year in College. Classical Journal. Vol. VIII, 1. Oktober 1912. 16 S.
2) Ders., The Dative with Prepositional Compounds. American Journal of Philology. Vol. XXXIII, 3, 1912, S. 285—300. Baltimore 1912.

Beide Abhandlungen können zusammen besprochen werden, da sie die selbe Frage behandeln; der Unterschied liegt nur darin, daß in der ersten nur bestimmte Abschnitte aus Cäsar, Cicero, Vergil und Livius statistisch verwertet werden, während die zweite Abhandlung einen umfangreicheren Kreis von Schriftstellern von Cato bis Tacitus heranzieht. Es handelt sich um die bekannte Feststellung der lateinischen Grammatiken, daß manche Verben durch die Zusammensetzung mit Präpositionen der Verbindung mit dem Dative fähig werden. Mit Recht hebt Verfasser hervor, daß hier nicht die Präposition an sich den Dativ erfordere, sondern daß dieser jedesmal durch die Bedeutung des Kompositums bedingt sei. Aber das ist auch schon sonst gelegentlich gesagt worden, so besonders ausführlich und deutlich bei Bennett, Latin Grammar, Appendix (1895) § 315. Ohne Frage ist es ja grundverkehrt, wenn die Regel so mechanisch aufgefaßt und eingeprägt wird, daß ein Schüler bei der Stelle Liv. 21, 32, 13 *iis ipsis tumulis, quos hostes tenuerant, consedit* die Antwort geben kann (Lease führt den Fall aus seiner Unterrichtserfahrung an), es stehe hier der Dativ (!) wegen der Zusammensetzung mit *cum*. Wenn aber anderseits gelehrt wird, daß durch die Zusammensetzung mit einer Präposition oft eine Bedeutung entsteht, die die Verbindung mit dem Dativ bedingt, daß aber daneben sich sehr häufig auch der Akkusativ oder eine Präposition findet (letzteres namentlich in eigentlichem Sinne), so sehe ich kein Bedenken. Hier wie bei der entsprechenden üblichen Regel über die Verbindung zusammengesetzter Verben mit dem Akkusativ liegt außerdem eigentlich keine 'Regel' vor; man hat damit nur ein bequemes Mittel, unter einem zusammenfassenden Gesichtspunkte eine Reihe üblicher Phrasen c. dat. oder acc. zusammenzustellen und dem Schüler einzuprägen. Das zweite Bedenken des Verfassers ist statistischer Natur. Er weist nämlich nach, daß die fraglichen Verben verhältnismäßig selten mit dem Dativ vorkommen, weit häufiger mit anderen Konstruktionen; er zählt in den geprüften Schriften für den Dativ 1301, für andere Verbindungen 7782 Stellen. Ich halte das freilich nicht für sonderlich aus-

schlaggebend; es bleiben doch immerhin recht zahlreiche Stellen für den Dativ, die der 'Regel' ihren Wert lassen. Immerhin sind die Darlegungen des Verfassers verdienstlich.

Ob die gewaltigen Massen statistischer Angaben überall stimmen, vermag ich um so weniger nachzuprüfen, als Lease nur die Gesamtzahlen der Stellen, nicht diese selbst gibt; aber die Ergebnisse im ganzen werden wohl sicher sein. Auf keinen Fall kann ich mich mit seiner Erklärung von Caes. B. G. 2, 27, 3 *proximi iacentibus insisterent* (in der ersten Abhandlung S. 12 Fußnote) einverstanden erklären, wenn er *iacentibus* entweder als Dativ zu *proximi* ziehen oder als abl. abs. auffassen will; der Dativ *iacentibus* hängt von dem Verb ab, das auch sonst in örtlichem Sinne so konstruiert wird, z. B. Liv. 21, 36, 5 *molli nec praealtae (nivi) insistere.*

3) J. von Geisau, Zum Dativus comparationis im Lateinischen. Berl. Phil. Woch. 1914. Nr. 7, Sp. 222—23.

Es wird richtig ausgeführt, daß man Apulejus nicht für den häufigen Gebrauch des Dat. comparationis bei Späteren verantwortlich machen dürfe. Die einzige Stelle, die aus Apulejus für einen eigentlichen Komparativ c. dat. seit Wölfflin zitiert wird (Plat. 2, 22 *deterior est cordi*), fällt durch richtige Interpretation weg, wie auch ich schon, ehe ich Geisaus Ausführungen kennen konnte, Kühner Syntax [2] II S. 469 angedeutet und in diesen JB. 1915 S. 30 näher ausgeführt habe. Durch Analogie erklären sich Flor. 9 *nulli secundus (= cedens)*, Met. 3, 23 *me nullam aliam meae Fotidi malle* (= *praeferre*, wenn hier die Lesart sicher ist; bei v. d. Vliet bleibt das unklar). Dagegen apol. 73 *ut me aliis omnibus mallet* kommt meines Erachtens überhaupt nicht in Betracht, da nichts im Wege steht, hier den abl. comp. anzunehmen; endlich Flor. 19 in. *ceteris princeps* erklärt sich wohl am besten nach der Bemerkung von Frobenius (Synt. des Ennius S. 30) zu Enn. ann. 67.

4) R. Methner, Die Entstehung des Ablativus qualitatis und sein Verhältnis zum Ablativus modi und zum Ablativus absolutus. Glotta VI (1915) S. 33—61.

Verfasser behandelt zunächst die Entstehung des Abl. qualitatis; das Ergebnis seiner eingehenden und scharfsinnigen Untersuchung faßt er selbst S. 49 zusammen: 'Der Abl. qual. ist teils auf einen ursprünglichen Instrumentalis der begleitenden Umstände zurückzuführen, teils durch eine Enallage eines Nomens mit dazu gehörigem Abl. limitationis zu erklären (also z. B. *vir magno ingenio* aus *vir magnus ingenio*); er bezeichnet dauernde Eigenschaften des Körpers sowohl wie des Geistes und steht sowohl attributiv wie prädikativ (mit esse).' Die Zurückführung auf den Instrumentalis ist wohl zweifellos; aber der Weg, wie ihn Methner im einzelnen einschlägt, ist meines Erachtens zum allermindesten ebenso gezwungen und künstlich wie die verworfenen Hypothesen anderer, und ganz willkürlich erscheint mir die Zurückführung auf eine Enallage: also alles in allem interessante Konstruktionen ohne genügende Beweiskraft.

Richtig ist meines Erachtens, was dann über das Verhältnis des Abl. zum Genetivus qualitatis gesagt wird. Mit Recht wird auf Grund des tatsächlichen Sprachgebrauchs die Ansicht zurückgewiesen, daß der Ablativ nur die vorübergehenden und wechselnden, der Genetiv dagegen die dauernden Eigenschaften bezeichne. Methner führt den Genetivus qualitatis auf den Gen. pretii zurück; daher komme er zunächst nur da zur Anwendung, wo zugleich ein Werturteil ausgesprochen werden solle, wenn er auch weiterhin in die eigentliche Domäne des Ablativs übergreife.

Sodann sucht Methner eine reinliche Scheidung zwischen den auf den Instrumentalis zurückgehenden Gebrauchsweisen des Abl. modi, qualitatis und absolutus durchzuführen, und zwar in folgender Weise:

1. Der Ablativ der begleitenden Umstände bezeichnet die Art und Weise, wie sich ein Subjekt verhält, entweder bei Ausführung einer Handlung (a) oder überhaupt (b).

a) in Verbindung mit einem Verb, welches eine Handlung bezeichnet: *uxor deos invocat capite operto; audaci animo se proripit.*

b) in Verbindung mit *esse,* welches in diesem Falle = 'sich verhalten, sich befinden, stehen und gehen' ist: *est capite operto, est bono animo.*

2. Der Abl. qualitatis bezeichnet dauernde körperliche und geistige Eigenschaften, die eine Person oder Sache hat.

a) in Verbindung mit einem Subjektiv: *homo magno ingenio* usw.

b) in Verbindung mit *esse*: *magno ingenio esse* usw.

3. Der Abl. *absolutus* bezeichnet die näheren Umstände, unter denen eine Handlung geschieht; er entspricht einem konjunktivischen Modal- oder Temporalsatz mit *cum* oder einem adverbialen Relativsatz.

Das ist im allgemeinen annehmbar, aber sehr gezwungen erscheint mir die Erklärung unter 1b; ich sehe in solchen Sätzen immer noch einen prädikativen Abl. qualitatis (vgl. 2b). Freilich paßt das nicht zu dem Schema, nach dem der Abl. qualitatis nur dauernde Eigenschaften bezeichnen soll; aber Grenzüberschreitungen gibt ja Verfasser selbst zu, und überhaupt dürfte es schwer sein, die vielfach unmerklich ineinander übergehenden Gebrauchstypen immer streng nach den logischen Kategorien der Grammatiker zu scheiden. Aber immerhin bleibt die Abhandlung dankenswert.

5) A. Sonny, Demonstrativa als Indefinita. Glotta VI (1915). S. 61—70.

Angeregt durch eine Bemerkung Wölfflins im Archiv XII S. 254 behandelt Sonny den eigentümlichen unbestimmt hinweisenden Gebrauch des einfachen *ille* in Beispielen wie Porphyr. zu Hor. c. 2, 6, 15 *Graeca figura dictum est 'illi certat' pro 'cum illo certat'* sowie in Formeln aller Art wie z. B. C. Tull. 44 *unde tu aut familia aut procurator tuus illum* (= den Betreffenden, N. N.) *aut familian aut procuratorem illius . . deiecisti;* Beispiele werden aus den Inschriften, aus Varro, Sueton und Späteren beigebracht. So dankenswert diese Zusammenstellungen sind, so wenig ist meines Erachtens der in der Überschrift des Artikels gewählte Ausdruck angemessen. Gewiß kann man in den gegebenen Stellen wohl überall *aliquis* für *ille* einsetzen, aber deshalb ist doch

nicht *ille* = *aliquis*, sondern der Wahl von *ille* liegt eine ganz andere Auffassung zugrunde. Auch wir sagen: 'es heißt: ich schade ihm, nicht: ich schade ihn'; aber 'ihm' und 'ihn' sind darum keine Indefinita, sondern sie weisen im Grunde doch jedesmal auf eine bestimmte, freilich je nach dem einzelnen Falle verschiedene Person oder Sache hin. Im Sinne eines solchen betonten Personalpronomens der dritten Person steht auch das obige *ille*. Daraus geht schon hervor, daß ich auch die Herleitung des Gebrauchs aus Formen wie *hic aut ille, hoc aut hoc* u. dgl. nicht mit Sonny annehmen kann, sondern diese ganz davon scheiden zu müssen glaube.

6) E. Kieckers, Zur Oratio recta in den indogermanischen Sprachen I u. II. Indogerm. Forschungen XXXV (1915) S. 1—93, XXXVI (1915) S. 1—70.

Der Verfasser, der schon in früheren verdienstvollen Aufsätzen die Stellung der Verba des Sagens in Schaltsätzen, d. h. eingeschobenen Sätzen mit *inquit, ait* u. dgl., im Griechischen, Lateinischen und verwandten Sprachen behandelt hat (Indog. Forsch. XXX S. 145 ff., XXXII S. 7 ff., vgl. JB. 1915 S. 39), erörtert in den obigen Darlegungen umsichtig und erschöpfend die verschiedenen Möglichkeiten, wie die Oratio recta in den indogermanischen Sprachen eingeleitet oder angekündigt werden kann. Bei der Berücksichtigung der verschiedenen Zweige des indogermanischen Sprachstammes (nicht selten sind auch nicht indogermanische Sprachen zum Vergleiche herangezogen) beschäftigt sich naturgemäß nur ein Bruchteil der Aufsätze speziell mit dem Lateinischen.

Wenn zunächst die direkte Rede durch einen vorausgesandten (nicht eingeschobenen) Satz mit einem Verb des Sagens eingeleitet wird, so findet sich die im Griechischen noch häufige Voranstellung des Verbs lateinisch im allgemeinen selten, wie Varr. R. R. 1, 2, 24 *suscipit Stolo* u. ö., dann wider bei Apulejus und Dichtern, einzeln auch sonst, außerordentlich häufig aber in der lateinischen Vulgata (S. 28 Anm.) unter dem Einflusse des griechischen Textes. Die Regel ist Nachstellung des Verbs des Sagens.

Daß zu dem ankündigenden Satze noch eine unterordnende Konjunktion zur Einleitung der Oratio recta hinzugefügt wird nach Art des griechischen ὅτι(ὡς), findet sich lateinisch nur in der Vulgata, wo in diesem Sinne ein *quia* gesetzt wird, so Joh. 9, 9 *ille vero dicebat, quia ego sum*, wider unter griechischer Einwirkung; im mittelalterlichen Latein steht so auch *quod*. — Treten noch Partizipien zu dem Verb des Sagens, so stehen diese gewöhnlich vor, selten nach demselben (S. 55 ff.), wie C. Tusc. 1, 101 *cum . . . dixisset glorians*. Dichterisch wird nach dem Verb des Sagens manchmal auch vor der Oratio recta noch ein zweites koordiniertes Verb mit gleichem Subjekt eingeschoben, wie Verg. Aen. 8, 611 *talibus adfata est dictis seque obtulit ultro: en perfecta mei promissa coniugis arte munera;* aus der Prosa gibt Verfasser keinen Beleg.

Die Ankündigung der direkten Rede durch eingeschobenes *inquit* hat Kieckers schon in seinen früheren Aufsätzen behandelt; hier werden nur noch einige Ergänzungen und weitere Beispiele gegeben (S. 76 ff.). So werden noch Belege angeführt für *inquit* c. dat. oder *ad* c. acc., für die Ver-

bindung eines *inquit ille* mit einem Relativsatze oder einem Partizip, für eingeschobenes *conclamat, exclamat, respondit* u. a. namentlich in dichterischer Sprache, für die ungewöhnliche Stellung von *inquit* vor der direkten Rede (so zuerst Sen. ep. 122, 13, dann Spätere, vgl. S. 80), für die vereinzelte Einschiebung eines koordinierten beliebigen anderen Verbs nach *inquit* u. a. (S. 82), für die Einschiebung des Infinitivs *dicere* (S. 83). Ein hinweisendes *ita* oder *sic* tritt in Prosa nie zu eingeschobenem *inquit (ait),* wohl aber in der Poesie, wie Ov. M. 1, 377 ff.

Schließlich kann die direkte Rede auch in der Weise mitgeteilt werden, daß das Verb des Sagens erst nach der selben folgt; die verschiedenen Möglichkeiten erörtert S. 84 ff.

In dem zweiten Aufsatze wird die Auslassung des Verbs des Sagens in dem die direkte Rede ankündigenden Satze behandelt. Sie findet sich lateinisch ungleich häufiger als im Griechischen, so schon bei Varro, dann bei Cicero u. a. (S. 26 ff.), wie z. B. C. rep. 1, 20 *tum Laelius: non impedio* usw.; so auch im Nachsatze, in Nebensätzen und nach beiordnendem *et, que.* Eine Ellipse des Verbs des Sagens liegt auch vor, wenn Schiller sagt: und er kommt zum Freunde: der König gebeut usw.; Ähnliches findet sich auch lateinisch, aber fast nur bei Dichtern (S. 49 ff.). Ebenso kann beim Übergange der indirekten Rede in die direkte *inquit* zugesetzt werden, braucht es aber nicht (S. 53 ff.). Das Verb des Sagens kann auch fehlen in Sätzchen wie *haec ille, sic Venus* u. a. am Ende der direkten Rede (S. 66), zuweilen auch, wie noch anhangsweise dargelegt wird, in Sätzen des Typus *ut ait Homerus,* vgl. z. B. C. Tusc. 1, 64 *ut Plato* (S. 69).

7) J. J. Schlicher, The Historical Infinitive. Classical Philology IX (1914) S. 279—94. 374—94. X (1915) S. 54—74.

Die dankenswerten, mit großem Scharfsinn und außerordentlicher Sorgfalt gearbeiteten Darlegungen geben uns eine vollständige und klare Übersicht über die geschichtliche Entwicklung der eigenartigen Konstruktion. Der erste Abschnitt — auf die Entstehung der Konstruktion geht Verfasser nicht ein — behandelt die Zeit vor Sallust; hier findet sich der, nach dem Verfasser dem Sermo urbanus angehörige, historische Infinitiv bei den Komikern und Tragikern, bei den älteren Historikern, bei Varro und Lucilius, endlich bei Cäsar und Cicero; aber häufiger nur bei Terenz (verhältnismäßig weit häufiger als bei Plautus) und in den Briefen und den älteren Reden Ciceros (namentlich in den Verrinen). Er kommt hier überall nur in Hauptsätzen vor, hat auch selten untergeordnete Nebensätze bei sich; auch sonst ist sein Gebrauch starken Beschränkungen unterworfen. Er steht eben nur von unmittelbar einsetzenden, impulsiven, ohne sorgfältige Überlegung und Berechnung ausgeführten Handlungen, also namentlich bei Verben des Affekts und ihren Äußerungen, bei lebhaften Versicherungen, bei Neigungen und Gewohnheiten, bei lebhaften Wünschen und energischer Verfolgung eines Ziels, bei Ausdrücken der Verlegenheit, Unruhe und Erregung, weshalb Verfasser diesen älteren Gebrauch als *Infinitivus impotentiae* bezeichnen will. Daraus erkläre sich denn auch, daß in dieser älteren Zeit ein passiver Infinitiv oder *esse* noch

recht selten sei; denn solche Ausdrücke bezeichnen keine Tätigkeit, sondern etwas Zuständliches, so daß von einem impulsiven Handeln keine Rede sein könne[1]). Freilich muß Verfasser zugeben, daß sich schon in dieser Zeit nicht alle Belege der Konstruktion seiner Erklärung fügen; manchmal werde dadurch nicht der Affekt des Handelnden ausgedrückt, sondern der des Redenden, der seine Erregung über einen unerwarteten Vorgang kundtun oder auf die Zuhörer übertragen wolle. Ich gestehe, daß mir diese Erklärung etwas gekünstelt erscheint, abgesehen davon, daß damit so ziemlich bei jeder Handlung der Infinitiv erklärt werden kann. Die Aneinanderreihung von zwei oder mehreren Infinitiven findet sich auch schon in dieser Zeit häufig; aber es ist verkehrt, zu sagen, daß einzelne Infinitive selten wären.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der weiteren literarischen Entwicklung in der Zeit von Sallust an. Dieser gebraucht den Infinitiv bekanntlich besonders häufig, namentlich auch in längeren Reihen, dabei mit Nebensätzen aller Art und auch so, daß der Infinitiv selbst im Nebensatz steht (jedoch nur im Relativsatze oder nach *cum inversum*); passive Infinitive und *esse* gebraucht er schon ziemlich häufig, aber fast nur in längeren Reihen im Anschluß an einen vorausgehenden aktiven Infinitiv anderer Art. Die früher doch im wesentlichen beobachtete Beschränkung auf impulsive Handlungen gilt hier nicht mehr; der Infinitiv wird von vielen Verben gebraucht, für die ihn die alte Zeit nicht kennt. Der Verfasser des Bellum Africanum hat kein Verständnis mehr für die eigentliche Natur der Konstruktion; er gebraucht ihn im Sinne des Indikativs in einfacher historischer Erzählung. Während Horaz und Vergil den Infinitiv wesentlich noch in alter Weise gebrauchen, ist Livius bedeutend freier: er neigt dazu, ihm eine Oratio obliqua in verschiedenen Formen unterzuordnen, viel einzelne Infinitive zu gebrauchen (namentlich in den letzten Büchern), so besonders *dicere* und *credere*. Passiva und *esse* kommen jetzt auch im Beginn der Reihen und einzeln vor; die alte Beschränkung durch die Art der Handlung ist ganz gefallen. Ebenso zeigt Tacitus, der anfangs in den Bahnen Sallusts wandelt, dann aber auch hier sich seinen eigenen Stil bildet, große Freiheit; beachtenswert ist namentlich das Zunehmen der passiven Infinitive sowie der ausgedehntere Gebrauch in Nebensätzen.

Den Niedergang der Konstruktion behandelt der dritte Abschnitt. Nach Augustus wird sie durch verschiedene Einflüsse (Mißachtung des

---

[1]) Ein passiver Infinitiv findet sich, wie Schlicher zeigt, schon Afran. com. 126. Varr. Men. 86 (aber kaum sicher Claud. Quadr. 45). C. Verr. 4, 52. 66. Caes. B. G. 3, 4, 3, nicht erst, wie Schmalz Synt.[4] S. 485 sagt, B. Afric. 61, 8, ganz abgesehen davon, daß hier R. Schneider *occupati erant* liest und anderseits die von Schmalz gemeinte Lesart *occ. esse* auch gar nicht in Betracht kommen könnte; denn Infin. hist. könnte dieser Ausdruck nur sein, wenn *occupati* adjektivisch gefaßt würde, da sich der Inf. perf. in dieser Konstruktion nicht findet; *esse perspicuum* steht übrigens schon C. Verr. 4, 40. Das Beispiel Ov. Met. 7, 639 bei Schmalz (ebenso Kühner) muß ganz gestrichen werden; die Konstruktion erklärt sich anders, so daß nach Schlicher bei Ovid sich überhaupt kein Beleg findet. Endlich aus Ammian werden zwei (nicht mit Schmalz eine) Stellen zitiert, nämlich 29, 2, 13. 3, 7.

Altlateins, gräzisierende Richtung, Einfluß der Provinzialen u. a.) ganz zurückgedrängt, um dann gegen Ende des Jahrhunderts im Epos noch einmal durch die Nachahmung Vergils, in der Prosa durch den Einfluß Quintilians und Frontos wider aufzuleben, aber freilich nur als künstliches Schriftlatein, nicht als ein Idiom der lebendigen Sprache, in der er tatsächlich abgestorben ist. So vereinzelt bei Lucanus, oft bei Valerius Flaccus, Statius und Silius, unter den späteren Dichtern namentlich bei Claudianus, zuletzt je einmal bei Fortunatus und Beda. In der Prosa zeigt die letzten sicheren Beispiele Sidonius Apollinaris; die einzelnen Daten lassen sich hier nicht alle widergeben.

Jedem der drei Abschnitte ist eine Statistik über das Vorkommen der Konstruktion bei den jedesmal behandelten Autoren beigegeben, die, soviel ich sehen kann, sorgfältig und zuverlässig ist.

8) A. R. Anderson, Studies in the Exclamatory Infinitive. Classical Philology vol. IX (1914), S. 60—76.

Verfasser stellt zunächst fest, daß die Bedeutung der Konstruktion schon richtig durch Kraz dahin angegeben ist, daß in dem Acc. c. inf. des Ausrufs 'der Ausdruck des leidentlichen Affekts liegt, welcher durch Geschehendes oder Geschehenes, durch Tatsachen oder Zustände erregt wird'; daher ist auch der Inf. *praes.* oder *perf.* durchaus die Regel, nur vereinzelt (C. Att. 5, 20, 7. 12, 49, 2, Liv. 3, 67, 1) steht der Inf. *fut.* von unvermeidlichen Folgen gegenwärtiger Zustände. Aus dieser Bedeutung ergibt sich auch, daß Verg. Aen. 1, 37 *mene incepto desistere victam!* nicht zu übersetzen ist: 'ich sollte ablassen?' (das hieße: *ego ut desistam?*). Was die Entstehung der Konstruktion anbetrifft, so geht Verfasser aus von Sätzen wie Pl. Trin. 1017 *non pudet te? Tribusne te poteriis memoriam esse oblitum!* Statt des vorausgesandten Verbs des Affekts trat dann auch ein Ausruf wie *indignum facinus, ah, vae* u. a. ein, bis schließlich der Begriff des regierenden Affekts nur im Zusammenhange lag. Ob die Konstruktion auch zum Ausdruck der Genugtuung und Freude diente (S. 64 ff.), ist mir zweifelhaft; die gegebenen Belege lassen teils andere Erklärungen zu (C. Tusc. 1, 98, Tac. dial. 6), und im übrigen kommt man mit dem Begriff des Staunens oder der Verwunderung überall aus.

S. 66 ff. werden die Belege aus dem Altlatein, aus den Dichtern bis Horaz, sowie aus Cicero und Livius gegeben. Cicero verwendet die Konstruktion besonders in den Briefen (namentlich an Attikus), öfter auch in den Reden (besonders in den Verrinen; aber Verr. 5, 115 gehört kaum hierher), vereinzelt auch sonst (Brut. 219. div. 2, 30. Fin. 2, 29. 4, 76. Tusc. 2, 21). Für Livius wird gewöhnlich nach Wölfflin nur 9, 11, 12 angegeben, wozu Verfasser mit Recht noch 3, 67, 1 hinzufügt; aber 5, 45, 6. 3, 48, 8 liegen wohl direkte Fragen in indirekter Rede vor.

9) A. R. Anderson, The Unity of the Enclitic *Ne*. Classical Philology vol. IX, S. 174—88.

Verfasser sucht nachzuweisen, daß das enklitische *ne* in der fragenden sowie in der versichernden Bedeutung im Grunde ein und

das selbe Wort ist; unter Anführung zahlreicher Beispiele aus dem Altlatein setzt er auseinander, wie aus der ursprünglich fragenden sich die versichernde Bedeutung entwickelt hat. Ob freilich das schwierige Problem damit seine endgültige Lösung gefunden hat, ist zweifelhaft. — Wenn es übrigens S. 177 Fußnote gelegentlich heißt, *sin* werde nur nach einem ausdrücklich vorausgehenden oder im Zusammenhange liegenden Bedingungssatze gebraucht, so läßt sich diese Beschränkung doch wohl nicht halten, vgl. z. B. Kühner [2] II, 2 S. 433 Anm. 1.

10) P. Persson, Zu den Variationen von *non modo (solum) . . . sed etiam.* Eranos XIII (1913) fasc. 2, S. 152—55. Leipzig, O. Harassowitz.

Den Aufsatz mit seinen Ergänzungen zu Schmalz' Syntax [4] S. 508ff. habe ich für meine Bearbeitung der Kühnerschen Syntax nicht mehr verwerten können; um so mehr freut es mich, daß ich, was hier vorgebracht wird, im wesentlichen doch alles im zweiten Bande S. 66 Anm. 11 und 12 und S. 74 angeführt habe. Nicht finden sich bei mir von den Stellen für *non . . . sed (= sed etiam)* Livius 6, 13, 7. 21, 41, 16. 23, 5, 7. 28, 26, 7. 28, 39, 14. Tac. Germ. 41; aber dafür habe ich für diesen Sprachgebrauch neben einer anderen Liviusstelle drei Belege schon aus Cicero geben können (S. 74). Für *non solum* mit asyndetischer Anknüpfung des zweiten Gliedes habe ich C. Q. fr. 1, 3, 6 zitiert, während Verfasser erst Tacitus für diesen Sprachgebrauch anführt; doch hätte er meines Erachtens lieber Tac. A. 16, 26 *non solum . . . superesse* als gültige Belegstelle nennen sollen (*superesse* ist doch nach dem ganzen Zusammenhange hier ohne Frage = 'im Überfluß vorhanden sein', nicht 'außerdem vorhanden sein') als die kritisch bedenkliche Stelle Germ. 41 (vgl. Andresen JB. 1915 S. 93). Für *non tantum . . . etiam* wird von Persson auch noch Pomp. Mela 3, 3, 27 zitiert.

11) H. Blase, Zur Geschichte einer Regel der lateinischen Grammatik. Wochenschrift f. klass. Philol. 1916, Sp. 21—22.

Es wird nachgewiesen, daß die Regel über den lateinischen Indikativ der Verba des Könnens und Müssens in ihren Anfängen zuerst bei Bröder 1787 auftaucht, ausführlicher dann bei Zumpt [2] 1820 § 76, 1 erscheint.

B. Zum Sprachgebrauche bestimmter Schriftsteller.

12) G. Landgraf, Kommentar zu Ciceros Rede pro Sex. Roscio Amerino. 2. Aufl. Leipzig, Teubner, 1914. VII u. 290 S. 8. 8 *M.*

Wer die erste, 1884 erschienene Auflage des obigen Kommentars kennt, wird sich nicht wundern, daß das Werk hier unter den Erscheinungen auf dem Gebiete der lateinischen Syntax mit besprochen wird; bot es doch schon damals in seinem Bestreben, 'durch ein genaues Eingehen auf die Unterschiede zwischen älterer und späterer Diktion ein Bild des werdenden, nicht des vollendeten Redners Cicero zu

geben', eine so reiche Fülle von syntaktischen und stilistischen Belehrungen aller Art, daß es für den lateinischen Grammatiker als ein unentbehrliches Hilfsmittel bezeichnet werden mußte. Nach dreißig Jahren ist nunmehr die zweite Auflage des Kommentars erschienen (der Text der Rede ist nicht wider mit abgedruckt), die in jeder Beziehung uneingeschränktes Lob verdient. Überall hat Verfasser die sachlichen und sprachlichen Erklärungen durchgeprüft und auf Grund der neueren Literatur berichtigt und ergänzt (dies besonders auch in der sorgfältigen Berücksichtigung der rhythmischen Gesetze), manches auch gekürzt und zusammengezogen. Die Seitenzahl ist freilich nicht größer, sondern sogar etwas geringer geworden; aber die größere Zeilenzahl der einzelnen Seiten sowie der engere Druck boten Raum für eine nicht unwesentliche Vermehrung des Stoffes.

Die Hauptsache ist die Zuverlässigkeit des gebotenen Materials; da lassen sich schwerlich viele Ausstellungen machen. Ich erwähne nur ein paar Einzelheiten, die mir aufgefallen sind. Wenn S. 60 zu § 23 gesagt werden soll (die Fassung ist nicht ganz klar), daß der Vokativ von *bonus* in ironischem Sinne immer voranstehe, so vermag ich das nicht zu widerlegen, aber daß in anderen Kasus auch in diesem Sinne die Nachstellung gelegentlich vorkommt, glaube ich Kühner [2] II, 2, 607 Anm. 11 erwiesen zu haben, wo auch die Nachstellung von *egregius* und *praeclarus* (auch für dieses stellt Verfasser die Voranstellung als Regel hin) in diesem Sinne belegt ist. Vgl. auch meine Bemerkung N. Jahrbb. (nicht Z. G. W., wie im Kühner versehentlich steht) 1894 S. 24ff. — Wenn zu § 37 das taciteische *accuso (incuso)* mit Acc. c. inf. berücksichtigt ist, so verdiente auch *arguo quod* bei dem selben Autor (vgl. Kühner [2] II S. 277 in.) herangezogen zu werden. — Zu § 51 *neque eo quo* konnte auch Varr. R. R. 1, 5, 2 angeführt werden; versehentlich ist Plaut. Trin. 34 (statt 341) zitiert. — S. 145 am Ende ist die Weglassung des *alius* in Wendungen wie *cum multa tum illud* als Regel hingestellt; vgl. jedoch z. B. C. Tusc. 1, 27 *cum multis aliis rebus tum* usw. Mehr Beispiele s. Kühner [2] II, 2 S. 352 Anm. 2.

Von meiner Bearbeitung der Kühnerschen Syntax hat Verfasser noch den ersten Band benutzen können. Darauf wäre wohl richtiger verwiesen als auf die erste Auflage S. 80 med. (s. Kühner S. 782, 3), S. 168 zu *exspecto ut* (s. S. 699 Anm. 4), S. 227 zu *memini* c. inf. perf. (s. S. 703, 3), S. 241 am Ende (s. S. 132, 9). Ein Druckfehler ist wohl S. 35 Z. 8 v. u. Objekts- (statt Subjekts-) Genetiv.

13) Th. Stangl, Zu Plinius' Briefen. Wochenschrift f. klass. Philologie 1914, Sp. 752—757. 778—783.

Bei der kritischen Erörterung einer Reihe von Stellen fallen auch einzelne grammatische Bemerkungen ab. So wird Sp. 752 die Einleitung von Parenthesen durch *et, que, nec* bei Plin. 3, 14, 3. 3, 18, 10. 8, 3, 3. 8, 6, 5. 8, 23, 5. pan. 45, 1 belegt; Sp. 756 zu 4, 13, 8 *dabunt operam, ne eam pecuniam non nisi dignus accipiat* die unlogische Häufung der Negationen wohl mit Recht verteidigt, vgl. 5, 17, 6 *ne* . . .

nihil . . . nisi[1]); Sp. 779 zu 6, 28, 1 *quas omnes improbe, accepi tamen* eine Reihe von Beispielen aus Plin. mit *tamen* oder *sed* ohne vorausgehendes *quidem* nachgewiesen; Sp. 780 zu 8, 4, 6 *perinde carptim ut contexta* die Gleichordnung eines Adverbs und Adjektivs (Partizips) verteidigt.

Die meisten Untersuchungen, die sich auf den Sprachgebrauch einzelner Schriftsteller beziehen, beschäftigen sich mit dem Spätlatein, das ja der Forschung noch ein weites und interessantes Feld bietet. Dahin gehört zunächst:

14) L. Wohleb, Die lateinische Übersetzung der Didache kritisch und sprachlich untersucht mit einer Widerherstellung der griechischen Vorlage und einem Anhang über das Verbum *altare* und seine Komposita. Band VII, 1 der Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, im Auftrage und mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft herausg. von Drerup, Grimme und Kirsch. Paderborn, F. Schöningh 1913. 142 S. 8. 6 ℳ.

Die vorstehende Schrift, welche die früher nur in einer Handschrift von Melk fragmentarisch vorhandene, 1900 in der Münchener Bibliothek vollständig aufgefundene *Doctrina apostolorum* (διδαχὴ τῶν ἀποστόλων): *viae duae sunt vitae et mortis* usw. behandelt, bezeichnet Verf. selbst als einen bescheidenen Beitrag 'für ein umfassendes, dringend erwünschtes Werk über den Sprachgebrauch der altchristlichen Übersetzungsliteratur mit Einschluß der ältesten Bibelversionen und über ihre Bedeutung für die christliche Latinität und ihre Begriffswelt!' Seiner Aufgabe wird der Verfasser vollkommen gerecht; die sprachlichen Untersuchungen über Stil und Syntax der Schrift, die er in das 3. Jahrhundert setzt, sind mit großer Umsicht und Sorgfalt durchgeführt, so daß schwerlich etwas Wesentliches einzuwenden sein dürfte. Fraglich erscheint mir nur die Bemerkung S. 64, *casus* = *peccatum* finde sich in ähnlichem Sinne vereinzelt schon in der klassischen Latinität, so z. B. Cic. Cael. 41 *multas vias adulescentiae lubricas ostendit (natura), quibus illa insistere aut ingredi sine casu aliquo aut prolapsione vix posset.* Es ist hier in jedem einzelnen Ausdrucke das Bild durchgeführt, daß der Jüngling auf der schlüpfrigen Bahn des Lebens leicht zum Straucheln oder zum Fallen kommt (*lubricus, insistere, ingredi, casus, prolapsio*); dabei steht *casus*, so gut wie *prolapsio*, durchaus in eigentlichem Sinne. Freilich die Lexika, so Georges[8], Freund, Heinichen (auch der Thesaurus III 574, 51 ff.), fassen *casus* = 'Fall' im moralischen Sinne, ohne bei *prolapsio* ebenso zu verfahren; richtig erklärt es R. Klotz vom materiellen Falle . . . in dem Bilde Cael. 41. Eine andere Stelle für die fragliche Bedeutung von *casus* wird nirgends gegeben (auch nicht im Thesaur.) für die gute Zeit; also beschränkt sich dieser Gebrauch auf das Kirchenlatein.

[1]) Eine weitere Belegstelle wird Woch. f. kl. Phil. 1915 S. 358 noch aus Bacchiarius (5. Jahrh.) nachgetragen; der Sprachgebrauch eines so späten Autors könnte freilich an sich für Plinius schwerlich etwas beweisen. Wenn übrigens, wie Verf. zu meinen scheint, es Aufgabe der lateinischen Syntax ist, auch alle solche nachlässigen Ausdrucksweisen zu registrieren, so hätte die obige Stelle bei Kühner[2] natürlich Bd. I S. 828 a. E. verzeichnet werden müssen, aber nicht bei den Bedingungssätzen.

15) J. H. Schmalz, Sprachliche Bemerkungen zu des Palladius Opus agriculturae. Glotta VI (1915) S. 172—190.

Verfasser gibt eine Reihe interessanter Bemerkungen zu der noch wenig durchforschten, aber vielfach beachtenswerten Syntax und Stilistik des Palladius im Anschluß an einzelne Stellen. Behandelt wird, um das Wichtigste hervorzuheben, *iubeo (praecipio)* c. acc. c. inf. gerundivi nach Analogie von *assero*, so 1, 6, 14 *iubent . . . operandum*, an welcher Stelle zugleich eine leichte Anakoluthie notiert wird, die durch Vorausnahme des betonten Begriffs im Akkusativ entsteht, der dann durch ein Pronomen in einem anderen Kasus wider aufgenommen wird (so schon Cato und Varro); dann *delectari* c. dat. = 'eingenommen sein für' (so auch Val. Max. 4, 8, 3?); der absolute Gebrauch von *addo* und andern Verben; Widerholungen wie *locus . . . is locus; et neque* = 'und auch nicht', 'und nicht einmal' (so auch Suet. Jul. 78, 2); Konstruktionen wie *quattuor mensum bene saginantur* = 'als viermonatige Tiere' mit zu ergänzendem Subjektsnomen (einzelnes derart habe ich auch Kühner[2] II, 1, S. 3 in. gegeben; ebenso erklären auch Tac. A. 15, 38 Nipperdey-Andresen die von ihnen aufgenommene Lesart *fessa aetate aut rudis pueritiae*); ferner *abundans sit* = *abundet*, weil gerade für die immer mehr zurücktretenden Konjunktivformen die Umschreibung mit den noch üblichen Formen *sit* und *esset* besonders beliebt sei; die korrespondierende Verbindung *et . . . ac*, die sich auch bei Columella und dem älteren Plinius finde (vgl. Thesaur. L. L. II Sp. 1055 in.; so auch schon Varr. R. R. 1, 6, 5, obwohl Keil hier ändert); einschränkendes *ut* bei *multum (plurimum)* u. ä.; ein jussives *providerit* nach Analogie des üblichen *viderit*; *se servare* und andere Reflexiva statt des klassisch üblichen Passivs; verschiedene beachtenswerte Formen zum Ausdruck der Reziprozität; die abgeschwächte Bedeutung namentlich der unregelmäßigen Superlative; der Genet. pretii in *minoris aestimatio* nach Analogie des Verbs *aestimare*; endlich der Gebrauch einzelner Präpositionen in ungewöhnlichem Sinne, so *super* c. acc. = *de* c. abl.

16) J. H. Schmalz, Satzbau und Negationen bei Arnobius. Glotta V (1914) S. 202—209.

Behandelt die Vorliebe des Arnobius für parataktischen Satzbau, so in der archaisierenden Satzverbindung *sed ex capite Iovis enata est et esse res coepit* = 'sobald sie aus dem Haupte Juppiters entsprungen war, da begann'. Dahin gehören ferner die in ungewöhnlicher Weise ohne das übliche *ut* angeschlossenen Konjunktiv in Sätzen wie *necessario sequitur intellegantur* = *necesse est intellegantur* = *necessario intellegantur; tantum est longe ut . . . credatur: . . . incurrat* (statt *ut incurrat*); bloßes *flueret* abhängig von *praeceperit* u. a. — Abgelehnt wird die mehrfach vorgeschlagene Tilgung von überlieferten Negationen, die nicht selten bei Arnobius unter bestimmten Bedingungen nur zur Verstärkung einer vorausgehenden Negation dienen; dazu kommt ein eigentümlicher Fall, in dem ein *nec* mit rückwirkender Kraft zugleich auch ein vorausgehendes koordiniertes Verb verneint; endlich *nec . . . saltem* = *et ne . . quidem*.

Unter der Überschrift 'Synesis oder Schreibfehler?' wird in einer

S. 209 angeschlossenen Notiz Arnob. V 41 S. 210, 18 R. *prolatio cupidinis atque irae . . . fuerant . . . coinquinatura* die überlieferte Lesart wohl mit Recht gegen die naheliegende Änderung in *fuerat* verteidigt; die hier vorliegende Synesis, die durch die Beziehung des Plurals *fuerant* auf die Genetive *cupidinis atque irae* hervorgerufen ist, wird bei Kühner[2] II, 1, 29 Anm. 6 schon aus Cicero durch zwei analoge Beispiele belegt. Ebenso steht der Plural des Prädikats, wie ich zufällig eben lese, im Deutschen in einem Aufsatze von Ad. Schulten in der Internat. Zeitschr. X, 7 (1. April 1916) Sp. 819 'Deutschlands . . . Leistungen, welche Englands und Frankreichs Neid vertilgen möchten'.

17) J. H. Schmalz, Syntaktisches (zur besseren Würdigung der Überlieferung im Kirchenlatein). Berl. Phil. Wochenschrift 1914, Sp. 798—800. 1915, Sp. 508—511.

Im Anschluß an die von R. Reitzenstein veröffentlichte frühchristliche Schrift von den dreierlei Früchten des christlichen Lebens (Zeitschrift f. neutestamentliche Wissenschaft herausg. von E. Preuschen, 1914 S. 60 ff.) weist Schmalz auf einige syntaktische Eigentümlichkeiten namentlich des Spätlateins hin, die der Herausgeber unberechtigterweise durch Änderungen beseitigt hat. So ist an den Worten *manendum est in aeternis sedibus, non . . . stare . . . atque . . . inlaqueari* bei den Infinitiven kein *debemus* einzufügen; Ergänzung eines Begriffs des Müssens beim Infin. nach vorausgehendem Gerundiv findet sich auch sonst, vgl. auch Kühner[2] II, 1, S. 710 A. 3. II, 2, S. 559 A. 1. Sp. 508 ff. wird mit Recht verteidigt fehlendes *in* beim Abl. der Ortsruhe, gewisse verbale Ellipsen, die Verbindung *non* (statt *non solum*) . . . *sed et* (vgl. Nr. 10), das seltene *cura est* (statt *curae est*) *aliquid*, der persönliche Gebrauch von *constat* (bei Cic. freilich Rosc. A. 110. Cluent. 104. dom. 139 durch Änderung beseitigt; ob mit Recht?), *caro terrae limo* (statt *de t. l.* = Abl. materiae, vgl. Kühner[2] II, 1 S. 393), die Häufung von Partikeln wie *qua ut, quasi velut* u. a.

18) J. H. Schmalz, Sprachliche Bemerkungen zum lateinischen Äsop des Romulus. Berl. Phil. Wochenschrift 1914 Sp. 444—447. 476—480.

Im Anschluß an die Ausgabe des lateinischen Äsop von G. Thiele (Heidelberg 1910) gibt Verfasser eine Reihe sprachlicher Ergänzungen, die neben lexikalischen und synonymischen Bemerkungen auch Beiträge zur Syntax enthalten. So ist die Rede von kausalem *per* (dafür hätte übrigens auch auf Stellen verwiesen werden können wie Tac. A. 6, 45 [sc. *opera*] *contemptu ambitionis an per senectutem haud dedicavit.* 15, 71 *per amicitiam Senecae data exilia.* 4, 16 *per adulterium* u. a. Plin. ep. 8, 10, 1 *dum se praegnantem esse puellariter nescit ac per hoc quaedam custodienda praegnantibus omittit.* Quintil. 2, 17, 30 [*rhetoricen*] *per hoc non esse artem, quod non dicenda praecipiat*), dem absoluten Gebrauch mancher Verben (wie *claudere* = sich schließen), dem Dat. comparationis, von *quaerendo* = *quaerens*, dem nur hier belegten *absit ne* (statt *ut*), dem Genet. inhaerentiae (so *laudis gloria*), Pleonasmen wie *multitudo multa*, Prohibitiven wie *non credas*, von *stare, sedere,*

manere = *esse, quisquam* = *quisque,* Widerholungen wie *oves . . . illae oves,* der Verbindung *eo quod.*

19) J. H. Schmalz, Mischkonstruktionen im Lateinischen. Glotta V (1914) S. 209—14.

Die behandelten Mischkonstruktionen, welche 'durch eine Mischung üblicher, sich deckender oder doch verwandter syntaktischer Sprachformen entstanden sind', sind alle spätlateinischen Texten entnommen, so *quanti valeat* aus *quantum valet* und *quanti est;* die mannigfaltigen Mischkonstruktionen im Bau der Vergleichungssätze; *potiones, quae ad valetudinem congruunt dare* aus *quae ad valetudinem congruunt* und *quas ad v. congruit dare* u. a.

20) Joh. Compernass, Vulgaria. Glotta V (1914) S. 214—21. VI (1915) S. 164—71.

Neben zahlreichen lexikalischen Bemerkungen werden auch syntaktische Eigentümlichkeiten erörtert und besonders aus dem Spätlatein belegt, so *quam* mit dem Komparativ statt des Superlativs wie *quam citius potest; in provinciam fui* u. ä. (analog auch *in mentem, potestatem esse*), wo der Akkusativ auf die ursprünglich neben 'ich bin gewesen' auch vorhandene Bedeutung 'ich bin gegangen, gekommen' für *fui* zurückgeführt wird (?); *magis* = *verum* (franz. mais); *sin* = 'wo nicht', 'sonst', ebenso *sin autem, sin minus* u. a.; *aut non* = *an non; vel* = 'wenigstens' bei Zahlwörtern. — Ferner im Anschluß an Balb. b. C. Att. 9, 7 A *nedum* = *non solum, nisi quia* = *nisi, curare, facere, iubere* usw. ('lassen') c. inf. activi, klassisch so schon besonders bei Dichtern, ausgedehnt später in den Acta sanctorum.

21) Th. Stangl, Satzbauvermengung: zu Euanthius de fabula III, 2. Wochenschrift f. klass. Philol. 1914, Sp. 588—90.

Verfasser verteidigt den unlogischen Pleonasmus der Euanthiusstelle: *Graeci prologos non habent more nostrorum, quos Latini habent* (der Relativsatz bringt nach nostrorum nichts Neues) als volkstümliche Breite, unter Hinweis auf Cic. Phil. 1, 27 (nicht 21) *sin consuetudinem meam quam in re publica semper habui, tenuero.* Freilich liegt hier die Sache meines Erachtens wesentlich leichter; aber dem späteren Schriftsteller wird man auch die Ausdrucksweise der ersten Stelle zumuten dürfen.

22) Fr. Pfister, *Seu et* in spätlateinischen Texten. Glotta VI (1915) S. 73.

Gibt einige spätlateinische Belege für *seu et* = *atque etiam* in Ergänzung von Löfstedt, Glotta IV, S. 259.

C. Schriften, welche die ganze Syntax oder doch größere Teile umfassen.

23) R. Methner, Lateinische Syntax des Verbums. Ein wissenschaftlich-didaktischer Versuch. Berlin, Weidmann 1914. XII u. 219 S. 8. 6 ℳ.

Das vorliegende Werk, das ich freilich lieber 'Syntax des lateinischen Verbums' betitelt sähe, will nach dem Vorwort versuchen, 'die Er-

gebnisse, zu denen die wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiete der Syntax des Verbums gelangt ist, in den Dienst des Unterrichts zu stellen', damit die Schüler Verständnis dafür bekommen, 'daß die Sprache etwas Gewordenes ist, und erkennen lernen, wie dieses Werden sich nach psychologischen Gesetzen vollzieht'. Verfasser hat ohne Frage eine sorgfältige und scharfsinnige Arbeit geliefert, die von eingehenden Studien auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik zeugt. Er stützt sich in seinen Ausführungen zum großen Teil auf seine zahlreichen früheren Veröffentlichungen; was er dort für die einzelnen Kapitel der lateinischen Verbalsyntax festgestellt zu haben glaubt, ist hier im Zusammenhange, in mancher Beziehung ergänzt und vervollständigt, zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet.

Vom einfachen Satze ausgehend, behandelt Verfasser zunächst den Gebrauch der Modi und Tempora in diesem; daran schließen sich Modi und Tempora in Nebensätzen (es ist dies naturgemäß der umfangreichste Abschnitt), das Verbum infinitum und die Modi und Tempora in innerlich abhängigen Sätzen, der Oratio obliqua und indirekten Fragesätzen; den zweiten Teil des Buches von S. 139 ab bilden eingehende 'Erläuterungen'. Berücksichtigt ist im wesentlichen nur der Sprachgebrauch der klassischen Zeit, wie denn die Beispiele fast alle aus Cicero, Cäsar, Sallust und Livius entnommen sind. Darin liegt ein großer Mangel des Buches; man vermißt die Heranziehung des Altlateins, das doch für die Erkenntnis des Werdens der sprachlichen Erscheinungen kaum entbehrlich ist. Von einem Werden, einer Entwicklung ist denn auch selten die Rede.

Die Ausführungen des Verfassers haben deshalb besonderes Interesse, weil viele Einzelaufstellungen von der gewöhnlichen Auffassung beträchtlich abweichen; daß man ihm überall folgen kann, glaube ich freilich nicht. Ich hebe im folgenden die wichtigsten Punkte hervor.

1. Die verschiedenen Gebrauchsweisen des Konjunktivs werden auf einen ursprünglichen Modus fictivus (= Optativ ohne ἄν), der die reine oder bloße Möglichkeit bezeichnet, und den Modus potentialis (griech. Konjunktiv oder Optativ mit ἄν) zurückgeführt (S. 2 ff.), der eine Möglichkeit bezeichnet, deren Verwirklichung zu erwarten ist oder erwartet werden kann. Schwerlich richtig.

2. Für die Tempora wird der bezogene Gebrauch glatt abgelehnt; sie sollen also nie zum Ausdruck der Vorzeitigkeit und Gleichzeitigkeit (S. 4 ff., 160 ff.) dienen. Damit steht dann namentlich auch die Behandlung der Tempora der vergangenen Handlung in Zusammenhang; wie bei dem Perfekt als Tempus der in der Gegenwart abgeschlossenen Handlung ein zuständliches (Perf. praesens) und feststellendes (sonst auch logisches oder konstatierendes) Perfekt geschieden wird, so unterscheidet Verfasser auch beim Plusquamperfekt und Futurum II einen zuständlichen und feststellenden Gebrauch. Ich gestehe, daß mir diese Aufstellung, die allerdings für alle drei Zeitsphären ein gleichmäßiges Schema erzielt, wenig überzeugend ist, vielmehr gesucht und gekünstelt erscheint; hier wie sonst oft ist der Verfasser der von ihm S. IV abgelehnten 'logischen' Betrachtung doch wider verfallen. Wenn es übrigens S. 9 vom feststellenden Plusquamperfekt heißt, daß es 'eine

Handlung als eine in einem bestimmten Zeitpunkt der Vergangenheit abgeschlossene' bezeichnet, so kommt das meines Erachtens der üblichen Annahme der 'Vorzeitigkeit' sehr nahe, wenn nicht gleich. Bei dem Futurum II ferner hätte der Gebrauch des Altlateins berücksichtigt werden müssen, der zeigt, daß hier ursprünglich wohl nur eine Konkurrenzform des einfachen Futurs vorliegt. Endlich erscheint es mir unnatürlich, das feststellende Perfekt zum Perf. praes. zu ziehen (S. 5); ich würde es lieber zum historischen Perfekt ziehen, mit dem es ja auch die präteritale Konsekutio gemeinsam hat (vgl. S. 127 Anm. 2).

3. Auch die Annahme eines Jussivus der Vergangenheit in Stellen wie C. Sest. 54 *commoverentur,* 45 *restitisses, repugnasses* wird abgelehnt (S. 153 ff.); Verfasser sieht darin überall einen einfachen Potentialis, also auch im Coni. plusqupf., dem man sonst wohl nirgends diese Bedeutung zuerkennt.

4. S. 30 werden Aussage- und Annahmesätze unterschieden, weil die übliche Unterscheidung in Aussage- und Begehrungssätze nicht durchzuführen sei. Ich sehe da keine Schwierigkeit. Sätze, die eine 'Annahme, Möglichkeit, Erwartung, Vermutung' ausdrücken, gehören meines Erachtens unter die Aussagesätze, wohin Verfasser ja auch ein potentiales *crediderim* rechnet. Weshalb ferner in *si id fecisses, poenam dedisses* ein *dedisses* nicht als Aussage gefaßt werden kann, vermag ich nicht einzusehen; und daß in Sätzen wie *sit dolor summum malum* eine Art Begehren liegt, sagt Verfasser S. 22 selbst, wenn er die hier übliche Negation *ne* daraus erklärt, daß 'der Redende mit diesem zeitweiligen Zugeständnis gewissermaßen einen Wunsch des Gegners erfüllt'. Einen deutlichen Fingerzeig gibt doch auch der Gebrauch der Negationen, der der üblichen Scheidung genau entspricht; Verfasser dagegen muß für die Annahmesätze 'teils *ne,* teils *non*' annehmen. In der Schule würde seine Scheidung jedenfalls Unklarheit und Verwirrung stiften; aber sie ist meines Erachtens auch an sich verfehlt.

5. Zu den Finalsätzen werden auch die *ut*-Sätze bei Ausdrücken wie *accidit, evenit, fit, restat, relinquitur, sequitur, ius, mos, consuetudo est* u. a. gerechnet, während man hier sonst allgemein Folgesätze annimmt (S. 38). Für die Auffassung des Verfassers spricht der Tempusgebrauch in solchen Sätzen (S. 164), aber dagegen die Negation. Denn diese ist doch durchweg *ut non;* die ganz vereinzelten abweichenden Beispiele können nicht entscheiden. Nur bei den Verben des Bewirkens (*facio, efficio* u. a.) zeigt sich ein offenbares und leicht begreifliches Schwanken zwischen finaler und konsekutiver Auffassung, wie wider der Gebrauch der Negation beweist.

6. Bei den Bedingungssätzen werden von dem indikativischen Falle die Bedingungssätze mit Indik. Futuri abgetrennt und als besondere Art dem potentialen Fall untergeordnet (S. 48 ff.). So ergeben sich wider, wie man früher lehrte, vier hypothetische Fälle — meines Erachtens weder berechtigt noch notwendig; das Lateinische hat eben nur drei Grundformen ausgeprägt, der hier konstruierte vierte Fall ist ein rein künstliches Produkt.

7. S. 162 ff. wird die Annahme einer Modusangleichung, wie das

auch schon von Dittmar geschehen ist, im allgemeinen abgelehnt, doch wohl ohne Berechtigung, wie sie Verfasser denn auch für bestimmte Fälle gelten lassen muß.

8. Über den Modusgebrauch in den lateinischen Temporalsätzen hat Verfasser in seiner Abhandlung 'Die lateinischen Temporal- und Modalsätze' (Bromberg 1914) ausführlich gehandelt; meine Bedenken habe ich in diesem Jahresbericht 1915 S. 35 ff. geäußert. In der selben Schrift wird auch die gewöhnliche Annahme einer iterativen Bedeutung des Konjunktivs in 'indefiniten Temporalsätzen' bekämpft. Die viel erörterte Frage ist wohl noch nicht zum Abschluß gediehen; bei den Ausführungen des Verfassers habe ich jedenfalls manche Bedenken.

9. Die Lehre von der Consecutio temporum gründet sich im wesentlichen auf den Aufsatz des Verfassers 'Geltungsbereich und Wesen der lateinischen Consecutio temporum' (N. Jahrbb. XVIII, 1906); ich kann hier auf die jedenfalls beachtenswerten Darlegungen nicht mehr näher eingehen, möchte aber bei der Gelegenheit mein Bedauern aussprechen, daß ich die selben bei meiner Bearbeitung der Kühnerschen Syntax leider übersehen habe.

10. Lesenswert sind auch die längeren Ausführungen über das Gerundivum und Gerundium (S. 197 ff.), das nach dem Verfasser die noch nicht erfolgte, sondern erst erwartete oder zu erwartende Handlung bezeichnet.

Ich schließe noch einige Einzelheiten an, die mir aufgefallen sind. S. 16 wird wohl zuviel gesagt, wenn der eigentümliche Tempusgebrauch im Briefstil dem 'römischen Briefschreiber' überhaupt zugeschrieben wird, vgl. Kühner Synt. I S. 158 A. 2. — S. 20 wird für den Potentialis in rhetorischen Fragen des Unwillens und der Verwunderung neben *non* auch die Negation *ne* angesetzt — vielleicht nur auf Grund von C. Att. 12, 40, 2. Sonst ist wenigstens meines Wissens die Negation regelrecht *non*; an der angeführten Stelle hängt aber *ne doleam?* meines Erachtens von dem eben vorausgehenden *postulent* ab. — S. 22 Anm. ist die Scheidung zwischen dem Coni. concessivus mit *ut (ne)* und dem *ut (ut non)* der Annahme c. coni. gut; ähnliches schwebte mir Kühner [2] II S. 251 Anm. 3 am Ende vor, wenn der Unterschied dort auch nicht recht zur Klarheit herausgearbeitet ist. — S. 23 wird erwähnt, daß die Negation beim Coni. optativus zuweilen auch *non* sei; das selbe hätte folgerichtig auch beim Coni. adhortativus und iussivus erwähnt werden müssen, vgl. Kühner Synt. I S. 192, 2. — S. 41 Anm. 6 wird auch *ut* = 'daß' bei den Verben des Fürchtens anerkannt. Aber es wäre doch wunderlich, wenn *ut* hier bald = 'daß nicht', bald = 'daß' wäre; die paar in Betracht kommenden Stellen erklären sich anders, vgl. Kühner II S. 256 Anm. 4. — S. 44 Anm. 2 verstehe ich den auch früher schon vom Verfasser verfochtenen Satz nicht, daß man in Sätzen wie *quis tam demens, ut sua voluntate maereat?* keine konsekutive Bedeutung des Relativsatzes annehmen könne; man kann sich doch einen Menschen von bestimmter Beschaffenheit auch für den Fall vorstellen, daß der selbe in Wirklichkeit garnicht existiert, und ebenso die aus dieser Beschaffenheit gegebenenfalls hervorgehende Wirkung. — Nach S. 58 soll der Coni. imperf. in Bedingungssätzen mit *modo* und *dum*

(modo) nur in obliquem Sinne möglich sein; aber wie steht es dann mit C. Off. 1, 89 *recte placet, modo ne laudarent* usw.? Nach diesem Satze wird übrigens auch das Musterbeispiel einzelner Grammatiken: *summas laudes merentur Athenienses, dummodo ne tam leves fuissent* ohne Bedenken sein, wenn ich freilich auch den Fundort nicht anzugeben vermag. — Nach S. 69 steht *est qui, sunt qui* c. coni. nur, wenn der Redende die im Konjunktiv ausgesprochene Annahme nachdrücklich bejahen will; dann hat die klassische Prosa jedenfalls eine auffallende Vorliebe für nachdrückliche Ausdrucksweise, da hier der Indikativ in solchen Sätzen verhältnismäßig sehr selten ist. Freilich läßt sich nach S. 86 Anm. 90 Fußn. 2 die Absicht der Hervorhebung durch den Konjunktiv zuweilen (ich glaube, recht oft) nicht nachweisen; das ist denn bedenklich für die ganze Theorie. — S. 72 Anfang ist *non quod (quia)* c. indic. überhaupt nicht erwähnt, vgl. Kühner Syntax[2] II 386 am Ende. — S. 73 Anm. 3: *accedit ut* findet sich nicht bloß in der Erzählung, vgl. Tusc. 1, 43. — S. 74: neben *nihil (quid) est, cur* findet sich auch manchmal *quare* oder *quamobrem.* — S. 93ff. ist *postquam* c. coni. gar nicht erwähnt, ebensowenig S. 95ff. *priusquam* c. indic. impf. (plusqpf.) in Iterativsätzen, vgl. Kühner[2] II S. 372 Anm. 2. — Nach S. 106 Anm. 1 (vgl. auch S. 39 am Ende) steht *ius, mos, consuetudo est* gewöhnlich mit *ut,* zuweilen auch c. inf.; nach meinen Sammlungen sind beide Konstruktionen ziemlich gleich häufig. — S. 110 Anm. 1 konnte dagegen betont werden, daß bei den Verben des Affekts ein *quod*-Satz verhältnismäßig selten ist, vgl. Kühner II S. 277 Anm. 2. Für die Behauptung, daß der Acc. c. inf. stehen muß, wenn der Gedanke sich auf die Zukunft bezieht, sehe ich keinen vernünftigen Grund; auch steht C. Q. fr. 1, 3, 10 *illud maereo, quod . . . afferet.* — Ebenda § 58: Auch bei den zusammengesetzten Formen von *dicor, putor, existimor* u. a. findet sich die persönliche Konstruktion nicht selten, wenn auch die unpersönliche überwiegt, vgl. Kühner[2] I S. 708a. — S. 116, 1: Bei *video, audio* usw. findet sich zum Ausdruck der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung neben dem Partizip auch oft der Acc. c. inf., vgl. Kühner I S. 704. — S. 149: Für den unterschiedslosen Gebrauch von *erunt* und *futuri sunt* vgl. auch die Parallelstellen bei Kühner I S. 162 Anfang. — S. 215: In indirekten Fragesätzen entscheidet doch wohl in der Regel die Konsekutio über die Wahl der Formen auf *-urus fuerim* oder *fuissem,* wenn sich auch ein paar Ausnahmen finden, wie denn in dieser Beziehung die Umschreibung des Irrealis der Vergangenheit in fast allen Nebensätzen ein gewisses Schwanken zeigt, vgl. Kühner [2] II S. 408ff.

Für die Schule werden die gegebenen Anregungen vorläufig wohl nur zum geringsten Teile verwendbar sein; zu vieles beruht auf unsicheren Hypothesen, die zudem dem Schüler keine Erleichterung bringen.

24) H. Menge, Repetitorium der lateinischen Syntax und Stilistik. Ein Lernbuch für Studierende und vorgeschrittene Schüler, zugleich ein praktisches Repertorium für Lehrer. 10. durchweg verbesserte Aufl. Wolfenbüttel, Zwißler, 1914. XII u. 579 S. 8. 9 ℳ, geb. 10 ℳ.

Menges Repetitorium ist ein altbewährtes Buch, das, schon bei seinem ersten Erscheinen (1872) günstig aufgenommen, in unserer latein-

feindlichen Zeit nunmehr die zehnte Auflage erreicht hat. Für welche Kreise es bestimmt ist, gibt das Titelblatt an; ich möchte betonen, daß es auch für die Hand des Lehrers ein wertvolles Nachschlagewerk ist, in dem er in allen Fällen des Zweifels über den Sprachgebrauch namentlich der klassischen Schriftsteller Auskunft findet. Mit der Zahl der Auflagen ist die Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit des Buches stets gewachsen; und besonders in der neunten Auflage, die die vorhergehende an Umfang um 93 Seiten übertrifft, zeigt sich überall die bessernde und berichtigende, erweiternde und ergänzende Arbeit des Verfassers, so daß das Buch wider unbedingt empfohlen werden kann. Freilich darf man sich nicht daran stoßen, daß Verfasser die neueren sprachwissenschaftlichen und psychologischen Theorien wenig oder gar nicht berücksichtigt hat. Man wird gerechterweise trotzdem das, was er gegeben hat, als eine wertvolle Gabe anerkennen und nicht, weil die eine Seite nicht berücksichtigt ist, darum das Ganze mit einseitigem Urteil beiseite schieben.

Mein Interesse an dem Buche mag der Hinweis auf einige kleine Ungenauigkeiten bezeugen. § 89 Z. 6 ist das Zitat Liv. 6, 14, 10 zu streichen; *iudicare* steht hier ohne Genetiv. — § 111 Anm. 2: Cic. Fl. 17 *non solum in Graecia, sed prope cunctis gentibus* ist kaum ein sicherer Beleg für den bloßen Ablativ ohne *in* in Verbindung mit *cunctus*; näher liegt doch wohl die Ergänzung von *in* aus dem ersten Gliede. — § 37d: *se simulare* mit prädikativem Akkusativ steht auch Sall. lug. 85, 9 (vgl. auch *assimulare* Pl. Capt. 654 u. ö., s. Thesaur. L. L. s. v.); für *ostendere* gebe ich noch sieben Stellen Kühner[2] II, 2 S. 634 med. — § 152, 4: Neben *ausculto alicui* konnte auch die Konstruktion c. acc. erwähnt werden, vgl. Landgraf zu Rosc. § 104. — § 260 Anm. 1 am Ende: Die Stelle C. div. 1, 5 ist nicht genau aufgefaßt; *unus* konnte hier des Sinnes wegen gar nicht in den Relativsatz *qui deos esse diceret* hineingezogen werden. — § 306, 2 am Ende 'selten tritt ein Dativ zu *inquam*'; vgl. indes Kühner[2] II, 2 S. 534 Anm. 3 und neuerdings auch noch Kieckers Indog. Forsch. Bd. 35 S. 76. — § 353 ist mir fraglich, ob es berechtigt ist — es geschieht ja freilich sonst auch —, vor *ut* bei negiertem Verbum timendi geradezu zu warnen. Es kommt doch immerhin, wie Verfasser selbst angibt, vor, und zwar, soviel ich sehe, verhältnismäßig nicht seltener als bei positivem Hauptsatz; *ut* findet sich überhaupt bei den Verben des Fürchtens weit weniger häufig als *ne non*. — § 357 Anm. 3 steht *dubius sum* = *dubito* (ebenso § 438, 1); daß diese Beziehung von *dubius* auf Personen unklassisch ist, konnte angedeutet werden. — § 371 Anm. 1 ist die Stelle Cic. or. 198 als Beispiel für *non quod* c. ind. zu streichen, denn *quod* ist hier Relativ, bezogen auf das vorausgehende *id*. Übrigens ist meines Erachtens der Indikativ C. Planc. 78 durchaus korrekt und, wie ich jetzt glaube, auch rep. 1, 30 (anders bei Kühner[2] § 211 am Ende). — § 429 Anm. ist *accepi* c. inf. praes. (nach Analogie von *memini*) zu streichen; die angeführte Stelle C. Off. 1, 108 ist schon von C. F. W. Müller richtig erklärt. — Mit Recht ist jetzt § 457, 3 bei der Behandlung der direkten Fragen in indirekter Rede die äußerliche Scheidung nach den Personen

aufgegeben; ob freilich der Zusatz haltbar ist, daß Fragen, die schon direkt den Coni. dubitativus oder potentialis zeigen, diesen Modus auch in indirekter Rede beibehalten, ist mir mindestens zweifelhaft, vgl. Kühner[2] § 238 Anm. 4. — § 499 Anm. 2: Daß *que* 'fast nie' an den Infin. praes. gehängt werde, ist doch wohl reichlich viel gesagt, vgl. Kühner[2] § 152, 8.

Falsche Zitate und Druckfehler: S. 64 in. lies C. Tusc. 5. **70** (statt 25). S. 65 Anm. 4 a. E. l. n. d. **1** (statt 2), 87. § 259 Anm. a. E. l. **Planc.** (statt Cic.) fam. 10, 15, 3; bei dem letzten Beispiel l. *Egnatii* und *quo ego . . . familiarissime utor,* auch füge zu C. Fam. 13, 43, 1 S. 286 Anm. 4 Z. 4 l. Cluent. 75 (statt 45). S. 381 med. ist *non* bei *veri simile est, ut* ausgefallen. S. 397 Z. 2 l. b. g. 5, 34 (statt 24), 2. § 467, 8 l. de or. 3, 215 (statt 2, 315). § 491 Anm. Z. 4 l. sen. 12 (statt 4).

25) E. Thomas, Studien zur lateinischen und griechischen Sprachgeschichte. Berlin 1912, Weidmann. 143 S. 4 *M.*

Die wertvollen Untersuchungen, die sich zum größten Teil auf die Wortbildungs- und Wortbedeutungslehre beziehen, werfen auch für die Syntax einigen Gewinn ab. So wird S. 14 darauf hingewiesen, daß Petronius nicht selten ein unbetontes *ego, nos* usw., auch ohne daß ein Gegensatz vorliegt, als Subjekt zusetzt; S. 18 ff. werden 'elliptische' Substantivierungen wie *ursina* = Bärenfleisch, *frigida* sc. *aqua* u. ä. belegt, vgl. auch S. 31, 33; ebenso S. 55 der abgeschwächte Komparativ im Sinne eines Positivs bei Petronius, S. 57 ff. *servire aliquem,* S. 64 ff. steigernde Adverbia wie *exsecrabiliter, insanum* u. a. Hübsch ist S. 111 ff. die Erklärung der Petron. 58, 7 überlieferten Worte: *qui te primus † deurode fecit* = *qui te primus δεῦρο δή fecit* = 'der dir zuerst Appell beigebracht, dich abgerichtet hat'.

26) W. Kroll, Randbemerkungen. Rheinisches Museum für Philologie Bd. 69 S. 95—108. 1914.

Die gegebenen Bemerkungen schließen sich an die auch in diesen JB. 1915 S. 46 ff. besprochenen 'Beiträge zur lateinischen Syntax' von W. A. Baehrens an, dessen fleißige und beachtenswerte Darlegungen ja durch vielfache Übertreibungen Anlaß genug zu Ausstellungen bieten. Mit Recht wird betont, daß Baehrens oft den Fehler macht, ungewöhnliche Konstruktionen aus den kritischen Apparaten zu belegen statt aus den sorgfältig hergestellten und interpretierten Schriftstellern; und wo verschiedene Lesarten vorliegen, ist er geneigt, ohne weiteres die ungewöhnliche, ihm für den Nachweis einer seltenen Ausdrucksweise bequeme Lesart zu bevorzugen. So geschieht es in dem ausführlichen Abschnitt über die Figur *ἀπὸ κοινοῦ*, wo Kroll mit Recht eine Reihe von Stellen ablehnt[1]), während er anderseits Belege aus Dichtern hinzufügt, bei denen

[1]) In meiner Bearbeitung der Kühnerschen Syntax habe ich mich an ein paar Stellen, wie ich jetzt glaube, an Baehrens angeschlossen, wo ich es nicht hätte tun sollen, so besonders Liv. 22, 39, 18 *si . . . steteris.* Bei der Gelegenheit möchte ich übrigens für die entsprechende (in Prosa seltene) Stellung des attributiven Adjektivs noch anführen Tac. Germ. 24 *inter gladios atque infestas frameas,* wo auch Müllenhoff *infestas* auch zu *gladios* gehören läßt.

die ältesten Fälle vorkommen; Kroll ist geneigt, hier griechischen Einfluß anzunehmen. Für die von Baehrens nur durch drei Liviusbeispiele belegte Weglassung eines *cum* vor *tum* wird noch eine ganze Reihe Stellen aus früherer und späterer Zeit zugefügt, mit der Bemerkung, daß *tum* hier meist = *praeterea* stehe, also eher ein *primum* als ein *cum* im ersten Gliede ausgefallen sei. Scharf abgelehnt werden die Bemerkungen von Baehrens über den Akkusativ der Richtung, im ganzen wohl mit voller Berechtigung; für die unregelmäßige Stellung von *quoque* wird das Material von Baehrens bedeutend ergänzt. Der nicht seltene Gebrauch des Perfekts zum Ausdruck der Vorvergangenheit, wo man also eigentlich das Plusquamperfekt erwarten sollte, wird teils auf die Klausel zurückgeführt, teils entsprechend auf metrische Rücksichten bei den Dichtern, deren Beispiel dann wider auf die spätere Prosa einwirkte; ähnlich erkläre sich auch der Indikativ des Plusquamperfekts (Perfekts) statt des Irrealis, wie z. B. Verg. Aen. 2, 55 *impulerat*. Weiterhin wird das, was Baehrens' über ein singularisches Prädikat neben einem pluralischen Neutrum als Subjekt gibt, auf das richtige Maß zurückgeführt; und zum Schluß Baehrens Beispiele für den Wechsel zwischen Konjunktiv und Indikativ schon aus den Komikern (Einfluß des Metrums!) und Cicero belegt. Bei der Gelegenheit wird darauf hingewiesen, daß der Konjunktiv auch in rein deskriptiven Relativsätzen stehen kann; ich muß gestehen, daß ich in diesem letzten Punkte nicht überall mit dem Verfasser übereinstimme.

27) R. Wünsch, Anmerkungen zur lateinischen Syntax. Rheinisches Museum Bd. 69 (1914) S. 123—138.

Die gegebenen Bemerkungen bieten nicht gerade überall Neues, aber jedenfalls sehr dankenswerte und klare Zusammenfassungen über bestimmte Eigentümlichkeiten des Sprachgebrauchs. Bei der zunächst behandelten Formel *ita me di ament* werden mit Blase u. a. drei Formen geschieden, deren älteste die mit einem *ut*-Satze ist, also *ita me di ament, ut ius iurandum servabo*. Dieses wird dann zurückgeführt auf die ursprüngliche vollere, aber später ihrer Umständlichkeit wegen verkürzte Form: *me di ament, si ius iurandum servabo, non ament, si non servabo*. Nr. 2 behandelt *macte* (eigentlich Vokativ = 'gemehrt', 'gestärkt'; der Vokativ steht in ungewöhnlicher Weise im Anschluß an den Namen des angerufenen Gottes statt des Nominativs) mit seiner Konstruktion; Nr. 3 den *Genetivus appositivus* der Ortsnamen, wie *Silari flumen*, in dem Wünsch einen ursprünglich possessiven Genetiv der Ortsgottheit sieht, wenn auch in der weiteren Entwicklung die Sprache sich dieses Verhältnisses nicht mehr bewußt geblieben sei. Bei *invidere* stand ursprünglich, der eigentlichen Bedeutung des Wortes gemäß, der Akkusativ der Sache in dem Sinne: 'etwas mit dem bösen Blick ansehen', wozu dann der Dat. incommodi der geschädigten Person trat, der weiterhin das Akkusativobjekt allmählich verdrängte (ähnlich Havers, Untersuchungen zur Kasussyntax 1911, S. 224 ff.). Nicht einverstanden kann ich mich mit Nr. 5 erklären, wo in den Worten Cat. R. R. I pr. 4 *nunc ut ad rem redeam, quod promisi institutum principium, hoc erit* das schwierige *institutum* als ein von *promisi* abhängiges Supin gefaßt

wird. Die Analogie von *do, voco, hortor* mit Supin beweist meines Erachtens nichts, da hier doch immer eine Bewegung veranlassende Verben vorliegen; ein solches ist aber *promitto* auf keinen Fall.

28) Ch. Knapp, Studies in the Syntax of Early Latin. Americ. Journal of Philol. XXXV (1914), S. 268—293.

Die Auseinandersetzungen schließen sich an den zweiten Band des trefflichen Werkes von Bennett, Syntax of Early Latin (vgl. JB. 1915 S. 45ff.) an, zu dem mancherlei Berichtigungen und Ergänzungen gegeben werden, die weniger den Charakter einer Kritik des auch hier als hervorragend anerkannten Werkes haben, sondern als selbständige Studien gelten können. Sie beziehen sich übrigens nicht auf den ganzen Band, sondern nur auf die ersten hundert Seiten, namentlich auf die Lehre vom Genetiv; sie bringen teils von Bennett übersehene Belege, teils äußern sie Bedenken über die Darstellung der sprachgeschichtlichen Entwicklung oder über die Klassifikation der Massen von Beispielen, so daß ein Eingehen auf die zahlreichen einzelnen Punkte hier zu weit führen würde; jedenfalls sind die Bemerkungen, auch wo man ihnen nicht beipflichtet oder wo Verfasser selbst zu keinem sicheren Ergebnis kommt, überall anregend. Ungenau ist zu Ter. Eun. 74 *ut te redimas . . . minumo; si nequeas paululo, at quanti queas* gesagt (S. 292), daß bei dem selben Verb *queo* der Abl. und Gen. pretii stehe (statt bei dem zu ergänzenden *redimere*). Ob es berechtigt war, S. 290 mit Bennett zu sagen, daß bei den Verba admonendi der Akkusativ die übliche Konstruktion im Altlatein sei? Bennett kann freilich für den Genetiv nur Pl. Rud. 743 *mearum me miseriarum commones* beibringen, aber für den Akk. auch nur Pseud. 150 *officium commoneri.* Stich. 58 *ut moneatur officium*; denn die übrigen S. 200, 204, 247—249 belegten neutralen Akkusative des Inhalts (z. B. *hoc te moneo*) kommen doch nicht in Betracht.

29) E. B. Lease, American Journal of Philology vol. XXXVI (1915) S. 80—86.

Wenn ich auf die hier gegebene, übrigens durchaus wohlwollende und anerkennende Kritik meiner Bearbeitung der Kühnerschen Syntax an dieser Stelle eingehe, so geschieht das, weil Lease bei der Gelegenheit eine Fülle ergänzender und berichtigender Zitate vorbringt, die zunächst als eine wertvolle statistische Fundgrube erscheinen können. Indes, so berechtigt und dankenswert seine Ausstellungen vielfach sind, so sind sie doch im allgemeinen mit Vorsicht zu benutzen. Denn einmal finden sich nicht wenige, zum Teil verwunderliche Versehen und Irrtümer. So wird für *intentus* c. dat. S. 81 zitiert Sall. Iug. 76, 2. 89, 3. 94, 5, aber in all diesen Stellen kann die fragliche Form ebensogut Ablativ sein, und ist es auch nach Cat. 2, 9 *aliquo negotio intentus* wahrscheinlich; ebenso Verg. A. 7, 380. Ov. Met. 7, 639 *maius videri,* Pont. 1, 5, 17 *maior videri* sind ganz falsch aufgefaßt; der Infinitiv hängt an beiden Stellen nicht von dem Adjektiv ab. S. 81: C. Att. 15, 11, 3 *ne multa* liegt doch kein konfirmatives *ne* vor; ebensowenig Att. 3, 13, 1 *proinde habe bo ac si scripsisses* (S. 84) ein *proinde* in Aufforderungen.

Die schlimmsten Versehen zeigen die Bemerkungen zu II S. 294 über *ut qui* c. indic. Von den Stellen, die Lease anführt, stimmt nur Apul. Plat. 2, 22. Dagegen das 'Nest' von solchen Indikativen, das Ovid JB. 371 ff. stehen soll, beruht auf einem vollkommenen Mißverständnis, wie jeder bei oberflächlicher Einsicht der Stelle leicht sehen wird; und Val. M. 2, 7, 9. 5, 4, 1 steht zwar *ut* unmittelbar vor dem Relativ, hat aber mit dem selben gar nichts zu tun, sondern leitet einen *ut*-Satz ein, dessen Verb nach dem Relativsatz folgt. Zu streichen sind auch alle Stellen, die Lease zu Kühner II S. 302, 4 für *prius quam ut* = *potius quam* c. coni. anführt. Ter. Hec. 262 hängt *ut* von *studeo* ab; ebenso C. Lig. 34 *quidvis prius futurum fuisse quam ut* usw. von dem Verb des Geschehens, Fam. 13, 1, 6 von *persuadeas* und ähnlich an den anderen Stellen. Am auffallendsten ist es, wenn Liv. 35, 11, 5 hier angezogen wird, wie ein Blick auf die offenbar ganz mißverstandene Stelle zeigt; Pl. Most. 867 erlaubt die Überlieferung kein sicheres Urteil. Sodann scheint Lease wunderbarerweise zu glauben, daß ich aus den zitierten Autoren jedesmal alle Stellen für einen bestimmten Gebrauch hätte anführen wollen, so, wenn er meint, für *dum* c. ind. praes. seien nur 7 Stellen aus Cic. ep. gegeben, während 27 da wären; nun, ich habe mir sogar über 30 in meinen Sammlungen notiert. Die von ihm zugefügten Cicerostellen für *non quin* c. coni. standen mir ebenfalls alle zur Verfügung, dazu noch C. har. 61. Ph. 7, 6 (Lesart unsicher top. 55; was übrigens die Stellen mit *quin non* in diesem Zusammenhange sollen, weiß ich nicht); Vollständigkeit in diesem Sinne war natürlich nie meine Absicht. — Beachtenswert sind wohl die statistischen Zusammenstellungen über die heroische Klausel (S. 85 ff.), wenn ich die Angaben auch nicht nachzuprüfen vermag; über die S. 86 aus Cicero, Cäsar, Nepos, Livius zitierten sog. 'Hexameter' hat u. a. richtig geurteilt Norden, Antike Kunstprosa I S. 53 Fußnote 3.

D. Grammatische und stilistische Lehrbücher für die Schule.

30) W. Hartke, Lateinisches Übungsbuch für Quarta, mit grammatischem Anhang von E. Niepmann. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1915. VIII u. 221 S. 8. 2,80 ℳ.

Das vorliegende Übungsbuch, das sich den im vorigen Jahresberichte (S. 57 ff.) besprochenen Teilen des bekannten neuen Unterrichtswerkes als Fortsetzung anschließt, macht einen recht günstigen Eindruck. Die lateinischen Stücke, die inhaltlich die griechische und römische Geschichte behandeln, sind aus Cicero, Cäsar, Justin, Curtius u. a. entnommen. Ob sie überall für den Quartaner geeignet sind, ist mir freilich fraglich; auf keinen Fall glaube ich das von dem Argumentum des Asconius zur Miloniana, dessen Stoff auf dieser Stufe meines Erachtens schwerlich Interesse erwecken wird. Daran schließen sich geschickt abgefaßte deutsche Übungsstücke sowie Wörterverzeichnisse.

Doch auf alles das gehe ich hier nicht näher ein. Für uns kommt hier eigentlich nur der grammatische Anhang S. 181 ff. in Betracht. Vor allem berührt es hier angenehm, daß die sprachwissenschaftlichen Er-

klärungen, die in der Formenlehre vielfach zu viel für die unteren Klassen boten, auf ein Maß beschränkt sind, mit dem man im ganzen einverstanden sein wird. Der historischen Entwicklung wird, abgesehen von maßvollen gelegentlichen Hinweisen, im wesentlichen durch die Anordnung Rechnung getragen. So wird z. B. dem zuerst behandelten Akkusativ der Richtung der Akkusativ des Objekts angeschlossen, wobei eine Anmerkung kurz erläutert, wie der Übergang von der eigentlichen zur übertragenen Bedeutung möglich war; und ähnlich sonst. Verfehlt erscheint mir nur der Zusatz S. 185 bei *ulcisci:* 'Zu *ulcus* Geschwür; eigentlich also schwären gegen — Richtung auf jemand'. Denn einmal ist die Ableitung doch wohl noch recht unsicher, sodann bringt sie dem Quartaner eher Erschwerung als Erleichterung, besonders mit dem wunderlichen Ausdruck 'schwären gegen', der fast den Eindruck einer ungeschickten Verkürzung der Erklärung bei Walde (*'ulcisci* also ursprünglich schwären, gegen jemanden Eiter, Groll ansammeln') macht. Für Quartaner sind meines Erachtens auch nicht geeignet die sprachwissenschaftlichen Bemerkungen über das Gerundivum und Gerundium S. 192 sowie über die Pronominaladverbien S. 204.

Was die Auswahl des Stoffes anbetrifft, so läßt Verfasser manches weg, was sonst für die Stufe üblich ist. Man wird ihm im allgemeinen beistimmen; im einzelnen wird ja subjektivem Ermessen immer noch Raum bleiben. So vermisse ich ungern die Konstruktion von *pudet* und *paenitet,* ebenso den subjektiven Genetiv, durch dessen Gegenüberstellung der objektive erst rechte Klarheit gewinnt. Dagegen würde ich für Quarta gern entbehren *conduco, loco* mit abl. pretii sowie Konstruktionen wie *quem fortissimum esse cognovit* (S. 189). Dazu ein paar Einzelheiten anderer Art. S. 198 Abs. 2 würde ich zu *Carthagine Athenis Delphis* noch *Sardibus* als Beispiel zufügen; denn auch aus der Regel wird der Schüler über die Pluralia der dritten Deklination nicht recht klar. S. 198 III die Ablative des Weges (*via Appia proficisci* u. dgl.) sind doch wohl instrumental zu fassen. S. 216 müßte das nachklassische *admirationi esse* (Sen. Gell. u. a.) mindestens ebensogut fallen wie S. 215 *punire* c. abl. (*punire supplicio* steht immerhin C. dom. 76, *p. morte* bei Sueton). Ob das vereinzelte *rex regiaque classis una profecti sunt* S. 220 gerade passend als Musterbeispiel gewählt ist, scheint sehr zweifelhaft. Nicht sagen würde ich S. 189 med.: 'die abhängigen Aussagesätze nach den Verben des Sagens' usw. (statt: 'bei' oder 'als Objekt der Verben'). Ebenso behagt mir nicht das unglückliche 'bzw.' S. 200; ebensowenig — weder geschrieben noch gesprochen — die Abkürzungen A. c. i. und N. c. i. Weshalb übrigens der Anhang nicht nach Paragraphen abgeteilt ist, ist mir nicht recht klar; bequemer wäre es jedenfalls. — Der Druck ist korrekt. Ein Druckfehler ist vielleicht S. 19 a. E. *haberetur;* die Interpunktion setzt jedenfalls die jetzt auch wohl überall aufgenommene Lesart *habetur* voraus.

31) R. Helm und G. Michaelis, Lateinbuch für Oberrealschüler. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1914. IV u. 126 S. (mit einem Anhange: Übungssätze zur lat. Satzlehre. 16 S.). 8. 2,20 ℳ.

In der Satzlehre (S. 47—126), die hier allein in Betracht kommt, stimmt das Buch ganz mit der von mir JB. 1915, S. 52 ff. besprochenen

Lateinischen Satzlehre von G. Michaelis (Verkürzte Ausgabe A) überein, so daß ein Hinweis auf jene Besprechung genügt.

32) J. Strigl, Lateinische Schulgrammatik. Dritte, verbesserte Auflage. Wien, Deuticke, 1915. VIII u. 242 S. 8. 2,50 *M.*

Für das sorgfältige und in mancher Beziehung eigenartige, aber im einzelnen noch vielfach der Verbesserung bedürftige Buch verweise ich auf meine Besprechungen in der Wochenschrift für klassische Philologie 1900 Sp. 266 ff., 1907 Sp. 1007 ff., 1915 Sp. 823 ff.

33) E. Müller-Graupa, Lateinisches Übungsbuch für Reformschulen und Studienanstalten. I Untertertia. VIII u. 279 S. 3,20 *M.* 1914. II Obertertia. VIII u. 144 S. 2,20 *M.* 1915. Leipzig, Teubner. 8.
34) Ders., Grammatischer Anhang zum Lateinischen Übungsbuch (I. Teil). VI u. 92 S. 8. Teubner 1915. 1,60 *M.*

Von den angeführten Büchern gehört hierher nur der grammatische Anhang sowie das Vorwort der beiden Übungsbücher — die übrigens nach ihrer ganzen Anlage und sorgfältigen Ausführung einen guten Eindruck machen —, wo Verf. sich über seine Grundsätze bei der Einschränkung des syntaktischen Materials äußert. Was hier gesagt wird, kann ich um so weniger beanstanden, als Verf. sich zum großen Teil an meine diese Frage behandelnden früheren Aufsätze in den 'Neuen Jahrbüchern' anschließt. Nicht berechtigt ist freilich, wenn es Teil I S. VI Fußnote heißt, *abdere in* c. acc. brauche man nicht lernen zu lassen, da ebensogut *in* c. abl. stehe; denn von den aus Cicero dafür angeführten Stellen ist Mil. 40 die bessere Lesart (so bei Clark) *in tenebras abdidisset*, und an all den anderen Stellen steht das Partizip *abditus* (vgl. dazu Kühner[2] II, 1, S. 593). Wird ferner in unseren Grammatiken wirklich *occultare in* c. abl. (statt des bloßen Abl.) verworfen? Im grammatischen Anhang stimmt die § 3 gegebene Regel, das Attribut stehe hinter seinem Nomen, in dieser Allgemeinheit durchaus nicht. Inwiefern § 4 b *patriam servitute liberare* der Ablativ als Objekt bezeichnet werden kann, verstehe ich nicht. § 13 ff. hätten zu den Verben, die im Lateinischen einen abweichenden Kasus erfordern, zunächst deutsche Verben mit gleicher Konstruktion gegeben werden müssen, wie *iuvare* unterstützen, helfen. § 16 wird *quaero ex (de) aliquo* angeführt; aber *ab* ist doch häufiger als *de*. § 19 würde ich das adhortative *iuves* vermeiden. § 20 Z. 2 steht 'siehe 7' statt 11. § 21 macht nicht klar, weshalb beim Subjektsinfinitiv prädikative Bestimmungen im Akkusativ stehen. S. 84 Z. 12 ist der Ausdruck 'sind als Reflexiva zu betrachten' mindestens ungeschickt; ganz verfehlt S. 88 die Bezeichnung 'unvollständiger Ablativus absolutus'. Schwerlich richtig ist, was § 22, 3 über eigentlichen und uneigentlichen Acc. c. inf. gesagt wird. § 29, 1 sind die Worte 'meist *antequam*' usw. unklar; nach dem Wortlaut würde gesagt, daß Temporalsätze meist mit *antequam, priusquam* eingeleitet werden. In der anschließenden Anmerkung mußte klar zwischen einmaliger und widerholter Handlung geschieden werden; durch die Art der Handlung, nicht durch die Verschiedenheit der Konjunktion wird der abweichende Tempusgebrauch bestimmt. § 30 fehlt ohne Grund *ne* in indirekten Fragesätzen,

ebenso *num* = ob nicht. Die ganze Anordnung des Anhangs erregt manche Bedenken.

35) Fr. Hoffmann, Übungsbuch zum Übersetzen in das Lateinische für Primaner. I Text. V u. 95 S. II Grammatisch-stilistische Bemerkungen und Wortkunde. 132 S. 8. Berlin, Weidmann 1910. 3,20 *M*.

Das vorliegende Werk ist zwar schon etwas älteren Datums und wird sich inzwischen manche Freunde erworben haben; aber ich möchte hier doch noch einmal auf die tüchtige Arbeit hinweisen. Denn einmal zeigt das Übungsbuch, was Verfasser nach den Grundsätzen, die in dem unter Nr. 37 besprochenen Werke niedergelegt sind, im lateinischen Unterricht glaubt erreichen zu können. Leicht sind die von ihm gegebenen Vorlagen gewiß nicht; sie erfordern starke Arbeit von Lehrer und Schüler, zeitigen aber ohne Frage auch ganz andere Ergebnisse als etwa die Ostermann-Müllerschen Stücke für die selbe Stufe. Verfasser betrachtet eben, im Gegensatz zu verbreiteten Anschauungen, derartige Übungen 'als einen selbständigen Zweig der Gesamtaufgabe des lateinischen Unterrichts am humanistischen Gymnasium' und will dadurch 'zu wissenschaftlichen Arbeiten anleiten' (S. III). Sodann enthält der zweite Teil außer einer ziemlich umfangreichen Wortkunde, die auch reiches stilistisches und synonymisches Material gibt, zu den einzelnen Stücken kürzere und ausführlichere grammatische und stilistische Bemerkungen, die manche feine Beobachtung bringen und namentlich durch eine Fülle von Beispielen anregend und belehrend wirken. Hier und da sind freilich noch unbegründete Einschränkungen des tatsächlichen Sprachgebrauchs festgehalten, so wenn S. 5 in Verbindungen wie *cum multi alii tum* der Zusatz des *alii* beanstandet wird (vgl. oben Nr. 12 a. E.); wenn S. 17 nur *recentissima quaeque*, aber nicht die selbe Verbindung im Singular gegeben wird; wenn S. 17 bei *natus* zur Bezeichnung der Mutter nur *ex* c. abl., nicht der bloße Ablativ zugelassen wird (vgl. Kühner[2] II, 1 S. 375); wenn es S. 34 Anf. heißt, von einem Substantiv lasse der Lateiner nicht gern einen Acc. c. inf. abhängen (vgl. ebd. S. 696 med.). Ungenau sind auch S. 10 Anf. die Bemerkungen über die folgernden Konjunktionen. Gewiß steht *proinde* nur bei Aufforderungen, aber weit häufiger sind auch hier *quare, quamobrem* und *igitur*; ferner steht *idcirco* nicht bloß final, sondern weist auch oft auf Kausalsätze hin. Was S. 10 med. über die Verbindung zweier Relativsätze gesagt wird, ist unvollständig; auch bei verschiedenem Kasus kann im zweiten Satze das Relativ fehlen, wird aber oft auch durch ein Demonstrativ oder Personalpronomen wider aufgenommen; gerade den letzteren, auch im Griechischen nicht seltenen Fall muß der Primaner kennen lernen. Nach S. 14 med. fehlt *cum* beim Abl. modi in Ausrufen, wie *quo studio, qua frequentia;* richtiger wohl 'in Verbindung mit einem pronominalen Attribut'.

36) A. Kornitzer, Lateinisches Übungsbuch für Obergymnasien. 3. Auflage. Wien, Tempsky (Leipzig, Freytag) 1915. 256 S. 8. 3 *M*.

Ich erwähne das Buch, das an österreichischen Gymnasien manche Freunde gefunden zu haben scheint (die erste Auflage ist 1908 er-

schienen), an dieser Stelle, weil den Übungsstücken ein ziemlich umfangreicher (S. 187—217) 'Stilistischer Anhang' angeschlossen ist, der neben den Eigentümlichkeiten im Gebrauche einzelner Redeteile namentlich auch die lateinische Wortstellung sowie Satzbau und Periode der lateinischen Sprache behandelt. Die mit einer gewissen behaglichen Breite gegebenen Ausführungen sind klar und verständig, die zugefügten, offenbar selbständig gesammelten reichen Beispiele sind mit Geschick ausgewählt. § 2 hätte wohl gesagt werden können, weshalb der Lateiner in Ausdrücken wie *novitas rei, diuturnitas imperii* u. a. das Substantiv statt des deutschen Adjektivs setzt; die Armut der lateinischen Sprache an Adjektiven, von der die Rede ist, dürfte doch wohl nur in einem Teile der Beispiele der Grund sein. Zu § 6: Neben *voluntatem (animum) alicuius* sagt man auch ebensogut *aliquem a se abalienare.* S. 209, 2 ist fraglich der Satz, daß der Ersatz eines deutschen Relativsatzes durch einen lateinischen Konjunktionalsatz besonders eintreten soll, wenn der Relativsatz sich an einen Eigennamen anschließt; gewiß wird das oft vorkommen, aber ein innerlicher Grund läßt sich für diese rein äußerliche Regel schwerlich finden.

E. Zur Methodik des Unterrichts

37) Fr. Hoffmann, Der lateinische Unterricht auf sprachwissenschaftlicher Grundlage. Anregungen u. Winke. Leipzig, Teubner 1914. IV u. 199 S. 8. 3,60 *M.*

Das sehr beachtenswerte Buch, das sich nach dem Vorworte nicht an Sprachforscher und Gelehrte wendet, sondern 'nur an die Fachgenossen in der Schule, und zwar die jüngeren und jüngsten', das aber auch erfahrenen Lehrern noch reiche Anregung bieten wird, bringt durch seinen Titel vielleicht manchem eine kleine Enttäuschung. Denn von der 'sprachwissenschaftlichen' Grundlage des Unterrichts, wie sie Brugmann in seinem bekannten Aufsatz fordert und wie sie Niepmann und Genossen in ihrem Unterrichtswerk zu geben suchen, ist in dem ganzen Buche herzlich wenig die Rede. Ja, die Bedenken, die S. 27ff. gegen letzteres Werk geltend gemacht werden, sind ohne Frage schwerwiegender Art. Mit vollem Rechte wird betont, daß da manches gegeben wird, was sachlich zweifelhaft ist, manches, was über den Standpunkt der betreffenden Klasse hinausgeht, aber auch davon abgesehen das Verständnis des Schülers nicht fördern würde. Vor allem kann man bei dem Sextaner noch nicht das genügende Verständnis und Interesse für die Bedingungen der sprachlichen Entwicklung voraussetzen; der Sextaner dürstet zunächst nach Tatsachen. Was Hoffmann unter 'sprachwissenschaftlicher Grundlage' versteht, ist vielmehr eine philosophisch-psychologische Behandlung und Durchdringung des Stoffes.

Gegenüber den Angriffen, die der lateinische Sprachunterricht in der Gegenwart von so vielen Seiten erfährt, wird zunächst Aufgabe und Bedeutung des selben festgestellt. Das Ideal der Allgemeinbildung liegt nicht in der Fülle der Einzelkenntnisse; erst die 'Einsicht in Wesen, Grund, Allgemeinheit und Notwendigkeit der Erscheinungen führt zu

ihrer Beherrschung; ein von diesem Grundsatz geleiteter Unterricht gibt wahre Bildung'. Dies Ziel kann auch der lateinische Unterricht erreichen, freilich nicht durch möglichste Vermehrung der Lektüre (nicht auf die Masse des Gelesenen kommt es an, sondern auf die Erarbeitung des geistigen Gehalts) auf Kosten der grammatischen Gründlichkeit, auch nicht durch Chrestomathien, die aus Schriftstellern jeder Zeit und jeder Gattung in bunter Folge allerlei interessante Dinge zusammensuchen (S. 12)[1]), sondern durch eine gründliche grammatische Schulung, die dem Schüler schließlich ein wenn auch möglichst vereinfachtes System vorführt. Dazu ist aber eine psychologische Sprachbetrachtung wichtig und nötig; 'den Tatsachen des Seelenlebens nachspüren, aus denen die einzelnen sprachlichen Erscheinungen entstanden sind, den Gedankenverlauf erkennen, der ihre Gestaltung bestimmt hat, die Verschiedenheit der Art zu sehen und zu denken aus der Sprache verschiedener Völker begreifen, das ist eine echt humanistische und echt naturwissenschaftliche Arbeit zugleich' (S. 35). Diese Art der Behandlung ist nicht leicht, namentlich mit Schülern der unteren Klassen; aber der Verfasser begnügt sich nicht damit, die allgemeinen theoretischen Forderungen zu stellen, sondern zeigt an einer Reihe von praktischen Beispielen in geschickter und anziehender Weise, wie man es machen kann. So wird in Kapitel III ('Wort und Sache') darauf hingewiesen, wie es von unten auf nicht auf das Wort, sondern auf den zugrunde liegenden Inhalt ankommt; wenn der Sextaner Vokabeln lernt, muß vor allem der so selten sich in zwei Sprachen deckende und deshalb so oft verkehrt oder einseitig aufgefaßte Begriff der deutschen und lateinischen Vokabel festgestellt werden, wie an zahlreichen Beispielen geschickt dargelegt wird. Bei Behandlung des Satzes (Kapitel IV) vermißt Verfasser eine Definition des Satzes in den üblichen Schulgrammatiken. Selbst von der Wundtschen Definition ausgehend bestimmt er den Satz als 'den sprachlichen Ausdruck einer prädikativ gegliederten Gesamtvorstellung'; es ist interessant, wie er für deren Verständnis schon dem Sextaner den schwierigen Begriff einer 'Vorstellung' klar zu machen weiß. Weiterhin wird auch schon dem Sextaner die Scheidung in Mitteilungs- und Fragesätze vermittelt, von denen die ersteren wider in Aussage- und Aufforderungssätze zerfallen. Es würde hier zu weit führen, auch auf die folgenden Abschnitte näher einzugehen; ich erwähne nur kurz, daß die Kapitel V—IX sich mit dem Nomen, dem Verbum (hier ist besonders die Behandlung der Zeitstufen und der Consecutio temporum beachtenswert), den Bestimmungen des Satzes und seiner Glieder, den sprachlichen Ausdrucksformen für das Verhältnis mehrerer Gesamtvorstellungen und mit der Satzanalyse beschäftigen, während das letzte Kapitel in geschickter und gründlicher Weise die Notwendigkeit des Übersetzens in das Lateinische, besonders gegen die Angriffe Havensteins, verteidigt.

Mancher Bedenken kann ich mich freilich bei dem trefflichen Buche

[1]) Daß es überhaupt verkehrt ist, zu behaupten, die klassischen Sprachen würden auf der Schule ausschließlich um der gymnasialen Schriftstellerlektüre willen getrieben, führt treffend noch in anderer Hinsicht aus O. Immisch, N. Jahrbb. für Pädagogik 1913 S. 340ff.

nicht erwehren. So meisterhaft es offenbar Verfasser versteht, auch kleineren Schülern schwierige Begriffe klar zu machen, so sind die Anforderungen, die er schon an die Fassungsgabe der Sextaner stellt, meines Erachtens doch manchmal reichlich hoch; ob Zeit und Kraft schon auf dieser Stufe dafür reichen, ist mir mindestens zweifelhaft. Dahin gehört die obenerwähnte Feststellung der Begriffe 'Vorstellung' und 'Satz' in Sexta; dahin z. B. auch die Forderung, daß der Sextaner in Sätzen wie 'wenn wir gegessen haben, werden wir spazieren gehen' schon mit dem Tempus des Nebensatzes fertig werden soll. Gewiß wird man ihm klar machen können, daß und weshalb hier das Futurum exactum stehen muß; aber es ist fraglich, ob durch solche Überspannung der Anforderungen nicht Wichtigeres leidet.

Zum Schluß noch ein paar Kleinigkeiten. S. 72 sind die bekannten Worte Vergils: *mene incepto desistere victam* kaum genau übersetzt: 'ich sollte . . . aufgeben' (vgl. No. 8). S. 142 Z. 6 v. u. muß es doch wohl heißen 'der Form nach', nicht 'seinem Inhalte nach'. S. 195 Z. 1 ist zu lesen *anteponens* statt *antepones*. Schließlich will es mir scheinen, als ob manches der zahlreichen Fremdwörter hätte entbehrt werden können.

38) M. Heynacher, Beiträge zur zeitgemäßen Behandlung der lateinischen Grammatik auf statistischer Grundlage. 2. Aufl. Berlin, Weidmann, 1914. 55 S. 8. 1,60 ℳ.

Daß die obige Abhandlung in zweiter Auflage erschienen ist, zeigt zur Genüge, welchen Beifall sie gefunden hat; in der Tat sind derartige Übersichten über das tatsächliche Vorkommen einzelner grammatischer Konstruktionen in der gewöhnlichen Lektüre der IV—II B für den Unterricht ohne Frage wertvoll. Freilich möchte ich die Statistik doch nicht unbedingt als maßgebend für die Auswahl des grammatischen Stoffes anerkennen. Wie überall, ist Statistik auch hier einseitig; die Manier der einzelnen Schriftsteller, die Schriftgattung, selbst der Zufall haben auf das Ergebnis manchmal wesentlichen Einfluß. Während z. B. Fr. Hoffmann (der lateinische Unterricht S. 108, vgl. Nr. 37) den Gebrauch der Futura statt des deutschen Präsens oder Perfekts schon in Sexta heranzieht (freilich meines Erachtens zu früh), überweist Verfasser ihn der II B, weil das Bellum Gall. nur zwei derartige Stellen biete. Aber das liegt doch nur daran, daß Cäsar durchweg historische Erzählung gibt, in der naturgemäß im wesentlichen nur Präterita Platz finden; nach III B gehört die Sache meines Erachtens mindestens. Dazu einige kleinere Ausstellungen, die bei der Fülle des Einzelmaterials leicht erklärlich sind. S. 27 Abs. 4: *postquam* steht nie von widerholten Handlungen. S. 33: C. Man. 31 *quis arbitraretur?* ist potentialer, nicht dubitativer Konjunktiv. S. 35 in.: *proximum est ut* findet sich auch Cic. n. d. 2, 73. Att. 12, 43, 2; ebenda: *ut neque . . . neque* steht nicht bloß in konsekutivem, sondern auch in finalem Sinne, vgl. Kühner[2] II S. 211d. S. 47 in.: *nonne* wird nicht bloß durch *non*, sondern nicht selten auch durch *nonne* fortgesetzt, vgl. Kühner ib. S. 516.

39) A. Tegge, Welche Anforderungen hat beim Übersetzen der Schriftsteller der Lehrer an die Schüler und welche an sich selbst zu stellen? Progr. von Ratibor 1915. 24 S.

Die lesenswerte Abhandlung des bekannten Verfassers verlangt mit Recht eine scharfe und genaue Übersetzung, die nicht 'einem vornehm nachlässigen Hinwegpfuschen über die Schwierigkeiten Vorschub leistet'. Jedes Wort muß übersetzt oder sonst irgendwie ausgedrückt werden; synonyme Begriffe müssen auch in der deutschen Widergabe genau unterschieden werden. 'Wie aber synonymisch nicht ein Wort dem anderen gleich ist, so ist auch nicht eine Konstruktion ganz der anderen gleichbedeutend'; auch in grammatischer und stilistischer Hinsicht muß die Übersetzung genau sein. Dafür gibt Verf. eine Reihe treffliche Beispiele; doch glaube ich, daß er hier und da zu weit geht. Gewiß wird man den finalen Konjunktiv bei *priusquam* u. a. auch in der Übersetzung zur Geltung bringen; aber der Konjunktiv steht doch auch oft rein temporal und dringt seit Cäsar und Livius in diesem Sinne immer mehr ein, ohne sich in der Bedeutung vom Indikativ zu unterscheiden; es liegt nur ein Unterschied im Sprachgebrauch der einzelnen Perioden und Autoren vor. Ebenso liegt es meines Erachtens wenn Hor. Od. 1, 11, 1 *tu ne quaesieris* durch *nec . . . temptaris* fortgesetzt wird; *nec* hat hier keine andere Bedeutung, als *neu* haben würde. Der Unterschied ist nur der, daß letzteres in klassischer Prosa regelrecht ist, während Dichter und Nichtklassiker nicht selten *nec* nach *ne* anwenden. Ob *memini Antiochum* und *Antiochi* wirklich sich dem Sinne nach unterscheiden, wie man allerdings früher allgemein annahm, ist doch mindestens fraglich, vgl. Kühner Synt.[1] I, S. 472 Fußnote. Zweifelhaft ist mir auch, was über *a Germanis oriundi (orti)* sowie über *in bello Punico* gesagt wird.

40) Ch. Beck, Die Sprachwissenschaft an den höheren Schulen. Bamberg 1914, C. C. Buchner. 11 S. 8. 0,60 ℳ.

Verf., der eine stärkere Betonung der Sprachwissenschaft an den höheren Schulen fordert und sich dabei besonders mit dem Deutschen, Französischen und Englischen, aber auch mit Latein und Griechisch beschäftigt, meint gelegentlich: 'Maß halten ist auch hier der oberste Grundsatz' (S. 9), befolgt ihn aber selbst schwerlich immer. Wenn er meint, die Sprachwissenschaft werde als solche an den Schulen noch gar nicht geschätzt, der Ruf 'mehr Sprachwissenschaft' werde auf viele der älteren Richtung wie der Posaunenstoß des letzten Gerichts wirken (S. 2), wenn er das Irische, Russische, Keltische sowie Sanskrit im Unterricht heranziehen und in die Grundtatsachen der Lautphysiologie schon auf der Unterstufe einführen will, wenn es heißt, der Philologe sollte doch vor allem Sprachforscher, Sprachhistoriker sein wollen (S. 11), so liegen doch wohl Übertreibungen vor, die z. B. der von ihm S. 1 als Zeuge angerufene A. Hillebrandt kaum billigen würde (vgl. JB. 1915 S. 26). Die stärkere Berücksichtigung der Sprachwissenschaft ist durchaus berechtigt; 'dabei darf man freilich nicht über das Ziel hinausschießen' (S. 10 a. E.). Wunderlicher Ausdruck: 'das Ungetümerhafte so vieler Endungen.'

Norden (Hann.). Carl Stegmann.

Der Agon in den Fröschen des Aristophanes

Aristophanes führt nach der Parabase der Frösche ein ganz neues Moment als Ausgangspunkt für die folgende Handlung ein, er muß daher den Zuschauer in einer eigenen Expositionsszene auf das, was nun kommt, vorbereiten. Daraus ergibt sich eine Besonderheit im Aufbau des zweiten Teils. Schlösse die Partie, in der die beiden streitenden Dichter mit Dionysos aus dem Hause des Pluton herauskommen (830), unmittelbar an die Parabase an, so entspräche das durchaus dem aus den Wespen (1122) und den Vögeln (801) uns bekannten Typus. Hier aber schiebt sich davor der Dialog der beiden Sklaven, des irdischen und des höllischen (738 ff.). Der dient durchaus der Exposition der folgenden Handlung; die komische Anagnorisis ist nur Einleitung. Die Szene gehört in die Reihe der Sklavenprologe, die mehrfach am Anfang der Stücke stehen. Nachdem die Vorgeschichte erzählt ist, wird der Zuschauer auf das, was binnen kurzem (*ὀλίγον ὕστερον*) vor seinen Augen (*ἐνταῦθα*) sich abspielen soll, mit besonderem Nachdruck hingewiesen (795 ff.). Die Neugier des schaulustigen Publikums wird noch gesteigert durch die Aufzählung der sonderbaren Apparate, die die auftretenden Schauspieler oder ihre Begleiter aus dem Innern des Hauses auf die Bühne bringen werden: 799 *καὶ κανόνας ἐξοίσουσι καὶ πήχεις ἐπῶν καὶ πλαίσια ξύμπηκτα . . . καὶ διαμέτρους καὶ σφῆνας. ὁ γὰρ Εὐριπίδης κατ' ἔπος βασανιεῖν φησι τὰς τραγῳδίας.* Nachdem der Höllensklave dann noch erzählt hat, daß dem Dionysos das Schiedsrichteramt übertragen worden ist, gehen die beiden wider ins Haus hinein (813).

In der folgenden Szene bezeichnet Euripides seine uns schon 802 mitgeteilte Absicht noch genauer: 860 *ἕτοιμός εἰμ' ἔγωγε . . . δάκνειν, δάκνεσθαι* (der unparteiische Dionysos hatte gesagt *ἔλεγχ' ἐλέγχου*) *πρότερος, εἰ τούτῳ δοκεῖ, τἄπη, τὰ μέλη, τὰ νεῦρα τῆς τραγῳδίας.* Die durch diese Worte hervorgerufene Erwartung, daß die hochnotpeinliche Prüfung, das *βασανίζειν* der Tragödien, bei den *ἔπη*, den Dialogpartien beginnen werde, wird dann noch verstärkt, wenn Dionysos nach dem Gebetsliede des Chors die Parteien auffordert: 885 *εὔχεσθε δὴ καὶ σφώ τι, πρὶν τἄπη λέγειν.* In der Tat hebt Euripides 1119, in vollem Einklang mit der doppelten Ankündigung, also an: *καὶ μὴν ἐπ' αὐτοὺς τοὺς προλόγους σοι*[1]) *τρέψομαι, ὅπως τὸ πρῶτον τῆς τραγῳδίας μέρος*

[1]) Daß *σοι* aus dem Parisinus A aufzunehmen ist, hat Wilamowitz im Kommentar zu den Choephoren S. 149 f. gezeigt. Nur scheint mir, daß die Person, an die Euripides sich wendet, Dionysos ist; vgl. 1124 (von Wilamowitz mit Recht dem Dionysos gegeben) *πρῶτον δέ μοι τὸν ἐξ Ὀρεστείας λέγε.*

πρώτιστον αὐτοῦ βασανιῶ τοῦ δεξιοῦ. Nachdem dann die Prüfung der Prologe beider Dichter beendet ist, bestimmt Dionysos den Gegenstand der zweiten Untersuchung mit den Worten (1248) ἀλλ' ἐς τὰ μέλη πρὸς τῶν θεῶν αὐτοῦ τραποῦ. Die zuvor angekündigte Reihenfolge wird also eingehalten. Nach der Liederprüfung[1]) findet dann das Wägen der Verse auf der Wage statt, so daß wenigstens ein Teil der 797 ff. verheißenen Späße zur Ausführung kommt. Damit ist die Prüfung der Tragödien beendet; Dionysos wendet sich mit allgemeinen Fragen an die beiden Dichter. Er ist die ganze Zeit über, wie es für einen von zwei ἐπιτρέποντες (811) Angerufenen sich gehört, unparteiischer Schiedsmann gewesen, hat den Gang der Verhandlung bestimmt, den Parteien das Wort erteilt und entzogen und hat bei den einzelnen Punkten der Prüfung jedesmal die Entscheidung gefällt.

Nun schließt ja aber dieser Teil des Stücks (von 1119 ab) gar nicht unmittelbar an jene vorbereitenden Szenen an. Auf diese folgt vielmehr eine Partie ganz anderer Art: die große epirrhematische Szene, die wir im folgenden der Kürze halber nach moderner, nicht eben glücklicher Terminologie[2]) als 'Agon' bezeichnen wollen (895—1098). Diese Szene erfüllt nun keineswegs die Erwartungen, die eben noch (885) durch den Ausdruck περὶ τὰ ἔπη λέγειν wie durch die vorangegangenen Szenen überhaupt erregt worden sind. Im ganzen Verlauf dieses Agons findet keine Prüfung irgendwelcher Bestandteile der Tragödien statt; das Wesen ihrer Persönlichkeit und ihrer Kunst legen die beiden Dichter in breiten Streitreden dar. τὴν ποίησιν οἷός εἰμι, so formuliert Euripides gleich im Anfang (907) das Hauptthema seiner Rede; er stellt es einstweilen zurück, um erst einmal die moralische Minderwertigkeit seines Gegners darzutun. Was er gibt, ist nicht das versprochene βασανίζειν, sondern, wie es der Chor nach Schluß seiner Rede ausspricht (996), ein κατη-

[1]) Eine Einzelheit mag hier besprochen werden. 1281 μή, πρίν γ' ⟨ἂν⟩ ἀκούσῃς χἀτέραν στάσιν μελῶν ἐκ τῶν κιθαρῳδικῶν νόμων εἰργασμένην: keine der seit den Scholien zu στάσιν μελῶν vorgebrachten Erklärungen befriedigt. Vor Jahren hat Wecklein, Philologus 36 (1877), 230 f., im Hinblick besonders auf 1297 ἰμονιοστρόφου μέλη vermutet τάσιν μελῶν. Aber weder in seiner ausführlichen Begründung dieser Konjektur noch anderwärts habe ich erwähnt gefunden, daß in den Scholien steht: Τιμαχίδας γράφει, ὡς τῷ ὀρθίῳ νόμῳ κεχρημένου τοῦ Αἰσχύλου καὶ ἀνατεταμένως. Der hat also τάσιν gelesen. Mithin ist uns diese Lesart für die Zeit der besten alexandrinischen Grammatik bezeugt; sie wird wohl die echte und erst spät durch das häufigere στάσιν vertrieben sein. Die technische Bedeutung, die τάσις bei den Musiktheoretikern hat (vgl. Wilamowitz, Timotheos 89), ist hier natürlich fernzuhalten.

[2]) Denn es wird hier Formales und Inhaltliches durcheinander geworfen. Zielinski bezeichnet in seinem bekannten Buche als Agon auch epirrhematische Szenen, die keinen Streit enthalten, Mazon hingegen (Essai sur la composition des comédies d'Aristophane) nennt, antikem Sprachgebrauch gemäß, rein jambische Streitszenen gleichfalls Agon. Man täte vielleicht gut von epirrhematischen Szenen zu reden, wenn man jene großen Partien von einheitlicher, der Parabase nachgebildeter Form zu bezeichnen wünscht, die vor allem Zielinski als einen wichtigen Bestandteil der Komödien herausgehoben hat. Übrigens sind diese Szenen ein beliebtes, kein unentbehrliches Glied des komischen Spiels. Nur auf Grund einer petitio principii kann man ihr Vorkommen überall postulieren; so sind denn auch die Versuche verunglückt, die ihre Spuren in den Acharnern, dem Frieden, den Thesmophoriazusen aufdecken wollten.

γορεῖν. Genau so verfährt dann Aischylos. In der ganzen Partie handelt es sich um den Gesamtcharakter des Schaffens der beiden Dichter, die moralischen Absichten und Wirkungen treten mehr und mehr in den Vordergrund. Gegenstand des Streits ist nicht die τέχνη, sondern die Gesinnung, und nur insofern es für diese symptomatische Bedeutung hat, wird Formales berührt. Von den angekündigten Instrumenten, Wage, Richtscheit usw. wird keinerlei Gebrauch gemacht. Dionysos zeigt sich nicht als Schiedsrichter, bestimmt auch den Gang des Kampfes nicht, er unterbricht lediglich die Streitreden durch die der dritten Person in Agonen üblicherweise zufallenden Witze[1]). So sehr dies dem herkömmlichen Gang derartiger Szenen entspricht, so stark weicht der Schluß dieses Agons von dem Gewohnten und Natürlichen ab. Der δίκαιος λόγος in den Wolken (bis V. 1104), die Πενία im Plutos (bis 609) sind durch den Angriff des Gegners vollkommen totgeredet, sie verschwinden spurlos. Oder es wird (Wesp. 713 ff.) der Sieg der einen Partei ausdrücklich konstatiert, der Besiegte gibt seine bisherige Position auf. Wie anders in den Fröschen! Des Aischylos wuchtige Anklage steigert sich schließlich in dem Pnigos (1078 ff.) zu einer vollständigen moralischen Vernichtung des Euripides: an aller Sünd und Schande der Gegenwart ist er schuld. Dionysos fällt begeistert ein. Was kann von Euripides noch übrig bleiben? Doch siehe, es kommt ein Chorlied, und als es verklungen ist, beginnt der eben Vernichtete, harmlos, als sei noch nichts geschehen: καὶ μὴν ἐπ' αὐτοὺς τοὺς προλόγους σοι τρέψομαι.

Nicht minder sonderbar ist die Partie, die dem Agon unmittelbar vorangeht. Das Chorlied 875 ff. und der folgende Dialog bis 894 hängen aufs engste mit dem Früheren zusammen; so spielt auch Dionysos 885, 888 und 891 genau die leitende Rolle, die der Sklavenprolog verheißen hat und die dann die Szenen von 1119 ab uns vor Augen führen, im Gegensatz zu seinem Verhalten in dem Agon. Höchst befremdlich aber ist die dichte Aufeinanderfolge der beiden Chorlieder 875 und 895. Inhaltlich enthalten beide nichts als die Einleitung der folgenden Streitszene. Beide sind unlöslich mit andern Teilen verknüpft. Das erste ist durch die Form des Gebets fest in der umgebenden Dialogpartie verankert; das zweite ist die übliche Einleitungsode des Agon, der die ἀντῳδή 992 entspricht. So aber wie beide Lieder nebeneinander stehen, ist das eine oder das andere überflüssig. Es lag für den Dichter eine dramatische Notwendigkeit, den Chor 875 ein Gebet singen zu lassen, gar nicht vor; für die Handlung hätte es vollkommen ausgereicht, wenn der Schiedsrichter und die beiden Kämpfer beteten. Also wollte er 875 ein Chorlied um des Liedes willen einsetzen, ein Lied, das dem kommenden Streit die Stimmung bereitete. Das hätte der Dichter doch wohl schwerlich getan, wenn er schon, als er dies erste Lied dichtete, die Absicht gehabt hätte, sogleich eine ᾠδή folgen zu lassen, die widerum keinen andern als jenen

[1]) 1012 τεθνάναι· μὴ τοῦτον ἐρώτα ist nicht etwa Schiedsspruch, sondern lediglich ein Zwischenruf der dritten, lustigen Person. Genau so ruft im Agon des Plutos Blepsidemos, der Mitläufer des Chremylos (499): σὺδεὶς ἂν· ἐγὼ τούτου μάρτυς· μηδὲν ταύτην γ' ἀνερώτα. — Nur 1020 zeigt das Verhalten des Dionysos Ähnlichkeit mit dem in der Prüfungsszene.

vorbereitenden Inhalt haben konnte und sollte. Was schon zuvor deutlich geworden sein wird, sprechen wir hier aus: der Agon (895—1098) ist eingelegt an einer Stelle, die für seine Aufnahme von vornherein nicht bestimmt war; er sprengt jetzt einen ehedem sorgsam gefügten, wohlbedachten Zusammenhang. Ausführlich und klar war eine Exposition gegeben worden, die alle Aufmerksamkeit des Zuschauers auf den einen zu erwartenden Vorgang, die Prüfung der Dramenbestandteile unter der Leitung des Dionysos, hinlenkte; in dem Augenblick aber, da das Erwartete nach nochmaliger Ankündigung (*πρὶν τὰ ἔπη λέγειν* 885) anheben soll, bricht ein Fremdes ein, eben der Agon; als der mit dem Pnigos sein Ende gefunden hat, wird nach einem Chorlied der Faden der Handlung an genau der Stelle wider aufgenommen, wo er zuvor fallen gelassen war. Darin liegt nun auch die Erklärung für den befremdend stumpfen Ausgang des Agons. Als Aristophanes ihn dichtete, waren die Szenen von 1119 ab, welche die Prüfung der *ἔπη*, der *μέλη* usw. und schließlich den Schiedsspruch des Dionysos enthalten, schon vorhanden. Es durfte also keinerlei Ergebnis des Agons an dessen Ende merkbar werden, sonst wären die folgenden Szenen, die die Prüfung und Entscheidung vorführten, sinnlos geworden.

Die gesamte nicht auf den Agon berechnete Exposition hat der Dichter intakt gelassen. Mit einer Ausnahme freilich. Am Schluß des Liedes an die Musen heißt es 883: *νῦν γὰρ ἀγὼν σοφίας ὁ μέγας χωρεῖ πρὸς ἔργον ἤδη.* Das ist ein *τόπος* aus den *ᾠδαί*, mit denen die Agone eingeleitet zu werden pflegen. So heißt es in den Wolken 954: *νῦν γὰρ ἅπας ἐνθάδε κίνδυνος ἀνεῖται σοφίας, ἧς πέρι τοῖς ἐμοῖς φίλοις ἐστὶν ἀγὼν μέγιστος*; daran schließt unmittelbar die übliche zweizeilige Aufforderung an den einen der Gegner an, der dann sofort mit seiner Streitrede beginnt. Ebenso in der *ᾠδή* vor dem Agon der Wespen 532: *ὁρᾷς γὰρ ὡς σοὶ μέγας ἐστὶν ἀγών* (Elmsley; überl. *ἐστ' ἀγών*). Es ist einleuchtend, daß diese formelhafte Wendung für die Lieder unmittelbar vor Beginn des Kampfes geprägt worden ist und erst sekundär an eine Stelle geraten konnte, die von dem eigentlichen Agon nicht nur durch dessen Einleitungsode, sondern vor allem durch eine eigene Aktion auf der Bühne (Weihrauchopfer und Gebete) getrennt war. Aristophanes hat eben doch die Notwendigkeit empfunden, das der früheren Konzeption angehörende Gebetslied irgendwie zu dem neu eingelegten Agon in Beziehung zu setzen; so hat er an den Schluß des Liedes jenen einen Vers mit der konventionellen Wendung angeflickt.

Jeder Versuch ermitteln zu wollen, wann und aus welchen Beweggründen Aristophanes seinen ursprünglichen Plan in so merkwürdiger Weise geändert hat, bliebe ein unfruchtbares Raten, wenn wir auf die bisher von uns analysierten Partien angewiesen wären. Weiter hilft das Lied 1099. Das ist ganz offenbar zu dem Zweck gedichtet, von dem Agon zu den folgenden Schiedsgerichtsszenen hinüberzuleiten. Auf die großen Streitreden, deren Zeuge man soeben gewesen ist, gehen die Worte: *ὅταν ὁ μὲν τείνῃ βιαίως, ὁ δ' ἐπαναστρέφειν δύνηται κἀπερείδεσθαι τορῶς.* Dann führt es von hier aus weiter: *ἀλλὰ μὴ 'ν τἀντῷ καθῆσθον· εἰσβολαὶ γάρ εἰσι πολλαὶ χἄτεραι σοφισμάτων.* Das ist

sehr geschickt ganz allgemein gefaßt; in dem ganzen Liede wird mit keinem Worte darauf hingewiesen, daß jetzt das lang verheißene *βασανίζειν* vor sich gehen soll. Der Dichter vermeidet es natürlich, auf den Riß aufmerksam zu machen, der in seiner Komposition klafft. Die Gegenstrophe des Liedes bringt dann etwas sehr Merkwürdiges. 'Habt keine Angst', ruft der Chor den beiden Dichtern zu, 'vor einer Unbildung und Verständnislosigkeit (beides hört der Grieche in *ἀμαθία*) des Publikums, die es hindern könnte, die Feinheiten eurer Diskussion zu erkennen, *ὡς οὐκέθ' οὕτω ταῦτ' ἔχει. ἐστρατευμένοι γάρ εἰσι, βιβλίον τ' ἔχων ἕκαστος μανθάνει τὰ δεξιά· αἱ φύσεις τ' ἄλλως κράτισται, νῦν δὲ καὶ παρηκόνηνται*, habt also keine Angst, sondern diskutiert alles gründlich; die Zuschauer sind imstande es zu verstehen.' Die ganz klaren Worte sind unglaublich mißverstanden worden[1]). 'Habt keine Angst vor der *ἀμαθία* der Zuschauer; dem ist nicht mehr so' (also hat Aristophanes einmal über ihre *ἀμαθία* zu klagen gehabt). Denn sie haben bereits einen Feldzug hinter sich, und mit einem Buch ausgerüstet versteht, erfaßt ein jeder das Gescheite, das, was mit rechter Kunst gesagt, was glücklich ausgedrückt wird. Sie sind auch sonst schon hochbegabte Leute, jetzt aber ist ihr Witz noch ganz besonders geschärft.' Wie ist es nur möglich, *μανθάνει* falsch aufzufassen, da es doch den hier geforderten Sinn so oft bei Platon hat und, um nicht weiter zu gehen, in unserm Stück z. B. 765, 1169, 1444. *δεξιός* sagt Aristophanes von seiner Kunst ja ganz häufig. Wenn aber *μανθάνει τὰ δεξιά* auf die Pointen dieser Komödie bezogen werden muß, so kann auch *βιβλίον ἔχων* auf gar nichts anderes gehen als auf den Text eben dieses Stückes[2]). Also: 'keine Angst vor der *ἀμαθία* der Zuschauer! die ist nicht mehr vorhanden. Sie sind ja keine Neulinge, keine Rekruten mehr, sondern *ἐστρατευμένοι*, und sie haben das Stück gelesen (lustig übertreibend sagt er von einem jeden, er hätte ein Exemplar — daher *βιβλίον* ohne Artikel — in Händen) und verstehen alle Pointen; gescheit von Natur sind sie schon sonst und jetzt noch durch einen Schleifstein

[1]) Z. B. von Droysen und Kock. Ich habe mich gefreut, die mir selbstverständliche Interpretation dann auch bei van Leeuwen im Kommentar ausgesprochen zu finden. Freilich zieht er keine Konsequenzen daraus. Nicht einmal dieses Lied nimmt er als ein Ganzes, sondern glaubt, Aristophanes habe für die zweite Aufführung nur die Gegenstrophe hinzugefügt, spricht auch Prolegomena p. X sq. mehrfach von 'versiculos inserere'. Wie unlösbar die Gegenstrophe mit dem Schluß der Strophe (man beachte z. B nur das *ἀποκινδυνεύετον* 1108) zusammenhängt, das lehrt doch der Augenschein. Dafür, daß, wie van Leeuwen annimmt, die Herkunft der zitierten Tragödienstellen in dem Text der Komödie bezeichnet gewesen sei, spricht, wie mir scheint, nichts. Es war für das Verständnis Erleichterung genug, wenn man den Text zuvor gelesen hatte. — Van Leeuwen gibt Prolegomena p. X an, seine Interpretation der Verse sei auch von Stanger schon gefunden worden. Ich konnte eine darauf deutende Äußerung Stangers in dessen von van Leeuwen zitierter Abhandlung, die nicht sehr umfangreich ist, trotz widerholten Suchens nicht entdecken.

[2]) Nachträglich sehe ich, daß Wilamowitz, Einleit. i. d. griech. Trag. 123, den Ausdruck auf die Werke der Tragiker bezieht. Ich vermag das angesichts des Singulars *βιβλίον* nicht zu glauben; die Zitate im folgenden entstammen doch vielen Dutzenden von Tragödien.

scharf gemacht'[1]). — Wer kann daran zweifeln, daß dies für die zweite Aufführung gedichtet ist, die uns Dikaiarchos in der bekannten Notiz der Hypothesis bezeugt? Die wahrlich nicht einfache *κρίσις τραγῳδιῶν* hatte an den Lenaeen 405 infolge der *ἀμαθία* des Publikums den Beifall nicht gefunden, den Aristophanes erwartet haben mochte und der den andern Partien des Stückes (wohl nicht nur der Parabase, von der es Dikaiarchos bezeugt) zuteil geworden war. Nun, da die Komödie zum zweitenmal aufgeführt wird[2]), hält der Dichter es für gut, diesem schwierigen Teil eine captatio benevolentiae voranzuschicken. Die Buchausgabe war gleich bei der ersten Aufführung oder unmittelbar danach erschienen. 'Jetzt, lieben Leute,' sagt der Chor im Namen des Dichters dem Publikum, 'kann eurem Verständnis auch das, was nun kommt, nicht mehr schwer fallen; ihr seid ja von Haus aus schon so gescheit, und jetzt habt ihr das Stück schon einmal gesehen (*ἐστρατευμένοι γάρ εἰσι*) und auch noch gelesen'.

Aus diesem Sachverhalt ergibt sich für die Frage, die uns hier beschäftigt, die sichere Entscheidung. Das Lied 1099—1118 ist ganz zweifellos in einem Zuge gedichtet. Es ist, wie wir gesehen haben, dazu bestimmt, eine nachträgliche Einlage, den 'Agon', mit dem Folgenden zu verknüpfen. Der Agon kann ohne dieses Lied nicht eingefügt worden sein. Das Lied ist ferner — wie die Interpretation ergeben hat — für die zweite Aufführung des Stückes verfaßt. Also schließen wir mit Notwendigkeit: auch der Agon, der ganze Teil von 895 ab, ist für die zweite Aufführung gedichtet.

Wir sehen jetzt, wie Aristophanes vorgegangen ist. Die Tragödienprüfung hatte bei der ersten Aufführung nicht sonderlich gewirkt. Das ist sehr begreiflich. Die Schwierigkeiten dieses Teils liegen ja nicht nur in den Anspielungen und den Zitaten aus einer Fülle von Tragödien; die Probleme selber, um die es sich handelt, sind großenteils rein arti-

---

[1]) Auf das *νῦν δὲ* 1116 und seinen Gegensatz zu dem vorangehenden *ἄλλως* sei noch besonders hingewiesen; es muß bei der Interpretation der ganzen Stelle gebührend berücksichtigt werden. Die beiden Adverbia verbieten an etwas zu denken, was zu einer beliebigen Zeit die Athener hätte scharfsinnig machen können; es kann nur von einer *ἀκόνη* die Rede sein, die gerade für diesen, für den Tag der Aufführung oder für die unmittelbar vorangehende Zeit wirksam gewesen ist.

[2]) Ich stimme mit Stanger, Über Umarbeitung einiger aristophanischer Komödien, Leipzig 1870, S. 25f. und Zielinski, Gliederung der altattischen Komödie 150ff., in der Annahme überein, daß für die zweite Aufführung nur die Dionysien 405 in Betracht kommen. Mit Recht weisen beide Forscher darauf hin, daß eine Widerholung nach der Schlacht von Aigospotamoi undenkbar wäre. Im übrigen freilich scheidet mich von ihnen die Art der Fragestellung: sie suchen, ausgehend von der Tatsache der Wideraufführung, nach Spuren einer 'Diorthose' in dem erhaltenen Stück und finden sie in Einzelheiten (etwas anders Graf, Philologus 55 [1896], 307ff., der eine Reihe von Einzelanstößen durch den Hinweis auf die doppelte 'Rezension' aus dem Wege zu räumen sucht); ich analysierte, zunächst ohne jeden Gedanken an die zweite Aufführung, die Komposition der Szenen nach der Parabase; dabei ergab sich der Einschub eines Teiles in einen vorher geschlossenen Zusammenhang, aber auch diese Tatsache durfte erst, als das Zeugnis des Chorlieds hinzukam, in Beziehung zu der Nachricht von der zweiten Aufführung gesetzt werden.

stische. Wenn man auch allen Grund hat anzunehmen, daß das künstlerische Verständnis und die Aufnahmefähigkeit bei den Athenern dieser Zeit so bedeutend gewesen ist wie nie wieder bei einem ähnlich großen Theaterpublikum, so wird man doch die Grenzen nicht verkennen, die auch hier dem Dichter gezogen waren. Es ist kaum anzunehmen, daß der Laie sich erheblich belustigt fühlte, wenn er längere Zeit hintereinander über die Monotonie gewisser Vers- und Satzeinschnitte oder über Feinheiten der lyrischen Metrik unterhalten wurde, oder wenn er gar Untersuchungen über die ὀρθότης ὀνομάτων anhören mußte, deren Spitzfindigkeit einem Prodikos Ehre gemacht hätte. So blieb man diesen Diskussionen gegenüber verhältnismäßig kühl. Aristophanes aber war nicht der Mann dazu, dem Geschmack des Publikums sich zu beugen. Ihm lagen die Fragen des höheren geistigen Lebens sehr am Herzen, über die Gesetze der tragischen Kunst und über ihre Mittel hatte er seit langem viel Feines und Tiefes gedacht; was er jetzt geäußert hatte, das mochte er ebensowenig preisgeben wie ehedem die Beurteilung der Sophistik in den Wolken. Damals hatte er sich darauf beschränken müssen, dem Publikum nachträglich in scharfen Worten seine Dummheit vorzuwerfen und das durchgefallene Stück unter Beibehaltung dessen, was ihm wesentlich war, umzuarbeiten. Diesmal war er in einer glücklicheren Lage, da die Frösche im ganzen den größten Beifall gefunden hatten und außerordentlicherweise ihre Widerholung verlangt und gestattet worden war. So setzt er denn dem Publikum die Teile, an denen ihm soviel lag, zum zweiten Male vor, gibt ihnen aber vorsichtshalber empfehlende Geleitworte mit auf den Weg. Doch er tut noch mehr. Ehe er die technische Diskussion eröffnet, legt er eine Partie ein, die des Beifalls der Athener von vornherein ganz sicher sein konnte. Von jeher gehörten die in Langversen mit bombastischer Rauflust prächtig dahinrauschenden Streitreden zweier Gegner, die ab und an von nicht eben tiefsinnigen Zwischenreden eines lachenden Dritten ergötzlich unterbrochen wurden, zu den beliebtesten Auftritten der Komödie; zu dieser bewährten Form griff Aristophanes auch diesmal. Freilich mußte er sie degradieren; der Agon durfte mit keinem Siege enden und ging so seines eigentlichen Sinnes verlustig. Der Gehalt aber, mit dem er ihn erfüllte, mußte die Zuschauer entzücken. Mit großer Kraft und jedem sofort verständlich werden in grandioser Übertreibung zwei Auffassungen vom Wesen der tragischen Kunst einander gegenübergestellt. Hier war auf keine literarischen Einzelheiten zu achten; die Kenntnis, die jeder Athener von den beiden Tragikern besaß, genügte für das Verständnis dieses Kampfes vollauf. Die Dichter erscheinen hier nicht so sehr als die Meister einer schwierigen Kunst denn als die Führer und Lehrer ihrer Volksgenossen; ihre Werke werden betrachtet nicht als isolierte Gebilde, sondern als stehend inmitten von Lebensanschauungen und Sitte, Glauben und Streben der Gesamtheit, auf die widerum einzuwirken ihre höchste Aufgabe ist. All dies — einem jeden so nah — mit hinreißender Wucht vorgetragen, durchzuckt von überraschendsten Wendungen, immer wider durch groteske Seitensprünge unterbrochen, schließlich in den Anapästen des Aischylos ansteigend zu königlicher Pracht und Würde der Sprache:

wie sollte dieser neue Teil die Hörer nicht gefangennehmen und den Erfolg auch der zweiten Aufführung vollkommen machen?

Soweit haben uns sichere Schlüsse geführt. Wenn wir nun noch fragen, wie denn die Teile nach der Parabase bei der ersten Aufführung im großen und ganzen etwa ausgesehen haben mögen, so müssen wir uns darauf beschränken uns die Möglichkeiten zu überlegen, ohne daß wir mit Gewißheit sagen könnten: so war es. Nach dem Gebet des Euripides wird ihn Dionysos kurz aufgefordert haben, nun zu beginnen; daran schloß dann unmittelbar 1119 an (*καὶ μὴν* nach einer Aufforderung steht z. B. 907, nach einer Ankündigung 1263). Ein Lied hat an dieser Stelle nicht mehr gestanden, der Vorbereitung auf den Wettkampf diente ja das Lied 875. Nun erhebt sich die Frage: Was hat Aristophanes bei der Umarbeitung gestrichen? Denn es ist nicht eben wahrscheinlich, daß der Rest unseres Textes, der nach Abzug des Agons bleibt, den Text der ersten Aufführung vollständig enthält. Einmal spricht dagegen der Umfang, vor allem aber vermag ich nicht zu glauben, daß Aristophanes alles, was jenseits der technischen Probleme der Tragödie lag, beim erstenmal gar nicht berührt haben sollte. Er wird doch wohl auch damals schon auf die Gesinnung der beiden Dichter, die ihm so wichtig war, eingegangen sein, wenn er auch nicht in einem 'Agon' über sie streiten ließ. Darauf führt auch die Exposition. Euripides sagt 862, er wolle mitleidlos vornehmen und vornehmen lassen *τὰ ἔπη, τὰ μέλη, τὰ νεῦρα τῆς τραγῳδίας*. Was *τὰ νεῦρα τῆς τραγῳδίας* heißt, das hat Kock zutreffend erklärt und gute Parallelen beigebracht. Es ist, ganz entsprechend dem, was Platon *τὰ νεῦρα τῆς ψυχῆς* nennt, das, was der Tragödie die Spannkraft gibt, ihr innerer wesentlicher Gehalt. Die Scholien geben den Sinn des Ausdrucks richtig wider, wenn sie ihn mit *τὰ κεφάλαια* erklären. Es wird also in dem Stück der ersten Aufführung nach der Prüfung der Dialogpartien und der Lieder auch auf die Gesinnung der Tragödien eingegangen worden sein, nicht in zusammenhängender Darlegung wie in den Streitreden, sondern durch ein *βασανίζειν*, ein kritisches Prüfen nach Einzelgesichtspunkten, indem z. B. einer der Dichter den andern fragte: 'Sage mir, wie hast du dich geäußert über das Verhältnis von Mann und Frau?', und dann beide aus ihren Stücken Belegstellen anbrachten.

Leicht denkbar ist es ferner, daß die Instrumente, von denen 799ff. die Rede ist, in der ersten Fassung eine größere Rolle spielten, als das jetzt der Fall ist. Gut konnten z. B. Vorwürfe, wie sie Euripides im Agon 1056ff. erhebt, und das was Aischylos darauf erwidert, in der Art vorgebracht werden, daß die *πήχεις ἐπῶν* (799) wirklich in Aktion traten. Das gab noch eine lustige Handlung auf der Bühne, wie das Herantreten an die Wagschalen 1378ff. Vor der Häufung solcher Effekte schreckte ja Aristophanes, wie man weiß, keineswegs zurück. Die Anwendung der Instrumente ist aber überhaupt durch die Einfügung des Agons um einen Teil der Wirkung gebracht worden. Es muß sehr lustig gewesen sein, wenn die beiden Dichter und Dionysos (vielleicht auch ein paar Sklaven) mit den sicherlich phantastisch großen und abenteuerlich geformten Dingern auf die Bühne zogen. Das muß nach der

Ankündigung 799 ἐξοίσουσι in dem ursprünglichen Stück gleich bei deren Auftreten 830 geschehen sein. Die Apparate wurden ja dann auch (an den πλάστιγγες sehen wir es noch) gleich in der nächsten großen zusammenhängenden Szene gebraucht. Jetzt aber schiebt sich der ganze Agon und ein neues Chorlied, gewissermaßen ein Akt, dazwischen. Möglich, daß Aristophanes die Apparate nun erst 1119, dann wohl aber in aller Stille, hat herausbringen lassen. Er konnte übrigens mit solchen Meßinstrumenten noch mancherlei anstellen[1]). Nur auf eine Möglichkeit will ich hier noch hindeuten. Satyros sagt im Leben des Euripides (Oxyr. pap. IX S. 124f.; v. Arnim, Supplem. Eurip. 3) frg. 8 Kol. II, 10 *κατὰ μὲν οὖν τὴν τέχνην ἀνὴρ τοιοῦτος· διὸ καὶ Ἀριστοφάνης ἐπιθυμεῖ τὴν γλῶσσαν αὐτοῦ μετρῆσαι 'δι' ἧς τὰ λ[επ]τὰ ῥήματ' [ἐξεσμ]ήχετο'* (die Ergänzungen von Wilamowitz). Von der Zunge des Euripides heißt es in den Fröschen 826f. *ἔνθεν δὴ στοματουργὸς ἐπῶν βασανίστρια λίσπη γλῶσσα . . . ῥήματα δαιομένη καταλεπτολογήσει πνευμόνων πολὺν πόνον.* Nun will ich keineswegs behaupten, die von Satyros zitierten Verse hätten in den ersten Fröschen gestanden; Aristophanes kann ja sehr wohl auch später noch einmal auf den toten Euripides zurückgekommen sein[2]), allein die Möglichkeit, daß eine solche Prozedur in der Prüfungsszene vorgeschlagen wurde, wo die Meßinstrumente, Zirkel usw. zur Stelle waren, wird man nicht bestreiten können.

Hier bleibt der Phantasie Spielraum. Wir wollen das nicht zu Beweisende nicht weiter verfolgen; das, was wir mit Sicherheit ermittelt zu haben glauben, scheint uns merkwürdig genug.

Berlin. Eduard Fraenkel.

---

[1]) Die Freude am Messen ist bezeichnend für die Sophistenzeit; vgl. auch Wolken 144ff., 203ff.; Vögel 995.

[2]) Leo, Nachr. d. Gött. Ges. 1912, 278.

Archäologie

Der letzte Jahresbericht über Archäologie erschien, von R. Engelmann verfaßt, im Jahre 1908. Von den Veröffentlichungen der inzwischen verstrichenen Jahre sind nur einzelne in diesen Blättern besprochen worden.

Mit der Wideraufnahme der regelmäßigen Jahresberichte sollte zugleich der Versuch verbunden werden, eine möglichst vollständige Übersicht über die Fortschritte der Archäologie überhaupt zu geben, mit besonderer Betonung solcher Neuerscheinungen, deren Ergebnisse für die Zwecke des Gymnasialunterrichts unmittelbar nutzbar gemacht werden können. Ohne Berücksichtigung wenigstens der wichtigsten in Zeitschriften erschienenen Aufsätze wäre eine Erreichung dieses Zieles von vornherein ausgeschlossen. Eine Beschränkung wird freilich hier stets nötig sein.

Der Krieg, der auch der Daheimgebliebenen Zeit und Kraft immer neu in nie vorherzubestimmendem Umfang in Anspruch nimmt, hat leider die Durchführung des Planes stark gehemmt, und wenn jetzt ein Überblick über die letzten sieben Jahre gegeben werden soll, so liegt es in der Natur der Sache, daß er auf Vollständigkeit Anspruch erheben weder kann noch will. Auf Artikel in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie, Roschers Lexikon der Mythologie und Daremberg-Saglio, Dictionnaire der antiquités wird nur ausnahmsweise hingewiesen werden.

Die Anordnung soll im ganzen nach sachlichen Gesichtspunkten erfolgen (Allgemeines, Architektur, Skulptur, Malerei, Kleinkunst, Mythologie), die kretisch-mykenische Zeit jedoch geschlossen behandelt werden.

A. Allgemeines

Handbuch der Archäologie, herausgegeben von Heinrich Bulle (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft Band VI). München 1913, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 8. 1. Lieferung, S. 1—184. Veranschlagt auf etwa 15 Lieferungen zu 11—12 Bogen, die Textlieferungen zu 4 ℳ, die Abbildungslieferung zu 8 ℳ.

Dies Werk soll den schon einmal im Jahre 1895 erschienenen sechsten Band des Handbuches, die nach Anlage wie Ausführung gleich verfehlte 'Archäologie der Kunst' von L. Sittl ersetzen; es wird sich aber nicht auf die eigentliche 'klassische' Archäologie beschränken, sondern auch all die Grenzgebiete berücksichtigen, die wie Kunst und Kultur der Euphratländer und Ägyptens oder der Barbarenvölker des Nordens bis in die paläolithischen Zeiten hinab in innigen Wechselbeziehungen zur Kunst Griechenlands und Italiens stehen. Dabei soll Archäologie 'als Denkmälerkunde im weitesten Sinn, als derjenige selbständige Zweig der Geisteswissenschaft verstanden werden, der jeden von Menschenhand ge-

formten Gegenstand als Zeugen für die Entwicklung des menschlichen Geistes verwendet'. Zur Durchführung dieses gewaltigen Plans sind etwa 25 Fachgelehrte gewonnen; die Leitung des Ganzen liegt in den Händen von Heinrich Bulle, der zugleich den einleitenden Abschnitt der ersten Lieferung über 'Wesen und Methode der Archäologie' verfaßt hat. Seine mustergültig klaren Bestimmungen des Begriffs 'Altertumswissenschaft' führen deutlich die leider öfters vergessene alte Wahrheit wider vor Augen, daß 'im Dasein der Völker nur der kleinste Teil ihres inneren und äußeren Lebens einen Niederschlag im geschriebenen Wort findet'. Er macht weiter u. a. darauf aufmerksam, wie notwendig die Beachtung auch des scheinbar Nebensächlichsten für die Zeitbestimmung und Erklärung der Denkmäler ist, die nur im Rahmen ihrer ganzen Gattung zu verstehen sind, weist auf das Verhältnis der bildlichen und literarischen Tradition hin, und jeder wird mit Interesse die Ausführungen über das Museumstechnische lesen. Mit Recht wird dabei auch mancher weniger erfreulichen Erscheinung der Neuzeit im In- und Auslande gedacht. Besonders die programmatischen Darlegungen über die Kunstforschung verdienen die Aufmerksamkeit eines jeden, der sich irgendwie mit den Theorien des künstlerischen Sehens und Gestaltens irgendwelcher Zeit befaßt. Andersgearteten vorbereitenden Fragen gilt Sauers 'Geschichte der Archäologie', die bei aller streng objektiven Würdigung der ausländischen Antiquare und Gelehrten von der Humanistenzeit an die überragende Bedeutung der durch die enge Verbindung mit der Philologie methodisch geschulten deutschen archäologischen Forschung von Winckelmann und seinen Nachfolgern an über Gerhard, Welcker, K. O. Müller und Jahn bis Brunn und Furtwängler und den noch Wirkenden erkennen läßt. Es ist unser Stolz, daß die deutsche Wissenschaftlichkeit das Schwergewicht bei Ausgrabungen längst von der Gewinnung von Museumsstücken der restlosen Lösung alle Probleme zugeschoben hat, die eine antike Stätte vom Beginn bis zum Ende ihrer Besiedelung stellt. Daher wird das dritte Kapitel 'Untergang und Widergewinnung der Denkmäler' von Th. Wiegand wohl das besondere Interesse auch weiterer Kreise erwecken, und der Fernerstehende wird staunend erkennen, über welche Fülle von wissenschaftlichen und technischen Kenntnissen aller Art der moderne Archäologe und Museumsleiter bei Ausgrabungen und Veröffentlichungen verfügen muß, wenn er seiner verantwortungsreichen Aufgabe wirklich gerecht werden will. Sehr wichtig ist die meines Wissens sonst nirgends zu findende Zusammenstellung aller in den einzelnen Ländern Europas und des Orients erlassenen gesetzlichen Bestimmungen über Ausgrabungen, Denkmälerschutz und -ausfuhr.

Möchten der vielversprechenden ersten Lieferung bald weitere folgen; das Werk ist für Gymnasialbibliotheken ganz unentbehrlich.

Kunstgeschichte in Bildern. Neue Bearbeitung. I. Altertum, bearbeitet unter Mitwirkung anderer Fachgelehrten von Prof. Dr. Franz Winter. Vollständig in 16 Heften von je 32 Seiten zu je 1,20 ℳ. 4. Leipzig 1913. Alfred Kröner (früher E. A. Seemann).

Das bewährte, aus den alten Kunsthistorischen Bilderbogen hervorgegangene Werk von Winter-Dehio erscheint in völlig neuer Gestalt. Statt

der Foliotafeln sind in sich abgeschlossene Hefte in handlichem Großquart gewählt; der Umfang des ersten Bandes wird sich nach dem neuen Plan auf das Fünffache, von 600 auf rund 3000 Abbildungen mit zahlreichen Farbentafeln erhöhen, so daß wohl kein kunst- oder baugeschichtlich irgendwie bedeutsames Stück ausgeschlossen bleiben und eine unvergleichlich reichhaltige Sammlung geschaffen werden wird. Heft 1—2 enthalten die *ägyptische* sowie die *babylonisch-assyrische Kunst* von *H. Schäfer* und *K. Frank*, Heft 3 die *kretisch-mykenische Zeit* von *Winter*, Heft 4—6 sollen die *griechisch-römische Architektur*, 7—12 die *griechische Skulptur* von archaischer bis zur hellenistischen Zeit umfassen (7—9 erschienen), 13—14 der *Vasenmalerei*, 15—16 der *griechisch-römischen Malerei* gewidmet sein. Jedem Heft ist eine knappe Erläuterung beigegeben; als zusammenhängender Text wird am besten das bekannte Handbuch der Kunstgeschichte von Springer-Michaelis dazu verwendet werden.

Heft 3 'Kretisch-mykenische Kunst' von Fr. Winter kommt mit 275 Abbildungen auf S. 70—96 und zwei Farbentafeln (Dolchklingen aus Mykenä und Sarkophag von Hagia Triada) einem wirklichen Bedürfnis entgegen, das derjenige am besten zu würdigen verstehen wird, der weiß, wie zersplittert noch Literatur und Abbildungen über diese Zeit sind und wie schwer, ja fast unmöglich es für den nicht am Sitze einer größeren Bibliothek Tätigen es ist, auch nur die wichtigsten der Originalpublikationen zu erlangen. So ist die Bedeutung des Heftes für den Kenner wohl noch größer als für den, der sich erst einen Einblick in Kretisch-Mykenisches verschaffen will. Für letzteren sind die Abbildungen gar oft etwas klein und bei der Überfülle von Problemen, die die kretisch-mykenische Kultur noch bietet, ohne ausführlichen Text in ihrer Bedeutung nicht immer verständlich; jener wird sich glücklich preisen — in erster Linie denke ich dabei an die procul ab urbe studentes —, Zitate nachschlagen und prüfen zu können. Benutzung und rasches Verständnis von Sonderwerken wird für den, der nicht alle Abbildungen im Kopfe oder die Reihen der Annuals oder des Journal of hellenic studies zur Hand hat, durch unser Heft mindestens außerordentlich erleichtert. Demgegenüber mögen Sonderwünsche verstummen. Bei solchen Werken, die eine subjektive Auswahl aus überreichem Material geben, wird sich der Standpunkt von Bearbeiter und Benutzer ja nie völlig decken, manches erscheint unnötig, manches vermißt man. Die Seiten 70 bis 81 enthalten Ansichten, Grund- und Aufrisse der wichtigsten Ruinenstätten und Bauten, hierunter leider einige veraltete Abbildungen aus Perrot-Chipiez, 82—83 geben einen Überblick über die Kykladenkultur, 84—96 über Vasen und Wandmalerei sowie Kleinkunst, letztere nach kultur- und kultgeschichtlichen Gesichtspunkten geordnet.

Für die griechische Plastik von 600—400, der Heft 7—9, S. 197—288 mit zwei Farbentafeln (Typhon von der Akropolis und Sphinxe vom lykischen Sarkophag), gelten, gibt es ja wesentlich mehr erreichbare Hilfsmittel, doch bedeuten auch diese Hefte mit ihrer überreichen Fülle von Material eine mit großer Freude zu begrüßende Erleichterung und nicht hoch genug einzuschätzende Hilfe. Heft 7 geht

von der kretischen und dorischen Skulptur aus und leitet über die Inselplastik zur jüngeren kleinasiatisch-ionischen Kunst (S. 197—211). Die auf S. 212 vereinten außerattischen Grabsteine führen zur älteren attischen Grabplastik und archaisch-attischen Skulptur bis 500. Von den reif archaischen Werken der Übergangszeit ausgehend behandeln Heft 8/9 das Problem der Beinstellung und der Entwicklung der weiblichen Gewandfigur, und stellen sodann die Skulpturen von Olympia und vom Parthenon in den Mittelpunkt der Betrachtung. Skulpturen vom Heraion schließen die Reihe der Abbildungen, die in ihren Zusammenstellungen manchem auch der neuesten kunstgeschichtlichen Probleme Rechnung tragen. Die Wiedergabe sonst nur schwer zu erreichender Denkmälerreihen wie der Reliefs von Gjölbaschi-Trysa, vom Nereidenmonument oder vom Theseion wird man mit besonderer Freude begrüßen und mit gespannter Erwartung den weiteren Lieferungen des aufs wärmste zu empfehlenden Werkes entgegensehen.

A guide to the exhibition illustrating greek and roman life. (British Museum, Departement of greek and roman antiquities). London 1908. 8. XVI u. 242 S. 242 Abb. geb. $1^1/_2$ sh.

Ein Katalog einer dauernden, der systematischen Veranschaulichung aller Gebiete antiken Lebens dienenden Sonderausstellung des Britischen Museums, der aber durch die jeder Gruppe vorausgeschickte zusammenfassende Erläuterung, durch reiche und zuverlässige Literaturangaben und sehr geschickt angeordnete Erklärung der Einzeldinge wie durch die ebenso trefflich ausgewählten wie ausgeführten Abbildungen jedem Benutzer eine Fülle von Anregungen und sonst nur schwer zugänglichen Materials bietet, mag es sich nun um Hochzeitsgebräuche oder die mannigfachsten Weihegaben, Opfer- und Begräbnissitten, um Kinderspiele und Seewesen, Gymnastik und Gladiatoren, Elfenbeinkämme, Saugpumpen oder Maurerwerkzeug handeln. Für antike Bronzetürangeln und -pfannen (Abb. 158) wüßte ich z. B. keine andre brauchbare Abbildung anzugeben, ebensowenig für eine antike Töpferscheibe (Abb. 182), die Vorlegeschlösser (Abb. 174) oder den eisernen Pferdeschuh (Abb. 213). Die ärztlichen Instrumente Abb. 189 werden vielen ebenso unbekannt sein wie die römischen Tintenfässer Abb. 196, der Pferdemaulkorb Abb. 212 oder die Olivenernte Abb. 219 von einer schwarzfigurigen Amphora.

Ich benutze die Gelegenheit, um überhaupt auf die in weitern Kreisen sehr wenig bekannten 'Guides' des Britischen Museums hinzuweisen, erstaunlich billige wissenschaftliche Handbücher für irgendwelchen Abschnitt der Kunst- und Kulturgeschichte. Besonders wertvoll erscheinen mir außer den später zu erwähnenden Skulpturkatalogen die über die vorgeschichtlichen Abteilungen: *Guide to the antiquities of the stone age, Guide to the antiquities of the bronze age* und *Guide to the antiquities of tho early iron age* (je 1 sh), Gebiete, mit denen sich auch der klassische Archäolog und Historiker mehr und mehr befassen muß.

In ähnlicher Weise, doch nicht auf den Bestand eines einzigen Museums, und wäre es selbst das Britische, beschränkt, wollen die vortrefflichen Bücher von

Hans Lamer, Griechische Kultur im Bilde. 8. 64 S. u. 96 Tafeln. Quelle u. Meyer, Leipzig 1914. 2. Aufl. (Wissenschaft und Bildung 82). 1,25 ℳ.

— Römische Kultur im Bilde. 8. 64 S. u. 96 Tafeln. Leipzig 1915. Quelle u. Meyer. 3. Aufl. (Wissenschaft und Bildung 81). 1,25 ℳ.

dem wissenschaftlich interessierten Laien einen Überblick über das gesamte Gebiet der antiken Kultur geben. Der Verfasser bemüht sich vor allem, den Nachweis zu führen, wie modern in so vielen Punkten das Altertum ist, wie so vieles, was man für eine Errungenschaft der neuesten Zeit zu halten geneigt ist, im Grunde doch seine Vorgänger und Vorbilder im Altertum hat, daß technische Fortschritte einen bedeutsamen, aber bei weitem nicht den einzigen Maßstab der Kultur geben. Auch wer den Stoff zu beherrschen und zu überschauen meint, wird überall in dem knappen, auf reiche Erfahrung im Unterricht gegründeten Text, der allgemein Wichtiges in interessanten Einzelbildern hervorzuheben versteht, auf überraschende Parallelen und Gedanken stoßen und Altes in neuer verblüffender Beleuchtung und Zusammenstellung finden. Als Musterbeispiele sei u. a. auf die Abschnitte 'Schrift, Buchwesen', 'Wissenschaft und Technik' in der 'Griechischen Kultur', über Privatarchitektur, Geschütze und Sanitätswesen oder Reiseverkehr in der 'Römischen Kultur' hingewiesen. Bei der Auswahl der Bilder sucht Lamer möglichst Unbekanntes zu geben; daher sind die Schriften eine treffliche Ergänzung für jeden, der die landläufigen Hand- und Bilderbücher zur Seite hat. Die neuen Auflagen bringen manche Veränderungen in Text und Bildern; die 'Griechische Kultur' z. B. schon die fahrenden Frauen aus dem Tirynther Jagdfries und verschiedene Rekonstruktionen, von denen ich freilich auf die des Knidier- und Athenerschatzhauses in Delphi mit ihrem rein phantastischen Beiwerk gern verzichtet hätte; überhaupt erscheinen mir Rekonstruktionen ganzer Gebäudegruppen, u. a. auch Römische Kultur Abb. 53, für das Auge des Laien gar zu leicht irreführend. Die ganzseitige Abbildung architektonischer Terrakotten (Abb. 23 a. A.) ist mit Recht stark beschnitten. Abb. 111 bringt eine Darstellung des Drachensteigens, wofür das grausame, aber für den Charakter des Südländers bezeichnende Spiel mit der lebenden Schildkröte gefallen ist; unter Abb. 133 hat das so besonders lebenswahre sfg. Bild der Schmiede der rfg. Darstellung der Vasenmalerwerkstatt weichen müssen, dafür ist statt des schwerverständlichen Automatentheaters (Abb. 128 a. A.) die Rekonstruktion der Uhr des Ktesibios im Deutschen Museum getreten. Wertvolle Bereicherungen sind u. a. Abb. 27 Pythia, 70, 71 Hermes- und Dionysosherme des Alkamenes und Boethos, die burleske Tänzerin 89 und der interessante hellenistische Porträtkopf aus Pergamon mit im Altertum ungearbeitetem Haar Abb. 72.

In der 'Römischen Kultur' sind als Zeugen des Eindringens römischer Religion in hellenistischem Gewand in Deutschland die Jupitersäulen Abb. 12—15 neu aufgenommen, neu auch die religionsgeschichtlich so wichtigen Kinderprozessionen aus Ostia (10, 11) wofür u. a. die unklare Rekonstruktion der Ara pacis gestrichen ist, ebenso das nicht in den römischen Kulturkreis gehörige Theatermosaik aus Pompei Abb. 20 a. A. Mancherlei Neues aus Nordafrika ist mit Recht aufge-

nommen, doch bleiben, fürchte ich, die dem architektonisch geschulten Auge hochinteressanten nordafrikanischen Landhausmosaiken dem Laien recht unverständlich; da war der prachtvolle Garten aus der Villa der Livia (a. A. 57) wohl lehrreicher. Eine Überraschung für viele wird das Haus in Ostia mit den großen Fenstern im Erdgeschoß sein (Abb. 59) und der gläserne Handspiegel Abb. 117, wie die Müffchen der pompeianischen Marktfrau Abb. 142. Die Abb. 76—132 haben vielfache Umstellung erfahren, merkwürdigerweise ist die stark retuschierte Spielszene Abb. 19—101 geblieben; sonst wird man aber alle Neuaufnahmen wie Streichungen als wirkliche Verbesserungen der nicht warm genug zu empfehlenden Bücher bezeichnen können.

Eine wichtige Ergänzung beider Bändchen bildet aus dem gleichen Verlag: Hunger-Lamer, Altorientalische Kultur im Bilde. 1912. 64 S. u. 96 Tafeln (Wissenschaft und Bildung 103), 1,25 ℳ, das, nach gleichen Gesichtspunkten bearbeitet, die ägyptische und die babylonisch-assyrische Kultur, die Persiens und des westlichen Vorderasiens behandelt und im letzten Teil auf die wichtige Frage der Durchdringung des Orients mit hellenistischem Geist in römischer Zeit eingeht, und dazu wider

Fr. W. v. Bissing, Die Kultur des alten Ägyptens. 87 S. u. 22 Tafeln. (Wissenschaft und Bildung 121) 1913. 1,25 ℳ.

das in zusammenhängender lebendiger Darstellung fünf in sich abgeschlossene Kulturbilder über Staat, Gesellschaft, Literatur und Wissenschaft — auf diesen Abschnitt sei besonders aufmerksam gemacht —, Kunst und Religion bringt. Bei der Auswahl der vortrefflich ausgeführten Abbildungen suchen auch diese beiden sich auch hierin ergänzenden Bändchen tunlichst Neues oder wenig Bekanntes zu bringen.

Baumgarten, Poland, Wagner: Die hellenische Kultur. 3. stark vermehrte Aufl. 576 S. 479 Abb. 13 Tafeln, 2 Karten und Pläne. Leipzig 1913 Teubner. 12,50 ℳ.

— Die hellenistisch-römische Kultur, 674 S. 440 Abb., 11 Tafeln 4 Karten u. Pläne. Leipzig 1913 Teubner. 12,50 ℳ.

Beider rühmlichst bekannten Werke (s. Sokrates 1913, 525) sei hier hauptsächlich deswegen gedacht, weil sie in ihren farbigen Tafeln so manches sonst nur sehr schwer zu Erreichende bieten, so z. B. das erstere auf Tafel 1 den archäologisch wie religionsgeschichtlich gleich bedeutsamen Sarkophag von Hagia Triada aus den in jeder Gymnasialbibliothek fehlenden Monumenti dei Lincei (jetzt auch bei Winter, Kunstgeschichte in Bildern, 3. Heft) und auf Tafel 4—6 Proben farbiger Architektur und Plastik, zum Teil nach Wiegands wohl auch leider in keiner Schule zu findenden Porosarchitektur; der farbengetreue Ausschnitt aus dem Dionysosmosaik von Delos (Hellenistische Kultur Tafel 6 nach den Monuments Piot XIV) vermag einen wirklich naturwahren Eindruck antiker Mosaikgemälde zu vermitteln.

Lamers und Baumgarten-Poland-Wagners Bücher werden aufs glücklichste durch E. Ziebarths packende Kulturbilder aus griechischen Städten (Aus Natur u. Geisteswelt 131, 1,25 ℳ) 2. Aufl. 1912 ergänzt (1. Aufl. s. diese Zeitschrift 1908, 295)

Eine kulturgeschichtlich interessante Abhandlung mit archäologisch, epigraphisch und wirtschaftsgeschichtlich wichtigen Ergebnissen ist

H. Gummerus, Darstellungen aus dem Handwerk auf römischen Grab- und Votivsteinen. Jahrb. des Arch. Instituts 1913, 63—126. 33 Abb.

Die Arbeit beschränkt sich auf die in Italien gefundenen Steine; die in fast allen römischen Ländern verbreitete Sitte, den Beruf des Verstorbenen auf dem Grabstein bildlich anzudeuten, beweist den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufschwung der Gewerbe vom Ende der Republik an. Die Steine zeigen den Handwerker (Gold-, Kupfer- und Messerschmied, Zimmermann, Tischler, Steinmetz und Maurer) teils bei der Arbeit in der Werkstatt oder im Laden, teils kennzeichnen sie seinen Beruf durch meist im Giebelfeld angebrachte Werkzeuge (Hammer, Zange und Amboß, Zirkel, Winkelmaß, Senkblei, Bohrer, Äxte, Hebemaschinen mit Flaschenzug usw.), deren Form sich meist mit der noch heute üblichen völlig deckt.

Römische Grabreliefe, die den Großkaufmann und Bankherrn bei der Rechnungsabnahme und den Spekulator, den herrischen Landjäger der Kaiserzeit, auf der Amtsfahrt im kaiserlichen Postwagen zeigen, bespricht M. Rostowzew, Ein Spekulator auf der Reise; ein Geschäftsmann bei der Abrechnung; Röm. Mitt. 1911, 267—283, 3 Abb.; R. v. Töply behandelt Jahreshefte des Österr. Archäol. Instituts XV (1912) Beiblatt 135—156 Abb. 121—125 Antike Zahnzangen (bereits um 400 v. Chr. als bekannt vorausgesetzt, doch gilt das Zahnziehen während des ganzen Altertums als höchst gefährliche Sache) und chirurgische Hebel.

Frederik Poulsen, Der Orient und die frühgriechische Kunst. VIII u. 196 S. 197 Abb. Leipzig, Teubner 1912. Geb. 14 *M*.

Das Buch bringt außerordentlich reiches Material zur Beantwortung der ebenso wichtigen wie noch stark umstrittenen Frage nach den orientalischen Quellen der altgriechischen Kunst, besonders zur Stellung der Phönikier als selbständiges, nicht nur fremdes Gut vermittelndes Kunstvolk und ihren Einfluß auf die Entwicklung der griechischen Kunst vom 9.—7. Jahrhundert. Die Aufgabe ist schwer zu lösen, solange nicht wissenschaftliche Grabungen größeren Umfangs auf syrischem Boden selbst stattgefunden und uns den Charakter einer sicher einheimischen, rein phönikischen Kunst klar und unbestreitbar gezeigt haben. Bis dahin wird man in dem Mißtrauen gegen eine eigne phönikische Kunst manchen Folgerungen Poulsens noch zweifelnd gegenüberstehen. Andere Ergebnisse sind zweifellos gesichert, z. B. daß Kypros keinesfalls als Heimat der aus Nimrud, Kypros, Delphi, Olympia, Präneste bekannten Metallschalen in Frage kommen kann, und daß die Schnitzereien der Tridacnamuscheln mit hoher Wahrscheinlichkeit phönikischem Kunsthandwerk zugeschrieben werden dürfen. Dabei hebt Poulsen mit Recht hervor, wie dies seine Motive in der Hauptsache ägyptischen und assyrischen Vorbildern ent-

nimmt, sein Verdienst also in ihrer Weitergabe in einer Umbildung liegt, die sie griechischem Kunstempfinden näher bringt. Eine wichtige Zwischenstation auf diesem Wege ist ihm die rhodische Vasenmalerei. Eine zweite Hauptquelle orientalischen Einflusses sieht Poulsen im Hettitischen. Für die kretische Kunst werden, bei freier, selbständiger Verwendung der Typen und Anregungen, vielfache Beziehungen zum hettitischen Kulturkreis wahrscheinlich gemacht; inwieweit hettitisches Gut auch noch in der für die Gesamtentwicklung der griechischen Kunst so überaus bedeutungsvollen altionischen wirksam ist, bedarf wohl noch der genaueren Nachprüfung, zumal sichererer Erkenntnis der in den Funden von Ephesus stark vertretenen lydischen Kunst, auch ist im ionisch-kleinasiatischen Kunstgebiet mit starkem Nachwirken des Kretisch-Mykenischen zu rechnen. Die noch nicht restlos gelöste Frage nach den Quellen und der zeitlichen Ansetzung der italisch-etruskischen Kunstzentren hängt aufs engste mit dem phönikischen Problem zusammen. Mag man nun dem Verfasser hierin und in andern Punkten, wie z. B. in dem zweifellos hochinteressanten Versuch folgen, die Entstehung der homerischen Gedichte auf Grund von, nach Poulsen, phönikisch beeinflußten frühgriechischen Denkmälern ins 8. Jahrhundert zu verlegen, oder nicht, das Buch ist mit seiner Fülle von Anregungen höchst lesenswert und unentbehrlich für jeden, der sich mit frühgriechischer Kunst und ihren Grenzgebieten beschäftigt.

Frederik Poulsen, Die dekorative Kunst des Altertums. Eine populäre Darstellung. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Dr. Oswalt Gerloff. Mit 112 Abb. 8. 99 S. Leipzig 1914, Teubner (Aus Natur und Geisteswelt 454). 1,25 *M*.

Manche Gedanken des großen Buches klingen in dieser für weite Kreise berechneten Schrift wider, welche die Entwicklung und Wanderung der dekorativen Elemente von der Steinzeit bis zum späten Altertum zur Darstellung bringt. 'Die ägyptische Ornamentik ist die Quelle, auf welche die Ornamentik der ganzen Welt zurückgeführt werden kann.' Von diesem Gesichtspunkt aus verfolgt Poulsen den Gang der ägyptischen Naturornamente, des Papyrusdolden-, Lotos- und Lilienmotivs wie der aus der halbierten Lotosrosette entstandenen Palmette, die in der assyrischen Kunst eine selbständige Entwicklung genommen hat; er zeigt, wie die kretische Kunst sich von der stilisierten ägyptischen Pflanzenornamentik freimacht, in der ornamentalen Verwendung der Meeresflora und -fauna völlig Neues und mit der fortlaufenden Ranke ein Jahrtausende überdauerndes Dekorationsglied schafft. Die Bedeutung der einzelnen Perioden der griechischen Vasenmalerei für die Entwicklung der Ornamentik und die Abhängigkeit der architektonischen Bauformen voneinander wird klar an Einzelbeispielen durchgeführt und dabei gezeigt, wie im Gegensatz zu Attika in Ionien ein freieres Verwenden des Überlieferten, ein beständiges Suchen und Finden von Neuem herrscht, und welch wichtiges Element für die dekorative Kunst aller Zeiten sich im Akanthus fand. Der Wanddekoration und der inneren Ausstattung der Räume mit Hausrat sind die letzten Abschnitte der anregenden Schrift gewidmet.

Bruno Sauer, Die griechische Kunst und das Meer. Neue Jahrb. 1912, 477—488. Mit 2 Tafeln.

Der glänzend geschriebene Aufsatz zeigt, wie der übermächtige Eindruck der See sich zuerst in der kretischen Meeresornamentik in wirklichen Unterseebildern geltend macht, die griechische Kunst sie aber bis zur Zeit der großen hellenistischen Maler nur im Dienste des Menschen darstellt, so daß die eigentliche Staffage zur Hauptsache wird, Seeschlachten oder Regatten, Fischfang oder Taucherszenen; aber auch später fehlt mit dem Gefühl für die Größe des Raumes das eigentliche Seestück. In gesonderter Reihe entwickeln sich die Personifikationen der unsichtbar im Meer wohnenden Mächte, und mit der Wellenlinie, dem Profil der sich überschlagenden Wogen, hat die Kunst schon in kretischer Zeit ein dekorativ überaus bedeutsames Element gefunden.

Erich Ziebarth, Aus dem griechischen Schulwesen. Eudemos von Milet und Verwandtes. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. VIII u. 178 S. Leipzig 1914. Teubner. geb. 6 ℳ.

Es macht besondere Freude, auf die neue Auflage dieses Buches aufmerksam zu machen, das neben andern großen Vorzügen auch den besitzt, die ausschlaggebende Bedeutung der öffentlichen und privaten Inschriften für die Erkenntnis des antiken Lebens dort zu erweisen, wo, wie beim Schulwesen, die literarischen Quellen fast ganz versagen. Wie hoch man auch in kleinen Städten die Bedeutung der Schule für das öffentliche Leben, für die nationale und religiöse Erziehung der Jugend einschätzte, und welche erstaunlich hohen Aufwendungen dementsprechend von Gemeinde und Privaten für Bau und Unterhalt der Gymnasien gemacht wurden, wie auch das Auftreten der Schule nach außen für die Beurteilung ihrer Leistungen maßgebend sein konnte, macht dem Nichtepigraphiker erst Ziebarths Buch klar. Und ob Ziebarth nun über Gymnasialbauvereine, soziale Stellung und Besoldung von Lehrern und Rektoren, über Klassen- und Abiturientenverzeichnisse, Schülerverbindungen und Vereine früherer Gymnasiasten spricht, oder von den schul- und kulturgeschichtlich gleich interessanten Kritzeleien der Schüler an den Klassenwänden, von Mädchengymnasien, dem wissenschaftlichen Unterricht, von Strafarbeiten, den amtlich als *ἀποδείξεις διδασκάλων* bezeichneten Schulprüfungen, von Ferien und Schulfesten, wie *οἱ ἀπὸ γυμνασίου* eine bevorrechtete Klasse der Bevölkerung bilden: es sind alles Dinge, deren Kenntnis für einen lebendigen Unterricht fast unerläßlich ist und die auch unsre Schüler jederzeit höchlichst interessieren, Dinge, die zu wissen auch im neuen Kampf um unser humanistisches Gymnasium, der uns trotz des Burgfriedens schon jetzt aufgezwungen ist, recht gut und nützlich sein wird.

Eine notwendige Ergänzung zu dem Abschnitt über den Unterrichtsbetrieb S. 123f. bilden die von Ziebarth, Aus der antiken Schule. Sammlung griechischer Texte auf Papyrus, Holztafeln, Ostraka. (Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, her. von H. Lietzmann n. 65). 2. Aufl. 1913 80 ℳ herausgegebenen Texte griechischer Schülerhefte.

Für das Turnen im antiken Gymnasium sowie für alle mit Gymnastik und Athletik, Agonen und Festspielen irgendwie zusammenhängende technischen und wissenschaftlichen Fragen sei auf das inhaltreiche, treffliche Buch eines sportlich wie archäologisch gleich durchgebildeten Fachmannes verwiesen: E. Norman Gardiner, Greek athletic sports and festivals. XXV u. 533 S. 190 Abb. London 1910 Macmillan u. C., 10 sh., das unter anderem die Ergebnisse einer Reihe im Journal of hellenic studies veröffentlichten Sonderuntersuchungen über die Übungen des Pentathlons wiedergibt. Für manche einschlägige Fragen sei auf Hitzig-Blümner, Pausaniae Graeciae descriptio V, VI, auf Jüthners grundlegenden Kommentar zu Philostratos über Gymnastik, Leipzig 1909 Teubner, 10 ℳ und vor allem auf seine umfassenden, ausgezeichneten Artikel 'Gymnastes' und 'Gymnastik' Pauly-Wisserva VII 2026—2085 wie auf Öhlers nicht minder wertvolle Artikel '*Γυμνασίαρχος*' und 'Gymnasium' Pauly-Wisserva VII 1969—2026 nachdrücklich aufmerksam gemacht, die sämtlich außerordentlich reichhaltiges Material in mustergültiger Durcharbeitung bieten. Auch G. von Brauchitsch, Die panathenäischen Preisamphoren, Leipzig 1910 Teubner, 6 ℳ (s. u.) handelt S. 126f. ausführlich über die *gymnastischen und hippischen Wettkämpfe* der Panathenäen. Im Anschluß hieran sei der Arbeiten gedacht, welche der Entwicklung des antiken Rennwagens gelten:

Fr. Studniczka, Der Rennwagen im syrisch-phönikischen Gebiet. Jahrb. des Arch. Instituts 1907, 147—196, 38 Abb.
E. von Mercklin, Der Rennwagen in Griechenland. Erster Teil. Dissertation. Leipzig 1909. 8. 67 S. 4 Tafeln.
H. Nachod, Der Rennwagen bei den Italikern und ihren Nachbarn. Dissertation. Leipzig 1909. 8. 100 S. 4 Tafeln.

Der älteste Vertreter der Gattung ist der hettitische Kastenwagen, der auch nach Ägypten kommt (hierzu O. Nuoffer, Der Rennwagen im Altertum. Erster Teil. Dissertation. Leipzig 1904. 86 S. 9 Tafeln) und auf spätmykenische Darstellungen in Kypros einwirkt, wo vom neunten Jahrhundert an assyrische Wagentypen Einfluß gewinnen. Der auf den 'kyprischen' Metallschalen vertretene Typus ist phönikisch; er ändert sich durch persischen, später auch griechischen Einfluß, wie der sidonische Klagefrauensarkophag und phönikische Königsmünzen, für Kypros Tonmodelle und die Sarkophage aus Golgoi in Neuyork zeigen. Der syrische Kastenwagen, in frühmykenischer Zeit von Griechenland übernommen, bleibt mit vierspeichigem Rad fast unverändert bis in die geometrische Zeit. Dann entwickeln sich zwei Typen, ein an den mykenischen sich anschließender 'ägyptischer' mit vorn abgerundetem Grundriß, und ein 'helladischer' mit eckigem Kasten und hohen Bügeln über dem bis zur Kniehöhe fest umkleideten Geländer. Dieser allein beherrscht das griechische Festland, bis um 550 wohl durch chalkidische Vermittlung ostgriechische Formen mit sechs bis acht Speichen, schmälerem Kasten und weiter nach hinten geschwungenen Seitenbügeln eindringen. Unter dem Heraion in Olympia gefundene Votive beweisen, daß das Wagenrennen mit dem Zweigespann dort seit Beginn der Spiele bestand

und nicht erst, wie die literarische Überlieferung besagt, 408 eingeführt worden ist (doch vgl. Brinkmann, Rhein. Mus. 1915, 622f.). — Die italischen Rennwagen sind durchaus von den griechischen abhängig, nicht vom helladischen Typus; seit dem sechsten Jahrhundert dringen ostgriechische Wagenformen ein, aus denen sich eine Mittelitalien bis um 500 beherrschende einheimische Form mit eigentümlich gestalteter Brüstung entwickelt. Die spätere Zeit bringt infolge der verschiedensten Beeinflussungen eine große Mannigfaltigkeit in den Wagentypen hervor, doch erhält sich die ionische Form im römischen Triumphwagen, eine ägyptisch-geometrische im Zirkusrennwagen bis zum Ausgang des Altertums. So sind auch die Wagentypen ein wichtiges Mittel, die Handelsbeziehungen des Ostens zu Italien und damit fremde Einflüsse in seiner Kunst aufzuhellen, und Nachod weist wohl mit Recht viel sonst für ionisch Angesprochenes, wie z. B. die gravierten Straußeneier, die Cäretaner Hydrien, die 'pontischen' Vasen samt dem Wagen von Monte Leone in Neuyork einheimisch-etruskischem Kunsthandwerk zu. Für mykenische Rennwagen seitdem auch Rodenwaldt, Tiryns II 100f., für die Wagen am Parthenon Praschniker, Jahreshefte des Öster. Inst. 1911, 138f.

Ich schließe einige wichtige Aufsätze über antike Waffen an (das große Werk von Franz von Lipperheide, Antike Helme ist nur als Probedruck und nicht im Buchhandel erschienen):

B. Schröder, Thrakische Helme. Jahrb. d. Archäol. Instit. 1912, 317—344. 18 Abb. im Text und 52 auf Beilage 9—16.

Schröder weist auf einer Gruppe attisch-rotfiguriger Vasen und in einer Reihe von Originalen eine eigentümliche Helmform: kappenförmige, der Fellmütze nachgebildete Haube oft mit aufgesetzten Tierhörnern und -ohren, Flügeln und Federn (Hörner- und Federhelme auch Bonner Jahrbücher 120 [1911] 183—186 K. Wölcke und Jahrb. d. Arch. Inst. 1909, 155 F. Weege, mykenische Hörner- und Eberzahnhelme Jahrb. d. Arch. Inst. 1912, 50 Ölmann; Rodenwaldt, Tiryns II 9), vorspringendem Stirnschirm mit aufgerollten Enden über den Schläfen, eingezogenem Nackenschirm mit geschweiftem Rand und stark ausgebuchteten, spitz nach unten gezogenen Wangenschirmen zum Teil mit plastisch ausgearbeiteten Lippen, Schnurr- und Backenbart den thrakischen Helm und in einem Topfhelm mit eckigem Gesichtsausschnitt einen andern nordischen Helm nach. Über thessalische Helme handelt Giannopulos, Athen. Mitteil. 1914, 316—319, römische Paradehelme aus Britannien sind Arch. Anz. 1909, 233 und wertvolle Legionarshelme sind nach dem madjarischen Arch. Értesitö im Arch. Anz. 1912, 536f. veröffentlicht, s. auch 'Galeer' Pauly-Wisserva VII 572—576 Fiebiger. Dabei sei auf die etwas weiter zurückliegende äußerst lehrreiche Veröffentlichung korinthischer, attischer, chalkidischer und hellenistischer, sowie italischer Helme (von der älteren Villanovazeit bis zum Gladiatorenhelm) der von Lipperheideschen Sammlung aufmerksam gemacht: B. Schröder, Die Freiherrlich von Lipperheidesche Helmsammlung in den Königl. Museen zu Berlin. Arch. Anz. 1905, 15—30, 50 Abb.

Georg Lippold, Griechische Schilde. Münchener Archäologische Studien, dem Andenken Adolf Furtwänglers gewidmet. S. 399—504 mit 32 Abb. München 1909, Oskar Beck. VIII u. 504 S. 24 *M*. (S. 1—160 Rud. Hackl, *Merkantile Inschriften auf attischen Vasen*, 6 Abb., 3 Tafeln; 107—248 Ant. Hekler, *Römische weibliche Gewandstatuen*, 13 Tafeln; 249—397 Ed. Schmidt, *Der Knielauf und die Darstellung des Laufens und Fliegens in der älteren griechischen Kunst*, 58 Abb.)

Der mykenische Stierhautschild wird gleich dem späteren Dipylonschild und dem altitalischen Ancile aus einer gemeinsamen europäischen Urform abgeleitet. Für den sog. böotischen Schild sucht Lippold den überraschenden Nachweis zu erbringen, daß seine seitlichen Ausschnitte nur der Stilisierung einer nicht mehr verstandenen Form, des Dipylonschildes, zu verdanken seien; überhaupt hätten die Künstler keine eigene Anschauung dieser Schildart gehabt und ihn deshalb schon in früharchaischer Zeit als etwas Altertümliches Heroen und Amazonen zugewiesen. Der wohl in Vorderkleinasien heimische metallene Rundschild taucht vereinzelt schon in spätmykenischer Zeit auf und bleibt ohne wesentliche Veränderung die eigentlich griechische Waffe bis in hellenistische Zeit. Dann erscheinen auf griechischem Boden fremde, hauptsächlich keltische Formen, bis schließlich der römische Langschild den griechischen Rundschild auch im Osten völlig verdrängt.

Max Greger, Schildformen und Schildschmuck bei den Griechen (besonders nach den Denkmälern), Dissert. Erlangen 1908, 8. 97 S., gibt mit seiner guten, freilich nur auf veröffentlichte Stücke beschränkten Stoffsammlung eine mit Dank zu begrüßende Ergänzung zu Lippolds wissenschaftlich weit wertvolleren Arbeit. Für den böotischen Schild kommt auch er zu ähnlichen, wenn auch nicht so weitgehenden Folgerungen wie jener, daß er schon früh die Neigung zeigt, zur reinen Zierform zu werden, hauptsächlich in bestimmten epischen Szenen getragen wird und zur Zeit der attisch-sfg. Vasenmalerei kaum noch in Gebrauch gewesen sein kann. Daß die Rundschilde in älterer Zeit mit Vorliebe in Vorderansicht gezeichnet werden, wird zum Teil wohl mit Recht mit der Freude an den seit der frühattischen Malerei aufkommenden Schildzeichen begründet, für deren Wahl in erster Linie künstlerische, am Schaleninnenbild entwickelte Rücksichten maßgebend gewesen sind, während mit der streng rfg. Malerei das nun künstlerisch befriedigend zu lösende Problem der Verkürzung die Seitenansichten überwiegen läßt; damit schwinden aber die gemalten Schildzeichen oder werden durch plastische ersetzt. In der Behandlung des von Lippold nicht berücksichtigten Schildschmuckes (Randschmuck, Schildzeichen, Schildinnenseite; hierzu C. H. Chase, The shield devices of the Greeks, Harvard Studies 1902, 61—127 mit einer Liste von 268 Schildzeichen) nach der literarischen und künstlerischen Überlieferung liegt der Hauptwert der Arbeit.

P. Weege, Bewaffnung und Tracht der Osker. Jahrb. d. Arch. Instit. 1909, 141—162 weist nach, wie der oskische Ovalschild mit verstärkter

Längsrippe etwa seit 300 von den Römern als Scutum übernommen wird und in republikanischer Zeit herrschend bleibt. Die spongia pectori tegumenta Liv. 9, 40 werden als runde gefütterte Brustplatten erklärt, aus denen sich der mittelitalische Dreiplattenpanzer (s. Arch. Anz. 1911, 257; 1912, 395) entwickelt hat, während der apulisch-lukanische Panzer eine kurze, gewölbte, viereckige Platte ist. Auch die samnitisch-kampanischen Helme und Angriffswaffen werden behandelt und wahrscheinlich gemacht, daß der einfache breite Purpurstreif auf weißem Leinengewand nicht von den Etruskern, sondern den Kampanern zu den Römern gedrungen ist.

G. Kropatschek, Mörserkeulen und Pila Muralia. Jahrb. d. Archäol. Instit. 1908, 79—94, 14 Abb. u 2 Tafeln; 181—184, veröffentlicht die ersten bis jetzt bekannt gewordenen p. m. in über 300 etwa 1,50—2 m langen, vierkantigen, an beiden Enden scharf zugespitzten und in der Mitte zum runden Handgriff verdünnten Hölzern, die im Graben des Legionslagers von Oberaden a. d. Lippe gefunden wurden; er weist eine ähnliche Holzwaffe bei den Griechen nach und bei den Römern für pilum die Doppelbedeutung von Mörserkeule und Wurfwaffe und gibt mit reichhaltigen Literaturnachweisen Beiträge zur Entwicklung des Eisenpilums.

Über letzteres handelt A. Schulten, Pila aus Numantia, Rhein. Mus. 1914, 477—490 mit 1 Tafel. Er erläutert die maßgebende Stelle Polyb. VI 23, 8—11 dahin, daß die auf 7,7 cm angegebene Stärke des runden, bzw. Kantenlänge des eckigen Holzschaftes sich nur auf dessen verdickten Kopf beziehen kann, in den das Eisen mit seiner breiten, langen Zunge eingelassen war, und bespricht die Funde von Numantia, Tüllenpila und Zungenpila mit kurzer breiter Zunge, beides leichte Pila, letztere die ältere, schon im Nobiliorlager von 153 belegte Form. Auch die in der Kaiserzeit übliche vierkantige Spitze ist schon vor Numantia nachweisbar.

Daß nur die ala ein vexillum, die turma ein signum und die ala Longiana in ihrer Fahne das aufgestickte Vorderteil eines nach rechts sprengenden dreihörnigen Stieres, also einer gallischen Gottheit, führte, weist H. Lehner, Die Standarte der ala Longiana, Bonner Jahrbücher 117 (1908), 279—286 mit Tafel 1 in einem auch für die Fahnensymbolik und die Verbreitung fremder Kulte im römischen Heere wichtigen Aufsatz nach. Ich weise bei dieser Gegenheit auf den umfangreichen Aufsatz von A. von Domaszewski, Die Rangordnung des römischen Heeres im gleichen Band der Bonner Jahrbücher 117 (1908), 1—278 hin, der zwar, hauptsächlich auf epigraphischen Quellen aufgebaut, wenig direkt Archäologisches, aber eine Fülle unmittelbar für die Lektüre der römischen Historiker verwendbare Ergebnisse enthält.

K. Wölcke, Beiträge zur Geschichte des Tropaions, Bonner Jahrbücher 120 (1911), 127—235, Tafel 8—12.

Die Sitte, den schlachtenhelfenden Göttern am Platz der Flucht der Feinde Beutewaffen zu weihen, ist in der Literatur seit etwa 500, in der Kunst seit etwa 420 nachweisbar. Es wird ursprünglich die ganze

Gestalt eines gerüsteten Mannes in Wehr und Waffen auf einem festgewachsenen Baumstumpf, etwas später auf einem in einen Steinhaufen gesteckten Pfahl angebracht; später entsteht durch symmetrisch an beiden Armhölzern befestigte Schilde und beiderseits vom Stamm dekorativ aufgehäufte Waffen das seit Cäsar übliche Schema, das durch die Standbilder sitzender, kniender oder stehender Gefangenen erweitert werden kann. Etwa seit 300 finden sich tragbare Tropäen, solche für einen Seesieg sind seit dem fünften Jahrhundert nachweisbar. Eine Liste der autonomen griechischen Münzen und der römischen Gentilmünzen mit Tropäen schließt die leider nicht sehr übersichtliche Arbeit, die noch manche andere wertvolle Beobachtung zu antiken Waffen enthält.

B. Kretisch-mykenische Zeit

D. Fimmen, Zeit und Dauer der kretisch-mykenischen Kultur. 104 S. 2 Tabellen. 8. Leipzig 1909, Teubner. 3 *M*.

Fimmen sucht die für eine richtige Beurteilung der kretisch-mykenischen Kunst unerläßlichen festen Zeitansätze durch datierbare ägyptische Parallelen zu gewinnen. Er untersucht daher 1. *kretisch-mykenische Funde an datierbaren Fundstätten Ägyptens* mit dem Ergebnis, daß Kretisch-Neolithisches dort nicht mit Sicherheit nachzuweisen ist, Kamaresscherben zusammen mit Siegelzylindern der 12. Dynastie (1900—1800) in Abydos, spätmykenische in Gurob (1250—1150) und Tellamarna (1350 verödet) gefunden wurden. Für die Zwischenzeit fehlen die Funde in Ägypten, eine Tatsache, die zu berechtigten Zweifeln an der Chronologie Anlaß gibt; denn die Gleichzeitigkeit der Schachtgräberkeramik mit der 18. Dynastie ist wohl gesichert; 2. *ägyptische datierbare Funde in kretisch-mykenischen Fundstätten.* Hierbei sind ägyptische Steingefäße aus vordynastischer Zeit bis zur Zeit der 6. Dynastie (in Isopata und Knosos) als unvergänglich und daher gewissermaßen zeitlos nicht zu verwerten, Skulpturenfragmente der 12.—13. Dynastie in Knosos stimmen zeitlich zu den Funden von Kamaresscherben in Kahun; 3. *datierbare Beziehungen kretisch-mykenischer Völker zu Ägypten.* Die Keftiu finden sich inschriftlich und bildlich nur in Darstellungen aus der Zeit der Hatschepsowet und Thutmosis III., nämlich im Grab des Rechmere 'die Ankunft in Frieden der Fürsten von Keftiu und der Inseln inmitten des Nordmeeres' und im Grab des Semut (um 1480) die Keftiu mit Prachtvasen, entsprechend den Vasenträgern von Knosos (hierzu auch Fimmen, Ath. Mitt. 1913, 191 f.). Eine eingehendere Würdigung des Buches, dessen chronologische Ansätze von ägyptologischer Seite z. T. angefochten werden, das aber trotz mancher unbestreitbarer Mängel im einzelnen und abweichender Ergebnisse der neuesten Forschung für alle Untersuchungen auf kretisch-mykenischem Gebiet wichtig bleiben wird, sei der in Aussicht gestellten zweiten Auflage vorbehalten.

U. Kahrstedt, Zur Kykladenkultur, Athen. Mitteil. 1913, 148—186 Tafel 7—9 zwingt uns in seinen Ergebnissen mit der zeitlichen Ansetzung der sog. Kykladenkultur energisch herunterzugehen. Doch sei darauf

hingewiesen, daß für die Beurteilung keiner Vasengattung eigenes Sehen und Befühlen so unbedingt notwendig ist wie bei prähistorischer Keramik. Eine primitive Ritztechnik — der wichtigste Fundort ist Syros — wird allmählich durch dunkle Malerei auf hellem Grund abgelöst, die nur geradlinige Ornamente verwendet, wahrscheinlih unter dem Einfluß frühminoischer kretischer Ware entstanden. Diese Gattung bricht plötzlich ab, an ihre Stelle tritt ohne erkennbaren Übergang und Entwicklung eine technisch höchst vollendete monochrome und Urfirnisware, die zwar wider zur Ritztechnik zurückkehrt, aber ganz neue, tiefeingeschnittene, weiß ausgelegte Muster (falsche Spiralen, Kreise, Fische und Schiffe) und neue Formen (die für Syros bezeichnenden 'Bratpfannen') verwendet, während z. B. die Schnurösen mehr und mehr verkümmert und zum Ornament geworden sind. Direkte Parallelen dazu bieten weder Kreta noch Thera oder andere Inseln. Technik, Form und Ornament kommt aus dem Norden. Die ältesten Erzeugnisse der Kykladenkultur (Paros und Melos I) sind noch neolithisch, die bemalte Keramik von Syros I, Siphnos, Naxos ist mittelminoisch, also rund 1800—1700, die Gräber von Syros II ('Bratpfannen') aber zeigen eine verkümmerte Tholosform mit Miniaturdromos; sie stammen also aus einer Zeit, wo die Kuppelgräber mit Dromos bekannt waren, das ist für den Peloponnes Spätminoisch I—II. Es sei hierzu daran erinnert, daß z. B. in Chäronea neolithische Keramik bis tief in die zweite Hälfte des zweiten Jahrtausends in Gebrauch gewesen ist und direkt von Jungmykenischem abgelöst wird.

Kretisch-Mykenisches in den Rahmen der ganzen Urgeschichte einzufügen versucht das inhaltsreiche und trotz mancher gewichtigen Ausstellungen, die der klassische Archäologe machen muß, als überaus reichhaltige Materialsammlung wichtige Buch von Dr. Robert Forrer, Urgeschichte des Europäers von der Menschwerdung bis zum Anbruch der Geschichte. 584 S. mit mehr als 1500 Abb. 8. Stuttgart 1909, Speemann.

Wichtige Fragen über die Zusammenhänge der ägäischen Kultur mit der nordischen behandelt Schuchhardt, Stonehenge, Prähistorische Zeitschrift 1910, 292—340, 42 Abb. und Skulpturen aus der älteren Steinzeit und ihre Beziehungen zum Griechentum, Arch. Anz. 1914, 508—514. Der Versuch, die paläolithischen Figuren von Laussel, Mentone und Willendorf als inhaltlich und typologisch verwandt mit den Adoranten der kretischen Zeit hinzustellen, wird wohl an dem energischen Widerspruch der Geologen und Prähistoriker scheitern (siehe Fr. Wiegers, Zeitschr. f. Ethnologie 1914, 829 f.).

Strittig erscheint mir auch die Frage, ob es sich bei den neolithischen Funden von Petrenj in Bessarabien (polierter Tongrund mit ein- oder zweifarbiger Mattmalerei, Spiral- und Bogenbänder, Kreis-, Gitter- und Leitermuster), v. Stern, Die prämykenische Kultur in Südrußland, Berichte der 13. arch. Versammlung in Jekaterinoslaw, S. 53—95 (russisch und deutsch), 14 Taf., Moskau 1907, 4, wirklich um vormykenisches Gut, etwa der Kultur von Dimini und Sesklo entsprechend, handelt oder nicht vielmehr um Ausstrahlungen des Mykenischen ins Nordisch-Barbarische.

Von zusammenhängenden Darstellungen erschien 1911 R. v. Lichtenberg, Die ägäische Kultur 160 S. 82 Abb. Quelle und Meyer. Wissenschaft und Bildung 83. (s. d. Zeitschr. 1912, 457), ein Buch, das kretische und mykenische Architektur durcheinanderwirft, die Keramik ganz nebensächlich und sehr anfechtbar behandelt und auch wegen seiner verhängnisvollen Arierhypothese und Astralmythologie nur mit großer Vorsicht zu benutzen ist. Die Zeit für solche Versuche ist noch nicht gekommen. Es sei aber auch hier auf das reiche Bildermaterial der 'Kunstgeschichte in Bildern' I 3 (s. o. S. 144) und die wichtigen Einzeluntersuchungen in Poulsens Orient und die frühgriechische Kunst (s. o. S. 149) und Zur Zeitbestimmung der Enkomifunde, Jahrb. d. Arch. Instit. 1911, 211—248, 31 Abb., und Noacks Baukunst des Altertums (s. u.) aufmerksam gemacht.

Der Versuch von Fr. Noack, Ovalhaus und Palast in Kreta, 70 S., 1 Tafel, 7 Abb., 8, Leipzig 1908, Teubner, 2,40 ℳ, in der Gliederung der Innenräume des Ovalhauses von Chamaizi — s. jedoch Seager, Exploration of Mochlos 46 f. — deren Mauern durch die Hauptachsen des Dachstuhles bestimmt z. T. als Auflager der Hauptbalken dienen, den Keim für den Grundriß der um den Mittelhof gruppierten kretischen Paläste zu finden, ist zwar als mißlungen anzusehen. Doch hat sich sein zunächst an den Toranlagen der kretischen Paläste durchgeprüfter Satz (s. auch Noack, Homerische Paläste, 1903, Teubner, 2,80 ℳ), daß das Festland architektonisch von Kreta völlig unbeeinflußt ist, als zweifellos richtig erwiesen. Kreter und Träger der mykenischen Kultur auf dem Festlande sind nach Abstammung und Herkunft grundverschiedene Völker. Daß die letzteren spätestens von der Schachtgräberzeit an Griechen gewesen sind, beweist F. Ölmann, Ein achäisches Herrenhaus auf Kreta, Jahrb. d. Arch. Instit. 1912, 38—51 im Zusammenhang einer Untersuchung über ein Megaron des troischmykenischen Typus, das bei der etwa im 13. Jahrhundert erfolgten Neubesiedelung der Ende L. M. I zerstörten kleinen Stadt Gurniá in Ostkreta (Gournia, Vasiliks and other prehistorics sites on the Isthmus of Hierapetra Crete ... Published by the American Exploration Society Free Museum of Science and Art, Philadelphia. 60 S. querfol., 25 Tafeln, 105 ℳ, besonders durch die prachtvollen naturalistischen Tintenfischvasen bemerkenswert) dort errichtet worden ist.

Einer wichtigen architektonischen Einzelfrage sind zwei Arbeiten gewidmet, die verfehlte Schrift von Erwin Wurz, Der Ursprung der kretisch-mykenischen Säulen. 86 S., 101 Abb., 8, München 1913, Rentsch, 9 ℳ, und M. Meurer, Form und Herkunft der mykenischen Säule, Jahrb. d. Arch. Instit. 1914, 1—16, 7 Abb.

Meurer erklärt die auffällige Gestalt der nach unten verjüngten mykenischen Säule aus der Holzkonstruktion; die Hauptsache ist, genau wie bei einem Tischbein, die feste Verzapfung mit den getragenen Gliedern. Vorbildlich für die Form sind nach unten verjüngte ägyptische und assyrische Zeltstangen, deren einem Nagelkopf ähnlicher, kräftig eingezogener Abschluß, der ein Abrutschen der Seile und Zeltbahnen verhindern soll, im mykenischen Kapitell widerkehrt. Dies würde demnach nur die Um-

bildung eines freiendenden Schafts sein, unabhängig von der Funktion eines Säulenkapitells. Die Ableitung von den in Prunkzelten mit Metall inkrustierten Zeltpfosten würde auch die Metallverkleidung wie die Basislosigkeit dieser Säulenform erklären. Der zweite mykenische Säulentypus — starker, oben verjüngter, glatter Schaft mit schwerem Balkenkapitell — ist von Meurer nicht mit berührt worden. Schließlich werden noch die doppelaxtähnlichen Anhängsel am Abakus und oberen Schaftende der gemalten kretischen Säulen überzeugend als Vorhangshalter erklärt.

Von den bestimmten Örtlichkeiten gewidmeten Arbeiten sei zunächst der *deutschen Forschung* im *Peloponnes* gedacht. Hier hat Dörpfeld mit seinem konsequenten Festhalten an der Überzeugung, daß die geographischen Angaben Homers bis zum Beweis des Gegenteils als tatsächlich und zuverlässig anzunehmen und homerische Örtlichkeiten zunächst ohne Rücksicht auf die überlieferten Namen der Gegend einzig aus Homer zu bestimmen seinen, mit der Ansetzung von Altpylos in der triphylischen Ebene bei Kakovatos zweifellos einem bedeutsamen Erfolg erzielt.

Dörpfeld, Altpylos, Athen. Mitteil. 1913, 97—139, Tafel 4—5a.

Pylos ist in einer kleinen, sehr einfachen Burg mykenischer Zeit auf dem südlichsten der Hügel gefunden worden, die sich nordwestlich vom Bach von Kalydonia in die Strandebene vorschieben. Am Nordwesthang liegen die drei großen Kuppelgräber, über die K. Müller, Altpylos, Athen. Mitt. 1909, 269—328 Tafel 12—24 ausführlich berichtet. Sie boten trotz ihrer Beraubung eine neue festländische Gattung von Vasen des Palaststiles und reichen Bernsteinschmuck.

Über Tiryns liegen bisher zwei Bände der abschließenden Veröffentlichung des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts in Athen vor und seitdem die Berichte von Dragendorff und K. Müller, Tiryns, Athen. Mitteil. 1913, 78—91, 329—354 mit 7 Abb.

Das wichtigste Ergebnis ist die Scheidung der verschiedenen Palastanlagen. Die ältere Burg war wesentlich kleiner als die jetzt sichtbare. Ihr Eingang lag genau unter den späteren Propyläen, die östliche Burgmauer deckt sich ziemlich mit der jetzigen Außenmauer des Palastes; die mächtige Ostmauer samt den Galerien im Osten und Süden sowie die westliche, mit den Resten des älteren Palastes hinterfüllte Burgmauer gehören dem jüngeren Palast an; im Norden war die Mittelburg nicht eingezogen, die Abschlußmauer ging unter dem großen Megaron durch. Dieser alte Palast wurde in frühmykenischer Zeit (LM I/II) umgebaut und LM III durch den neuen ersetzt. Die Mauer zwischen Mittel- und Unterburg wurde in spätmykenischer Zeit, gleichzeitig mit der Ummauerung der ganzen Unterburg, errichtet. Letztere ist stets nur Zufluchtsburg gewesen; prähistorische Siedlungsschichten auf einem ns. Felsengrat sind wie in Troja bei der Ummauerung abgetragen und zur Hinterfüllung verwendet worden. Unter dem alten Palast kam auf der höchsten Erhebung des Burgfelsens das Steinfundament eines *vorgeschichtlichen Rundbaues* (Plan Ath. Mitt. 1913, 84, Arch. Anz. 1913, 112) von erstaunlicher Größe — Innenradius 9 m, Außenradius 13,90 m — zum Vorschein, der bei der Anlage eines vormykenischen Hockergrabes bereits zerstört war.

Die Bedeutung des Baues, welcher der darüberliegenden Palastruinen wegen nicht freigelegt werden kann, bleibt dunkel. Es ist weitaus der gewaltigste aller dieser erst seit den Ausgrabungen in Orchomenos bekannt gewordenen vorgeschichtlichen Bauten. Die vormykenischen Schichten ergaben Urfirnisware wie in Orchomenos, poliert Monochromes und Mattmalerei.

Den kunstgeschichtlich wichtigsten Funden, den *Resten der Wandmalereien* beider Paläste, gilt Tiryns, Die Ergebnisse der Ausgrabungen des Instituts. II. Die Fresken des Palastes von Georg Rodenwaldt, mit Beiträgen von Rudolf Hackl † und Noel Heaton. X u. 242 S. 21 Tafeln 83 Abb. Gr. 4. Athen 1912. Eleutherudakes and Barth 35 ℳ, ein Werk, in dem es einer ungeheuren entsagungsvollen Arbeit und staunenswertem Scharfsinn gelungen ist, aus vielen Tausenden zerstreuter Stuckreste ein klares Bild der tirynther Fresken und eine feste Grundlage für die Entwicklungsgeschichte der festländisch-mykenischen wie der kretischen Wandmalerei zu schaffen.

Das völlige Fehlen mittelminoischer Keramik weist die älteren Fresken in den Beginn der spätminoischen, also frühmykenischen Zeit. Wohl alle Innenwände zeigten über besonders abgeteiltem Sockel Stuckbewurf, dessen Dekoration durch die sichtbaren Horizontalbalken stark bestimmt, weder Einzelbilder noch Flächenmuster, sondern nur umlaufende Bildfriese und Ornamentstreifen kennt. Reste speertragender Männer, umrandeter Bäume — wohl aus einem Jagdfries —, Reste nach entgegengesetzter Richtung fahrender Gespanne, von Rinderherden, Reste einer von halbtierischen Dämonen vollzogenen Kulthandlung beweisen die Vielseitigkeit der Wandfriese. Ein Sockelfries gestielter Rosetten (Tafel 4) gibt ein für die mykenische Ornamentik neues Motiv, und ein Fries fellüberzogener mykenischer Schilde, von grünen und gelben laufenden Spiralen eingefaßt, ist in Farbe und Ausführung das Vollendetste der kretisch-mykenischen Ornamentik überhaupt. Ein Fries auf und ab steigender Spiralen mit Zwickelblüten (Tafel 7), für alle festländischen Fundstätten charakteristisch, gestattet als Abkürzung des Spiralflächenmusters von Orchomenos wichtige Schlüsse auf die *Deckenmalerei* der kretischen Zeit. Eine Überraschung bringen auch die Reste der in regelmäßiger Feldereinteilung abwechselnd mit Tintenfischen, Delphinen und Schuppenmuster *bemalten Fußböden* (Tafel 20, 21). Farbige Nachbildungen von Marmor, Jaspis und Breccia (Tafel 3) zeugen nebst mit Spiralhaken bemalten Stuckverkleidungen von Lehmstufen, wohl von Altarbauten, von der großen Mannigfaltigkeit und Pracht der Dekoration im alten Palast.

Die meisten Reste der *Malereien des jüngeren Palastes* fanden sich in den Mauerecken hinter der Westtreppe, hinuntergeworfen bei der durch einen Brand mehrerer Palasträume nötig gewordenen Erneuerung der Fresken und in einer Abfallgrube hinter der Mittelburg; sie gehören also alle zur älteren Periode des jüngeren Palastes, stehen aber technisch und zeichnerisch alle hinter den Resten des ersten Palastes zurück. Zu den Hauptstücken gehört eine Prozession fast lebensgroßer Frauen, ursprünglich wohl zu beiden Seiten eines Korridors angebracht, wie sie

sich ganz entsprechend in Mykenä und Theben gefunden haben; der Fries ersetzte, nach den Resten zu urteilen, einen entsprechenden im alten Palast und beleuchtet auch die im Altertum einzig dastehende gesellschaftliche Stellung der Frau in jener Zeit. Diese tritt auch auf dem Fries Tafel 12 deutlich hervor, wo die Damen des Hofs im Rennwagen durch einen Wald stark stilisierter Bäume zur Jagd fahren, nebenbei bemerkt in Männertracht; vor jedem Gespann lebendig gezeichnete Jäger und Jägerinnen mit Windhunden. Erstaunlich naturwahre Gruppen von Hetzhunden durchs Röhricht gejagter Eber, von Netzjagden auf Eber, Hirsche und Hasen machen den Fries zur umfangreichsten Darstellung kretisch-mykenischer Kunst überhaupt, deren einzelne Motive zwar sämtlich in frühmykenische Zeit zurückgehen, die aber als Ganzes in Komposition und künstlerischer Leistung ein erstaunlich hohes Bild von der sonst nur aus der degenerierten Keramik beurteilten spätmykenischen Zeit bietet. Die Reste zahlreicher Rudel stehenden Wildes, kämpfender Hirsche, in langen Sätzen flüchtender Tiere erweisen aufs neue die glänzende Beobachtungsgabe und das starke Interesse der kretisch-mykenischen Kunst an der Tierwelt an sich. Sie beweisen aber auch, und das ist mit das kunstgeschichtlich wichtigste Ergebnis, wie die ganze spätmykenische figürliche Vasenmalerei des sog. vierten Stils, der in Kreta überhaupt nicht vorkommt, von diesen Fresken abhängt, die ihrerseits wider wie der größte Teil der Gemmen aus der Zeit der Schacht- und älteren Kuppelgräber auf große Wandgemälde der frühmykenischen Zeit zurückgehen. Diese Abhängigkeit aber setzt einmal sehr genaue Musterbücher, anderseits eine wohl von kretischen Künstlern gegründete jahrhundertelang in überlieferten Formen sich bewegende lokaltirynther Malerschule voraus: die festländisch-mykenische Malerei ist lediglich ein langsames Absterben alter Formen ohne einen Keim neuen Lebens. Die stilistische Einreihung der bisher nur zum kleinsten Teil veröffentlichten Wandgemälde aus Mykenä, Theben und Orchomenos führt Rodenwaldt zu dem Versuch, die Entwicklung der kretischen Malerei zu skizzieren.

Nach Schneider-Franken, Zur Technik der Wandgemälde von Tiryns, Athen. Mitteil. 1913, 187—190 sind die Wandbilder des alten Palastes nicht al fresko, sondern mit Kalkmilch als Bindemittel gemalt worden, während im jüngeren Palast die ganze Fläche al fresko dünn bemalt und darauf in alter Kalkfarbentechnik pastos aufgetragen wurde.

Aus der Zeit des alten tirynthischen Palastes stammen die von G. Rodenwaldt, Fragmente mykenischer Wandgemälde, Athen. Mitteil. 1911, 221—250 Tafel 9—12 veröffentlichten Fresken aus dem Megaron von Mykenä: Vorbereitungen zur Ausfahrt, auf und ab springende Krieger, Kriegerköpfe mit Eberzahnhelmen, wobei die Figuren ohne Bodenlinien über den Grund zerstreut sind und eine Raumdarstellung ohne Perspektive versucht ist; andere besonders interessante Stücke zeigen eine Loggia mit Holzpfeilern und Holzdecke, oben in den Ecken die von Meuer (s. S. 159) erklärten doppelbeilähnlichen Vorhangshalter. In den Fensteröffnungen sitzen drei Damen, die lebhaft bewegt einem Stierspiel zuschauen. Bemerkenswert ist das richtige Größenverhältnis der Personen zu der naturgetreu dargestellten Architektur. Gleichfalls in frühmykenische Zeit ge-

hört der wohl auch von einem kretischen Meister geschaffene Votivpinax mit der palladiumähnlichen Mittelgestalt, welcher zwei Frauen Gaben darbringen, von G. Rodenwaldt, Votivpinax aus Mykenae, Athen. Mitteil. 1912, 129—140 Tafel 8 neu veröffentlicht, wohl eine Vorstufe des auf der Burg von Mykenä in hocharchaische Zeit heraufreichenden Athenekultes.

Nun hat nach den glänzenden Beweisführungen von A. Frickenhaus (Tiryns I 1. Die Hera von Tiryns von August Frickenhaus. 2. Die geometrische Nekropole von Walter Müller und Franz Ölmann. VI u. 168 S. 13 Tafeln. Athen 1912. Eleutherudakis und Barth. 12 ℳ), die in ihrer logischen Schärfe und wissenschaftlichen Gründlichkeit ein Muster deutscher Gelehrtenarbeit bilden, der mykenische Palast von Tiryns bis ins siebente Jahrhundert bestanden und ist wenigstens in seinen um das Megaron gelegenen Räumen bewohnt gewesen; unmittelbar nach seiner Zerstörung durch einen großen Brand ist auf den Mauern des Megarons ein Tempel errichtet worden, in dessen Achse eine der alten Megaronsäulen genau so den Mittelpunkt des Kultes gebildet hat wie in Theben; die rechteckige Basis, die in mykenischer Zeit den Thronsitz des Herrschers oder ein Götterbild getragen hat, wird zum Standort des hölzernen Kultbildes, das kurz vor 400 von den Argivern in ihr Heraion geholt wurde, und der mykenische Rundaltar vor dem Megaron wird quadratisch aufgemauert und als Tempelaltar benutzt, obwohl er, etwas sonst im Kultus Unerhörtes, nicht in der Achse des Tempels liegt. Damit ist also die Kontinuität des an den Altar gebundenen Kultus von mykenischer bis in spätgriechische Zeit erwiesen. Da nun die Frauenprozessionen des älteren und jüngeren Palastes einen nur von Frauen ausgeübten, also einer weiblichen Gottheit gewidmeten Kult im Palast beweisen, so ist die Wahrscheinlichkeit außerordentlich groß, daß in der Tirynther Hera nicht nur die unmittelbare Nachfolgerin der mykenischen Palastgöttin, sondern sie selbst widerzuerkennen ist, für deren Kult aus den durch die Tirynther Weihegaben gesicherten seltsamen Sühnegebräuchen gewisse Rückschlüsse mindestens sehr wahrscheinlich gemacht werden können. Aus dem prunkhaften Familienkult wurde ein ärmlicher Staatskult. Schließt man sich der zwingenden Beweisführung von Frickenhaus an, dann ist in der Hera von Tiryns, genau so wie in der Athena von Mykenä (s. Rodenwaldt Ath. Mitt. 1912, 129f.), eine vordorische Gottheit gewonnen, deren Gegenstück der dorische Herakles bildet. (Zu solchem Weiterleben mykenischer Gottheiten in klassischer Zeit s. auch Weicker, Pauly-Wissowa VII 1408f. Glaukos. Auch H. Prinz, Bemerkungen zur altkretischen Religion, Ath. Mitt. 1910, 149—176 erkennt mit Recht in gewissen Kultformen der Rhea, Britomartis und Diktynna Nachklänge kretischen Götterglaubens. Freilich darf man diese an sich durchaus richtigen Gedanken nicht so übertreiben, wie es E. Petersen, Der kretische Bildersarg, Jahrb. d. Archäol. Instituts 1909, 162—170 in phantastischer, mit willkürlich gefundenen Symbolen spielender Weise tut.) Im Tempel selbst ist einer der ältesten griechischen Kultbauten widergewonnen.

Mit den Terrakottaweihgaben S. 47f. wird ja nun das Gebiet des Kretisch-Mykenischen endgültig verlassen. Auch ihrer Behandlung durch

Frickenhaus kann grundlegende Bedeutung zugemessen werden. Ist sie doch der erste und gelungene Versuch, die Geschichte einer Terrakottafabrik und ihr Verbreitungsgebiet festzulegen. Die Fabrik arbeitet vom 7.—4. Jahrhundert nur für die Argolis, fast ausschließlich für die Heiligtümer in Tiryns und Argos; ihren Typen liegen Werke der argivischen Großkunst zugrunde, die also den dorischen Peplos mit kurzem umgegürteten Überschlag ohne ionisches Untergewand getragen haben. Dadurch wird mit großer Wahrscheinlichkeit in zehn Originalstatuen des 5. Jahrhunderts in Venedig eine argivisch-polykletische Statuengruppe, vermutlich aus dem Heraion von Argos, widergewonnen. Die am Ton kenntlichen Erzeugnisse einer korinthischen Terrakottafabrik heben sich scharf durch den ionischen Linnenchiton und den ionisierenden Peplos ab; ihre Formen werden jedoch schließlich in der argivischen Fabrik nachgearbeitet.

Die zusammenfassende Behandlung der mykenischen Keramik von Tiryns steht noch aus; daher ist es auch noch nicht möglich, den behaupteten Übergang des Spätmykenischen ins Geometrische auf argivischem Boden klar zu erkennen. Doch zeigt Die 'geometrische' Nekropole von Walter Müller und Franz Ölmann Tiryns I S. 127—164, Tafel 14—20 in ihren Funden das Auftauchen des geometrischen Ornaments im Spätmykenischen und das Nachwirken des letzteren im Geometrischen an den Erzeugnissen einer argivischen Lokalfabrik des 10.—9. Jahrhunderts, die an dem bei schwachem Brand schmutziggrünen Ton — der übrigens nicht erst im Spätmykenischen nachweisbar ist, ich besitze solche vormykenischen Stücke mit Mattmalerei aus Tiryns und von der Aspis — und an der ganz bestimmten landschaftlichen Färbung der Ornamentik leicht aus der großen Masse der geometrischen Vasen auszuscheiden ist.

Ernst Reisinger, Kretische Vasenmalerei vom Kamares- bis zum Palaststil. 51 S. mit 22 Abbildungen auf 4 Tafeln und einer Tabelle. 8. Leipzig 1912, Teubner. 3 *M*.

gibt in dieser ersten wirklich brauchbaren zusammenfassenden Behandlung der gesamten kretischen Keramik eine scharfe Charaktisierung der einzelnen mit ausführlichen Literaturangaben nach Fundplätzen geordneten Gruppen, die ein klares Bild der einzelnen Entwicklungsstufen und richtige Einordnung der Funde ermöglicht. Er vereinfacht zudem die schematische Neunteilung der kretischen Vasenmalerei wesentlich dadurch, daß er EMII und III, andrerseits MMIII und LMI in überzeugender Darlegung zusammenzieht. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht erklärlicherweise zunächst die Keramik von MMII, die Kamaresvasen, mit ihrer nie wider erreichten Lebendigkeit der farbenfreudigen Ornamentik (weiß oder bunt auf dunklem Firnis), die das ganze Gefäß ohne Rücksicht auf seine Struktur überzieht. Die neue Zeit (MMIII+LMI) bringt ein fast völliges Versiegen der Polychromie und das Aufkommen des naturalistischen Stils, der in ganz eigenartiger Beschränkung nur die Pflanzenwelt und die künstlerische Neuentdeckung der Meerestiere kennt, während doch die gleichzeitige Wandmalerei und Plastik Menschen und Tiere der Erde

und der Luft in höchster Vollendung widerzugeben vermag. In allmählichem Übergang tritt eine Stilisierung der Meeresornamentik und ihre Beschränkung auf einen Streifen des Gefäßes ein, während die vegetabilische schon in LMI vollendet naturalistische Pflanzen und konventionell stilisierte auf einem Gefäß nebeneinander erscheinen. Als neuer Höhepunkt kretischer Vasenmalerei ist der Palaststil in LMII vollendet ausgebildet. Beide Stilgattungen gehen mit ganz allmählichen Übergängen nebeneinander her, so daß von der Kamareszeit an eine geschlossene Entwicklungsreihe und damit auch eine Einheit der Bevölkerung gewährleistet ist. Besonders wertvoll ist nun der Nachweis, der sich bei der für alle Stilstufen durchgeführten Untersuchung der Beziehungen Kretas zum Festland ergibt, daß alle Firnisware der Schachtgräber kretischen Import aus LMI, die Mattmalerei aber die gleichzeitige einheimische Ware darstellt, die schließlich durch große auf dem Festland betriebene Fabriken mit besonderer Lokalfärbung gänzlich vom Markte verdrängt wird. Auf den Inseln — Thera, Melos — wird die kretische Ware von einheimischen Malern nachgeahmt. Inwieweit Reißingers z. T. stark von Fimmen Ansätzen abweichenden Annahmen über die zeitlichen Beziehungen zwischen Kreta und Ägypten Geltung behalten, läßt sich jetzt noch nicht klar übersehen; die Bedeutung des Buches, dem man nur eine reichere Beigabe bezeichnender Abbildungen gewünscht hätte, wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Das hohe malerische Kunstempfinden der kretisch-mykenischen Zeit, das Landschaft und Seestück schon als Selbstzweck künstlerischer Betätigung kennt, findet gute Würdigung in der Dissertation von Margret Heinemann, Landschaftliche Elemente in der griechischen Kunst bis Polygnot. Bonn 1900 (s. u.).

Für die Beurteilung der *festländischen Filialen* der kretischen Vasenfabriken sind die Ausführungen Kurt Müllers, Athen. Mitt. 1900, 269f. Tafel 16—24 von großer Bedeutung; zu anderen Ergebnissen als Reißinger kommt Rodenwaldt, Tiryns II 153f., 197f., der an dem Bruch zwischen Kamares- und naturalistischem Stil festhält und letzteren ebenso von der Wandmalerei abhängig sein läßt wie den spätkymenischen von den Tierfriesen des jüngeren Tirynther Palasts.

In den 130 wunderbaren *Steingefäßen* von Mochlos, einer kleinen Insel an der kretischen Nordostküste, die EMII unvermittelt in höchster Vollendung auftreten und mit dem Ende der mtttelminoischen Periode wider verschwinden, veröffentlicht Rich. B. Seager, Explorations in the island of Mochlos. 111 S., 54 Textabb., 11 Tafeln. 4. Boston und Neuyork 1912. 6 $. in Technik und Farbenwirkung von der Kunst keiner Zeit wider erreichte Prachtstücke.

G. Karo, Minoische Rhyta, Jahrb. d. Archäol. Instituts 1911, 249—270, Tafel 7—9, 18 Abb. weist nach, daß der bekannte silberne Stierkopf aus Mykenä, das Prachtstück der kretischen Toreutik, innen mit glattem Silberblech bekleidet und an der Lippe durchbohrt, also ein Rhyton ist. Die Öffnung zwischen den Hörnern, wo die wunderbar feine naturalistische Behandlung von Haut und Haar noch deutlich zu erkennen ist, trug also keine Doppelaxt, sondern war die Eingußöffnung. Ein Rhyton

war auch die schönste aller kretischen Goldarbeiten, der sonst als Schildbuckel geltende Löwenkopf von Mykenä. Andre derartige Rhyta sind in den Palastinventaren von Knosos verzeichnet; ihnen schließen sich die steinernen Stier- und Löwenköpfe aus Kreta und eine Reihe von tönernen Nachbildungen an (Stier-, Widder- und Pferdeköpfe, s. auch Poulsen, Arch. Jahrb. 1911, 234f.), die bis in spätmykenische Zeit üblich waren. Neben den figürlichen Rhyta stehen die in mannigfachen Formen erhaltenen großen Trichtergefäße, zu denen auch das bekannte Stealitgefäß mit dem Erntezug gehört. Zweifellos haben die Rhyta im mykenischen Kult eine ebenso bedeutsame Rolle gespielt wie auf den Prunktafeln der Könige und im Haushalt des einfachen Bürgers.

H. Thiersch, Kretische Hornbecher, Jahreshefte des Österr. Arch. Instituts XVI (1913) 78—85 Abb. 30—45 zeigt, daß die für Kreta bezeichnenden einhenkligen Trichter aus Stein, Ton und Metall als Trink- und Kultgefäße verwendete Stierhörner nachahmen. Ihr Gebrauch läßt sich außer in Kreta besonders in Cypern und Italien nachweisen, hier bis in spätrömische Zeit, wo die germanische Sitte des Trinkhorns und Hornbechers viele Nachbildungen seitens der rheinischen Glasindustrie hervorgerufen hat. Überall sind die Trichter gelegentlich durch einen Fußring in Standgefäße umgewandelt worden.

G. van Hoorn, Eine minoische Bronze in Leiden, Jahrb. d. Archäol. Instit. 1915, 65—73, 3 Abb. Taf. 1 und eine Beilage

behandelt gelegentlich der Veröffentlichung einer kretischen Bronzestatuette eines Gefäßträgers mit flachem Hut die wenigen bis jetzt nachweisbaren Rundfiguren kretischer Zeit und die Haupttypen der kretisch-mykenischen *Lederschurztracht,* während sich Déonna, Les toilettes modernes de la Crète Minoenne, 46 S. Genf 1911 in einem fesselnd geschriebenen Aufsatz mit der von der späteren antiken Frauenkleidung grundsätzlich abweichenden *weiblichen Tracht* beschäftigt. In dem falbelnbesetzten Stufenrock, dem enganschließenden Jäckchen mit Halbärmeln, das die Brüste und den Leib bis zum Gürtel unbedeckt läßt, der Schürze u. a. findet er moderne Kleidungsstücke wider. Mit dem Korsett hat er wahrscheinlich, mit dem Hosenrock sicher unrecht, ebenso mit der Annahme, daß sich die in Rock und Taille geteilte Frauentracht in ununterbrochener Folge von kretischer Zeit bis heute vererbt hat. Marg. Lang, Zur mykenischen Tracht, Jahreshefte des Österr. Arch. Inst. XVI (1913), Beiblatt 151—162 erklärt die seltsamen Röcke am Sarkophag von Hagia Triada für Tierfelle und diesen nachgebildete Kleider; ihr breiter oberer Abschluß ist der Umschlag des Felles, der auch im Stoffkleid beibehalten wird. Auch der Jackenschnitt und andere Einzelheiten werden einleuchtend auf die Gestalt des Tierfelles und auf Lederarbeit zurückgeführt; andere wichtige Beiträge zur kretisch-mykenischen Frauentracht gibt Rodenwaldt, Tiryns II 76ff.

M. Meurer, Der Goldschmuck der mykenischen Schachtgräber, Jahrb. d. Archäol. Instit. 1912, 208—227, mit Taf. 12 und 18 Abb.

erklärt den Goldschmuck, den Staïs, *Ἐφημερὶς Ἀρχαιολ.* 1907, 31f. als Beschläge der Totenklinen und Holzsärge, Six, Altgriechische

Gewebemuster und Webetechnik, Österr. Jahreshefte 1912, 105 als auf Ledergewänder aufgeleimt, Jolles, Die ägyptisch-mykenischen Prunkgefäße, Jahrb. d. Archäol. Inst. 1908, 215f. sicher mit Unrecht als Reste goldener, in die goldenen und silbernen Gefäße der Schachtgräber eingepflanzter Makartbucketts angesehen hatte (Svoronos, *Τὰ πρῶτα νομίσματα*, Journ. internat. d'archéol. numism. 1906, 181—189 Taf. 6—9 hält die Goldscheiben für Wiegeschalen, die *χρυσᾶ τάλαντα* Homers, mithin für eine Art Gerätgeld), mit großer Wahrscheinlichkeit für Beschläge anthropomorpher Sarkophage. Die großen 'Diademe' werden dabei als Brustschilde, die Halbdiademe als deren nach unten fallende Anhängsel, die großen Rosetten als Schulterschmuck verwendet, die kleineren gleichmäßig auf dem Unterteil des sich nach unten leicht verjüngenden Mumienkastens verteilt gewesen sein. Die goldenen Gesichtsmasken waren dann auf dem Kopfteil der Männersärge aufgenagelt, während die Frauensärge nur mit plastischen Stuckmasken versehen gewesen sein werden.

Grundzüge der Datierung und Entwicklungsgeschichte *minoischer Gemmenkunst* bietet der wertvolle Bericht Karos, Mykenische Gemmen und Ringe, Ath. Mitteil. 1910, 178—182.

Mit einem der wichtigsten Probleme beschäftigt sich J. Sundwall, Die kretische Linearschrift, Jahrb. d. Archäol. Instituts 1915, 41—64. Mit der Entzifferung der kretischen Schrift hängt die ganze Frage nach der Sprache und der völkischen Zugehörigkeit der Träger der kretischen Kultur aufs engste zusammen. Sie zu lösen, ist bisher viel zu wenig getan, ohne die Schuld besonders der deutschen Wissenschaft. Seit mehr als fünfzehn Jahren sind Hunderte von schriftbedeckten Tontafeln und -streifen in Knosos, Phaistos und Hagia Trieda gefunden worden, Inventare und Tributlisten, Aufschriften auf Vasen und Tonsiegeln, aber veröffentlicht ist so gut wie nichts; außer dem rasch berühmt gewordenen Diskos von Phaistos, dem ältesten mit beweglichen Lettern hergestellten, aber schwerlich nach Kreta gehörigen Schriftdenkmal, immer nur vereinzelte, immer aufs neue widerholte Proben. Evans schwer zugängliche Scripta Minoa. The written Documents of Minoan Crete with special reference to the archives of Knossos. Vol. I. The hieroglyphic and primitive linear classes usw. XII und 302 S. 132 Abb. 12 Taf. 4. Oxford 1909. Clarendon Press, 42 sh. geben einen Überblick über die etwa 140 hieroglyphisch-piktographischen Schriftdenkmäler; für die beiden Systeme der kretischen *Linearschrift* fehlt es bis jetzt an jeder zusammenfassenden Untersuchung. In dankenswerter Weise verzeichnet Sundwall zunächst die wenigen Einzelveröffentlichungen von Tontäfelchen und Vaseninschriften und sodann alle Schriftzeichen beider Linearsysteme mit Angabe der Fundorte. Daraus ergibt sich, daß von den bisher nachweisbaren 71 Schriftzeichen des Systems A und 60 des Systems B etwa 45 beiden gemein und von diesen widerum etwa 20 in älteren piktographischen Zeichen widerzuerkennen sind; auch von den 26 für A spezifischen Zeichen sind etwa 14 schon piktographisch überliefert. Daraus ergibt sich mit Sicherheit, daß die durchgängig ungelenkere Schrift A die ältere und in Mittel- und Ostkreta während MMIII und LMI verbreitet ist, B dagegen eine in ganz bewußtem Streben nach

Klarheit und Methode in Knosos mit dem Umbau des jüngeren Palastes entstandene Reform des alten Systems darstellt. Von größter Wichtigkeit ist nun der Nachweis, daß sich nicht weniger als 33 Zeichen der kretischen Linearschrift in der kyprischen Silbenschrift widerfinden, daß erstere das Vorbild zu letzterer gebildet hat. Damit ist aber, vorausgesetzt, daß auch die kretische Linearschrift eine Silbenschrift darstellt, wohl eine Möglichkeit gegeben, den Lautwert der Zeichen festzustellen, zumal die kretischen Tributlisten wohl meistens Ortsnamen enthalten. Sundwall glaubt auf nichtindogermanischen, dem Lykischen verwandten Bau der Sprache schließen zu dürfen.

Auf das seltsame Vorkommen kretischer Schriftzeichen in hellenistischen Geheimalphabeten macht F. Boll, Die Erforschung der antiken Astrologie, Neue Jahrbücher 1908, 121, 126 aufmerksam.

Die sicheren Beziehungen zwischen Kretern und palästinensischen Philistern sind noch nicht im Zusammenhang behandelt; einzelnes s. Thiersch, Archäol. Anzeiger 1908, 379; 1909, 376. Beziehungen zum hettitischen Kulturkreis, namentlich auf kunstmythologischem Gebiet, macht Prinz, Bemerkungen zur altkretischen Religion, Athen. Mitteil. 1910, 149—176 wahrscheinlich; sie werden von Poulsen, Orient und frühgriechische Kunst (s. o. S. 149) weiter ausgebaut.

C. Architektur, Theater, Topographie

Ferdinand Noack, Die Baukunst des Altertums. VIII u. 144 S. 192 Tafeln. 4. Berlin 1910. Fischer und Franke. 10 ℳ (aus: Geschichte der Kunst, dargestellt in ihren Meisterwerken in Tafeln und begleitendem Text, herausgegeben von Ludwig Justi).

Das Hauptgewicht des Werkes ruht auf den 192 nach ausgezeichneten Photographien vorzüglich ausgeführten Tafeln, die einen umfassenden Überblick über alle Gebiete der antiken Architektur von mykenischer bis in spätrömische Zeit geben. Dabei wird in dankenswertester Weise von der Widergabe allbekannter Bauten möglichst abgesehen, oder es werden durch die Art der Aufnahme oft überraschend neue Gesichtspunkte eröffnet.

Die Darstellung ist mustergültig, im besten Sinne populär und bei strengster Beobachtung der wissenschaftlichen Ergebnisse auch dem nicht architektonisch geschulten Leser durchaus verständlich. Am Heraion von Olympia wird zunächst klar gemacht, wie sich die Steinarchitektur aus dem Holz- und Lehmziegelbau entwickelt und das ursprüngliche Material die architektonischen Formen noch weit späterer Zeit bestimmt. Die *kretischen Paläste* bieten nun Gelegenheit, das Problem der Anordnung ausgedehnter Gebäudekomplexe um einen rechteckigen Mittelhof zu verfolgen und den innerlichen Gegensatz des Stockwerkbaues mit groß angelegten Treppenhäusern und Lichtschächten, dem Bedürfnis des Südens angepaßten offenen Pfeilersälen mit vorgelegten Säulenhallen zur festländischen Palastanlage klarzulegen, die stets als feste, um das uralte, nordischer Bevölkerung und nordischer Lebensweise entsprechende Megaron gruppierte Burgen gedacht sind. Die an den Tempeln von Pästum, Korinth und Segesta durchgeführte Besprechung des *dorischen Stils* begründet

u. a. dessen Polychromie einleuchtend mit dem Bestreben, auch in der Schattenzone die konstruktiv wichtigen Teile des Aufbaues erkennen zu lassen; weniger gesichert erscheint der Versuch, die Abmessungen des Triglyphenfrieses als maßgebend für die Proportionen des ganzen Tempels hinzustellen. Das vielbesprochene Problem des *ionischen Kapitells* (s. u. von Luschan, Lehmann-Haupt) erklärt Noack aus dem Bemühen, die ganz verschiedenen Elemente zu einen, die in der ägyptischen Anregungen erwachsenen Pflanzensäule — ist doch z. B. noch der Eierstab der Naxiersäule aus Delphi ein auch unter den Voluten freihängender Blätterkranz — und dem unorganisch aufgesetzten zu Voluten umgebildetem Sattelholze gewaltsam zusammengefügt worden sind. Das abweichende Gebälk der jüngeren kleinasiatisch-ionischen Bauten führt zur Erörterung der Dachkonstruktionen. Die Ursache des *korinthischen,* des *Akanthusstils* sieht Noack in der Höhenausdehnung des Kapitells, die die Voluten auseinanderreißt und zur Füllung und Stütze Palmetten und Rankenwerk aufschießen läßt. Er kommt dem Schmuckbedürfnis der *römischen Kaiserzeit* am meisten entgegen, während der dorische Stil in Rom sehr wenig Verständnis findet; schwächliche Säulen, übertriebene Kurvatur, Mißverhältnis zwischen Gebälk und Schaft kennzeichnen wenig erfreuliche Umbildungen der griechischen Formen. Dagegen bedeuten der durch beschränkte Raumverhältnisse gebotene Pseudoperipteros römisch-ionischer und korinthischer Tempel mit bis an die Säulen vorgerückten Cellawänden, nach etruskischer Sitte auf hohem Unterbau mit Freitreppe, architektonisch wirkungsvolle Neuschöpfungen, am bekanntesten wohl von der Maison carrée in Nîmes her. Wertvoll ist der Hinweis, wie sich die rechteckigen Stufenanlagen, die 'Theater' der Paläste von Knosos und Phaistos, im Sitzungsraum der kleinen kretischen Stadt Lato erhielten und diese Form dann für Buleuterien (Priene, Milet) und den Mysterientempel in Eleusis verwendet wurde, wie unter dem Einfluß des Theaterplanes die vierte Seite den Behörden, Beamten und Rednern freigegeben und schließlich die Basiliken als Versammlungsräume sich entwickelten. Weitgehendes Interesse dürfte auch der Abschnitt über Gebäudegruppen, die Anlage von heiligen Bezirken, Städten und Stadtbefestigungen und im Anschluß daran über Bogen- und Gewölbebau finden, der in den mächtigen Tonnengewölben des Didymaions in griechischer Zeit die imponierendste Vertretung gefunden, von den Römern aber zur höchsten Vollendung ausgebaut worden ist; bietet er doch die Möglichkeit, mit kleinen Werkstücken Spannungen zu überwinden, für die jede gerade Balkendecke versagen muß. Dadurch verliert aber die Säule ihre Bedeutung als konstruktives Element und wird rein dekorativ zur Gliederung der Fassaden im antiken Barockstil verwendet. Diesen besonders interessanten Bauformen im römischen Süden und Osten sind neben den Denkmalsbauten und Triumphbogen, 'mit architektonischen Mitteln über die Straße in die Höhe gebaute kolossale Statuenbasen', die letzten Abschnitte des Werkes gewidmet, das für den Unterricht in den oberen Gymnasialklassen als geradezu unentbehrlich bezeichnet werden muß. Nur muß sich der Verlag entschließen, den Text besonders gebunden, die Tafeln aber lose in Mappe herauszugeben;

erst dann läßt sich das sonst nicht warm genug zu empfehlende Werk im Studierzimmer wie im Unterricht wirklich seiner Bedeutung entsprechend verwenden.

Ein brauchbares Hilfsmittel ist auch die zehnte Tafel der bekannten Tabulae quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur herausg. von Steph. Cibulski, Das griechische Haus, 3. Aufl. von Hans Lamer. Leipzig 1910, Köhler. 4 ℳ. Die dreißig Textseiten behandeln die Bauten der mykenischen Zeit mit richtiger Hervorhebung der Unterschiede zwischen kretischer und festländischer Bauweise, betonen mit Recht die Schwierigkeit, sich vom homerischen Haus ein zutreffendes Bild zu machen und führen die Entwicklung eines Privathauses vom sechsten Jahrhundert bis zur Kaiserzeit am Hause der Françoisvase und Häusern von Athen, Priene, Olbia, Delos und Pergamon mit treffenden Hinweisen auf die Straßen- und Stadtanlagen vor Augen. Für die nicht immer glückliche Wahl der Farben auf der Tafel ist Cybulski allein verantwortlich.

Vorgriechische und griechische Haustypen behandelt E. Pfuhl in der Festschrift für Hugo Blünner, Zürich 1914, S. 186—209. Er bespricht die Entwicklung von der einzelligen Rundhütte bis zum pompeianischen Haus, in welchem Familienwohnhaus und peristyles Repräsentationshaus unvermittelt nebeneinander enthalten sind. Der Rundbau verschwindet mit dem wachsenden Bedürfnis nach Mehrzelligkeit, neben ihm stand wohl von Anfang an das geradlinige Langhaus; der Entwicklung des Megaronhauses wird besonders gedacht.

In der selben Festschrift, S. 210—220, sucht E. Fiechter, Das italische Atriumhaus, dies als ein Doppelhaus, aus altitalisch-umbrischen und etruskischen Elementen zusammengewachsen, zu erweisen, während Fr. Marx, Die Entwicklung des römischen Hauses, Neue Jahrbücher 1909, 547—559 dies als Kulturdenkmal für das Nebeneinander altrömischer und hellenistischer Elemente betrachtet, das Bedürfnis nach mehr Licht, Luft und Sonne führt zur Angliederung des griechischen Peristylhauses an das dumpfe etruskische Atriumhaus, dessen Hauptraum aus technischen Gründen keine Vergrößerung verträgt. Dabei ist es interessant zu beobachten, wie es weder für das Atrium, 'den sprechenden Ausdruck des römischen Familiensinnes und der römischen Hausordnung', eine griechische Bezeichnung, noch eine lateinische für auch nur einen Raum des Hinterhauses gibt. Für alle die Geschichte des antiken Hauses betreffenden Einzelfragen sei auf die ausgezeichneten, mit großer Sachkenntnis geschriebenen Abhandlungen von Ernst Fiechter, [Griechisches] Haus, Pauly-Wissowa VII 2523—2546 und Römisches Haus, Pauly-Wissowa 2. Reihe I 961—995 nachdrücklich hingewiesen.

Dr. Friedrich Ebert, Fachausdrücke des griechischen Bauhandwerkes. I. Der Tempel. Progr. d. K. Human. Gymnasiums in Hof. 1911. 8. 65 S. Würzburg, Universitätsdruckerei.

Von den Ergebnissen dieser leider auf Inschriften und Vitruv beschränkten Arbeit, einer wertvollen Ergänzung auch zu Werken wie H. Lattermann, Griechische Bauinschriften, 8, 137 S., Straß-

burg 1908, Teubner, 5 ℳ (hier finden sich u. a. die griechischen Bezeichnungen für einzelne Bauglieder, Bleiverguß, Verdübelung, Fugenbearbeitung und andere technische Ausdrücke), sei u. a. hervorgehoben, daß ἄδυτον oder das Vitruvische τύμπανον für Giebelfeld inschriftlich überhaupt nicht bezeugt ist, auch für die Voluten des ionischen Kapitells der griechische Ausdruck noch fehlt, daß στερεοβάτης (Vitruv) das Podium des römischen, nicht das Fundament des griechischen Tempels bezeichnet; dies heißt inschriftlich στρῶμα, was natürlich auch Fußbodenbelag oder Decke bezeichnen kann. Die auch technisch wertvollen Auseinandersetzungen über die Dach- und Türkonstruktionen bieten manches Neue, so σφηκίσκος für Dachsparren, ἰμάντες, unserm 'Riemenboden' entsprechend, für die Querlatten, auf denen die καλύμματα liegen, die Unterlagen für die in Lehm gebetteten Ziegel. Die angekündigten Forsetzungen der Schrift werden, auf die ganze Literatur ausgedehnt und von gelegentlichen, auf mangelnde bautechnische Kenntnisse zurückzuführenden Fehlern befreit, einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkommen.

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß nach G. Th. Hoesch, Keine Hypaethraltempel, sondern dreischiffige Tempel, Berl. phil. Woch. 1916, 156—158 hypaethrus bei Vitruv nicht 'unter freiem Himmel' sondern 'seitlich offen' bedeutet; er bezieht den Ausdruck auf die Seitenschiffe der Tempel mit Innensäulen, deren Mittelschiff er zwecks seitlicher Lichtzuführung überhöht.

Felix von Luschan, Entstehung und Herkunft der ionischen Säule. 8. 43 S. mit 41 Abb. 60 ₰. (Der Alte Orient [1912] XIII, 4[1]).)

C. F. Lehmann-Haupt, Zur Herkunft der ionischen Säule, Klio VIII (1913) 468—484.

v. Luschan, der als Ethnograph an dies vielbesprochene Problem herangeht, läßt die ionische Säule sich allmählich aus naturalistischen

[1]) Ich benutze die Gelegenheit, um auf die im besten Sinne des Wortes populäre, aber noch viel zu wenig bekannte und für den Unterricht nutzbar gemachte Sammlung Der alte Orient (8, jährlich vier Hefte zu 60 ₰., bei regelmäßigem Bezug jährlich 2 ℳ) nachdrücklichst aufmerksam zu machen. Messerschmidt, Die Entzifferung der Keilschrift (V), Spiegelberg, Schrift und Sprache der alten Ägypter (VIII), Niebuhr, Die Amarnazeit (I), Winckler, Die Gesetze Hammurabis (IV) und Ulmer, Hammurabi, sein Land und seine Zeit (IX), Delitzsch, Assurbanipal u. d. assyrische Kultur (XI) sind für den Unterricht in der orientalischen Geschichte einfach unentbehrlich; Wincklers Vorgebirge am Nahr-el-Kelb (X) und Die Euphratländer und das Mittelmeer (VII) geben auch für die griechisch-römische Geschichte recht bedeutsame Winke, wenn man auch sonst seinen Panbabylonismus, z. B. Himmels- und Weltenbild der Babylonier als Grundlage der Weltanschauung und Mythologie aller Völker (III) nicht überall folgen wird. Hervorgehoben seien weiter Wiedemanns Schriften: Unterhaltungsliteratur der alten Ägypter (III), Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Ägypter (II), Amulette der alten Ägypter (XII), Magie und Zauberei der alten Ägypter (VI), Tierkult der alten Ägypter (XIV) oder Zimmern: Biblische u. babylon. Urgeschichte (II), Babylon. Hymnen und Gebete (VII, XIII), Jeremias, Hölle und Paradies bei den Babyloniern (XI), Weber, Dämonenbeschwörung bei d. Babyl. u. Assyrern (VII) oder das rein kunstgeschichtliche Meissner, Grundzüge d. babyl. u. assyr. Plastik (IV, 1561, 117 Abb.) und die wichtigen Arbeiten von Prášek, Kyros der Große (XIII), Kambyses (XIV), Dareios I (XIV).

Darstellungen der Dattelpalme entwickeln, die Voluten aus den Blattwedeln, die Zwickelpalmetten aus den Fruchtständen entstehen; Lehmann-Haupt folgt ihm hierin, auch H. Pomptow, der Die beiden Bußtempel zu Delphi als Musterbeispiele altionischer und altdorischer Marmorarchitektur, Klio XIII (1913), 234f. 'altionische' Säulen mit ganz singulärem runden Doppelpalmenkapitell (aber ohne Voluten!) aus Delphi veröffentlicht, sieht in den Voluten des äolischen und ionischen Kapitells profilartig nach rechts und links auseinander gebogene Palmenwipfel. Die Vorbilder für den einfachen oder doppelten Blattkranz, aus dem sich zweifellos der Eierstab des ionischen Kapitells entwickelt hat, sucht v. Luschan in Nordsyrien, Lehmann-Haupt in der Kunst der vorarmenischen Chalder, die durch lydische Vermittlung auf die jonische Kultur eingewirkt hätten. Es sei nur darauf hingewiesen, daß die Palmenwedeltheorie den grundsätzlichen Unterschied zwischen Vorder- und Seitenansicht des jonischen Kapitells ebenso unberücksichtigt läßt wie die nicht wegzuleugnende Tatsache, daß der langgestreckte Volutenblock deutlich als Fremdkörper über dem Blattkranz der Pflanzensäule empfunden wurde. Dazu kommt, daß — s. v. Bissing, Archäol. Anz. 1914, 99 — auch die ägyptischen Pflanzensäulen als Stützen gedacht sind, um deren oberes Ende Palmenwedel u. a. gebunden sind, denen keinerlei tragende Funktion zukommt.

Bedeutungsvoll für die Entwicklungsgeschichte der ionischen Architektur kann Pomptows oben erwähnter Aufsatz Klio XIII 199—248 werden, wenn sich seine nicht ohne weiteres nachzuprüfenden Zeitbestimmungen der vier delphischen Marmortempel: 560—550 Schatzhaus der Klazanenäer, 550 ionischer Bußtempel, 545—540 Schatzhaus der Knidier, 535—530 Schatzhaus der Siphnier, 480—478 Stoa der Athener, bewähren. Die Teilung des ionischen Architravs in drei Faszien wäre z. B. dann nicht vor 450 nachzuweisen.

Edmund Weigand, Baalbek und Rom, Die römische Reichskunst in ihrer Entwicklung und Differenzierung. Jahrb. d. Archäol. Instituts 1914, 38—91; 42 Abb. u. Taf. 1—5.
— Das Goldene Tor in Konstantinopel. Athen. Mitteil. 1914, 1—64, Taf. 1—6.

Beide Aufsätze gelten der durch Strzygowskis Untersuchungen brennend gewordenen Frage: Orient oder Rom? Ist Rom in der Kaiserzeit nur ein Ableger hellenistischer Kunst oder ist es einmal selbständig geworden? Hat auch Rom mitgewirkt bei der Schaffung und Entwicklung der für die byzantinische Zeit bezeichnenden Formen? Das Ergebnis ist in vielfacher Beziehung überraschend: Es gibt keine einheitliche Reichskunst hellenistischer, also östlicher Färbung; es läßt sich vielmehr in der Kaiserzeit bei aller grundsätzlichen Einheit der architektonischen Hauptformen eine dauernde Trennung in eine mit der Sprach- und Kulturgrenze zusammenfallende griechische Ost- und eine lateinische Westhälfte mit innerhalb dieser zwei Hauptgruppen immer stärker hervortretenden provinziellen Schattierungen feststellen. Schon in hellenistischer Zeit hat sich die Architektur auf italischem Boden eine Sonderstellung dem Osten gegenüber geschaffen und die westliche Reichshälfte entsprechend be-

einflußt, ja das augusteische Rom übernimmt in rascher selbständiger Entwicklung die künstlerische Führung und wirkt auf die Architektur des Ostens bestimmend ein, der Jupitertempel von Baalbek ist in augusteischer Zeit in stadtrömischen Formen geschaffen worden. Letzteres Ergebnis ist besonders bedeutsam, setzte man doch bis jetzt die Gründung Baalbeks in antoninische Zeit. So findet sich u. a. am Eierstab des großen Tempels das für die flavische Zeit bezeichnende Pfeilblatt noch nicht, die stehenden, in Tierprotomen auslaufenden Konsolen sind ebenso wie die einfach geschwungenen, pflanzlicher Motive entbehrenden Konsolen des Gesimses späthellenistisch. Die zweite Bauperiode Baalbeks mit dem Bacchustempel ist zur Zeit des Antoninus Pius abgeschlossen, die Bronzekapitelle des Speculator Longinus für die Propyläen sind spätere Zutat; aber auch dieser Tempel zeigt in den Einzelformen des korinthischen Kapitells deutlich weströmischen Einfluß, ebenso die Akanthusranken der Friese, die sich in Rom und im Westen wesentlich schneller als im Osten aus Stengelranken zu Laubranken entwickeln und schon in augusteischer Zeit in Rom naturalistischer gebildet sind. In Baalbek sitzt in allen Nischen mit Muschelabschluß das Muschelschloß stets oben wie im ganzen Westen und Nordafrika, während es fast in ganz Syrien und Palästina ausnahmslos unten sitzt. Die Untersuchung der lesbischen Welle führt u. a. zum Nachweis, daß die Fassade der Grabeskirche zu Jerusalem nicht der konstantinisch-syrischen, sondern der Kreuzfahrerzeit angehört. Der zweite Aufsatz, der von der Architektur des von Theodosius d. J. etwa 425—430 als Stadttor, nicht als Triumphbogen, errichteten Goldenen Tores in Konstantinopel ausgeht, behandelt die im Osten und Westen verschiedene Entwicklung des korinthischen Kapitells vom vierten Jahrhundert an und die Umbildung des Spätantiken zum Byzantinischen. Die Akanthusblätter des Goldenen Tores zeigen zuerst den kanonisch-byzantinischen Typus, die Kapitelle seines 447 erbauten Vortores davon durchaus verschiedene, aber auch auf antike Vorbilder zurückzuführende Formen. Das fünfte Jahrhundert ist ein Zeitalter der selbständigen Entwicklung neuer eigenartiger Formen auf antiker Grundlage, die bisher kaum gewürdigte Zeit einer ersten Renaissance.

Für die Entwicklung der für Weigands Beweisführung wichtigen *Akanthusranken* sei auf Martin Schede, Antikes Traufleistenornament. 4. X und 181 S., mit 81 Abb., auf 12 Lichtdrucktafeln, Straßburg 1909, J. H. Ed. Heitz (Zur Kunstgeschichte des Auslandes 67) 6 ℳ, aufmerksam gemacht, der zwar die Simaornamentik der Kaiserzeit nur kurz berührt, aber ihre Grundlage, die Ranken- und Anthemienfriese griechischer und hellenistischer Zeit, erschöpfend behandelt.

Im Anschluß an das schwerzugängliche Werk von Jaussen-Savignac, Mission archéologique en Arabie de Jérusalem au Hedjaz Médâin Saleh. 8. XVI und 507 S. 41 Taf. Paris 1909 bespricht Puchstein, Die nabatäischen Grabfassaden, Archäol. Anzeiger 1910, 3—46, 16 Abb., ein für die Frage des römischen Einflusses auf die Architektur des Ostens sehr wichtiges Gebiet, und gibt damit zugleich wertvolle Ergänzungen zu dem grundlegenden Werk über die Architektur der peträischen Felsgräber Brünnow und v. Do-

maszewski, Die Provincia Arabia I. 4. XXIV und 532 S. 40 Taf. 548 Abb. 5 Karten. 80 ℳ. Baumeister- und Bildhauerinschriften an den Fassaden der wirklichen Wohnhäusern genau nachgebildeten Felsgräber von Hegra ermöglichen es, die Pylonenbauten mit treppenartig ansteigenden einfachen oder doppelten Zinnenreihen oder riesigen Eckzinnen ins erste vorchristliche Jahrhundert zu datieren. Die Fassaden mit architektonisch eingefaßter, meist von einem Giebeldreieck mit Eck- und Mittelakroteren gekrönter Tür und mit seitlicher Antenbegrenzung, oft mit einer Zwergpilasterreihe über dem Antenfries, welche die weitausladende Hohlkehle mit den Eckzinnen trägt, werden der ersten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts zugewiesen. Dadurch ergibt sich aber auch für die 'griechischen Giebelgräber' und 'römischen Tempelgräber' von Petra sowie die vielfach verwandten Fassaden aus dem Kidrontal bei Jerusalem eine wesentlich frühere Datierung, obwohl sich natürlich die gleichen Typen bis in späte Zeit gehalten haben.

Rudolf Schultze, Die römischen Stadttore, Bonner Jahrbücher 1909 (118), 280—369, 16 Abb., Taf. 13—24.

Erst die augusteische Zeit schafft in den quaderverblendeten, des eisenharten Materials wegen nur zwei bis drei Meter starken Mörtelgußmauern eine ideale freistehende Befestigung ohne den beengenden Erdwall; ein Zeitunterschied zwischen runden und eckigen Türmen ist nicht festzustellen, sie wechseln oft an der selben Stadtmauer. Augusteisch ist auch die *Torburg*, deren beide außerordentlich tiefe Tortürme den mächtigen Innenhof seitlich umfassen (Aosta); in Nîmes, dem ältesten Doppeltor, springen die halbrunden Türme weit vor den Mittelbau vor, decken aber nicht mehr den ganzen Innenhof; dafür sind die schmalen Nebeneingänge in der ganzen Länge des Hofs mit Seitenmauern eingefaßt, eingewölbt und oben mit Wehrgang versehen: die beiden Grundformen aller römischen Toranlagen bis zum Ausgang des Altertums. Die Torbauten auf deutschem Boden, Köln, Bonn, Xanten, Worms (dies ist wohl für die karolingische Torhalle in Lorch vorbildlich gewesen), die Limeskastelle, gehören fast alle in flavische Zeit, ins Ende des zweiten Jahrhunderts setzt Schultze auch die Porta Nigra von Trier, den Höhepunkt antiker Festungsbaukunst. Der Oberbau von Tor und Türmen ist zur Hauptsache geworden, die überwältigende Wucht des Eindrucks wird aber stark abgeschwächt, wenn wie in Verona der Mittelbau einer reichen mehrgeschossigen Palastfassade nachgebildet oder wie in Turin im einförmigen Kasernenstil errichtet ist. In Turin sind auch die vieleckigen Türme zum erstenmal nicht mehr organisch mit dem Mittelbau verbunden, sondern ihm vorgelagert, ebenso an der Porta aurea zu Spalato (zur anscheinend unfertig gebliebenen Außenarchitektur dieses Tores s. Bruno Schulz, Die Porta aurea in Spalato, Jahrb. d. Archäol. Instit. 1909, 46—52, 3 Abb.; 1910, 91—100, 5 Abb.; abweichend G. Niemann, Jahreshefte d. Österr. Arch. Instit. 1909, 340f., vgl. dessen grundlegendes Werk Der Palast Diokletians zu Spalato. Querfolio, IV u. 115 S. mit 23 Tafeln u. 162 Textabb. Wien 1910, Hölder. 105 ℳ). Den Abschluß der Entwicklung bilden die auf jede

künstlerische Durchbildung verzichtenden, durch ängstliche Furcht beeinflußten reinen Nutzbauten der Aurelianischen Mauer in Rom.

Vielfachem Interesse werden die Forschungen von F. Weege begegnen: Das Goldene Haus des Nero, Jahrb. d. Archäol. Instituts 1913, 127—244, mit Taf. 4—22, 1 Beilage, 78 Abb., dazu Antike Denkmäler III, Taf. 13—18 (auch selbständig erschienen unter gleichem Titel, 118 S., 28 Taf., 78 Abb. Berlin 1913, G. Reimer. 20 ℳ). Die beim Brand im Jahre 104 nicht zerstörten umfangreichen Erdgeschoßräume des Goldenen Hauses wurden bei der Anlage der Trajansthermen bis zur Decke mit Schutt gefüllt, die Türen vermauert. Einzelne Zimmer und Säle sind vom 16.—18. Jahrhundert zugänglich gewesen, die Malereien und Stuckverzierungen ihrer Decken und Wölbungen haben starken Einfluß auf die Künstler der Renaissance ausgeübt. Seit 1907 hat Weege das Gelände, soweit dies ohne große Ausgrabungen möglich war, systematisch erforscht. Vom Ganzen ist bisher nur ein kleiner Teil, wahrscheinlich das Empfangsgebäude, widergewonnen. An einen zurückliegenden Mittelbau, dessen Hauptraum mit einer besonders prunkvollen Decke geschmückt ist, schließen sich seitlich eines trapezförmigen Hofes zwei vortretende Flügelbauten mit vorgelegten Säulenhallen. Der Westflügel enthält hauptsächlich Sommer- und Wintertriklinien, die Räume des Ostflügels sind hinten durch einen sechzig Meter langen, vier Meter breiten Gang mit durchweg bemaltem Tonnengewölbe begrenzt. Diese größte bemalte Fläche, die überhaupt aus dem Altertum erhalten ist, zeigt außerordentlich reizvolle wechselnde Ornamentsysteme, die die Renaissancekunst aufs stärkste beeinflußt haben (Ant. Denkm. III 14—17). Die Ausräumung dieser seit Trajan bis zum Ansatz der Wölbung verschütteten Räume verspricht besonders reiche Ergebnisse für die Erkenntnis der neronischen Wanddekoration. Die Lösung mancher Frage auch der neueren Kunstgeschichte wird durch das genaue Verzeichnis der von 1495—1796 reichenden Besucherinschriften gefördert, unter denen sich die berühmtesten Maler- und Architekturnamen Europas finden.

Von größter Bedeutung für die vielumstrittene *Theaterfrage* ist das Werk von Ernst P. Fiechter, Die baugeschichtliche Entwicklung des antiken Theaters. Eine Studie mit 132 Abb. auf 77 Tafeln. 4. XI und 130 S. München 1914, Oskar Beck. Geb. 30 ℳ. Dieser Versuch, die antiken Theaterruinen rein vom baugeschichtlichen Standpunkt aus zu betrachten und zu erklären, führt den Verfasser in wichtigen Fragen, besonders der nach der Bedeutung des Proskenions, auf einen von Dörpfelds bekannten Theorien abweichenden Standpunkt führt, und, wie es scheint, mit Recht. Um das Endergebnis vorwegzunehmen: Im fünften Jahrhundert wird in der Orchestra gespielt — wie Dörpfeld —, Einzelheiten über das Skenengebäude sind so gut wie nicht zu ermitteln; kein Proskenion ist älter als etwa 300, Proskenion bedeutet nicht eine vorgeschobene Dekorationswand, sondern 'eine kleine Skene vor der Skene', einen Vorbau nicht dekorativer, sondern konstruktiver Art. Die Säulenreihe ist lediglich Stützenstellung, dem abschließenden Hauptgesims

fehlt überall die horizontale Bekrönung, es ist stets mit der Vorderwand des Bühnenhauses durch eine horizontale Decke verbunden gewesen, die nach technischen Einzelheiten als Fußbodenbelag zu betrachten ist: dieses Podium, nicht seine Vorderwand, ist das Beabsichtigte, es ist die Bühne des hellenistischen Theaters. Dieser Schluß ist für uns, die wir mit Dörpfeld im Proskenion eine vor das Bühnenhaus geschobene Dekorationswand, den architektonisch gegliederten neutralen Hintergrund des in der Orchestra sich abspielenden Schauspiels zu sehen gewohnt waren, überraschend genug. Es stimmen dazu aber auch die Aufschlüsse, die Fiechter über das *Bühnenhaus* gibt. Das kleine Theater von Oropos, dessen wohlerhaltenes Proskenion mit der bekannten Architravinschrift den Ausgangspunkt für die Dörpfeldsche Theorie gebildet hatte, bildet ihn auch für Fiechter. Er weist nach, daß die Vorderwand des Bühnenhauses in eine weitgespannte Stützenstellung aufgelöst war, durch deren fünf weite Zwischenräume man in das Innere des Gebäudes hineinsieht. Dessen Rückwand — also eine innere Bühnenwand — öffnete sich mit drei Türen gegen den eigentlichen Garderobenraum. Die selbe Anordnung findet sich in Ephesos und ist baulich in allen bekannten griechischen Theatern möglich. Der Fußboden liegt nun in gleicher Höhe mit dem oberen Abschluß der Proskenionswand — in Eretria finden sich hier zwei Reihen blauer Marmorplatten mit eingeschnittenen Gleisen von 2,50 Meter Spurweite für das Ekkyklema. Damit ist also für das hellenistische Theater eine hochgelegene tiefe Bühne so gut wie erwiesen, gegliedert in eine offene, 2—3 Meter breite Plattform und einen langen, korridorartigen Raum (die Hinterbühne), der nach rückwärts durch Türen mit dem Innenraum des Bühnenhauses, nach vorn durch die weit geöffnete Front mit dem Proskenion in Verbindung stand. Die Zwischenräume zwischen den Pfeilern der Vorderwand ließen sich durch Schranken, Versatzstücke oder gemalte Dekorationen und große landschaftliche oder architektonische Prospekte ganz oder teilweise verschließen. Den überzeugenden Nachweis erbringt Fiechter durch Wandbilder zweiten Stils aus Bosco Reale, deren landschaftliche Prospekte zwischen selbständigen, durch Säulen- und Pfeilerstellung gebildeten Rahmen hellenistische, nicht italische Architekturen und Städtebilder widergeben, und zwar richtige Bühnendekorationen, wie widerum die unverhältnismäßig große und scheinbar zwecklose Tür in Vorderansicht bestätigt. Dann sind auch die gemalten Höhlenöffnungen wirkliche Durchgänge gewesen. Auch die Odysseelandschaften vom Esquilin erweisen sich so als Theaterprospekte mit hineinkomponierten heroischen Szenen. Gemalte Bühnendekoration ist wohl mit Sicherheit bereits fürs fünfte Jahrhundert zu fordern, doch scheint mir Fiechter zu weit zu gehen, wenn er im Ion auch den plastischen Schmuck des delphischen Tempels kenntlich dargestellt sein läßt. Für die Phantasie der Zuschauer genügten die Hinweise und erklärenden Worte der Schauspieler. Es bleibt nun die Frage: Warum verlegt man um 300 den Stand der Schauspieler von der Orchestra hinauf aufs Proskenion? Fiechter sieht darin — und das ist der schwächste Punkt seiner Beweisführung — eine Einwirkung westgriechisch-unteritalischer Sitte. Die Phlyakenbilder des vierten Jahrhunderts

beweisen mit Sicherheit, daß man im Westen auf einem immer höher werdenden Podium gespielt hat, dessen Vorderwand schließlich durch Säulen architektonisch gegliedert wurde. Die chorlose westgriechische Posse spielt in vormenandrischer Zeit auch in Athen wohl eine größere Rolle, als man gemeinhin annimmt, zumal der Geschmack an der Tragödie ebenso schwindet wie die Geldmittel für die Choregie. So übernimmt man das zunächst hölzerne Proskenion als fertige Einrichtung mit der unteritalischen Volksposse, macht es aber wesentlich höher als im Westen, um einen Ausgang zur ebenen Erde in die Orchestra zu haben, die man nach wie vor für die θυμελικοὶ ἀγῶνες brauchte. Für diese bildet die architektonisch ausgestaltete Proskenionswand einen wirkungsvollen Abschluß, eine vorgestellte Hintergrundsarchitektur aber verträgt sie nicht. Zweifellos werden durch die Höherlegung der Bühne die Sehverhältnisse der unteren Reihen, die Ehrensessel, wesentlich verschlechtert, doch weist Fiechter mit vollem Recht auf den treffenden Ausspruch hin: Ein Ehrenplatz ist nicht da, wo man am besten sieht, sondern am besten gesehen wird.

Da das römische Theater für stehende Zuschauer eingerichtet war und das italische Schauspiel keinen Chor kennt, also auch keine runde Orchestra braucht, genügt die niedrige heimische Bühne für alle Anforderungen, auch für Plautus- und Terenzaufführungen, sobald sie nur nach hellenistischem Muster eine Hinterbühne bekam. Alles zusammen ergibt ein rechteckiges, allseits geschlossenes, überdecktes Gebäude, dessen Dach erst bei größeren Abmessungen durch Vela ersetzt wurde. Nach griechischem Vorbild übernimmt man später die Orchestra für die Sitzplätze der früher stehenden Senatoren. Die Folge ist die halbrunde Gestaltung des Zuschauerraums, die sich auch nach außen architektonisch bemerkbar macht. Eine besondere Entwicklung nimmt etwa seit 100 v. Chr. auch die römische scaenae frons durch vorgelegte plastische Säulendekorationen. Dabei ist ein westlicher, auch für Nordafrika maßgebender Typus, bei dem die Wand in drei tiefe, auch im Hyposkenion angedeutete Nischen aufgelöst ist, denen die Säulendekoration folgt — die baugeschichtliche Entwicklung dieser Nischen im Zusammenhang mit der für die ganze römische Architektur hochwichtigen Verblendung der Wandfläche durch verkröpfte Säulen bedarf noch eingehenden Studiums — und ein östlicher Typus zu scheiden, der eine gerade Wandflucht durch vortretende Säulen gliedert. Die gewaltig gesteigerten Raumverhältnisse machten die Mehrgeschossigkeit zur künstlerischen Notwendigkeit, gemalte Kulissen und Prospekte vor diesen architektonischen Prunkfassaden sind undenkbar. Auf die wertvollen Untersuchungen über bewegliche Theaterdekorationen, Periakten und Vorhang (über Vorhänge und Dekoration im oströmischen Theater s. A. Müller, Das Bühnenwesen in der Zeit von Konstantin bis Justinian, Neue Jahrb. 1909, 48), griechische und lateinische Bezeichnung der Theaterteile usw. näher einzugehen, fehlt leider der Raum. Für die Hauptfragen müssen wir zunächst Dörpfelds Urteil abwarten — eine kurze Entgegnung findet sich bereits Arch. Anz. 1915, 97f. Aber wie das Endergebnis auch lauten möge: in Fiechters Werk liegt ein Buch vor, das neben zweifellos schon jetzt

als gesichert anzusehenden hochwichtigen Resultaten eine Fülle bedeutsamster Anregungen gibt, die ebenso wie Dörpfelds Theorien auch im Gymnasialunterricht eingehende Würdigung verlangen. Die äußere Ausstattung des Buches ist vortrefflich; die außerordentlich zahlreichen Abbildungen sind technisch vollendet und in ihrer Zusammenstellung äußerst lehrreich. Daß während des Druckes eine im Text nicht genügend berücksichtigte Umstellung der Tafeln 47—56 vorgenommen wurde, wird der Leser bei einiger Aufmerksamkeit selbst richtigstellen.

Fr. Versakis, Das Skenengebäude des Dionysostheaters, Jahrb. d. Arch. Instit. 1909, 194—224, 32 Abb., macht für den neronischen Umbau des Theaters eine zweigeschossige Bühnenwand wahrscheinlich und sucht auch für den lykurgischen Bau eine neun Meter hohe Bühne zu erweisen, in deren erstem Stockwerk er die Papposilene, im zweiten die Satyrn als Gebälkträger annimmt. Die erste Vermutung wird von Dörpfeld, Zum Dionysostheater in Athen, Jahrb. d. Arch. Instit. 1909, 224f. zugegeben, die andere zurückgewiesen. E. Petersen, Nachlese in Athen IV, Jahrb. d. Archäol. Instit. 1908, 33—44 handelt in einer von Dörpfelds Auffassung abweichenden Weise über Proskenion und Bühnengebäude des Dionysostheaters.

Bühnentechnische Fragen untergeordneterer Bedeutung behandelt W. W. Mooney in seiner fleißigen Dissertation The house-door on the ancient stage. 8. 105 S. Baltimore 1914, Williams and Wilkins. Nach dem Nachweis, daß fores, ianua und ostium bei Plautus und Terenz das selbe bezeichnen, handelt er mit großer Ausführlichkeit über das Klopfen an der Tür, das als Zeichen großer Erregung sich häufiger in der Komödie als der Tragödie findet; besondere Aufmerksamkeit wird dem Brauche gewidmet, daß der Schauspieler, um auf sein Erscheinen aufmerksam zu machen, vor dem Heraustreten an die Tür klopft; dabei sind alle Stellen, die beweisen, daß auch im Altertum eine schlecht geölte Tür gequietscht hat, mit großem Fleiß und viel Gelehrsamkeit zusammengetragen. Schlägt die Bühnentür nun nach innen oder außen auf? Daß die Türen der Privathäuser im sechsten Jahrhundert nach außen aufgingen, scheint literarisch gesichert zu sein, ebenso fest steht aber für spätere Zeit in Griechenland wie Italien das Gegenteil. Die Bühne hat nun Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schauspieler zu nehmen, und die scheinen ein Aufschlagen nach außen zu erfordern; daß dies z. B. das Ekkyklema verlangt, hat Mooney übersehen. Die Vasenbilder, unzweifelhafte Theaterszenen finden sich fast ausschließlich auf Phlyakenbildern, sind nicht immer maßgebend. Gerade bei diesen flüchtigen Darstellungen versagt das perspektivische Können des Malers meistens. Von Mooneys Liste S. 47/48 schlägt bei Nr. 2 Baumeister Abb. 1829 die Tür sicher nach innen, sicher auch auf dem Wandbild Hermann-Bruckmann 71 (Paris-Helene), während auf Wandbildern vierten Stils wie Fiechter 104, 105 die Schranken zweifellos nach außen schlagen. Die Darstellung megarischer Becher wie Jahrb. d. Arch. Inst. 1908 Taf. 5 u. 6 als Bühnenbild zu deuten, geht denn doch nicht an. Es folgt eine Liste aller Auftritte

und Abgänge der Schauspieler durch die Türen der Bühnenwand und durch die Parodoi, nach den Stücken der großen Tragiker, Aristophanes, Plautus und Terenz geordnet und prozentual berechnet. Eine zweifellos für lexikographische Arbeiten und u. U. wohl auch für die Textkritik nützliche Zusammenstellung aller für diese Bewegungen seitens der Dichter gebrauchten Ausdrücke — es sind etwa 1200! — füllen, wider nach diesen vier Gesichtspunkten geordnet, die letzten vierzig Seiten der Arbeit, deren tatsächliche Ergebnisse dem aufgewandten Fleiß schwerlich entsprechen.

Mit der Frage nach des Pausanias Glaubwürdigkeit steht und fällt ein guter Teil unsrer Ansichten über die Topographie Griechenlands. Daher ist jeder Versuch, hier Klärung zu schaffen, mit Freude zu begrüßen.

Adolf Trendelenburg, Pausanias in Olympia. 8. 104 S. Mit einem Plane von Olympia. Berlin 1904, Weidmann. 3 *M*. Tr. tritt entschieden dafür ein, daß Pausanias die geschilderten Bau- und Kunstwerke alle selbst gesehen hat, daß seine Angaben zwar nüchtern, aber unbedingt genau und, soweit sie z. B. tatsächliche Feststellungen über die Standbilder enthalten, als auf die Inschriften der Originale zurückgehende Zeugnisse anzusehen sind. Wo die Ausgrabungen scheinbar zu andern Ergebnissen geführt haben, läßt sich der Text als lückenhaft und leicht verderbt erweisen, zumal Pausanias für Profanbauten wenig übrig gehabt hat. Es interessieren ihn aber nicht nur topographische Fragen, denn er will nicht nur belehren, sondern auch unterhalten, und so wird die an sich klare Gliederung seiner Beschreibung durch Einschiebsel und Nachträge aller Art gestört, da die schriftstellerische Technik des Altertums die Anmerkung nicht kennt. Für Olympia hat Trendelenburg die Richtigkeit dieser Ansichten zweifellos dargetan und durch den gelungenen Nachweis einer verständigen Gliederung der Periegese viel Schwierigkeiten der Erklärung aus dem Wege geräumt. Den Zeusaltar verlegte er, wie auch Pfuhl, Olympiaca, Jahrb. d. Archäol. Instit. 1906, 147f. in den langgestreckten Raum zwischen Pelopion und Heraion, im Einklang auch mit den Worten des Pausanias, sobald das *προκείμενος μέντοι πρὸ ἀμφοτέρων* V, 13, 8 auf die vor der Westfront beider Bezirke vorspringenden Rampen bezogen wird. Durch diese Ansetzung erklären sich auch des Pausanias Angaben beim Rundgang zur Standbilderbeschreibung zwanglos; die Annahme, daß die paarweise gruppierten Standbilder hier auf beiden Seiten des Weges einander gegenüber lagen, ist sehr wahrscheinlich. Das *θέατρον* Xenoph. Hell. VII, 4, 28 sieht Trendelenburg in der Schatzhäuserterrasse mit ihrer Freitreppe und der von Bauten und Standbildern freigelassenen Osthälfte, der 'Stirnseite' der Altis, unnötig und falsch ist nur der Schlußsatz S. 38. Der Altarumgang ergibt das topographisch richtige Resultat, daß als Theokolion nicht das sog. römische Haus im Westen, sondern ein Teil des Prytaneions oder ein Gebäude unmittelbar dabei anzusehen ist, auch die Lage des Hippodameions in der Nordostecke der Altis (s. auch Dörpfeld bei

Hitzig-Blümmer, Pausanias II 640) wird sachlich wahrscheinlich gemacht. Von den sonstigen Ergebnissen sei hervorgehoben, daß Trendelenburg an Alkamenes als dem Meister des Westgiebels des Zeustempels festhält. Der Kentaurenkampf des Giebels ist ihm ein Hymnus auf die Kunst der Ringschule, der selbst die tierische Stärke erliegen muß. Auf die vielfach treffenden Bemerkungen zum Zeus des Phidias kann hier nicht näher eingegangen werden, hervorgehoben sei nur die einleuchtende Verlegung der Gemälde des Panainos auf die Innenseite der das Kultbild ringsum abschließenden Schranken.

Zu abweichenden Ergebnissen kommt Ludw. Weniger, Der Hochaltar des Zeus in Olympia, Neue Jahrb. 1913, 241—260, 3 Abb. Er findet das θέατρον Xenophons in der langgestreckten Echohalle der Ostseite, von der aus man natürlich einen ebenso guten Überblick über die freie Nordosthälfte der Altis hatte wie von der Schatzhäuserterrasse, und verlegt den Zeusaltar ungefähr in die Mitte zwischen Zeustempel und Metroon. Die Abbildungen veranschaulichen verschiedene Rekonstruktionsmöglichkeiten.

Aug. Köster, Das Pelargikon, Untersuchungen zur ältesten Befestigung der Akropolis von Athen. 42 S. m. 6 Tafeln. (Zur Kunstgeschichte des Auslands, Heft 71.) Straßburg 1909, Heitz. 3,50 *M.*

kommt zu dem Ergebnis, daß die älteste, am oberen Rand des Burgfelsens laufende kyklopische Mauer auch an der Westseite ohne Unterbrechung entlang geführt worden sei, ja, daß die Westseite als einzige Angriffsseite die stärkste Mauer verlangte, der Eingang zur Burg sich also an einer Langseite, durch eine lange Rampe zugänglich gemacht, befunden haben müsse. Dies Haupttor der Akropolis in mykenischer Zeit sieht er in dem sog. Nebentor östlich des Palastes in der Mitte der Nordseite, das mit seiner Breite von vier Metern genau den Haupttoren von Mykenä, Tiryns und Troja entspricht; das Nebentor an der Nordwestecke, zwei Meter breit wie das Hintertor von Mykenä, führte zu der außerhalb der Umwallung gelegenen Burgquelle. Gegen Ende des zweiten Jahrtausends wird die Westmauer weiter hinausgeschoben — Pfuhl, Berl. phil. Woch. 1911, 300 denkt wohl mit Recht an eine Fluchtburg in den Dorerstürmen — das Pelargikon, jetzt die innere Westmauer, nun mit einem Tor durchbrochen, zu dem ein langer geschützter Torgang vom Außentor hinaufführte; die Unterbringung der neun Tore macht freilich Schwierigkeiten, wenn man nicht durch die Terrassierung des Abhanges geforderte Absätze mit Quermauern annimmt. Durch die Anlage des Enneapylon wird das bisherige Haupttor an der Nordseite zum Nebentor; es wird durch einen Einbau verengt und schließlich ganz vermauert.

R. Heberdey, Pelargikon, Jahresh. d. Österr. Arch. Instituts XIII (1910) 1 f. weist demgegenüber an Felsglättungen und Steinschüttungen nach, daß die Nordmauer auch den Pinakothekvorsprung im Bogen umzog und dann rechtwinklig zur Westmauer umsprang. So wird diese zur rechten

Wangenmauer des n. N. geöffneten Tores, das in seiner Anlage völlig dem Stadttor entspricht. Die Akropolis hätte also in mykenischer Zeit drei Eingänge, und das alte Westtor würde so genau an der Stelle des vorgriechischen Festtores liegen.

A. Frickenhaus, Das athenische Lenaion. Jahrb. d. Archäol. Instit. 1912, 80—88, erschließt aus JG. II 469—471 und schol. Ach. 504, daß das Lenaion vom sechsten Jahrhundert (Stiftung der *Διονύσια ἐν ἄστει*) bis ins erste außerhalb der themistokleischen Mauer bestätigt ist, also mit dem Heiligtum *ἐν λίμναις*, die *ἐν ἄστει* irgendwo südlich der Burg lagen, nichts zu tun haben kann. Nach schol. Dem. XVIII 129 lag es unmittelbar an der Stelle, wo die Agora die Stadtmauer berührte; dies trifft aber nur beim Topfmarkt am Dipylon zu, mithin muß das Lenaion an der Straße von Dipylon zur Akademie gelegen haben, d. h. der von Pausanias I 29, 2 erwähnte Tempel gewesen sein, in den der Dionysos Eleuthereus gebracht wird. In einem unmittelbar vorhergehenden Aufsatz Der Schiffskarren des Dionysos in Athen, Arch. Jahrb. 1912, 61—79 mit 5 Abb. auf Beilage 1 beweist nun Frickenhaus aus drei gleichzeitigen jungschwarzfig. Vasenbildern, dem bekannten Bologneser Skyphos, dem Skyphos Brit. Mus. B 79 und einem von der Akropolis, daß der Schiffskarren mit Dionysos zu einer großen staatlichen *πομπή* gehören muß, es an den Anthesterien aber weder eine *πομπή*, noch ein staatliches Stieropfer gab: also muß es sich um die feierliche Überführung des hölzernen, unter einer Weinlaube thronenden Sitzbildes des Dionysos Eleuthereus aus dem Lenaion ins Theater handeln, wo während der großen Dionysien seine persönliche Anwesenheit bei den Spielen notwendig war. Der homerische Hymnus auf Dionysos ist wohl im sechsten Jahrhundert in Athen gedichtet worden, eine mythologische Rechtfertigung des in seiner Bedeutung nicht mehr verstandenen Schiffskarrens mit der Weinlaube. Beide Aufsätze sind Musterstücke einer streng logischen Beweisführung, die Schlüsse in ihrer zwingenden Folgerichtigkeit sind des Verfassers meisterhafter 'Hera von Tiryns' (s. o. S. 160) ebenbürtig.

Alfred Brückner, Der Friedhof am Eridanos bei der Hagia Triada zu Athen. Unter Mitwirkung von Adolf Struck untersucht von A. B. 4. 121 S. mit 1 Plan u. 78 Textabbildungen. Berlin 1909, Reimer. 30 ℳ.
— Der Friedhof am Eridanos zu Athen, Neue Jahrb. 1910, 26—39, 19 Abb.
— Kerameikosstudien, Ath. Mitteil. 1910, 183—234, Taf. 8—12.

Untersuchungen des Straßenzuges am Dipylonfriedhof führten zu dem überraschenden Ergebnis, daß der ganze Bezirk nicht bis in seine Tiefe ausgegraben war und die antike Straße samt den Unterbauten der stets sichtbaren Grabmäler noch tief in der Erde steckte. Erst jetzt ist die planmäßige Anlage des 394 geschaffenen Friedhofes, der durch einen von West nach Ost verlaufenden Hauptweg und einen nordsüdlich streichenden Querweg geteilt wird, mit ihrer Gliederung in Erbbegräbnisse klar erkenntlich, und der Eindruck des Ganzen wird durch die

vielstufigen Basen der Einzelstellen und die hochragenden Unterbauten der Familiengräber gewaltig gesteigert. Die einzelnen Grabbezirke sind stets nur nach der Front gerichtet und nicht von vorn zugänglich. Die für das ganze antike Bestattungswesen und wichtige Fragen des attischen Familienrechtes bedeutsamen Ergebnisse — die Stelen erben sich z. B. als Majorate fort, die Frauen müssen daher Denkmäler andrer Form erhalten — können hier nicht weiter verfolgt werden.

In den Kerameikosstudien behandelt Brückner die Frage der Staatsgräber. Wahrscheinlich lagen die Massengräber alle in einem stadionähnlichen Bezirk vereinigt, um den zu Ehren der Verstorbenen Fackelläufe und Reiterzüge stattfanden, vor dem Dipylon, größerer Bildschmuck fehlte ihnen; die Sondergräber der Gefallenen aber, alles Kenotaphe, lagen in der Nähe. Wertvolle Untersuchungen über den ἐπιτάφιος ἀγών schließen die Abhandlung.

H. Thiersch, Die alexandrinische Königsnekropole, Jahrb. d. Archäol. Instit. 1910, 55—97 sucht eine für die Topographie Alexandriens und die gesamte hellenistische, speziell alexandrinische Kunst- und Kulturgeschichte hochwichtige Frage der Lösung näherzuführen. Als sichere Ergebnisse sind anzusehen: Ptolemäus Philadelphus überführt die in Memphis beigesetzte Leiche Alexanders nach der neuen Hauptstadt und errichtet ihr in der Mitte der Stadt auf dem Gebiet des Königspalastes, neben Bibliothek und Museum, einen Grabtempel, in dem der bis Anfang des vierten Jahrhunders nach Christi nachweisbare Totenkult wohl auch dann noch begangen wurde, als durch Ptolemäus Philopator 215 eine prunkvolle Neuanlage für die Gräber seiner Vorgänger und Nachfolger geschaffen wurde. Diese ausgedehnten Anlagen lagen unterirdisch unter einem hochaufgeschütteten Tumulus; gegen Ende des dritten Jahrhunderts wurden alle Oberbauten zu Belagerungszwecken abgebrochen, so daß Ende des vierten Jahrhunderts keine Spur der Nekropole mehr vorhanden war. Thiersch erweist jedoch, daß in arabischer Zeit auf ihrer Stätte das Grab des Propheten Daniel und jetzt die große Danielmoschee mit den Grüften der vizeköniglichen Familie erbaut wurde, unter der weitläufige, allem Anschein nach noch nicht ausgeraubte Räume liegen. Die Berichte der wenigen, die heimlich Zugang haben finden können, klingen geradezu märchenhaft, doch läßt die mohammedanische Geistlichkeit keinerlei Untersuchung zu.

Ludolf Malten, Kyrene. Sagengeschichtliche u. historische Untersuchungen. (Philologische Untersuchungen hersg. von Kießling und v. Wilamowitz-Moellendorf, 20. Heft.) 8. XIII u. 222 S. Berlin 1911, Weidmann. 8 ℳ.

Das Werk behandelt ein seit Studniczkas gleichbetiteltem Buch nicht mehr im Zusammenhang bearbeitetes Gebiet und gehört allerdings nur bedingt zur 'Topographie'. Die Bedeutung der Arbeit liegt nicht zum kleinsten Teil darin, daß sie zeigt, welche Ergebnisse sich durch konsequente Anwendung einer logisch richtigen, wenn auch manchmal einseitigen Forschungsweise unter ausschließlicher Benutzung der literarischen

Quellen auf sagengeschichtlichem und dadurch auch auf historischem und topographischem Gebiet erzielen lassen. Als gesichert kann der Nachweis angesehen werden, daß Kyrene nicht eine altgriechische große Göttin, eine *Πότνια θηρῶν* ist, sondern nur eine Quellnymphe lokaler Geltung 'die von Kyre', deren Name auf die libysche Stadt beschränkt bleibt (alle andern Beziehungen lassen sich als z. T. alte Verwechslungen mit *Πυρήνη* erweisen); ihre Bezwingung des Löwen bildet das mythische Vorbild für ähnliche Kämpfe der Siedler.

Den Ausgangspunkt bildet eine quellenmäßige Untersuchung der Sage von Kyrene und Apoll, ihrem Sohn Aristaios und Enkel Aktaion, deren Ergebnis die Rekonstruktion der pseudohesiodeischen Kyreneeöe ist; nach ihr ist Kyrene in Thessalien zu Haus. Das der Aktäonsage sonst fremde und nicht nach Stesichoros nachweisbare Semelemotiv führt auf einen böotischen Kreis des siebenten Jahrhunderts. Andererseits läßt sich aus Kallimachos' Apollonhymnus die eigentliche kyrenische Lokalsage gewinnen, die vom Eöendichter benutzt und aus politisch-religiösem Interesse vom delphischen Gesichtspunkt aus umgestaltet wird. Kyrene wird nach Südthessalien versetzt, dort zur Geliebten des delphischen Apoll gemacht und durch ihn nach Libyen zurückgeführt, so daß also von Anfang an der Delphier als Gründer und Schützer von Kyrene erscheint, eine Version, unter deren Bann Pindar wie Herodot stehen. Apollon verschmilzt mit Aristaios, der als Gott des Erdsegens weiteste Verbreitung gefunden hat (s. auch Hiller von Gärtringen Pauly-Wissowa II 858; lehrreich ist der Hinweis auf den wesensgleichen Alpenheiligen San Lucio S. 84), und gliedert sich auch Aktaion, den Mann des Küstenriffs, in sich ein, den von seinen eigenen Genossen in Hundsgestalt zerrissenen Telchin; so gehört auch Artemis als Herrin der gespenstigen Hunde eng in diesen Kreis. Auch für die Euphemidenlegenden Pind. Pyth. 4 wird eine Eöe als Quelle wahrscheinlich gemacht, die tendenziös den Anspruch der Battiaden, Euphemiden zu sein, rechtfertigen sollte; sie ist also nach 631 entstanden und rückt damit der Kyreneeöe zeitlich nahe. Der zweite Teil des Buches *'Die Stadt Kyrene'* bewegt sich auf einem Gebiet, auf dem wohl nicht jeder dem Verfasser folgen wird, so überzeugend auch seine Theorien entwickelt sind. Denn wenn auch z. B. Bethes Minosaufsatz gezeigt hat, mit welch relativer Sicherheit griechische Sagen sich unter anderem sogar für die Geschichte der kretisch-mykenischen Zeit verwerten lassen, so behalten derartige Untersuchungen, die geschichtliche, vor die Zeit der dorischen Wanderung fallende Ereignisse nur aus der literarischen Überlieferung und religionswissenschaftlichen Erwägungen heraus erschließen wollen, mindestens für den etwas Problematisches, der für die Erkenntnis einer literaturlosen Zeit in erster Linie der Beweiskraft der Funde zu trauen geneigt ist. Malten sieht in der Euphemidensage 'den Niederschlag einer unmittelbar vom Peloponnes aus erfolgten Besiedlung Libyens, erfolgt zu der Zeit, als die von Norden her erfolgenden Völkerschiebungen, zuletzt die Einfälle der Dorer, die ältere Bevölkerung aus ihren alten Sitzen übers Meer drängten' S. 112. Euphemos, der Führer der Auswanderer, und Eurypylos, der dämonische Herr der neuen

Heimat und Spender der Erdscholle, sind beides Unterweltsgötter, Söhne des Poseidon, der als Herr der αἶα Ἄιδης ist. Die zweite, von Thera aus um 630 erfolgte dorische Besiedelung Kyrenes gibt Malten Gelegenheit, die *ältere Geschichte Theras,* für die seit Hiller von Gärtringens Grabungen ja reiches Material vorliegt, zu behandeln, ebenso *Geschichte und Topographie des älteren Kyrene,* letzteres mit der Beschränkung, welche die Rücksicht auf die begonnenen, aber schon seit dem Tripoliskrieg ins Stocken geratenen Ausgrabungen der Amerikaner nötig macht. Mit Dank ist in dem Buch, das der sagengeschichtlichen Forschung außerordentlich viel interessante Probleme stellt, auch die Zusammenstellung der zersplitterten Literatur über die 'kyrenischen' Vasen zu begrüßen (S. 169, 2), über deren Fabrikationsort trotz der Funde in Sparta das letzte Wort noch nicht gesprochen ist.

Plauen i. Vogtl. Georg Weicker.

Invektivenpoesie des römischen Altertums

II[1]).

Mit der politischen Freiheit war auch die Freiheit des Wortes zu Grabe getragen. Wir finden in der Poesie nirgends den Freimut eines Lucilius oder die *iambi truces* eines Catull, höchstens noch hier und da eine freimütige Äußerung, die für den Dichter schon verhängnisvoll werden konnte, wie uns das Beispiel des Phaedrus und Lucan zeigt[2]).

Gab es so keine Invektivendichter, so war doch das echt römische Volksempfinden, das von Natur aus zu Hohn und Spott veranlagt war, auch unter dem Prinzipat das selbe geblieben. Und wir haben eine ganze Anzahl von *versus populares*[3]), die eben als Volkspoesie meines Erachtens wichtig genug sind, im Zusammenhange behandelt zu werden.

So berichtet Sueton[4]) im Leben des Augustus (c. 70): *Cena quoque eius secretior in fabulis fuit, quae vulgo δωδεκάθεος vocabatur; in qua deorum dearumque habitu discubuisse convivas et ipsum pro Apolline ornatum ... exprobrant, sed et sine auctore notissimi versus:*

Cum primum istorum conduxit mensa choragum,
sexque deos vidit Mallia sexque deas,
impia dum Phoebi Caesar mendacia ludit,
dum nova divorum cenat adulteria:
omnia se a terris tunc numina declinarunt,
fugit et auratos Iuppiter ipse thronos.

Seine Vorliebe für kostbare korinthische Gefäße wurde dadurch verspottet, daß einer zur Zeit der Proskription auf seiner Statue den Vers anbrachte:

Pater argentarius, ego Corinthiarius[5]).

---

[1]) Invektiven der Kaiserzeit, Sokr. II (1914) 512—524. Die Anfänge der Invektive in Rom, Sokr. Jahresberichte 41 (1915) 103—112.

[2]) Vgl. Progr. Gymn. Wohlau 1915: 'Die Invektivenpoesie der sullanisch-cäsarischen, augusteischen und nachaugusteischen Zeit' (S. 31 ff.), wozu diese Abhandlung die unmittelbare Fortsetzung bildet.

[3]) Vgl. *FPR* S. 340 f., 359 f., 369 f.

[4]) Ich zitiere im folgenden nach der Ausgabe von M. Ihm, *C. Suetoni Tranquilli opera, vol. I: de vita Caesarum libri* VIII. Leipzig 1907.

[5]) Ähnlich waren unter der Statue Cäsars die Verse angebracht worden (Suet. Caes. 80, 3):

Brutus quia reges eiecit, consul primus factus est:
hic quia consules eiecit, rex postremo factus est.

Im Sizilischen Kriege war folgendes Epigramm in aller Munde — Augustus liebte nämlich das Würfelspiel:

Postquam bis classe victus naves perdidit,
aliquando ut vincat, ludit assidue aleam.

Besonders schlecht kommt Tiberius in der Beurteilung des Volkes davon (Suet. c. 59):

Asper et immitis, breviter vir omnia dicam?
dispeream, si te mater amare potest.

Non es eques, quare? non sunt tibi milia centum;
omnia si quaeras, et Rhodus exilium est.

Aurea mutasti Saturni saecula, Caesar:
incolumi nam te ferrea semper erunt.

Fastidit vinum, quia iam sitit iste cruorem:
tam bibit hunc avide, quam bibit ante merum.

Aspice felicem sibi, non tibi, Romule, Sullam
et Marium, si vis, aspice, sed reducem,
nec non Antoni civilia bella moventis
non semel infectas aspice caede manus,
et dic: Roma perit! regnavit sanguine multo,
ad regnum quisquis venit ab exilio.

Sueton fährt dann fort: *quae primo, quasi ab impatientibus remediorum ac non tam ex animi sententia quam bile et stomacho fingerentur, volebat accipi dicebatque identidem: oderint, dum probent. dein vera plane certaque esse ipse fecit fidem.* Wie froh Rom bei der Erkrankung des Tiberius war, zeigt Suet. *Calig.* 6, 1: *expergefactus e somno Tiberius gratulantium vocibus et undique concinentium:*

Salva Roma, salva patria, salvus est Germanicus.

Nicht minder verhaßt beim Volke war das Scheusal eines Nero, wie die überlieferten griechischen und lateinischen Verse zeigen (Suet. *Nero* 39, 2):

Νέρων Ὀρέστης Ἀλκμέων μητροκτόνος.

νεόψηφον. Νέρων ἰδίαν μητέρα ἀπέκτεινε.

Quis negat Aeneae magna de stirpe Neronem?
sustulit hic matrem, sustulit ille patrem.

Dum tendit citharam noster, dum cornua Parthus,
noster erit Paean, ille Hecatebeletes.

Roma domus fiet: Veios migrate, Quirites,
si non et Veios occupat ista domus.

Sein Helfershelfer und Gesinnungsgenosse war der nachmalige Kaiser Otho. Vgl. Suet. *Otho* 3: *omnium autem consiliorum secretorumque particeps die, quam necandae matri Nero destinarat, ad avertendas suspiciones cenam utrique exquisitissimae comitatis dedit; item Poppaeam Sabinam tunc adhuc amicam eius, abductam marito demandatamque*

interim sibi, nuptiarum specie recepit, nec corrupisse contentus adeo dilexit, ut ne rivalem quidem Neronem aequo tulerit animo. creditur certe non modo missos ad arcessendam non recepisse, sed ipsum etiam exclusisse quondam pro foribus astantem miscentemque frustra minas et preces ac depositum reposcentem. quare diducto matrimonio sepositus est per causam legationis in Lusitaniam. et satis visum, ne poena acrior mimum omnem divulgaret, qui tamen sic quoque hoc disticho enotuit:

Cur Otho mentito sit, quaeritis, exul honore?
uxoris moechus coeperat esse suae.

Die auf das Drei-Kaiser-Jahr folgende segensreiche Regierung der ersten Flavier war von zu kurzer Dauer, als daß in ihr freies Menschentum hätte gedeihen können. Denn die wenigen Keime, die in jenen Jahren gelegt waren, wurden durch das Schreckensregiment Domitians völlig erstickt. Bitter klagt über jene traurige Zeit Tacitus. Vgl. Agric. 2: *Legimus, cum Aruleno Rustico Paetus Thrasea, Herennio Senecioni Priscus Helvidius laudati essent, capitale fuisse, neque in ipsos modo auctores, sed in libros quoque eorum saevitum, delegato triumviris ministerio ut monumenta clarissimorum ingeniorum in comitio ac foro urerentur. scilicet illo igne vocem populi Romani et libertatem senatus et conscientiam generis humani aboleri arbitrabantur, expulsis insuper sapientiae professoribus atque omni bona arte in exilium acta, ne quid usquam honestum occurreret. dedimus profecto grande patientiae documentum; et sicut vetus aetas vidit, quid ultimum in libertate esset, ita nos quid in servitute, adempto per inquisitiones etiam loquendi audiendique commercio. memoriam quoque ipsam cum voce perdidissemus, si tam in nostra potestate esset oblivisci quam tacere.*

Mit welcher Sehnsucht das Volk das Ende dieses am Verfolgungswahnsinn leidenden Tyrannen herbeisehnte, zeigt die Anekdote, die uns Sueton (*Domitian* 23, 2) überliefert: *Ante paucos quam occideretur menses cornix in Capitolio elocuta est: ἔσται πάντα καλῶς, nec defuit qui ostentum sic interpretaretur:*

Nuper Tarpeio quae sedit culmine cornix
'est bene' non potuit dicere, dixit 'erit'.

Und doch widmete ihm ein Poet das Distichon:

Flavio gens, quantum tibi tertius abstulit heres!
paene fuit tanti, non habuisse duos.

Der selbe brachte es fertig, in erniedrigendster Schmeichelei dem Domitian folgendes Enkomion zu dichten:

Si qua fides veris, praeferri, maxime Caesar,
temporibus possunt saecula nulla tuis.
quando magis dignos licuit spectare triumphos?
quando Palatini plus meruere dei?
pulchrior et maior quo sub duce Martia Roma?
sub quo libertas principe tanta fuit?

Es ist M. Valerius Martialis, der Epigrammatiker κατ' ἐξοχήν[1]), der dieses γένος der Poesie isoliert und zur Blüte entfaltet hat. Hier erwies sich allein der Einfluß der Rhetorik fruchtbar, der sonst der Poesie der römischen Kaiserzeit so verhängnisvoll wurde. Besonders in den kurzen Epigrammen zeigt sich Martial als Meister. Es seien hier einige Proben widergegeben:

I 28: *Hesterno fetere mero qui credit Acerram,*
fallitur: in lucem semper Acerra bibit.

I 32: *Non amo te, Sabidi, nec possum dicere quare:*
hoc tantum possum dicere 'non amo te'.

I 50: *Si tibi Mistyllos cocus, Aemiliane, vocatur,*
dicatur quare non Taratalla mihi[2]).

I 95: *Quod clamas semper, quod agentibus obstrepis, Aeli,*
non facis hoc gratis: accipis, ut taceas.

I 100: *Mammas atque tatas habet Afra, sed ipsa tatarum*
dici et mammarum maxima mamma potest[3]).

II 3: *Sexte, nihil debes, nil debes, Sexte, fatemur.*
debet enim, siquis solvere, Sexte, potest.

III 9: *Versiculos in me narratur scribere Cinna.*
non scribit, cuius carmina nemo legit.

III 15: *Plus credit nemo quam tota Cordus in urbe.*
'cum sit tam pauper, quomodo?' caecus amat[4]).

III 34: *Digna tuo cur sis indignaque nomine, dicam,*
frigida es et nigra es: non es et es Chione[5]).

III 61: *Esse nihil dicis, quidquid petis, improbe Cinna:*
si nil, Cinna, petis, nil tibi, Cinna, nego.

III 79: *Rem peragit nullam Sertorius, inchoat omnes.*
hunc ego, cum futuit, non puto perficere.

Epigramme gab es längst vor Martial, aber keiner hatte dieses literarische γένος isoliert behandelt. Martial beruft sich auch widerholt auf seine Vorgänger wie Catull und Domitius Marsus (z. B. Praef. I, II 71). In der Tat zeigt er nicht bloß formale Abhängigkeit von Catull, sondern

---

[1]) Die angeführten Verse stehen in dem den vierzehn Büchern vorausgeschickten Buche *de spectaculis* 33 und Epigr. V 19. Vgl. auch IX 3, wo er sogar dem Kaiser so große Wohltaten zuschreibt, daß die Götter sie ihm nicht heimzahlen könnten: V. 14 *nam tibi quod solvat non habet arca Iovis.* Auch dessen Günstlinge verherrlicht er, so den Kämmerer Parthenius (IV 45 u. V 6) und den Hofnarren Crispinus (VII 99). Über letzteren vgl. Juven. I 26 und besonders IV 1 ff.

[2]) Dieser Aemilianus hatte seinen Koch nach Il. I 465 (*Μίστυλλόν τ' ἄρα ταλλα καὶ ἀμφ' ὀβελοῖσιν ἔπειραν*) Mistyllos genannt (*μιστύλλω* zerlegen); ebensogut hätte er ihn, meint Martial, nach den folgenden Worten Taratalla nennen können.

[3]) Die alte Afra, die schon längst Großmama sein könnte, nennt, um jung zu erscheinen, ihre Angehörigen mit den Kosenamen der kleinen Kinder.

[4]) Beachte das Wortspiel mit *credere!*

[5]) Das Wortspiel liegt im Namen, der von *χιών* (Schnee) abgeleitet wird.

es finden sich auch inhaltliche Berührungspunkte. An Catull 44 erinnern Mart. III 45 und 50, wo er einen Dichter Ligurinus angreift, der durch Vorlesen seiner Verse einem den Appetit vertreibt. Ähnlich wie Catull den geschmacklosen Suffenus (c. 22) verspottet Martial I 41 einen Caecilius: *urbanus tibi, Caecili, videris. non es, crede mihi.* Mit Catull 14 vgl. Mart. X 87 (Saturnalien- bzw. Geburtstagsgeschenk!); mit Catull 23 (gegen den armen Schlucker Furius, in dessen Haus selbst Wanzen und Spinnen verhungern müssen) ist zu vergleichen Mart. XI 32:

Nec toga nec focus est nec tritus cimice lectus,
nec tibi de bibula sarta palude teges,
nec puer aut senior, nulla est ancilla nec infans,
nec sera nec clavis nec canis atque calix.

Catull hatte es in seiner Eifersucht nicht verschmäht, die Schönheitsfehler seines Mädchens sämtlich aufzuzählen; doch Martial übertrifft ihn weit III 93[1]). Das Passergedicht Catulls wird parodiert Mart. I 109 (auf Issa, das Lieblingshündchen des Publius).

Doch Martials Poesie fehlt im Gegensatz zu seinen Vorgängern das Persönlich-Aggressive. Catull hatte seine Epigramme und Jamben gegen seine Nebenbuhler und auch gegen die politischen und literarischen Größen seiner Zeit gerichtet. Ganz anders Martial. Bei ihm widerholen sich immer die selben Namen, wie Tucca, Zoilus, Flaccus, Caecilianus; kurz, er greift nicht Personen an, sondern zeichnet Typen[2]). Sagt er doch selbst im Vorwort zu Buch I: *Spero me secutum in libellis meis tale temperamentum, ut de illis queri non possit, quisquis de se bene senserit, cum salva infimarum quoque personarum reverentia ludant; quae adeo antiquis auctoribus defuit, ut nominibus non tantum veris abusi sint, sed et magnis . . . absit a iocorum nostrorum simplicitate malignus interpres nec epigrammata mea scribat.* Selbst seine verhaßtesten Feinde will er nicht kränken (VII 10, 3). Als sich auf III 8[3]) einer getroffen fühlte, schrieb er sofort III 11:

Si tua nec Thais nec lusca est, Quinte, puella,
cur in te factum distichon esse putas?
sed simile est aliquid: pro Laida Thaida dixi:
dic mihi quid simile est Thais et Hermione?
tu tamen es Quintus: mutemus nomen amantis:
si non vult Quintus Thaida, Sextus amat.

Wir haben also eine Art Pseudonym-Invektive, die zuweilen ihre Wirkung nicht verfehlt haben mag[4]).

---

[1]) Eines der gemeinsten Gedichte; vgl. auch II 33 und III 53.

[2]) Vgl. besonders II 23:
Non dicam, licet usque me rogetis,
quis sit Postumus in meo libello,
non dicam: quid enim mihi necesse est
hos offendere basationes,
quae se tam bene vindicare possunt? — Vgl. auch IX 95b.

[3]) *Thaida Quintus amat, quam Thaida? Thaida luscam.*
unum oculum Thais non habet, ille duos.

[4]) Dagegen trägt Martial kein Bedenken, seine Invektiven gegen Verstorbene zu richten. So geißelt er besonders die Verbrechen Neros: I 20 die

Aber was uns den Martial verekelt, ist der Umstand, daß er es liebt, im Schmutze zu wühlen. So viel Unflat wird man wohl selten vereinigt finden. Daher sagt er gleich in der Vorrede zu Buch I: *Lascivam verborum veritatem, id est epigrammaton linguam, excusarem, si meum esset exemplum: sic scribit Catullus, sic Marsus, sic Pedo, sic Gaetulicus, sic quicumque perlegitur . . . epigrammata illis scribuntur, qui solent spectare Florales. non intret Cato theatrum meum, aut si intraverit, spectet*[1]). Besonders Buch XI strotzt von Obszönitäten, die freilich in keinem Buche fehlen. Darum entschuldigt er sich nochmals XI 2: seine Verse sollen unter der Devise *'Bona Saturnalia!'* gelesen werden.

Hätte er doch sein Talent zu zügeln vermocht[2])! Wie er übrigens eingeschätzt werden will, sagt er selbst in der Vorrede zu Buch IX:

Ille ego sum nulli nugarum laude secundus,
quem non miraris, sed puto, lector, amas.
maiores maiora sonent: mihi parva locuto
sufficit in vestras saepe redire manus.

Und das hat er auch erreicht; die Nachwelt hat ihn zum Klassiker der polemischen Epigrammatik erhoben. Noch Schiller und Goethe entnehmen den Titel ihrer literarischen Streitepigramme dem 13. Buche des Martial. Doch dessen 'Xenia' haben mit Literatur gar nichts zu tun; sie sind nichts anderes als 'gereimte' Verse, die den Speisen beigelegt wurden, die man abwesenden Gästen zuschickte. Dagegen die zum Teil humoristisch gehaltenen 'Apophoreta'[3]) des 14. Buches sind mannigfacher Art, und in diesen Versen finden wir bereits literarische Kritik. Bücher wurden nämlich sehr gerne als Geschenk mitgegeben. Berühmt geworden sind die Verse auf Catull (XIV 195):

Tantum magna suo debet Verona Catullo,
quantum parva suo Mantua Vergilio.

Und darunter finden sich bereits Distichen mit literarischer Polemik:

Ermordung des Claudius durch einen vergifteten Pilz; IV 63 dessen Versuch, seine Mutter Agrippina zu töten (vgl. dazu Tac. *ann.* XIV 4; Die Cassius LXI 13); besonders VII 21, 2f.:

Heu! Nero crudelis nullaque invisior umbra,
debuit hoc saltem non licuisse tibi.

[1]) Vgl. auch I 35:

Versus scribere me parum severos
nec quos praelegat in schola magister,
Corneli, quereris etc.

[2]) Und Martial hatte das Empfinden eines wahren Dichters, das sich vor allem in der Vorliebe für das Wilde und Romantische seiner Heimatberge offenbart. Vgl. A. Schulten, Martials Spanische Gedichte. N. Jb. XXXI S. 462ff.: 'Unter Martials Gedichten, deren Mehrzahl Großstadtluft und zumal die schwüle Atmosphäre des hauptstädtischen Laster- und Lotterlebens atmet, fallen einige von ganz besonderer Art auf, aus denen uns der erquickende Hauch von Berges- und Waldesluft entgegenweht. Es sind die vier Gedichte, in denen Martial die wilden Schönheiten seiner keltiberischen Heimat preist: I 49, IV 55, XII 18 und 31.'

[3]) D. h. Tafelgeschenke, die die Gäste mit nach Hause nehmen sollten.

193. *Tibullus.*
Ussit amatorem Nemesis lasciva Tibullum,
in tota iuvit quem nihil esse domo[1]).

194. *Lucanus.*
Sunt quidam, qui me dicant non esse poëtam:
sed qui me vendit bibliopola, putat.

196. *Calvi de aquae frigidae usu.*
Haec tibi quae fontes et aquarum nomina dicit
ipsa suas melius charta natabat aquas.

Damit ist eine Verbindungsbrücke zwischen Martial und den Xenien unserer Klassiker geschlagen.

Mit Martial war der Satirendichter D. Junius Juvenalis befreundet[2]). Erst nach dem Tode Domitians, als er zum Manne gereift war, schrieb er seine Satiren nieder. Vgl. Vita: *ad mediam fere aetatem declamavit animi magis causa quam quod scolae se aut foro praepararet.* Unter Domitian hatte er begreiflicherweise wie Tacitus und andere geschwiegen. Um so reicher war sein inneres Erleben. Mit Ekel und Abscheu mußte er das sündhafte Treiben der Großstadt und die Greueltaten des Herrschers mitansehen und miterleben. Und es ist ihm eine Wohltat, als er nach dem Tode des Gewalthabers seiner verhaltenen Entrüstung Ausdruck verleihen kann. So zeigt sich in den Satiren der düsterste Pessimismus. Er sieht nur Schatten; auch die Zeit, die Tacitus als *beatissimum saeculum* preist, eröffnet ihm keinen Lichtblick. Die Welt ist schlecht; überall herrscht Lasterhaftigkeit und Gemeinheit. Es gibt kein Laster, kein Verbrechen, das in Rom, dem Sündenpfuhl der Welt, nicht im Schwange wäre; dorthin strömen die verkommensten Existenzen aus aller Herren Länder zusammen, so daß für Gute kein Platz mehr ist. *Credo Pudicitiam Saturno rege moratam | in terris visamque diu, cum frigida parvas | praeberet domos ignemque Laremque | et pecus et dominos communi clauderet umbra,* sagt er VI 1ff. und XIII 26f.:

---

[1]) Tibull sang von Delia (!) I 5, 19:
at iuvet in tota me nihil esse domo.

[2]) Vgl. Epigr. VII 24, 91; XII 18. Zuweilen trifft auch Iuvenal inhaltlich mit Martial zusammen: vgl. Iuven. VI 187ff. (wo er die Gräkomanie der Damen geißelt):

. . . . omnia graece
cum sit turpe magis nostris nescire latine;
hoc sermone pavent, hoc iram gaudia curas,
hoc cuncta effundunt animi secreta: quid ultra?
concumbunt graece. . . . (193) *non est hic sermo pudicus*
in vetula: quotiens lascivum intervenit illud
ζωὴ καὶ ψυχή!

mit Mart. X 68, 4ff.:

κύριέ μου, μέλι μου, ψυχή μου congeris usque,
pro pudor! Hersiliae cives et Egeriae.
lectulus has voces, nec lectulus audiat omnis
sed quam lascivo stravit amica viro.

Iuven. VI 196ff. ≃ Mart. VI 23; Iuven. IV 492ff. ≃ Mart. II 66. — Über Juvenal vgl. W. S. Teuffel, 'Studien und Charakteristiken'. Leipzig 1871. S. 410—434.

rari quippe boni, numera, vix sunt totidem, quot
Thebarum portae vel divitis ostia Nili.

Bei diesem Pessimismus ist es begreiflich, daß er maßlos übertreibt. Er ist jeglichen idealen Zuges bar. Dies zeigt sich vor allem in der berüchtigten (6.) Weibersatire, in der er mit größter Ausführlichkeit deren Laster und Untugenden aufzählt; und zwar gelten sie nicht bloß von dem damaligen Rom, sondern das Weib an sich ist schlecht: *faciunt graviora coactae imperio sexus minimumque libidine peccant*[1]).

Wie ganz anders der humorvolle, urbane Horaz, der zwar in seinen Satiren als *imitator Bionei sermonis* auch das moralisierende Element in den Vordergrund gerückt hat, aber nirgends als Strafprediger auftritt, sondern mit klarem Blick die Menschheit durchschaut und lächelnden Antlitzes die Torheiten der Menschen an den Pranger stellt, ohne irgendwie zu verletzen! Juvenal will auch niemanden verletzen und keinem persönlich nahetreten; darum finden wir bei ihm fast ausschließlich fingierte oder typische Namen. Und doch verletzt er jeden durch den grellen Farbenton, den er in seinen Satiren aufträgt. Horaz ist der maßvolle Künstler, Juvenal der polternde Deklamator.

Juvenal will auch nicht den Horaz fortsetzen, dessen Devise es ist: *ridendo dicere verum;* sondern er greift mit Bewußtsein auf Lucilius, den Schöpfer der Satire, zurück, von dem er selbst sagt (I 165ff.):

ense velut stricto quotiens Lucilius ardens
infremuit, rubet auditor, cui frigide mens est
criminibus, tacita sudant praecordia culpa.

Doch während Lucilius mit dem Feuer seiner Rede *primores populi arripuit populumque tributim,* geißelt Juvenal mit der Entrüstung eines übertreibenden, maßlosen Rhetors die *vitia saeculi.* Kurz, seine Satiren sind deklamatorische Invektiven, wie denn überhaupt die *declamatio* für die Kaiserzeit charakteristisch ist[2]).

Unter den auf Domitian folgenden Kaisern blühten die schönen Wissenschaften nochmals auf. Besonders segensreich war die Regierung Hadrians, auf den der Rhetor und Dichter Florus folgendes Gedichtchen machte (*FPR* p. 373):

Ego nolo Caesar esse,
amblare per Britannos,
⟨latitare per Germanos[3])*,⟩*
Scythicas pati pruinas.

Darauf antwortete der Kaiser Hadrian mit den Versen:

Ego nolo Florus esse,
amblare per tabernas,
latitare per popinas,
culices pati rotundos.

Eines der reizendsten Dokumente für loyalen Verkehr zwischen Kaiser und Dichter!

---

[1]) Der Misogyn spricht außerdem X 321ff., XI 168ff.
[2]) Vgl. Sokrates II (1914) S. 512ff.
[3]) So ergänzt von Gemoll und Roesiger.

Dann sah Rom die glücklichen Tage unter dem Philosophenkaiser Mark Aurel, der es verstand, mit streng sittlichem Ernste das Zepter zu führen. Doch unter seinem verkommenen Sohne Commodus Antoninus, der sich als *Hercules Romanus* feiern ließ und selbst als Athlet und Tierkämpfer auftrat, begann bereits der Zerfall[1]). Auf ihn, dessen Andenken der Senat verfluchte, dichtete ein Anonymus folgende Verse[2]):

Commodus Herculeum nomen habere cupit,
Antoninorum non putat esse bonum
expers humani iuris et imperii,
sperans quin etiam clarius esse deum,
quam si sit princeps nominis egregii:
non erit iste deus nec tamen ullus homo.

Nun kam die schreckliche Zeit der Soldatenkaiser. Es ist geradezu wunderbar, daß nicht damals schon das Römerreich aus den Fugen ging. Gegen jene 'Tyrannen' hat ein Dichter aus dem Volke flammende Invektiven verfaßt, so ein *epigramma non inlotum*[3]) gegen Macrinus, den früheren Gardepräfekten und nachmaligen Mörder des Caracalla, der kurze Zeit (217) zusammen mit seinem Sohne Diadumenus die Regierung führte und als Herrscher den Beinamen 'Pius' verschmähte und dafür den Namen 'Felix' annahm:

Histrio iam senior, tristis[4]) *gravis asper iniquus*
impius et felix sic simul esse cupit:
noluit ut pius esse, velit tamen esse beatus,
quod natura negot nec recipit ratio.
nam pius et felix poterat dicique viderique:
impius infelix est et erit merito(?).

Hos versus, fährt der selbe Biograph fort, *nescioqui latine iuxta eos, qui graeci erant propositi, in foro posuit. quibus acceptis Macrinus his versibus respondisse*[5]) *fertur* (fr. 8):

Si talem Graium tetulissent fata poëtam,
qualis Latinus gabalus iste fuit,
nil populus nosset, nil nosset curia, mango
nullus scripsisset carmina taetra mihi.

Besonders schlimm ergeht es dem Diadumenus[6]): *de quo dictum est, quod in somnis Antoninus fuisset unde versus extant huius modi — et isti versus sex translati in Latinum, nam Graece sunt disertissimi* (fr. 9):

Vidimus in somnis, cives, nisi fallor, et istud:
Antoninorum nomen puer ille gerebat,

---

[1]) Vgl. Capitol. v. Macrini 7, 7: *versus extant cuiusdam poetae, quibus ostenditur, Antonini nomen coepisse a Pio et paulatim per Antoninos usque ad sordes ultimas pervenisse, si quidem solus Marcus nomen illud sanctum vitae genere auxisse videatur, Verus autem degenerasse, Commodus vero etiam polluisse sacrati nominis reverentiam.* — Vgl. *FPR* p. 378—83.

[2]) Lamprid. v. Diadum. 7.

[3]) Capitol. v. Macrini 11 (*FPR* fr. 7).

[4]) So Baehrens, *turpis* codd.

[5]) Daß Macrinus Jamben dichtete, berichtet Capitolinus c. 14, 4.

[6]) Capitol. a. a. O. c. 14.

qui patre venali genitus nec matre pudica
(centum moechos passa est centumque rogavit);
ipse etiam calvus moechus fuit, inde maritus:
en Pius, en Marcus, Verus nam non fuit ille.

Wie mögen diese Invektiven erst im Original gewirkt haben! Wir stehen bereits in der Zeit, in der der vornehme Mann nur noch Griechisch schreibt. Mit Hadrian hat das römische Altertum eigentlich aufgehört; dann beginnt das Philhellenentum. Und jene Zeit der politischen Auflösung des Reiches bedeutet auch für die römische Literatur einen Tiefstand.

III.[1])

Nach einem Jahrhundert völliger Unfruchtbarkeit erlebte die römische Literatur gegen Ende des vierten Jahrhunderts nochmals eine kurze Blüte. Wie bei einem Kranken, den die Ärzte bereits aufgegeben haben, einige Tage vor seinem Tode sich nochmals alle Lebensgeister regen, so daß seine Angehörigen wähnen, er werde wider genesen, so zeigte sich in der Literatur des alten Rom ein letztes Aufflackern. Es war die Zeit, da das Heidentum noch einen letzten aussichtslosen Kampf gegen das Christentum wagte und bereits die wilden Horden der Goten das Römerreich in seinen Fugen zu erschüttern begann.

Kaiser Theodosius (379—95) war es nochmals gelungen, die Westgoten durch friedliche Verhandlungen als Verbündete zu gewinnen und als Wächter der Donaugrenze zu bestellen. Kaum waren ihm aber der siebzehnjährige Arkadius als Kaiser des Ostens und der elfjährige Honorius als Kaiser des Westens in der Regierung gefolgt, da fielen die Westgoten unter Alarich in Griechenland und einige Jahre später (402) auch in Italien ein.

Damals verließ Claudius Rutilius Namatianus, der *magister officiorum* am weströmischen Hofe gewesen war, aus Furcht vor den Goten Rom und flüchtete zu Schiff nach Gallien, eine Fahrt, die er in seinem Büchlein *de reditu suo*[2]) beschreibt. Er ist ein begeisterter Anhänger des alten Glaubens und gibt seiner Begeisterung für das alte Rom am Anfang seines Werkes beredten Ausdruck. Verse wie (I 67f.)

Auctores generis Venerem Martemque fatemur,
Aeneadum matrem Romulidumque patrem!

erinnern unwillkürlich an den Anfang des Lukrezischen Werkes. Darum ist ihm die neue Religion ein Greuel. Wie wenig Verständnis er dem Christentum entgegenbrachte, zeigen I 517ff.:

Adversus scopulus, damni monumenti recentis:
perditus hic vivo funere civis erat.
Noster enim nuper iuvenis maioribus amplis,
nec censu inferior coniugiove minor,

[1]) Vgl. Sokr. 1914, 512ff., 1915, Jahresb. 103ff.
[2]) Mit Einleitung und kritischem Apparat hrsgeg. von G. Heidrich (Progr. Erzh. Rainer-Rg. Wien 1911). — Übersetzt und erläutert von Itasius Lemniacus. Berlin 1872.

impulsus furiis, homines terrasque reliquit
et turpem latebram credulus exul adit.
Infelix putat illuvie caelestia pasci,
seque premit laesis saevior ipse deis.
Num, rogo, deterior Circeis secta venenis?
Tunc mutabantur corpora, nunc animi.

Kurz zuvor hatte er, als er an der Insel Caprara vorbeifuhr, die Veranlassung wahrgenommen, gegen das Mönchswesen eine Invektive loszulassen (I 441 ff.):

Squallet lucifugis insula plena viris;
ipsi se monachos Graio cognomine dicunt,
quod soli nullo vivere teste volunt.
Munera fortunae metuunt, dum damna verentur.
Quisquam sponte miser, ne miser esse queat?
Quaenam perversi rabies tam stulta cerebri,
dum mala formides, nec bona posse pati?
Sive suas repetunt fatorum ergastula poenas,
tristia seu nigro viscera felle tument.
Sic nimiae bilis morbum assignavit Homerus
Bellerephonteis sollicitudinibus[1]).
Nam iuveni offenso saevi post tela doloris
dicitur humanum displicuisse genus.

In Faleria war er gar bei einem Juden abgestiegen, und nun ergeht er sich in Schmähungen auf das Judentum, wie sie heutzutage der radikalste Antisemit nicht kräftiger vorbringen könnte (I 381 ff.):

Sed male pensavit requiem stationis amoenae
hospite conductor crudior Antiphate.
Namque loci querulus curam Iudaeus agebat,
humanis animal dissociale cibis.
Vexatos frutices, pulsatas imputat algas
damnaque libatae grandia clamat aquae.
Reddimus obscaenae convicia debita genti,
quae genitale caput propudiosa metit.
Radix stultitiae: cui frigida sabbata cordi,
sed cor frigidius relligione sua.
Septima quaeque dies turpi damnata veterno,
tamquam lassati mollis imago dei.
Cetera mendacis deliramenta catastae
nec pueros omnes credere posse reor.
Atque utinam numquam Iudaea subacta fuisset
Pompei bellis imperioque Titi!
Latius excisae pestis contagia serpunt
victoresque suos natio victa premit.

Der Grund, weshalb Rutilius Namatianus aus seinem geliebten Rom floh, war, wie gesagt, die Furcht vor den Goten. Darum polemisiert er im zweiten Buch, das nur ein Torso ist, gegen die Politik Stilichos, des Ministers des jugendlichen Honorius, der, obwohl er Erfolge gegen Alarich errungen hatte, doch sich schließlich dazu verstand, mit den Goten ein Bündnis zu schließen (II 41 ff.):

Quo magis est facinus dici Stilichonis acerbum,
proditor arcani qui fuit imperii.

[1]) Ein metrisches Kuriosum!

Romano generi dum nititur esse superstes,
crudelis summis miscuit ima furor:
Dumque timet, quidquid se fecerat ipse timeri,
immisit Latiae barbara tela neci.
Visceribus nudis armatum condidit hostem,
illatae cladis liberiore dolo.
Ipsa satellitibus pellitis Roma patebat
et captiva prius, quam caperetur, erat.
Nec tantum Geticis grassatus proditor armis:
ante Sibyllinae fata cremavit opis.
Odimus Althaeam consumpti funere torris:
Nisaeum crinem flere putantur aves.
At Stilicho aeterni fatalia pignora regni
et plenas voluit praecipitare colos.
Omnia Tartarei cessent tormenta Neronis,
consumat Stygias tristior umbra faces.
Hic immortalem, mortalem perculit ille;
hic mundi matrem perculit, ille suam[1]).

Dagegen fand Stilicho einen wortgewandten Verteidiger an Claudius Claudianus[2]), der sich zur Aufgabe setzte, der Politik des weströmischen Hofes das Wort zu reden. Mit dem Feuer des Lucilius fährt er los gegen die gewalttätigen und unfähigen Minister Ostroms, zunächst gegen den ehrgeizigen und habsüchtigen Rufinus, der den Kaiser Arkadius veranlaßt hatte, seine Truppen, die noch unter Stilichos Kommando im Westen standen, zurückzurufen.

Oft schon haben Zweifel meine Gedanken erschüttert — so beginnt er das erste Buch gegen Rufinus[3]) —, ob die Götter sich überhaupt noch um die Geschicke des Weltalls kümmern. *Abstulit hunc tandem Rufini poena tumultum absolvitque deos . . . Vos pandite vati Pierides, quo tanta lues eruperit ortu* (v. 1—24).

Einst berief die haßerfüllte Allekto, als sie die ganze Welt in Frieden sah, ihre scheußlichen Schwestern zum höllischen Rate (v. 25 bis 44): 'Überall herrschen Tugend, Eintracht und Gerechtigkeit, seitdem uns Juppiter vom Himmel, Theodosius von der Erde verdrängt hat. Rafft euch auf, den Frieden der Welt zu brechen!' Sprach's, und wildes Gezisch der Schlangenmäuler begleitet ihre Worte (v. 45—67). Da erhebt sich inmitten des Lärms die verruchte Megära (v. 87ff.):

'Signa quidem, sociae, divos attollere contra
nec fas est nec posse reor; sed laedere mundum
si libet et populis commune intendere letum
est mihi prodigium cunctis immanius hydris

---

[1]) Zu dieser scharfen Antithese vgl. die Verse auf Nero (Suet. *Nero* 39, 2):
Quis negat Aeneae magna de stirpe Neronem?
Sustulit hic matrem, sustulit ille patrem.
Ich habe absichtlich längere Proben aus diesem Gedicht des Rutilius gegeben, das man treffend den 'Schwanengesang des alten Rom' genannt hat. So bemerkt die Subscriptio des einen Kodex (R): *'Heu seculorum Incuria huius Elegantissimi Poetę disideratur reliquum.'*

[2]) Claudii Claudiani carmina rec. Th. Birt (Mon. Germ. hist. auct. antiq. X). Berlin 1892. — Übersetzt von Georg Freiherrn v. Wedekind. Darmstadt 1868 (ein äußerst seltenes Buch!).

[3]) Birt S. 18ff.

Tigride mobilius feta, violentius Austris
acribus, Euripi fulvis incertius undis
Rufinus, quem prima meo de matre cadentem
suscepi gremio. Parvus reptavit in isto
saepe sinu teneroque per ardua colla volutus
ubera quaesivit fletu linguisque trisulcis
mollia lambentes finxerunt membra cerastae.
Meque etiam tradente dolos artesque nocendi
edidicit: simulare fidem sensusque minaces
protegere et blando fraudem praetexere risu
plenus saevitiae lucrique cupidine fervens . . .
Ipsa quidem fateor vinci rapidoque magistram
praevenit ingenio; nec plus sermone morabor:
Solus habet scelerum quidquid possedimus omnes.
Hunc ego, si vestrae res est accomodo turbae
regalem ad summi producam principis aulam.'

Der Vorschlag wird gebilligt. Die Göttin eilt sofort zur äußersten Küste Galliens und erscheint als alter Mann im Silberhaar in der Behausung des Rufinus in Elusa; mit neidischem Blick betrachtet sie lange den noch schlechteren Mann und teilt ihm mit, daß das Schicksal ihn trotz seines Alters zu Höherem berufen habe; er brauche ihr nur zu folgen. Darauf jener: *'Sequimur, quocumque vocabis, seu tu vir seu numen'* und er zieht ihrem Willen gemäß zur hohen Stadt am Bosporus (v. 114—175).

Kaum hat er sich in die Hofburg eingeschlichen, da regt sich schon sein Ehrgeiz. Alles ist ihm käuflich: *profert arcana, clientes fallit et ambitos a principe vendit honores.* Dazu gesellt sich eine unbändige Rache und Raubsucht (v. 187ff.):

Cuicumque monile
contextum gemmis aut praedia culta fuissent,
Rufino populandus erat, dominoque parabat
exitium fecundus ager; metuenda colonis
fertilitas: Laribus pellit, detrudit avitis
finibus; aut aufert vivis aut occupat heres.
Congestae cumulantur opes orbisque ruinas
accipit una domus.

Unersättlich ist seine Habgier und Grausamkeit (v. 220ff.):

Crescebat scelerata sitis praedaeque recentis
incestus flagrabat amor, nullusque petendi
cogendive pudor: crebris periuria nectit
blanditiis; sociat perituro foedere dextras . . .

(v. 228ff.): *Iurata deorum*
maiestas teritur; nusquam reverentia mensae.
Non coniunx, non ipse, simul non pignora caesi
sufficiunt odiis; non extinxisse propinquos,
non notos egisse sat est; exscindere cives
funditus et nomen gentis delere laborat.
Nec celeri premit leto; crudelibus ante
suppliciis fruitur; cruciatus, vincla, tenebras
dilato mucrone parat . . .

(v. 245): *Non flectitur annis,*
non aetate labat: iuvenum rorantia colla
ante patrum vultus stricta cecidere securi;
ibat grandaevus nato moriente superstes
post trabeas exul. Quis prodere tanta relatu
funera, quis possit deflere nefandas?

Doch ein Retter ist der Welt noch erstanden, ein Schützer des Rechts, ein Verteidiger der Tugend, Stilicho (259—300). Während jener Verräter des Reiches Kriege schürte und die entferntesten Völker, selbst die scheußlichen Hunnen scheinbar zur Hilfe herbeirief, trat Stilicho beherzt an die Ufer des Hebrus und betete zum Kriegsgott um gutes Gelingen (v. 301—339). Und Mars erhörte ihn und gürtete sich zum Kampfe, und es gelang Stilicho, die Barbarenhorden aufzuhalten (340—53). Umsonst hatte Megära Verderben prophezeit und über die Gerechtigkeit gefrohlockt (v. 354—67). Die Göttin der Gerechtigkeit wehrt ihrem Taumel und verheißt vielmehr schmählichen Untergang des Rufinus und eine glückliche und segensreiche Regierung des Honorius (v. 368—Schluß).

Das zweite Gedicht gegen Rufinus (Birt S. 34ff.) beginnt mit einem Lobe des siegreichen Stilicho. Doch Rufinus sucht von neuem heillosen Krieg zu erregen. *Quid restat, nisi cuncta novo confundere luctu insontesque meae populos miscere ruinae? everso iuvat orbe mori!* ruft er in seinem Wahnsinn aus[1]). Alle Völker von der Hadria bis zum Pontus bringt er in Aufruhr. Die Hauptstadt selbst wird belagert; der Wüterich frohlockt vor Wonne, wie er vom höchsten Turme aus die Greuelszenen sieht. Doch das Volk seufzt schwer unter der großen Not; freilich nur im geheimen kann es murren (v. 1—100).

Da naht Stilicho als Retter vom Westen; er hat das Kommando über die vereinigten Truppen. Schrecken durchfährt den Rufinus. Er wirft sich Arkadius zu Füßen und bittet inständig seinen kaiserlichen Herrn, den Stilicho, der jetzt die ganze Macht an sich reißen wolle, des Oberbefehls zu entsetzen. Während Stilicho gerade im Begriff steht, den entscheidenden Schlag zu führen, kommt des Kaisers Eilbote mit dem strengen Befehl. Doch er gehorcht; unwillig erhebt er die Hände zum Himmel. Auch der Zuruf seiner Soldaten kann ihn nicht bewegen, gegen den kaiserlichen Befehl zu handeln; er zieht mit seinen Kohorten ab (v. 101—293).

Rufinus freut sich nun im Kreise seiner Helfershelfer des Sieges über Stilicho; im Vollgefühl dieser Siegesfreude schläft er ein. Da erscheinen ihm gräßliche Schatten, und der hellste von ihnen redet ihn also an (v. 330):

'Pro! surge toro. Quid plurima volvis
anxius? Haec requiem rebus finemque labori
allatura dies: omni iam plebe redibis
altior et laeti manibus portabere vulgi.'

Am andern Morgen begibt er sich im Prunkgewand, an der Seite des Kaisers, zu den Truppen, um der Parade beizuwohnen. Während er schmeichelnde Reden an das erboste Heer hält, umschließt ihn, ohne daß er es merkt, ein eiserner Ring, und als er den Kaiser dazu drängt, den Thron zu besteigen und ihn zum Reichsteilhaber zu erklären, da werden die Schwerter gezückt, und wie aus einem Munde erschallt der

[1]) Vgl. die Worte Catilinas: *Quoniam quidem circumventus ab inimicis praeceps agor, incendium meum ruinas restinguam* (Sall. Cat. 31, 9).

Ruf der Empörung. Jener erbebt. Aus der Menge springt einer mit gezücktem Schwert hervor (v. 403):

'Hac Stilicho, quem iactas pellere, dextra
te ferit; hoc absens invadit viscera ferro.'

Sprachs und führte den rächenden Stoß; die Soldaten zerfleischen noch die zuckenden Glieder, um ihre Rache zu stillen.

Selbst der Himmel bebt bei dem Anblick des Mordes. Aeacus schaudert, und Cerberus fährt mit furchtbarem Gebell den Fremden an. Die Seelen derer, die er einst gemordet hatte, stehn umher und bringen ihn unter feindseligem Gezisch vor den Richterstuhl[1]). Als Rhadamanthys ihn kommen sieht, faßt er ihn mit strengem Blick ins Auge und spricht von seinem gewaltig erschütterten Sitze aus (v. 498ff.)[2]):

'Irdisches Scheusal, komm! Komm, unersättlicher Goldschlund!
Auswurf, faul und feig, wenn dich nicht reizte Gewinnsucht,
Und, was mir das Verworfenste ist, Verkäufer des Rechts!
Schändlicher, komm! Treulosester Stifter des nordischen Krieges!
Zahllos hast du Leichen gestreckt, daß sie des Avernus
Schoß kaum faßt und den Fergen die Lasten des Kieles ermatten.
Was? Du leugnest das Offene toll? Sind doch in die Brust dir
Schändende Male gebrannt, aufs Angesicht Laster geschrieben?
Deine Verbrechen verhüllen sich nicht. Ich heische mit Lust dir
Jegliche Art von Pein. Dir drohe der schwebende Felsen
Ewig mit zweifelndem Fall! Dich quäle die fliegende Achse!
Dir entweiche die täuschende Flut. Im Schwimmen verdorre
Dir vor Durst der betrogene Mund! Nun lasse der Geier
Anderen Fraß, fortan dir ewig am Herzen zu weiden!
Freilich, die andern gesamt, von ähnlichen Qualen gefoltert,
Sind nur Teile von dir, Rufin! Hat so mit dem Donner
Frech Salmoneus, Tantalus so mit der Zunge gefrevelt?
Sündigte Tityus so durch Zwang verweigerter Liebe?
Würde der andern Verbrechen gesamt auf einen geladen,
Gingst du allen an Zahl doch vor. Wo findet ein Richter
Solcher Verschuldung würdige Pein? Die gebührende Sühne
Aller Vergehn, da diese das Strafmaß einzeln erschöpfen?
Hebet die Schande der Seelen hinweg vom Kreise der Schatten!
Wir sind müde des Bilds! Verschont jetzt unsere Augen!
Reiniget Plutos heiliges Haus! Mit Geißeln verjagt ihn
Über die Styx und den Erebus hin, zur einsamen Leere,
Durch titanische Nacht und unter des Tartarus Schlünde,
Tief nach unserm Chaos hinab, zu der finsteren Urnacht
Heimlichem Grund! Dort mag versenkt er atmen, solange
Sterne der Himmel entrollt und Stürme die Ufer erschüttern!'

Nach dem Sturze Rufins (396) erlangte der Eunuche Eutropius die höchste Macht am oströmischen Hofe. Gegen ihn richtet Claudian Invektiven, die an Schärfe ihresgleichen suchen. So mag Lucilius gegen Scipios Feinde losgedonnert haben[3]).

[1]) Die Szene erinnert an Senekas Apocol. c. 13/14.
[2]) Ich gebe die Schlußverse in der Wedekindschen Übersetzung.
[3]) Vgl. Th. Birt, Zwei politische Satiren des alten Rom. Ein Beitrag zur Geschichte der Satire. Marburg 1888. Der Nachweis, daß Lucilius bis Honorius gelesen (S. 64ff.) und von Claudian selbst nachgeahmt worden sei (S. 112ff.), scheint mir nicht erbracht zu sein. Claudians Vorbild ist vielmehr Juvenal, dessen Diktion er auf die politische Satire überträgt. Vgl. Birt S. 52ff.

Die erste dieser flammenden Invektiven[1]) beginnt sehr wirkungsvoll mit der Schilderung ungünstiger Prodigien: Wenn die Mütter Ungeheuer gebären, wenn Geheul von Wölfen nachts die Stadt erfüllt, wenn die Herden den Hirten anreden, wenn Steine vom Himmel fallen und blutroter Regen sich ergießt, so sind das Wunderzeichen, vor denen wir erschrecken; doch sie bedeuten nichts gegenüber der Tatsache, daß ein verschnittener Konsul dem Jahre den Namen gibt. Ihr Priester, öffnet die Sibyllinischen Bücher! Wer soll diese Schmach tilgen?

Consule lustrandi fasces ipsoque litandum
prodigio; quodcumque parant hoc omine fata,
Eutropius cervice luat. (v. 1—23.)

Wenn schon das Schicksal mit uns Spott treiben will, so müssen wir den der Fessel entronnenen Sklaven folgen. Doch auch unter den Sklaven gibt es Unterschiede. So oft war keiner feil wie gerade Eutrop; unzählbar wie des Meeres Wellen und der Wüste Sand sind seine Herren[2]). Das ist das ekligste Sklavengerippe (v. 24—44).

Doch das ist auch kein Wunder. Von der Brust der Mutter weg wurde er geraubt und von einem Armenier entmannt. Da befiel sein Gehirn ein lähmender Frost. Und doch war es für uns kein Glück. Denn gerade seine Verstümmelung verhalf ihm zum Glück (v. 44—57).

Er wurde von den Galatern auf den Sklavenmarkt gebracht und an verschiedene Herren verkauft. Zuletzt war er im Besitze eines Hauptmanns, Ptolemäus mit Namen; doch dieser *longo lassatus paelicis usu* verschenkte ihn an Arinthäus. Der also Verschmähte hält noch eine pathetische Abschiedsrede: . . . *viduumne relinquis Eutropium? tantasne premunt oblivia noctes, crudelis? . . . defloruit oris gratia; qua miseri scapulas tutabimur arte? qua placeam ratione senex? . . .* (v. 58—77).

Nun übernahm er das feine Gewerbe eines Kupplers. Rastlos und unerschöpflich in Listen war er zu jeder Schandtat bereit; kein Ehebett war vor ihm sicher; jedes Liebesversteck entdeckte er und vermied sorgsam die Rache des betrogenen Gatten. Ganz so erging es der Lais in Korinth, die nach einem genußreichen Leben noch im spätesten Alter als Kupplerin gemäß ihrer Gewohnheit sich im Bordell herumtrieb (77—98).

Dadurch erwarb sich Eutrop Ruhm und Ehre. Während sonst Eunuchen noch den einen Vorzug besitzen, daß sie das Ehebett beschützen, *solus adulteriis crevit.* Ihm blieben auch Schläge nicht erspart. Wie oft sah man den künftigen Minister und Konsul des Ostreichs das Haar seiner Herrin kämmen, nackt Wasser schleppen und mit Pfauenfedern Kühlung fächeln (98—109). Doch seine Haut wurde immer schlaffer, seine Runzeln immer tiefer; dazu kam noch Räude des kahlen Hauptes. Gespensterhaft wandelte er umher wie ein Gerippe. Schließlich war er nicht einmal mehr zum Polsterlegen und Holzspalten zu gebrauchen:

[1]) Ausgabe von Birt S. 74ff. Dies *carmen* ist typisch für den Aufbau der Invektive.

[2]) Vgl. das Wortspiel mit dem Namen Eutrop v. 34: *quanta vocabula vertit!*

aurum, vestes, arcana tueri mens infida vetat; quis enim committere vellet lenoni thalamum? Von allen verachtet, wird ihm die Freiheit geschenkt (v. 110—137).

Doch die größte Verachtung bringt zuweilen Gewinn. Der Betrüger, der in keinem Privathaus mehr zu Sklavenarbeiten zu gebrauchen war, kommt zur Herrschergewalt. Freilich, als man die Wolfsvettel in den Palast schleppte, murrten alle Bedienten und schämten sich seiner Gemeinschaft (138—150).

So kam in die Konsulverzeichnisse Latiums ein Eunuch. Doch Abundantius, der ihn zum Schaden des Ostreichs emporgebracht hatte, mußte als erster Strafe büßen und seiner Güter beraubt in die Verbannung gehen. *Et hoc solum rite peregit.* Jetzt war der 'Halbmann' auf der Höhe seiner Macht. Seine Sklavenseele blähte sich hoch auf, trat die Gesetze mit Füßen und riß besonders den Hochadel in den Staub (150—80).

Asperius nihil est humili, cum surgit in altum:
cuncta ferit, dum cuncta timet; desaevit in omnes,
ut se posse putent, nec belua taetrior ulla
quam servi rabies in libera terga furentis.

Doch auch gegen seinesgleichen wütet er. Seine Geldgier kennt keine Grenzen. *Quid nervos secuisse iuvat? Vis nulla cruentam castrat avaritiam.* Nachdem er früher in kleinem Hausdiebstahl sich eine Fertigkeit erworben hat, vergreift er sich jetzt am ganzen Erdkreis und verschachert Länder und Völker; im Vestibulum ist der Preiskurant aufgehängt. Solche Schmach können die Götter mit ansehn? Solche Schande muß Roms Geschichte beflecken? (v. 181—221).

Doch was hilft ihm sein Reichtum, da ihm doch kein Ehe- und Familienglück beschieden ist (v. 222—28).

In der Fülle seines Reichtums kommt er sich groß vor. Er richtet auf dem Forum, stellt als Konsul Prodigien an, rüstet ein Heer — und kehrt als Sieger heim. *Gestis pro talibus annum flagitet Eutropius, ne quid non polluat unus, dux acies, iudex praetoria, tempora consul!* (v. 229—286).

Nichts Verruchtes gibt es, das die graue Vorzeit nicht schon gesehen hätte. Aber daß ein Eunuch zu den höchsten Ehren gelangt, ist noch nie dagewesen. Und dabei umhängt er sich mit Gold und Purpur, um seine entkräfteten Glieder und seine Falten zu verbergen:

humani qualis simulator simius oris,
quem puer arridens pretioso stamine Serum
velavit nudasque nates ac terga reliquit,
ludibrium mensis.

So steigt er hinauf zum Tribunal und — o Schmach! — der Senat und der ganze Adel, vielleicht sogar der Herrscher selber, folgen dem — Weib! Doch halt, wenn gegen Gesetz ein Weib die Fasces empfinge, wäre die Schmach geringer. Denn es gibt Barbarenstämme, wo Frauen die Gewalt innehaben. Wo aber ein Eunuch Konsul werden kann, da ist das Unmöglichste möglich (v. 287—370).

Als nun die Schande des Ostreiches den Völkern verkündet wurde und zu den Ohren der Roma drang, da erhob sie sich von ihrem himmlischen Sitze. Ein Flügelschlag trug sie über den Po zum Lager Stilichos. Hoch in den Wolken thronend, fordert sie in langer Rede (v. 392 bis 513) ihren Liebling auf, diesem schmachvollen Treiben Einhalt zu gebieten und Rom vor solcher Schande zu bewahren.

Damit schließt die erste Invektive ab. Es folgt die Praefatio zu Buch II (in Distichen!), die uns sofort in medias res führt und den Sturz Eutrops vor Augen stellt (Birt p. 93ff.):

Der eben noch die erhabenen Zügel des Reiches leitete, muß jetzt wieder Stockschläge spüren und den Druck der Fesseln dulden. Mit anderen Beilen muß er jetzt Holz spalten. Er, der frühere Konsul, muß selbst unter dem Schlage der eigenen Ruten stöhnen: *saevit in auctorem prodigiosus honos.* Nach seinem Sturze kann endlich die Welt wieder aufatmen. Umsonst bestürmt der Schandkerl mit weibischer Klage die Sterne. Auf der Insel Zypern kann er sich dann wieder der Venus weihen. Vielleicht warten schon paphische Jungfrauen an ragender Klippe. Besser wäre es freilich, wenn widrige Winde ihn im Meere versenken würden: *naufragio Cyprus sit memoranda tuo!*

Sehr wirkungsvoll ist diese kurze, ganz im archilochischen Tone gehaltene Invektive[1]) der zweiten Satire gegen Eutrop (Birt S. 96ff.) vorangestellt, die seinen Sturz des weiteren schildert und uns mit den elenden Zuständen und mit der Verderbtheit am oströmischen Hofe bekannt macht (v. 304ff.). Im Mittelpunkt steht die klägliche Bekämpfung des Tarbigil, des Häuptlings eines in Kleinasien angesiedelten Gotenstammes. Kraftvoll wirkt das Auftreten des Mars (v. 111ff.), der Bellona vor Tarbigil (v. 194ff.), der Cybele auf dem Ida (v. 287ff.) und der Aurora am Schluß (v. 532ff.). Das Ganze schließt wider mit einer Verherrlichung Stilichos.

Schon aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß Claudian mit starken rhetorischen Mitteln arbeitet. Doch während uns dieser rhetorische Aufputz bei den Enkomien, die ja die Mehrzahl seiner Dichtungen ausmachen, auf die Dauer anekelt, sind gerade bei der Invektive die rhetorischen Kunstmittel unentbehrlich und verfehlen bei dieser Gattung der Rede ihre Wirkung nicht.

Claudian hat uns auch Epigramme hinterlassen[2]). Die meisten sind harmloser Art, wie 15/16 (= 89/90): *de paupere amante*[3]). Einzelne erinnern an die Episteln des Horaz, wie 40 (41) *epistula ad Olybrium* und 41 (42) *ad Probinum.* Doch einige sind in der gehässigen Manier

---

[1]) Birt (Zwei pol. Sat.) ist anderer Ansicht. Er stellt dieses Proömium hinter das zweite Buch. Das verbietet schon das Versmaß (Distichen!): vgl. die Proömien zu den *carmina in Rufinum.* Nein, dieses Schmähgedicht ist direkt unter dem Einfluß der ersten Freude über den Sturz des Eunuchen geschrieben. Die ausführliche Schilderung ist später verfaßt.

[2]) Ich zitiere weiter nach Birt S. 287ff. (carminum minorum corpusculum). Die zweite Zahl bezieht sich auf die alte Gesnersche Ausgabe.

[3]) c. 15: *Paupertas me saeva domat dirusque Cupido.*
Sed toleranda fames, non tolerandus amor.
c. 16: *Esuriens pauper telis incendor amoris*
inter utrumque malum deligo pauperiem.

des Catull geschrieben, so die ironische Abbitte an den Quästor Alethius (23 : 74): Claudian hatte es gewagt, Verslein dieses hohen Herrn zu kritisieren. Welch ein Vergehen! Müssen doch selbst Orpheus, Homer und Vergil sich Kritik gefallen lassen. Doch die Armen haben es freilich nicht zum Quästor gebracht. Darum will der Dichter künftig immer Beifall klatschen und zu allem *placet* sagen. — Vorwürfe gemeinster Art werden auf einen Curetius gehäuft (43/44 : 75/76); diese beiden Epigramme könnten im elften Buche Martials stehen.

Auch Claudians Gedichte werden angegriffen. So beschwört er den Reiteroberst Jakobus (50 : 77), bei der Asche des heiligen Paulus und beim Haus des heiligen Petrus, er solle seine Verse in Ruhe lassen; möge er unter dem Schutze der Heiligen Thomas, Bartholomäus, Susanne und Thekla sich kriegerische Lorbeeren holen; er selbst wäre doch zu unkriegerisch! Mögen dann auch strömende Fässer seine Kehle netzen! Jedenfalls solle er seine Rechte nicht mit Feindesblut beflecken und des Dichters Verse in Ruhe lassen. — Bemerkenswert ist wegen seiner Schlagfertigkeit auch Epigramm 13 (79) *in podagrum qui carmina sua non stare dicebat:*

Quae tibi cum pedibus ratio? Quid carmina culpas?
Scandere qui nescis, versiculos laceras?
'Claudicat hic versus; haec' inquit 'syllaba nutat'
atque nihil prorsus stare putat podager.

Claudian ist das letzte Talent, das das alte Rom, im politischen Kampfe mit dem Ostreich, hervorgebracht hat. Er hatte auf seinen Schild die Devise geschrieben: *Rimanti telum ira fecit*[1]). Und es ist eine merkwürdige Fügung des Schicksals, daß gerade die speziell römische Gattung der Satire am Ende sich nochmals zu solcher Blüte entwickelt hat.

Charlottenburg. A. Kurfeß.

---

[1]) Verg. Aen. VII 507. Dies Thema hat er selbst in einem Epigramm (6 : 78) bearbeitet.

Axel Ahlbergs Sallust[1])

Der im Jahre 1911 erschienenen *Coniuratio Catilinae* ist jetzt das *Bellum Jugurthinum* gefolgt. Über die Handschriften und Testimonia hat Ahlberg ausführlich gehandelt in den ebenfalls im Jahre 1911 erschienenen *Prolegomena in Sallustium,* die als musterhaft bezeichnet werden können; hat er doch am Schluß noch über Sallustianische Wortstellung und andere stilistische Eigentümlichkeiten gehandelt. Doch es wäre zu wünschen gewesen, daß er in der eigentlichen Ausgabe nochmals in gedrängter Kürze über die Verwandtschaft der Codices gehandelt hätte, zumal da jene Prolegomena, wenn ich nicht irre — sie stehen mir augenblicklich nicht zur Verfügung —, in anderem Verlage (mit Unterstützung der schwedischen Akademie der Wissenschaften) gedruckt wurden. Statt dessen gibt uns der Herausgeber am Anfang nur den *Conspectus notarum.*

Doch schon ein Blick auf diese Übersicht genügt, um zu erkennen, auf welch solider Grundlage die Ausgabe angelegt ist, im Gegensatz zu der Jordanschen Ausgabe, die sich hauptsächlich auf den cod. Parisinus 16024 (P) stützte, der seinerseits viele Korrekturen und Verschreibungen aufweist. Unter solchen Umständen kann das Verdienst Ahlbergs nicht hoch genug angeschlagen werden, daß er eine Mehrzahl von Handschriften seiner Ausgabe zugrunde legte: es sind nicht weniger als 21.

Dem genannten **P** tritt zur Seite ein **P**^{1}(arisinus 16025, ebenf. s. X): **P** + **P**^{1} = *Π*. Dazu kommen drei Codices (*Σ*, s. XI): **P**^{2}(aris. 6085), **B**(asileensis), **P**^{4}(arisinus 5748)[2]). *Π* + *Σ* machen zusammen die Familie X aus.

Dieser Familie steht gegenüber die zweite, mit Y bezeichnet, zu der folgende Handschriften gehören: **N**(azarianus = Palat. 889 s. XI), **K**(emnati = Palat. 887 s. X/XI), **H** (Berolin. 205 s. XI), **M**^{2}(onac. 4559 s. XI/XII), **T**(uricensis s. XI), **D** (Paris. 10195 s. XI), **F**(abricianus = Hauniensis 25 s. XI), **M**(onac. 19472 s. XI)[3]). Auch für diese Familie verwendet Ahlberg mehrere Sigel, die aber eher verwirren als übersichtlich

---

[1]) C. Sallusti Crispi bellum Jugurthinum. Rec. Axel W. Ahlberg. *(Collectio scriptorum veterum Upsaliensis.)* Göteborg (Eranos' Förlag) = Leipzig (O. Harrassowitz) 1915. IV u. 152 S. 8. 2,25 Kr.: 2,50 ℳ.

[2]) Unerklärt blieb mir die Bezeichnung **P**^{4} statt **P**^{3}; ebenso wird der zweite Monacensis mit **M**^{2} (nicht **M**^{1}) bezeichnet.

[3]) Diese Handschrift habe ich selbst in München kollationiert für die Ausgabe der unter dem Namen des Sallust und Cicero überlieferten Invektiven (Leipzig, Teubner, 1914), aber nach Auskunft des Handschriftenkatalogs in das XIII. saec. gesetzt.

wirken, $\mathbf{D} + \mathbf{M} + \mathbf{F} = \gamma$, $\gamma + \mathbf{T} = \gamma'$, $\gamma' + \mathbf{M}^2 = \Gamma$, $\Gamma + \mathbf{H} = \Gamma'$, endlich $\Gamma' + \mathbf{NK} = \mathbf{Y}$.

Diese beiden Familien bilden zusammen die 1. Handschriftengruppe (*Ω*), die sog. *codices mutili,* die die große Lücke c. 103, 2 *(quinque delegit)* bis c. 112, 3 *(pacem vellet)* aufweisen. Ihr gegenüber stehen

2. die *codices integri,* die das ganze bellum Jugurthinum überliefern, aber Interpolationen aufweisen. Sie werden mit kleinen Buchstaben bezeichnet: **l** (Leidensis Voss. lat. 73 s. XI), **s** (Lips. s. XI), **n** (Paris. 6086 s. XI), **m** (Monac. 14477 s. XI), **e** (Einsiedel. s. XI).

3. *cod. Vaticanus* 3864 s. X (V), der die Reden und Briefe enthält.

4. Zur Ausfüllung der genannten Lücke dienen die Handschriften der Familie Y (außer N), dazu $\mathbf{P}^2$ und $\mathbf{P}^4$, in denen eine spätere Hand die Lücke ausgefüllt hat. Hinzukommt $\mathbf{V}^1$(atic. 3325 s. XII), zu den *integri* Palat. 883 s. XII (*π*).

Unter dem Text gibt Ahlberg zunächst die Testimonia und Imitationes. Dabei könnte man meines Erachtens noch weiter gehen; wenn auch nicht immer von direkter Nachahmung die Rede sein kann, so sind doch solche Parallelen sehr lehrreich; solche aus dem Griechischen fehlen ganz. Einige Beispiele: zu 1, 5 *neque regerentur magis quam regerent* vgl. Thucyd. II 65 (*Περικλῆς*) *οὐκ ἤγετο μᾶλλον ὑπ' αὐτοῦ (τοῦ πλήθους) ἢ αὐτὸς ἦγε*; zu 14, 17 *quo adcedam aut quos appellem? nationes an reges?* vgl. Soph. El. 812 *νῦν δὲ ποῖ με χρὴ μολεῖν*; bes. Cic. de orat. III 56, 214 (Rede des C. Gracchus!); zu 31, 2 *quam ludibrio fueritis superbiae paucorum* vgl. [Sall.] inv. in Cic. 1, 1 *quorum* (patrum) *auctoritas turpissimo cuique et sceleratissimo ludibrio est;* zu 31, 10 *proinde quasi ea honori, non praedae habeant* vgl. ebenda 1, 1 *rem publicam audacissimo cuique praedae esse* (vgl. auch [Cic.] inv. in Sall. 6, 17 *si quis praedae loco magistratum accepisset*); zu 31, 12 vgl. ebenda 3, 5, sowie Pseudosall. ep. II 9, 2; zu 31, 20 Cic. Phil. VIII 15; zu 31, 21 vgl. den Anfang der [Sall.] inv. in Cic. *graviter et iniquo animo . . . paterer;* zu 31, 22 *parum est impune male fecisse* vgl. ebenda 3, 6 *atque parum quod impune fecisti;* zu 41, 9 *sine modo modestiaque* ebenda 1, 1 *neque modum neque modestiam;* zu 48, 1 *Jugurtha . . . se suis artibus temptari animadvortit* vgl. Liv. XXII 16, 5 *nec Hannibalem fefellit suis se artibus peti;* zur Schilderung 43, 3 f. vgl. Liv. XXI 54, 1; zu 80, 5 *quis omnia honesta atque inhonesta vendere mos erat* vgl. [Cic.] inv. in Sall. 6, 17 *quem honorem ita gessit, ut nihil in eo non venale habuerit, cuius aliquis emptor fuerit.* — Besonders erwünscht wären auch Verweise auf gleiche oder ähnliche Wendungen bei Sallust selbst: z. B. zu 14, 1 *ius et imperium eius penes vos esse* vgl. 31, 20 *regna, provinciae, leges, iura, iudicia, bella atque paces, postremo divina et humana omnia penes paucos erant,* orat. Lep. 13 *leges iudicia aerarium provinciae reges penes unum;* zu 14, 23 *vitae necisque potestas* vgl. ebenda *necis civium et vitae licentia;* zu 29, 3 *a bono honestoque in pravom abstractus est* vgl. 30, 2 *a vero bonoque impediebat;* zu 31, 9 *haec talia facinora inpune suscepisse parum habuere* vgl. 31, 22 *parum est inpune male fecisse;* zu 31, 12 *honesta*

atque inhonesta omnia quaestui sunt vgl. 80, 5 *quis omnia honesta atque inhonesta vendere mos erat;* zu 32, 4 *tanta vis avaritiae in animo eorum veluti tabes invaserat* vgl. Cat. 36, 5 (fast wörtlich); zu 41, 9 (s. oben) vgl. Cat. 38, 4; zu 85, 45 (= 97, 3) *locorum sciens* vgl. 100, 3 *regionum scientissumi;* zu 85, 41 *dediti ventri et turpissumae parti corporis* vgl. Cat. 2, 8 *dediti ventri atque somno;* zu 85, 50 vgl. Cat. 58, 1; zu 95, 2 vgl. Cat. 5, 9. — Aus textkritischen Gründen sind zuweilen im Apparatus criticus die Parallelen notiert, so z. B. zu 70, 2 (S. 91, 17), wo Ahlberg mit Recht *clarum* verteidigt; dann paßt aber das Test. Aurel. Vict. Caes. 3, 4 nicht mehr und wäre besser zu 12, 3 (= 108, 1) gesetzt.

Der kritische Apparat ist sehr sorgfältig gearbeitet und übersichtlich angelegt. Doch ist meines Erachtens mit dem Raum zu verschwenderisch umgegangen; ein kleinerer Zwischenraum zwischen den einzelnen notae, wie es etwa S. IV bei Zusammenstellung der Subscriptiones und Praescriptiones der Fall ist, hätte auch genügt. Auch bei den Testimonia hätte Raum gespart werden können. Warum schreibt Ahlberg die Zitate, auch die mehrfach angeführten (z. B. S. 7, 15), aus? So nimmt das Testimonium zu S. 61, 16 nicht weniger als 24 Zeilen ein. Und doch lesen wir dasselbe oben im Text. Bei solchen wörtlichen Zitaten hätte es genügt, Anfang- und Schlußwort anzugeben und eventuell Varianten zu notieren.

Im Texte selbst sind einige Normalformen stehen geblieben[1]); natürlich sind überall — die Überlieferung läßt uns hierfür im Stiche — die altertümlichen Formen herzustellen: c. 3, 1 (S. 4, 3) cupiunda (ebenso 64, 2 S. 86, 8), c. 5, 3 (S. 6, 10) cognoscundum, c. 15, 3 (S. 24, 18) subveniundum (ebenso c. 25, 1 S. 36, 15), c. 18, 9 (S. 28, 9) emundi, c. 25, 1 (S. 36, 14) mittundum, c. 31, 22 (S. 47, 3) serviundum, c. 32, 1 (S. 48, 4) dicundi, c. 64, 1 (S. 86, 1) petundi, c. 103, 3 (S. 139, 3/4) agundarum, componundi; c. 96, 2 (S. 127, 14) ist *mutuom* zu schreiben (vgl. c. 12, 4 parvom, c. 15, 3 aequom, c. 37, 12 und 40, 19 pravom, c. 52, 6 vacuom, c. 85, 3 novom).

Im folgenden sollen noch einzelne Stellen behandelt werden, an denen ich vom Herausgeber abweiche: c. 1, 5 würde ich nicht gegen die handschriftliche Überlieferung ⟨*ac perniciosa*⟩ in den Text gesetzt haben; denn das, was wir bei Augustinus lesen, ist doch nur Paraphrase, nicht wörtliches Zitat. — Eine viel behandelte Stelle ist 3, 1 *neque illi, quibus per fraudem ius fuit uti, tuti aut eo magis honesti sunt:* so Ahlberg mit einigen Handschriften. Anstoß nehme ich an dem Ausdruck *ius est* m. Inf.; auch erwartet man zu uti einen Abl. Dem hilft die Lesart der besten Handschriften ab durch *iis* (für *ius*). *esse* steht hier im Sinne des griechischen ἔστι = licet (wie in der Tat einige Schulausgaben schreiben), wie es schon beim alten Cato vorkommt. — 9, 2

[1]) Wie ich nachträglich aus der Praefatio zum *bellum Catilinae* ersehe, mit Absicht; auch schreibt Ahlberg durchweg *vester*, weil zur Zeit Sallusts *voster* nicht mehr gebräuchlich war. Sollte Sallust nicht absichtlich, zumal im bellum Jugurthinum, archaisiert haben? Ich möchte vorschlagen, durchweg die älteren Formen zu schreiben?

möchte ich mit den besten Handschriften PP[1] *in bello Numantino* 'im Verlauf des Krieges' lesen, das meines Erachtens besser paßt als *bello N.* 'zur Zeit d. Kr.'; vgl. 28, 2 *in diebus proxumis.* — 17, 6 *ac* hinter *laborum* einzufügen halte ich für unnötig; ein Semikolon verrichtet den selben Zweck. — 28, 3 *ex senatus decreto:* so die Handschriften, *senati* Ahlberg. Beide Genitive kommen bei Sallust nebeneinander vor. Dürfen wir da einfach uniformieren? Ähnlich lesen wir 52, 3 *die vesper,* dagegen 106, 2 *diei vesper.* — 37, 4 lese ich nach dem Zeugnis Senecas *a quis hiemantibus,* eine Lesart, die viel gesuchter ist als *hiemalibus* der Handschriften: 'Das Wasser überwintert gleichsam, d. h. sammelt sich den Winter über an.' — 43, 1 hätte Ahlberg die Vermutung Mommsens *de senatus sententia* für *designati* wenigstens in den Apparat aufnehmen sollen. — 44, 5 ist *neque muniebantur* ohne *ea* zu lesen, da dieses Pronomen leicht ergänzt werden kann und zudem auch bei Fronto nicht steht. Ebenso halte ich es für überflüssig, am Ende des Paragraphen *ea* einzusetzen nach *quaecumque — probra* (Stellung!). — 46, 8 überliefern fast alle Handschriften *incerto* bzw. *incertum* (= *incertū* oder *incertō* des Archetypus) *haberetur;* daß *incertum* das Richtige ist, zeigt 95, 4 *incertum habeo.* — 47, 2 *commeatu* (besser *conmeatu,* wie Ahlberg auch sonst schreibt, z. B. conmonefacere u. ä.) *iuvaturam:* daß diese Konjektur von Madvig stammt, hätte im Apparat angemerkt werden müssen. — 53, 5 ist *laetique* der Handschriften beizubehalten; natürlich hätte Sallust *fessi fatigatique* schreiben können. Auch geht Ahlbergs Konjektur zu sehr von der Überlieferung ab. Wie sollte aus *fatigati 'laeti'* geworden sein? Dann wäre eher noch *lassique* am Platze, das junge Handschriften überliefern und das Ahlberg wenigstens in den Apparat hätte setzen können. Aber, wie gesagt, die Überlieferung ist intakt. 'Obwohl man hätte erwarten können, daß Ermüdung und zugleich Freude (über ihren Erfolg) sie im Lager festhalten würde, so überwog doch ihre Besorgnis um den Oberfeldherrn, und sie gingen ihm gerüstet entgegen.' — 53, 6 überliefert nur eine Handschrift *adventarent,* sämtliche andern, darunter die besten, *adventare,* das beizubehalten ist. Die Stellen, die Ahlberg im Apparat anführt, beweisen nichts. 'Die beiden Heeresteile kommen in stockfinsterer Nacht heran, und als sie nicht mehr weit voneinander entfernt waren, verursachte durch das Geräusch der eine Teil bei dem andern panikartige Verwirrung.' So würden wir etwa erwarten. Aber Sallust stellt gleich hinter *obscura nocte,* das den näheren Umstand angibt, unter dem das Versehen nur möglich war, die Zeitbestimmung und die Ursache. Dann setzt er zunächst das Verbum, das die Tätigkeit beider Teile angibt, und dann erst das Hauptverbum mit der Teilung der Subjekte, wo wir im ersten Falle ein Partizipium mit darauffolgender Appositio distributiva erwarten würden. Griechisch würde die Periode etwa so lauten: *καὶ πρῶτον νυκτὸς ἀμολγῷ ἐγγύτερον γενόμενοι τῷ Θορύβῳ ὥσπερ πολέμιοι ἀφικνούμενοι ἕτεροι ἑτέροις φόβον τε καὶ ταραχὴν ἐμποιοῦσιν* — ein typisches Beispiel für die Inkonzinnität des Sallust! — 54, 1 *quatriduo* halte ich für möglich; schon Jacobs führte zu der Stelle Suet. Tib. 9 an: *(Tiberius) comatam Galliam anno fere rexit.* — 63, 4 *plerisque faciem eius ignorantibus, facile notus*

per omnes tribus declaratur: factis pro *facile* scripserunt Wirz Eußner, ut Ahlberg adnotat, sed coniecit Palmerius, ut ex Jordani apparatu cognoscitur. Immo *facile* propter figuram (faciem!) retinendum et Baehrensii *'acie'* repudiandum. Sed desideramus antithesin quandam, fortasse *facile fama notus:* vgl. 84, 2 *fama cognitos.* — 68, 2 lese ich mit P *hora tertia.* Ich zweifle, ob Sallust unmittelbar vorher *postera die* schrieb, das freilich die meisten Handschriften überliefern, da *dies* in ähnlichen Fällen als masc. behandelt wird. — 69, 2 lese ich mit den besten Handschriften *irae* (statt *ira*); der Plural bezeichnet die Intensität, übersetze 'Wut, Erbitterung'. Vgl. Liv. XXI 1, 3 *odiis etiam prope maioribus certarunt quam viribus.* — 70, 5 möchte ich *mollitiem* schreiben, obwohl die besten Handschriften *mollitiam* haben; doch das Verschreiben wäre leicht aus dem folgenden *socordiamque* zu erklären. 85, 35 überliefern gerade die führenden Codices *mollitiem.* — Zu 73, 7 hätte die Vermutung Mommsens notiert werden müssen: *[Ei uti Gallia provincia es]set, paulo [ante senatus] decreverat.* — 78, 2 *in tempestate* ist beizubehalten. Die nötige Erklärung gab Jacobs: 'Die Worte *uti fors tulit* umfassen beide zugleich angegebenen Fälle; die beiden *alia* sind Ablative, so daß von wechselnder Witterung die Rede ist (vgl. § 3), nicht von verschiedenen Meeresteilen.' — 88, 4 Die Ergänzung *iri* halte ich nicht für nötig; es läßt sich in diesem Zusammenhang dem Sinne nach ein *fore* ergänzen (Inf. Fut. zu *nudatus sum*). — 94, 1 Die Konjektur *qui escensuri erant* halte ich, so schön sie an sich ist, für überflüssig, da das überlieferte *e centuriis erant* verständlich ist. Der Ligurer, der, wie gesagt war (93, 2), *ex cohortibus auxiliariis miles gregarius* war, gab — und das verdient Hervorhebung — denen, *qui e centuriis erant,* vorher ihre Instruktion. — 99, 3 *ita cunctos strepitu clamore, nullo subveniente, nostris instantibus, tumultu formidine terrore* (so oder *tumultu terrore formidine* die besseren Handschriften) *quas vecordia ceperat.* Ahlberg schreibt nach 72, 2 *formido* und tilgt *tumultui* und *terrore* als Glossen. Das ist unmethodisch. Die verschiedene Stellung von *terrore* zeigt zur Genüge, daß lediglich dieses Glosse ist zu *formidine.* Auch der Aufbau des Satzes spricht dafür; zwei Worte geben ein κόμμα. Somit bleibt als Subjekt *quasi vecordia,* was doch an sich möglich ist. *formido* ist ein Lieblingswort des Sallust, wofür andere Schriftsteller *terror* oder *pavor* setzen, besonders in der Verbindung mit *tumultus:* vgl. 53, 7; 72, 2; 74, 1. — 100, 4 *excubitum in porta* halte ich für einen zusammengehörigen Ausdruck; bei der Änderung *in portas* müßte der Ausdruck zu *mittere* gezogen werden, was meines Erachtens störend wirken würde. — 104, 1 ist *infecto* als die erlesenere Lesart dem allgemeinen *confecto* vorzuziehen; im folgenden ist *rediit* zu schreiben.

Auch der Druck dieser vorzüglichen Ausgabe ist sehr sorgfältig. An Druckfehlern habe ich mir notiert: S. III, 8 (v. u.) codium; S. 108, 15 Test. (Griech.); S. 119, 16 cottidie; S. 122, 10 (App.) restiuit; S. 145, 12 praterea. Falsche Trennung findet sich S. 17, 15 mag-na, S. 25, 20 asperitatem, S. 76, 6 cast-ra. Zuweilen sind Buchstaben abgesprungen: S. 5, 1, S. 9, 17 (Test.), S. 10, 21 (App.), S. 26, 9 (Test.), S. 80, 10 (Test.); zum Teil abgesprungen sind besonders häufig *r* und *t*; störend

wirkt das vor allem bei *h*, das dann aussieht wie ein *n* (S. 96, 17 und 19).

Alles in allem verdient der Herausgeber Lob und Dank aller Philologen. Möchte bald der dritte Band mit den Reden und Briefen, auch den beiden Suasorien in Briefform, die neuerdings R. Pöhlmann in ein neues Licht gesetzt hat, als Abschluß dieser verdienstvollen Ausgabe folgen! Erwünscht wär auch ein Anhang mit den *vocabula potiora* und den speziell sallustianisch-archaischen Wendungen usw. Vielleicht wär auch manche Parallele zu seinem großen Vorbild Cato[1]) zu gewinnen; nennt doch Lenaeus bei Suet. *de gramm. et rhet.* 15 (S. 112 R.) den Sallust sogar *priscorum Catonis verborum ineruditissimum furem.*

[1]) Vgl. G. Bruennert, *De Sallustio imitatore Catonis Sisennae aliorumque veterum historicorum Romanorum* (Jen. Diss. 1873): Cap. I A. *Quid ad Catonem referendum sit: de grammaticis rebus* (p. 7—11), *de vocibus* (p. 11—13), *de sententiarum imitatione* (p. 16 ff.).

Charlottenburg. A. Kurfeß.

Callicula[1])

Die Höhe am Rande Campaniens, bei der Hannibal im Herbst 217 v. Chr. sich durch die berühmte List den Weg nach Samnium öffnete, wird uns von unseren Quellen ausdrücklich genannt. Bei Polybius heißt sie bzw. der ganze Höhenzug Eribianus, bei Livius lautet ihr Name Callicula. Da wir jedoch keine anderweitigen Zeugnisse besitzen, durch welche uns eine genaue Festlegung der Örtlichkeit möglich wäre, so konnte auch die topographische Deutung des Manövers Hannibals sehr verschieden ausfallen.

Zwar kann kein Zweifel sein, daß der Paß nur am Nordrande Campaniens gesucht werden darf und durch das Tal des mittleren Volturnus nach Alt-Samnium (um Bovianum) geführt haben muß, und ferner, daß Hannibal nach dem ausdrücklichen Zeugnis der Quellen die campanische Tiefebene auf demselben Wege verlassen hat, auf dem er in sie eingedrungen ist. Voigt nahm nun die Enge zwischen dem Volturnus selbst und dem Gebirgsabhang von La Palombara bei Triflisco (etwa 5 km oberhalb Casilinum, des heutigen Capua) an. Nissen führte dagegen an S. 687: 'Unter diesen (Einfallwegen aus dem Binnenland nach Campanien) kam der . . . den Fluß entlang führende Weg für Hannibal nicht in Frage, weil die Flußenge von dem 5 km unterhalb gelegenen Casilinum leicht zu sperren war.' Diese Behauptung dürfte sich kaum beweisen lassen, zumal da in Wirklichkeit Hannibal das Feld beherrschte und das römische Heer unter Fabius, wie Nissen selbst zugibt, 'in einem Abstand von 1—2 Tagemärschen hinterdreinrückte.' Wohl aber kann das, was Kromayer (S. 223) gegen diese Annahme geltend macht, als vollkommen stichhaltig angesehen werden.

Es bleibt also nur die Einsenkung zwischen Rocca Monfina und Monte Maggiore als Weg Hannibals aus dem Falernerland, d. h. Nordcampanien, nach dem mittleren Volturnus übrig. Zwischen dem campanischen Tieflande und dem Tieflande am mittleren Volturnus liegt das viereckige, etwa 10 km lange und 7 km breite Becken von Teanum (Teano), im Westen von der Rocca Monfina, im Osten vom Bergland von Cajazzo, im Süden von der Kette des Monte Maggiore und im Norden vom Gebirgsriegel von Vairano eingeschlossen. An der Nordwest- wie an der Südwestecke, also zwischen Rocca Monfina und Vairanoriegel sowie Montemaggiore-Kette, sind hügelige, von Bächen durchschnittene Einsenkungen von 2 km Breite. Aber während die

[1]) Literaturnachweise und Landkarte s. bei Kromayer III, 1.

Via Latina durch die Nordwestecke in das Becken von Teanum einlief, schnitt sie von Teanum aus die Südwestecke ab und ging über den niedrigen Sattel der Montemaggiore-Kette zwischen Taverna Torricella und dem Dorfe Vairano nach Cales (Calvi) und in das campanische Tiefland. Hier nahm Nissen Hannibals Durchbruch an und vermutete die Stellung der Hauptmacht des römischen Heeres auf dem Hügeldreieck von Sparanise, ohne freilich die Einzelheiten der Quellenberichte bestimmter in das Gelände einzupassen [1]).

Nissens Ansicht jedoch glaubt Kromayer in seinen 'Antiken Schlachtfeldern' III, 1, S. 224 verwerfen zu müssen. Denn erstens liege der Engpaß zwischen Cales und Teanum bereits innerhalb der Landschaft Campanien, da nach Pol. III, 91, 5 auch Teanum noch dazu gehöre; der von Polybius gemeinte Engpaß indessen sei eine *εἰσβολή* nach Campanien, müsse also an der Grenze der Landschaft, mithin noch jenseits Teanum liegen. Dagegen ist jedoch zu bemerken, daß Teanum allerdings streng genommen nicht mehr zum campanischen Tiefland zu rechnen ist, da es bereits auf dem Abhang des nördlichen Randgebietes liegt, daß jedoch Polybius' Landschaftsschilderung sich gerade auf die gesegnete Tiefebene um Capua bezieht und daß er im Gegensatz zum Flachland die gebirgige Umgrenzung besonders hervorhebt (*τὰ γὰρ πεδία τὰ κατὰ Καπύην ἐπιφανέστατα μέν ἐστι τῶν κατὰ τὴν Ἰταλίαν καὶ διὰ τὴν ἀρετὴν καὶ διὰ τὸ κάλλος . . . ἅμα δὲ τοῖς προειρημένοις ὀχυρὰ δοκεῖ καὶ δυσέμβολα τελέως εἶναι τὰ πεδία*).

[1]) Nissen, Italische Landeskunde, II S. 687 f.: 'Die südwestlichen Fortsetzungen des Monte Maggiore (1037 m) werden niedriger. Zunächst folgt das 6 km lange, 400 bis 500 m hohe Massiv von Rocchetta als Verkehrshindernis, sodann aber eine breite Mulde, durch welche die Via Latina mit geringfügiger Steigung von 10—20 m von Teanum nach Cales und in die weite Ebene gelangt. Die Länge des Passes beträgt reichlich 2 km. Er wird im Norden von dem erwähnten Massiv überragt, im Süden von dem Hügeldreieck (211—226 m) oberhalb Sparanise (70 m). An dies Dreieck stößt eine 1 km breite Einsenkung, die von der Eisenbahn benutzt wird, endlich beschließt als losgelöstes Glied der Hügel von Francolise (143 m) den ganzen vom Monte Maggiore ausgehenden Zug.' Beim Einmarsch nach Campanien hatte Hannibal 'die Wahl, entweder südwestlich dem Savo entlang durch die 8 km lange, 1—2 km breite Öffnung zwischen dem Fuß der Rocca Monfina und den Ausläufern des Monte Maggiore nach dem Meer hinzustoßen oder südwärts der Via Latina folgend die kürzeste Linie nach dem Volturnus und Capua einzuschlagen. Für den letzteren Weg gab die Hoffnung, Capua zu gewinnen, den Ausschlag.' Beim Rückmarsch Hannibals nun, der auf demselben Wege erfolgte, 'gedachte Fabius dem Feinde die Beute abzujagen. Zu dem Zweck sperrte Fabius die Flußenge durch Besetzung Casilinums, den Paß der Via Latina bei Cales durch eine Abteilung von 4000 Mann und schlug mit dem Hauptheer sein Lager auf den Höhen bei Sparanise auf, von wo aus der Weg am Savone entlang und die lateinische Straße gleichermaßen beobachtet und angegriffen werden konnten. Jener war für den Abzug der Karthager mit ihrem ungeheuren Troß deshalb ungeeignet, weil er auf 8 km hinaus von beiden Seiten belästigt werden kann, während die gefährliche Strecke auf der Latina nur ein Viertel so lang ist. Indem Hannibal 2000 Ochsen mit brennenden Reisigbündeln auf den Hörnern die seitliche Anhöhe, d. h. eine Steigung von 100 m hinauftreiben ließ, eilte die römische Besatzung dem vermeintlichen Feind entgegen und gab den Talgrund frei, so daß Heer und Troß im Verlauf einer Nachtwache ungehindert hindurchrückten.'

Wenn er also von den εἰσβολαί spricht, so meint er naturgemäß die Eingangstore durch das Randgebirge nach der campanischen Ebene (τὰ μὲν γὰρ θαλάττῃ, τὸ δὲ πλεῖον ὄρεσι μεγάλοις πάντῃ καὶ συνεχέσι περιέχεται, δι' ὧν εἰσβολαὶ τρεῖς ὑπάρχουσι μόνον ἐκ τῆς μεσογαίου στεναὶ καὶ δύσβατοι). Daher kann man recht wohl sagen, daß der Paß zwischen Teanum und Cales der Schilderung des Polybius durchaus nicht widerspricht, vielmehr, daß er dem Sinn der Stelle eigentlich gerade entspricht.

Ebensowenig stichhaltig sind die militärischen Gründe, die Kromayer gegen Nissen anführt. Was wenigstens den Einwurf betrifft, daß 'von Taverna Torricella aus eine Bewegung von Süden her gegen das Hügelland von Sparanise nicht sichtbar sei, daß also die hier stehenden römischen Streitkräfte Hannibals Demonstration mit den Ochsen von hier aus gar nicht hätten bemerken können', so ist er eigentlich gegenstandslos, da Nissen sich über die beiderseitige Aufstellung gar nicht bestimmt geäußert hat. Weiter behauptet Kromayer, 'die Nichterwähnung der zwei festen Städte Cales und Teanum, die bei Operationen in dieser Gegend wichtige Stützpunkte sein mußten, würde hier noch mehr wundernehmen als die Übergehung des Volturnus bei dem Voigtschen Lösungsversuch.' Doch in welcher Weise sollten diese Plätze sich als 'Stützpunkte' betätigen und von Wichtigkeit für den Feldzug werden? Hannibal beherrschte das Feld und zog frei im Lande umher, um es zu verwüsten, unbekümmert um die festen Plätze und um die römischen Heere [1]). Der römische Diktator mit seiner Gesamtstreitmacht vermied es geflissentlich, dem Feinde im Felde entgegenzutreten und wagte höchstens zu hoffen, ihm im Engpasse wenigstens die Beute abzujagen. Was sollte ihm also da die Handvoll Kolonisten von Cales oder von dem noch fast eine geographische Meile vom Passe entfernten Teanum für entscheidende Dienste zu leisten vermögen? Die blieben vermutlich still hinter ihren Mauern, vollauf durch die Aufgabe in Anspruch genommen, die Plätze gegen Überrumpelungen zu schützen.

Sind also auch Kromayers Gründe gegen Nissen nicht dazu angetan, den Paß bei Cales als Hannibals Durchbruchsstelle abzulehnen, so muß noch die von ihm selbst vorgeschlagene topographische Deutung des polybianischen Berichts auf ihre Berechtigung geprüft werden.

Kromayer selbst nun glaubt die richtige Örtlichkeit in dem Paß von Borgo San Antonio gefunden zu haben, d. h. an der Nordostecke des Beckens von Teanum, in der etwa 1 km breiten, völlig ebenen Talsohle zwischen dem Vairanoriegel und dem Bergland von Cajazzo, welche die Verbindung zwischen dem Becken von Teanum und dem Tal des mittleren Volturnus bildet. Diesen Paß soll Fabius mit 4000 Mann besetzt und die Hauptmasse seines Heeres auf dem Südwestabhang des Vairanofelsens gelagert haben.

Hiergegen ist jedoch mancherlei einzuwenden.

Zunächst der letzte seiner eigenen Beweisgründe gegen Nissen,

[1]) In gleicher Weise sogar noch im Jahre 211 mit seinen erheblich geringeren Streitkräften. Vgl. Liv. XXVI 8, 9—10 und 9, 1—2.

wenn er stichhaltig wäre. Denn hier befinden sich die Lager Hannibals und Fabius' nur ganz unwesentlich weiter von Cales und Teanum entfernt, so daß eine Erwähnung dieser beiden Stützpunkte mit dem gleichen Rechte erwartet werden dürfte, wie bei der Nissenschen Annahme — wenn dieses Argument überhaupt als stichhaltig angesehen werden dürfte. Ferner hätte der Fluß, der durch die Talenge fließt, wohl kaum unerwähnt bleiben können. Dann ist auch Fabius' Lager auf den Bergen von Marganello mit einem Höhenunterschied von nicht weniger denn 300 m zwischen seiner West- und Ostseite wenig wahrscheinlich, zumal seine Entfernung von dem zu deckenden Passe sogar in der Luftlinie mehr als 4 km beträgt. Außerdem ist nicht anzunehmen, daß Fabius, der überhaupt das ebene Land gegenüber Hannibal grundsätzlich mied, geglaubt haben soll, mit 4000 Mann eine völlig ebene Talsohle von 1 km Breite gegen das Heer eines Hannibal erfolgreich sperren zu können, ganz abgesehen davon, daß eine Auseinanderlegung der 4000 Mann und der römischen Hauptmacht um 4 km ein Zusammenwirken beider Teile fast ganz unmöglich hätte machen müssen. Dazu kommen aber noch wesentliche Bedenken, zu denen der Wortlaut des Polybius Anlaß gibt. Denn der Paß wird dort als *στενά* und *δυσχωρίαι* und als eine *εἰσβολὴ στενὴ καὶ δύσβατος* bezeichnet. Außerdem hätte Polybius, wenn der Paß 1 km breit war, schwerlich gesagt: 4000 Mann *ἐπ' αὐτῆς τῆς διεκβολῆς ἐπέστησεν*, sondern wahrscheinlich *ἐν αὐτῇ τῇ διεκβολῇ*. Ferner kann der Paßweg nicht völlig eben gewesen sein, denn Polybius sagt, daß 'das Gelände im Engpasse an der Paßhöhe für einen Angriff geeignet gewesen sei (*καθ' ὑπερβολὴν εὐφυεῖς τόπους πρὸς ἐπίθεσιν*). Auch könnte eine Stellung des Fabius bei Vairano nicht wohl als vor dem Engpasse befindlich bezeichnet werden (*ἐπί τινα λόφον ὑπερδέξιον πρὸ τῶν στενῶν*). Überhaupt aber spielt sich der ganze Vorgang bei Polybius unmittelbar am Rande der campanischen Tiefebene ab, aber nicht 15 km dahinter. Denn während Fabius auf den Randhöhen um die *διεκβολή* stand, marschiert Hannibal heran und lagerte *ἐν τοῖς ἐπιπέδοις ὑπ' αὐτὴν τὴν παρώρειαν*. Ferner hören wir, daß der römische Feldherr Hannibals Absicht erkannte (*κατανοῶν αὐτοῦ τὴν ἐπιβούλειαν*). Das will nicht recht passen zu einer Stellung so weit vom Rande der campanischen Tiefebene. Jedenfalls aber müßten wir in solchem Falle von einer Rückwärtsbewegung der Römer um diese 15 km noch dazu durch das freie und ebene Gelände des Teanobeckens hören. Aber während der höchstens 10 km betragende Anmarsch der Karthager vom Volturnus bis an das Randgebirge ausdrücklich erwähnt wird (93, 1: *παραγενομένων δὲ τῶν Καρχηδονίων*), verlautet von einer römischen Marschbewegung gar nichts.

Nach alledem dürfte es unzweifelhaft sein, daß Polybius' Darstellung sich nicht auf den Paß von Borgo San Antonio beziehen kann, sondern daß der Durchbruch in einem wirklichen, über eine Gebirgsschwelle führenden Engpaß unmittelbar am Rande der nordcampanischen Tiefebene, des Ager Falernus, erfolgt ist, wie denn auch Polybius zusammenfassend bemerkt (94, 7): *Ἀννίβας μὲν οὖν τοιαύτην ἐκ τοῦ Φαλέρνου ποιησάμενος τὴν ἔξοδον*.

Am nächsten liegt es nun, von vornherein zu vermuten, daß Hannibal die Hauptlinie des Verkehrs gewählt hat, den durch eine römische Heerstraße (Via Latina) gebahnten Weg von Casilinum (Capua) über Cales (Calvi) nach Teanum (Teano), freilich schwerlich aus dem von Nissen angeführten Grunde (S. 688, 'weil er mit seinem ungeheuren Troß [am Savone d. h. in der 2 km breiten Einsenkung zwischen der Rocca Monfina und dem Südwestende des Montemaggiore-Zuges] auf 8 km hinaus von beiden Seiten [Nissen scheint an römische Höhenstellungen zu denken] belästigt werden konnte, während die gefährliche Strecke auf der Via Latina nur ein Viertel so lang war', denn zweifellos wäre Hannibal jedes Heraustreten des Feindes aus seinen Stellungen nur erwünscht gewesen wegen der Möglichkeit oder gar Wahrscheinlichkeit eines entscheidenden Erfolges durch einen neuen Sieg. Vielmehr ist anzunehmen, daß ihn lediglich die bessere Gangbarkeit des Weges, namentlich für seinen Troß, bestimmen mußte, die Via Latina zu wählen, da in der Savosenke erstens dieser Fluß, zweitens aber durchschnittlich fast auf jeden Kilometer eines der zahlreichen Nebenflüsschen zu überschreiten gewesen wäre, die zwar alle nicht sehr bedeutend zu sein, aber ebenso wie der Savo selbst in ziemlich tief eingeschnittenem Bette zu fließen scheinen.

Polybius selbst nun freilich gibt keine bestimmten geographischen Anhaltepunkte, abgesehen von dem sonst unbekannten Namen Eribianus. Aber bei Livius finden sich außer dem Namen Callicula genug positive Angaben, um uns erkennen zu lassen, wo wir den Engpaß zu suchen haben. XXII, 13,6: Per Calenum agrum in campum Stellatem descendit. 15,3: (Fabius) cum satis sciret per easdem angustias, quibus intraverat Falernum agrum, rediturum, Calliculam montem et Casilinum occupat modicis praesidiis, quae urbs Volturno flumine dirempta Falernum a Campano agro dividit. Er bemüht sich also, dem Feinde schleunigst die beiden Hauptausgänge aus dem Falernerland zu verlegen, erstens den Übergang der Via Latina über den Volturnus in Casilinum durch eine Verstärkung der Besatzung dieser Festung und zweitens durch Vorschiebung einer Heeresabteilung von 4000 Mann das Gebirgstor bei Cales, die angustiae des Callicula, womit gar keine andere Stelle gemeint sein kann, als der Übergang der Via Latina über den Montemaggiore-Zug bei Calvi. 15,4: ipse iugis iisdem exercitum reducit d. h. über die nördlichen Randhöhen des Ager Falernus, über die Abhänge des Mons Massicus, zurück zu dem Eingangstor nach dem Ager Falernus. Die zur Erkundung vorausgeschickten 400 bundesgenössischen Reiter unter L. Hostilius Mancinus ließen sich durch die numidischen Reiter in die Ebene hinablocken fast bis an das karthagische Lager heran. Hier von Karthalo angegriffen, flohen sie spornstreichs von dannen und wurden auseinandergesprengt: ipse (Mancinus) et delecti equitum circumventi occiduntur; ceteri Cales primum, inde prope inviis callibus ad dictatorem perfugerunt. Also auf den Höhen bei Cales hat das inzwischen vereinigte römische Hauptheer des Diktators und des Magisters equitum Aufstellung genommen d. h. zweifellos auf dem Höhendreieck von Sparanise. 15,12: Dictator ac magister equitum

castra in viam deferunt, qua Hannibal ducturus erat. 14, 6 f.: inclusus inde videri Hannibal via ad Casilinum obsessa . . . itaque cum per Casilinum evadere non posset petendique montes et iugum Calliculae superandum esset . . . principio noctis furtim succedere ad montes statuit.

Es kann also nicht mehr zweifelhaft sein, daß Hannibals Durchbruch durch den Engpaß des Gebirgssattels des Callicula an der Via Latina zwischen Cales und Teanum und genauer zwischen dem Bergdorfe Visciano und der Taverna Torricella angesetzt werden muß. Es bedarf nur noch der Untersuchung, wie sich die polybianische Schilderung des Ereignisses in dieses Gelände einfügt.

Nach Polybius III, 92, 10 und 11 war der Paß eng und auf der Höhe des Sattels geeignet zur Ausführung eines Angriffs; deshalb stellte Fabius an die Ausmündung des Passes 4000 Mann mit der Weisung, im geeigneten Augenblick die Gunst des Geländes entschlossen auszunutzen (*Φάβιος . . . θεωρῶν τοὺς τόπους στενοὺς ὄντας καὶ καθ' ὑπερβολὴν εὐφυεῖς πρὸς ἐπίθεσιν, ἐπ' αὐτῆς μὲν τῆς διεκβολῆς περὶ τετρακισχιλίους ἐπέστησε, παρακαλέσας χρήσασθαι τῇ προθυμίᾳ σὺν καιρῷ μετὰ τῆς τῶν τόπων εὐφυΐας*). Paßt diese Angabe nicht vorzüglich zu Kromayers eigener Geländebeschreibung? Denn nach seiner Karte liegt die von Cales etwa 2 km entfernte Paßhöhe kaum mehr als 20 bis 25 m über der Bodenhöhe dieses Ortes und erscheint als ein ziemlich flacher, gleichmäßiger, muldenartig eingesenkter und wohl gangbarer Sattel zwischen den erst etwa 1 km rechts und links der Via Flaminia steiler ansteigenden Höhen, während die Straße erst an der *διεκβολή* zwischen der Paßhöhe und dem Savobett bei der Taverna Torricella hart an die schroffen Felshänge der rechten Seitenwand sich anschmiegt. Auch sagt Kromayer selbst S. 224: 'Der Paß von Calvi kann nur in seinem nördlichen Teile bei Taverna Torricella als ein leicht zu sperrendes Defilee bezeichnet werden. Von Calvi bis dahin geht der Weg durch offenes Gelände, nur gelegentlich in einem eingeschnittenen Hohlwege, oberhalb dessen aber wieder offenes Terrain ist . . . Die Stellung der 4000 Mann würde man sich daher nur bei Taverna Torricella denken können.' Während er selbst daraus den Schluß zieht, daß 'der Paß militärisch keine Bedeutung hat,' kann ich nur mit Nachdruck darauf hinweisen, daß er gerade den Anforderungen des polybianischen Berichtes genau entspricht.

Fabius bezog mit seiner Hauptmacht sein Lager auf einem den Talgrund überragenden Höhenrücken vor dem Engpaß (92, 11: *αὐτὸς δὲ τὸ πολὺ μέρος ἔχων τῆς δυνάμεως ἐπί τινα λόφον ὑπερδέξιον πρὸ τῶν στενῶν κατεστρατοπέδευσε*). Damit kann nur der westlich Calvi und links neben der Via Latina sich 50 bis 70 m erhebende, von schroffen Felsstürzen freie Höhenzug gemeint sein, dessen höchster (hinter dem römischen Lager gelegener) Gipfel Ettore noch um weitere 50 bis 60 m aufragt. Diese Stellung ermöglichte einen Gefechtsaufmarsch des römischen Heeres auf dem verhältnismäßig sanften Abhang zwischen dem Lager und der Via Latina und lag in der Tat für den aus der Volturnoebene anrückenden Hannibal gerade vor der Paßhöhe.

Hannibal rückte bis an den Fuß der Randhöhen heran, also an

Cales vorbei, und lagerte am äußersten Saum des Flachlandes (*παραγενομένων δὲ τῶν Καρχηδονίων καὶ ποιησαμένων τὴν παρεμβολὴν ἐν τοῖς ἐπιπέδοις ὑπ' αὐτὴν τὴν παρώρειαν*), also wohl nördlich von Cales, was ja auch der livianischen Angabe entsprechen würde (16, 1): duo inde (d. h. vom römischen Lager) milia hostes aberant. Begannen die Karthager von hier aus gegen die Paßhöhe vorzurücken, so konnte ihr agmen in der Tat als vallibus inclusum bezeichnet werden (16, 5). Bei dieser Lage der Dinge konnte sich Fabius allerdings Hoffnung machen, dem Gegner zum wenigsten die Beute abzujagen, vielleicht aber sogar dem ganzen Kriege mit einem vernichtenden Schlage ein Ende zu machen (*τὴν μὲν λείαν αὐτῶν ἤλπισεν ἀδηρίτως περισυρεῖν, ὡς δὲ τὸ πολὺ καὶ τοῖς ὅλοις πέρας ἐπιθήσειν διὰ τὴν τῶν τόπων εὐκαιρίαν*), und überlegte sich schon den Angriffsplan für den nächsten Tag. Doch Hannibal beschloß einer so gefährlichen Umklammerung schon während der Nacht durch ein Manöver zuvorzukommen. Er ließ Fackeln herrichten und 2000 Ochsen aus der Beute auslesen und vor dem Lager zusammenbringen. Dann ließ er die Arbeitstruppen antreten und zeigte ihnen einen Gebirgsübergang zwischen seinem Lager und der Paßhöhe der Via Latina, wohin sie mit aller Energie nach erteiltem Befehl die Ochsen bis zur Höhe emportreiben sollten (*ὑπέδειξε τοῖς λειτουργοῖς ὑπερβολήν τινα μεταξὺ κειμένην τῆς αὐτοῦ στρατοπεδείας καὶ τῶν στενῶν, δι' ὧν ἔμελλε ποιεῖσθαι τὴν πορείαν, πρὸς ἣν ἐκέλευε προσελαύνειν τοὺς βοῦς ἐνεργῶς καὶ μετὰ βίας, ὅταν δοθῇ τὸ παράγγελμα, μέχρι συνάψωσι τοῖς ἄκροις*). Diese *ὑπερβολή* kann nur gegenüber dem Lager des Fabius zu suchen sein und muß wesentlich höher gewesen sein als die Paßhöhe der Via Latina. Zweifellos war es die Einsenkung zwischen den Höhen 407 und 466 nördlich Visciano, also etwa 250 m über dem ungefähr 2 km entfernten karthagischen Lager und ebenso weit von der Paßhöhe der Via Latina entfernt.

Nach Verlauf des ersten Drittels der Nacht ließ der karthagische Feldherr sein Heer antreten, den Ochsen die Fackeln an die Hörner anbinden und die Tiere alsbald mit brennenden Fackeln durch die Arbeitstruppen die Höhen des Gebirges (*πρὸς τὰς ἀκρωρείας*) emporjagen. Die Leichtbewaffneten aber erhielten die Weisung, den Treibern eine Strecke weit von hinten her zu helfen. Sobald aber die Tiere gehörig in Zug gekommen seien, sollten sie zu beiden Seiten nebenherlaufen und die Stiere nach der Mitte zusammentreiben, zugleich aber die Höhen zu gewinnen suchen, um die für die Tiere bestimmte Übergangsstelle zu decken und etwa erfolgenden Vorstößen des Feindes nach diesem Punkte entgegenzutreten (93, 8—9).

Mittlerweile rückte das karthagische Heer unten im Tale auf der Via Flaminia bis zum Engpaß vor (*ἦκε πρὸς τὰ στενὰ καὶ τὰς διεκβολάς*), offenbar im Vertrauen darauf, daß Fabius in der Nacht seine Lagerstellung auf keinen Fall verlassen würde. Aber auch die 4000 römischen Soldaten, welche die Paßhöhe besetzt halten sollten, brauchten nicht erst von dem an der Spitze des karthagischen Heeres marschierenden, an Zahl weit überlegenen schweren Fußvolk Hannibals über den Haufen gerannt zu werden, denn sie waren nach der Höhe 407 hinauf-

geeilt in dem Wahne, daß Hannibal dort durchzubrechen beabsichtige. Nach leichtem Gefecht mit den feindlichen Leichtbewaffneten blieben sie mangels jeden Überblicks dort oben stehen, um den Anbruch des Tages abzuwarten. Aus demselben Grunde hütete sich Fabius, den Schutz seiner Lagerstellung während der Dunkelheit zu verlassen. Währenddessen konnte daher Hannibal unangefochten im Laufe der Nacht sein ganzes Heer samt dem Troß und der gewaltigen Beute durch den Engpaß führen. Beim Morgengrauen sodann ließ er eine Abteilung Iberer gegen die Höhe 407 (und 466) vorgehen, um nach kurzem Gefecht mit den römischen Legionären den Abstieg seiner Leichtbewaffneten ohne weitere Mühe und Gefahr zu sichern. Inzwischen hatten vermutlich auch die Arbeitstruppen mit den 2000 Stieren die pfadlose Höhe des Nebenpasses beim Scheine der Fackeln überstiegen. Denn der Hauptzweck der Fackeln war naturgemäß die Beleuchtung der nächsten Umgebung, und infolgedessen müssen sie auch so angebracht gewesen sein, daß sie nicht bis auf die Hörner und das Fleisch der Tiere herunterbrennen konnten und auch ein Herabfallen glimmender Teile auf die Tiere selbst ausgeschlossen war; sonst hätten sie sich naturgemäß auf keine Weise trotz noch so großer Treibermassen als Herde zusammenhalten lassen. Livius hat seiner Auffassung von diesem Manöver mit reger Phantasie willig Raum gegeben (17, 2—5), während Polybius von solchen irrtümlichen Ausmalungen frei ist.

So ergibt sich aus der richtig verstandenen Darstellung des griechischen Gewährsmannes klar und, wie ich denke, sachlich einwandfrei, daß das von Hannibal überstiegene iugum Calliculae, d. h. Viehsteigpaß, nicht der Gebirgsriegel von Vairano, sondern der Höhensattel zwischen Cales und Teanum ist. Was Polybius mit seiner Bezeichnung *κατὰ τὸν Ἐριβιανόν* meint, ist aber auch für das Verständnis des berühmten Manövers Hannibals völlig belanglos.

Berlin-Steglitz. Konrad Lehmann.

Das werdende Handbuch der Archäologie[1])

Nachdem ich vor zwei Jahrzehnten mit einer Entschiedenheit, die damals einiges Aufsehen erregte, schwerlich aber unbillig gefunden wurde, den Stab gebrochen hatte über Karl Sittls *μέγα κακόν*, durch das Iwan Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft entstellt ward[2]), mußte ich mich fast für verpflichtet halten, das neue Handbuch der Archäologie, das Sittls Machwerk ersetzen und endgültig beseitigen sollte, bei seinem Erscheinen zu begrüßen, und ich übernahm umso lieber eine der mir angebotenen Besprechungen, als ich mich mit der schweren Aufgabe eines solchen Handbuchs seit Jahren in Gedanken viel beschäftigt, ja sie gewissermaßen *in nuce* in meiner 'Archäologie'[3]) zu lösen versucht hatte. Im Einverständnis aber mit dem Herausgeber dieser Zeitschrift beschloß ich, die zweite Lieferung abzuwarten, um dann ein umso besser begründetes Urteil abgeben zu können, und ich durfte diese Verzögerung umso eher als entschuldbar ansehen, als ich dem neuen Handbuch in meinem vor der Marburger Philologenversammlung gehaltenen Vortrag über Otto Jahn bereits einige Worte gewidmet hatte[4]).

Dann kam der Krieg und hemmte, wie so vieles andere, auch den ersehnten Fortgang dieses großen Werks, und als der Herausgeber des 'Sokrates' sich auf meinen Wunsch noch einmal mit der Verschiebung der Besprechung einverstanden erklärte, da ahnten wir beide nicht, wie lang diese Hemmung währen sollte. Nun aber, nachdem fast drei Jahre seit der Übernahme der Verpflichtung vergangen sind, glaube ich mich der erneuten Erinnerung daran nicht länger entziehen zu dürfen.

Der Name des Herausgebers und die seiner vierundzwanzig Mitarbeiter sind uns auch Bürgschaft genug dafür, daß die Fortsetzung hinter dem auf diesen ersten 184 Seiten Geleisteten nicht zurückbleiben wird. Diese fünfundzwanzig Namen können, wie als Bürgschaft des Gelingens, so als Entschuldigung des einstigen Mißlingens des von Karl Sittl allein unternommenen Werkes gelten und nicht minder als Ruhmes-

---

[1]) Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. Band VI: Handbuch der Archäologie herausgegeben im Verein mit P. Arndt, F. W. v. Bissing, L. Curtius, H. Dragendorff, K. Dyroff, E. Fiechter, G. Herbig, G. Karo, E. Löwy, A. Mayr, E. Pernice, E. Pfuhl, A. Rehm, G. Roeder, Br. Sauer, H. Schmidt, A. Schulten, J. Sieveking, M. Streck, L. v. Sybel, H. Thiersch, Th. Wiegand, P. Wolters, R. Zahn von H. Bulle. Erste Lieferung: Band I S. 1—184. München, Beck, 1913. Preis 4 ℳ.

[2]) Göttingische gelehrte Anzeigen 1895 S. 551—69.

[3]) Sammlung Göschen.

[4]) Sokrates II 1914 S. 9 ff.

titel Adolf Furtwänglers, der es allein auf sich genommen hatte und, wenn irgendeiner, auf sich nehmen durfte, das verfehlte Handbuch durch ein besseres zu ersetzen.

'Zwei Darstellungen der Geschichte der antiken Kunst waren, wie uns die "Ankündiguung" sagt, von Furtwängler geplant, eine streng gelehrte, mit dem ganzen wissenschaftlichen Apparat ausgestattete, und daneben eine kürzere, die für die weiteren Kreise der Gebildeten bestimmt war. Den Anfang der zweiten hat Furtwängler in den Herbstferien 1907 vor seiner letzten Reise nach Ägina niedergeschrieben. Wie das in der Deutschen Rundschau 1908 veröffentlichte Bruchstück erkennen läßt, wäre es eine groß gesehene Geschichte der griechischen und römischen Kunst geworden. Das größere, von dem Verfasser nicht mehr in Angriff genommene Werk war dazu bestimmt, im Rahmen des Handbuchs der klassischen Altertumswissenschaft eine Gesamtdarstellung der Archäologie zu geben, wie sie seinerzeit Karl Sittl zu schreiben versucht hatte.'

Die 'wahrhaft kritische Geschichte der alten Kunst,' für die ich in jenem Vortrag in Marburg unserer Wissenschaft einen anderen Otto Jahn gewünscht habe, wäre das schwerlich geworden, obgleich Furtwängler in seinen letzten Jahren, wie mich dünkt, nicht mehr der Furtwängler der 'Meisterwerke' gewesen ist. Aber das Buch sollte auch weit mehr bringen als eine Geschichte der Kunst, gar nur der Griechen und Römer. Eine solche nun durch Arbeitsteilung entstehen zu lassen wäre bedenklich, weit bedenklicher als eine 'Weltgeschichte in Einzeldarstellungen.' Aber wenn neben der 'klassischen' Kunst Ägypten und Vorderasien, die Vorzeit Griechenlands, die Urzeit aller übrigen Länder der alten Welt, endlich die Ausläufer der griechisch-römischen Kunst ihren Platz forderten, dann ließ sich schon eher an eine Arbeitsteilung denken, und innerhalb der klassischen Kunst mochte die oft beliebte Scheidung der Baukunst, Bildkunst, Malerei hier allenfalls noch einmal statthaft scheinen. So entschloß man sich denn, den Stoff zu verteilen, als sich nach Furtwänglers Tod begreiflicherweise kein einzelner bereit finden ließ, die verwaiste Aufgabe als Ganzes zu übernehmen. Unbedenklicher noch war solche Arbeitsteilung bei den Abschnitten, die der Geschichte der Kunst vorausgehen und folgen sollten. Zwei Bände des geplanten Werks sollen der Geschichte gewidmet sein; auf vier aber (mit den Abbildungen auf fünf) ist das Werk berechnet.

Von 'Gegenständen und Hilfsmitteln der archäologischen Forschung' soll der erste Band handeln, eine 'Systematische Denkmälerkunde' soll ein vierter bringen. Da konnte füglich jedes einzelne Kapitel einem anderen zugewiesen, mehr als eines auf verschiedene Verfasser verteilt werden.

Nur die ersten drei Kapitel des ersten Bands sind bis jetzt erschienen. Da spricht der Herausgeber Heinrich Bulle über Wesen und Methode der Archäologie (S. 1—79), während Bruno Sauer die Geschichte der Wissenschaft erzählt (S. 80—141), Theodor Wiegand Untergang und Widergewinnung der Denkmäler schildert. In den folgenden Kapiteln sollen Dyroff, Herbig und Rehm (D) die Schriftdenkmäler des Altertums a) nach Schriftform und Sprache,

b) nach Gattungen und Inhalt kennen lehren, Sauer (E) von den antiken Schriftzeugnissen zur Denkmälerkunde handeln, endlich Sauer, Roeder, Schulten und Streck in einer 'archäologischen Ortskunde' und einer 'Museographie' 'Die Denkmäler nach ihrem Ort' vorführen. Darauf folgt dann, wie schon gesagt, im zweiten und dritten Band die Geschichte der Kunst des Altertums, bei der nicht weniger als sechzehn Forscher sich in die Arbeit geteilt haben. Endlich handeln im vierten Band von Stoffen und Technik (A) Bulle, Fiechter und Pernice, von Formen und Stil (B) Bulle, Fiechter und Pfuhl, von den Gegenständen der Darstellung (C) Curtius, von den Denkmälern nach ihrem Zweck (D) derselbe, von Künstler und Käufer (E) Löwy, vom Künstler und Beurteiler, von der antiken Ästhetik (F) Bulle.

Nicht geringe Hoffnung setze ich auf die Geschichte der alten Kunst. Sie soll einen stattlichen Stamm gesicherten Wissens um die alte Kunst erkennen lassen; sie mag dieses Stammes Wachstum bis in die feinsten Verästelungen kühner Hypothesen verfolgen, aber sie muß erbarmungslos alle geilen Triebe abschneiden, die zuweilen den Stamm so umwuchern, daß seine gesunde Kraft kaum noch erkennbar ist. Das Vertrauen aber in die Gerechtigkeit und Zuverlässigkeit der hier geübten Kritik darf nicht allein auf der Wertschätzung des Kritikers beruhen, sondern es muß sich auf Grundsätze und Maßstäbe gründen, die dem Bereich der Subjektivität entrückt zu sein scheinen. Dergleichen hoffen wir im vierten Band zu finden, zumal in seinem zweiten Kapitel, das von 'Formen und Stil' handeln soll, und ich bekenne, daß ich auf diese Teile des Buches ganz besonders gespannt bin, und wenn der Forscher, der uns die Grundsätze darlegt ein anderer ist als der, den wir sie anwenden sehen in seiner geschichtlichen Darstellung, so kann das unser Zutrauen nur stärken zu den Grundsätzen wie zu der Darstellung. Was Sittl von archäologischer Methode uns zu bieten hatte, das konnte nach seiner Art und Arbeitsweise nur dürftiges Gestammel sein; für das, was hier zu erwarten steht, weckt Bulles einleitender Abschnitt über Wesen und Methode der Archäologie das günstigste Vorurteil.

In dem Urteil über den Namen und Begriff glaube ich mit Bulle minder uneinig zu sein, als es nach ein paar Stellen, an denen er meiner 'Archäologie' die Ehre der Erwähnung erweist, scheinen könnte. Freilich habe ich den Namen 'wunderlich und nur durch den Gebrauch verständlich' genannt. Aber damit habe ich ihn nicht 'anfeinden', noch der Sprache das Recht bestreiten wollen, den Worten durch den Gebrauch einen besonderen Sinn zu geben, den sie an sich nicht haben. Immerhin dürfte es nicht leicht eine andere Wissenschaft geben, deren Name auch für den, der die Sprache, aus der der Name stammt, kennt, an sich so wenig deutlich ist, wie dieser, und wunderlich kommt er uns dann besonders deshalb vor, weil er bei scheinbarem Gleichklang so ganz anders gebildet ist als der Name der Schwesterwissenschaft 'Philologie'. Wichtiger ist es mir aber, die Vorstellung abzuwehren, als ob ich unter Archäologie nichts anderes verstanden hätte, als 'die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Kunstdenkmälern des Altertums in dem Umfang in dem ihr auf

unseren Hochschulen ein besonderer Lehrstuhl zugestanden ist, d. h. in der Beschränkung auf die Griechen und Römer' (Bulle S. 4 u. S. 75). Dies habe ich doch nur als den landläufigen Begriff bezeichnet, nicht für eine Definition ausgegeben, meinerseits vielmehr die Archäologie 'Denkmälerforschung im weitesten Sinn' genannt, auch auf die anderen 'Archäologien', die neben der 'klassischen' bestehen oder bestehen sollten, ausdrücklich hingewiesen (I S. 10). 'Denkmäler' aber waren für mich, nach Conzes Wort, 'alle in räumliche Form hineingeschaffenen Menschengedanken'. Bulle freilich nennt die Archäologie 'eine wissenschaftliche Methode, anwendbar auf eine bestimmte Gattung menschlicher Betätigungen und Leistungen, nämlich auf alles von Menschenhand Geformte, soweit zu seiner höheren wissenschaftlichen Verwertung eine vorbereitende Zurichtung des Materiales nötig ist' (S. 12). Übereinstimmend nannte einst Usener die Philologie 'eine Methode der Geschichtswissenschaft'[1]). Aber so wenig wie Usener ist Bulle geneigt, seine Wissenschaft von 'der höheren Bearbeitung der eigentlichen Probleme' auszuschließen, obgleich hier wie dort anmaßliche Historiker bereitstehen um die zugehauenen Steine in Empfang zu nehmen, die sie allein zum Bau gestalten zu können sich einbilden. Wenn das aber der Archäologe selbst unternimmt, ohne daß er damit aufhört, Archäologe zu sein, dann ist 'Archäologie' doch etwas anderes als nur eine 'Methode'. Ich verkenne nicht, daß Bulle mit einem reichlicheren Tropfen philosophischen Öls gesalbt ist als ich; aber mir scheint doch, daß auch er mit reinlogischen Gedankengängen nicht auskommt, vielmehr der historischen, von Zufälligkeiten nicht freien Entwicklung des Begriffs einen erheblichen Einfluß auf seine Begriffsbestimmung zugestehen muß.

Vollends einig bin ich mit Bulle in der Verurteilung der Lehre von der Identität der archäologischen und philologischen Methode[2]).

'Eine wissenschaftliche Methode', sagt Bulle (S. 15), 'ist die Anwendung der allgemeinen Denkgesetze auf bestimmte Objekte', und aus dem Charakter dieser Objekte entwickelt sich die Methode. Sie 'ist im Grunde nur eine Summe von Erfahrungen, mit deren Hilfe man jeden neuen Fall rascher und sicherer bewältigen kann, als wenn alle logischen Überlegungen jedesmal neu angestellt werden müßten.' Jede neue Erfahrung kann eine Wandelung der Methode nach sich ziehen. 'Darum ist es nicht möglich, allgemein gültige und unumstößliche methodische Regeln aufzustellen, die für alle nur denkbaren Fälle passen müßten, wie dies die Logik tut'. 'Vielmehr besteht das Ferment des wissenschaftlichen Arbeitsprozesses in einem unaufhörlichen Nachprüfen und Weiterentwickeln der Methode nach Maßgabe jedes einzelnen Falles' (S. 16).

Wenn die Beschreibung mit Recht als die erste Funktion der archäologischen Methode bezeichnet wird (S. 16—25), so scheiden sich gleich hier Archäologie und Philologie, da für diese eine entsprechende Beschreibung nicht in Betracht kommt.

---

[1]) Philologie und Geschichtswissenschaft (Bonn 1882) = Vorträge und Aufsätze S. 3—35. Vgl. Bulle S. 7.

[2]) Vgl. Sokrates II 1914 S. 8f.

'Beschreibung', 'Zeitbestimmung' (S. 25—31) und 'Erklärung' (S. 31—51) sind, nach Bulle, die 'Operationen, die man als solche unteren Grades bezeichnen könnte gegenüber den höheren Problemen des kunstgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Verstehens' (S. 31). Aber Bulle verkannte nicht, daß 'das Erklären, ähnlich wie die stilistische Zeitbestimmung, bereits unmittelbar in die höchsten Aufgaben hinüberleitet und streng genommen nur in engem Zusammenhang mit ihnen versucht werden kann', und schließlich führt ja auch die Beschreibung mit der Aufgabe der Ergänzung in höhere Regionen, in denen sich niemand gefahrlos bewegen kann, der nicht Zeitbestimmung und Erklärung beherrscht.

Bei allen drei 'niederen' Funktionen sind die Objekte der 'Archäologie' in unserem deutschen Sinn zu einer Einheit zusammengeschlossen, im Gegensatz zu anderen Objekten, die der französische Begriff des Worts *archéologie* noch umfaßt, durch verschiedene Bedingungen. Bei der Beschreibung ist es der fast immer verstümmelte oder doch veränderte Zustand, bei der Zeitbestimmung der fast ausnahmlose Mangel äußerer Zeugnisse, bei der Erklärung die Fremdheit der Vorstellungen, in die wir uns erst mühsam versetzen müssen, bei allen dreien die Zufälligkeit und Spärlichkeit des uns erhaltenen Denkmälerbestands, die bei den Denkmälern des Altertums den äußeren Vorbereitungsarbeiten beinahe den breitesten Raum zuweisen.

Bulle sieht in der Völkerwanderungszeit 'die Wende für die wissenschaftliche Behandlung der erhaltenen Werke von Menschenhand' (S. 11; vgl. S. 75). Man muß wohl den Begriff der 'Völkerwanderung' sehr weit ausdehnen, wenn der Einschnitt damit nicht zu früh angesetzt sein soll; die Wende liegt da wo die Denkmäler, die der Spaten dem Boden erst abgewinnen muß, an Zahl und Bedeutung zurücktreten gegen die über dem Boden erhaltenen durch zahlreiche sichtbare Fäden mit der Gegenwart verbundenen.

Für Beschreibung im engeren Sinn, für Widerherstellung durch Zusammensetzung und Ergänzung, für richtige Aufstellung — nicht nur eine Frage der 'Museumstechnik' —, endlich für die 'wissenschaftliche Widerherstellung', die über die äußere Herrichtung hinausgeht, erhalten wir gute Lehren, die durch mannigfaltige Beispiele erläutert werden.

Der Zeitbestimmung durch äußere Beweismittel wird niemand die zweite Stelle unter den archäologischen Operationen streitig machen, während man der Stilbestimmung vielleicht in vielen Fällen die Erklärung besser vorangehen läßt. Äußere Beweismittel spendet uns in seltenen Fällen der Zufall in einer datierenden Inschrift oder der mehr oder weniger sicheren Verbindung eines Denkmals mit einer datierenden Überlieferung, öfter suchen wir sie zu erzwingen durch die Beobachtung von Fundumständen, die widerum der Zufall mehr oder weniger beredt sein läßt. Die Datierung auf Grund von Beobachtungen technischer Eigentümlichkeiten leitet dann über zur Datierung aus den Formen, aus dem Stil, für die wir indessen erst durch die durch äußere Zeugnisse datierten Denkmäler die Anhaltspunkte gewinnen müssen.

Die Erklärung der Denkmäler (S. 31—51) ist eine doppelte, 'eine äußere und eine innere, d. i. erstlich die Feststellung der ursprünglichen Bestimmung und des Zweckes, zu dem das Werk geschaffen wurde, zweitens das Verständnis seiner ornamentalen und bildlichen Formen und Darstellungen nach ihrem sachlichen Inhalt.'

Da ist die Rede von dem Fehlen — ich würde lieber sagen: der beschränkten Geltung! — 'zweckfreier' Kunst, *l'art pour l'art,* im Altertum, von der Erklärung der Ornamentformen, von der innerlichen und äußeren Charakterisierung bei figürlichen Darstellungen, von der Sacherklärung durch Denkmälervergleichung und durch literarische Überlieferung — 'es ist eine der wichtigsten methodischen Errungenschaften, daß die Erklärung eines Denkmals nicht isoliert, noch auch lediglich mit Hilfe erläuternder Schriftstellen in Angriff genommen werden darf, sondern daß das Werk zuerst und in weitestem Umfange aus sich und seinesgleichen heraus verstanden sein muß' (S. 35). Es wird eindringlich gesprochen von 'der tiefen Wesensverschiedenheit zwischen den literarischen und bildlichen Ausdrucksmitteln', von dem Nacheinander des Worts, dem Nebeneinander der bildenden Kunst, von der Verschiedenheit des Verhältnisses zwischen Inhalt und Form in der Wortkunst und der Bildkunst, von dem Unterschied des künstlerischen und geistigen Inhalts beim Kunstwerk, von den verschiedenen bei der Entstehung eines Kunstwerks beteiligten Faktoren: dem Willen des Bestellers, dem Können und dem Temperament des Künstlers, seinem Wissen und Bildungsstand, endlich den allgemeinen Kulturzuständen, Lebensformen, Weltanschauungen (S. 37). Ganz besonders wertvoll scheinen mir aber die Abschnitte zu sein, die von dem Verhältnis der literarischen Überlieferung zur Denkmälerwelt handeln (36—46 S. 39 f.).

Wenn ich die Hauptsätze hier zusammenstelle, geschieht es nur, um den Leser zu dem Buch selbst hinzulocken.

Poesie und Bildkunst sind 'zwei autonome Gebiete', die bildende Kunst steht keineswegs in einem Abhängigkeitsverhältnis zur redenden — 'auch nicht in der Kleinkunst'. 'Der Begriff der Illustration ist den eigentlich schöpferischen Zeiten der Antike fremd'. 'Der ungeheure Reichtum von Gedanken und Geschichten, der in der bildenden Kunst nach Ausdruck strebt, wächst heraus aus dem geistigen Allgemeinbesitz der Zeit', und der Bildkünstler nimmt auch für sich das Recht in Anspruch, die überlieferten Sagen umzugestalten und weiterzubilden. 'Daß die Kunst nicht erzählen kann, sondern charakterisieren muß', ist 'das wichtigste immanente künstlerische Gesetz gegenüber dem Stoffe'. 'Wennn der Künstler in der Wahl des Themas frei ist', wird er Situationen auswählen, die 'fruchtbare Momente' in Lessings Sinne sind. 'Aber die volle Freiheit im Stofflichen ist allerdings wohl nicht die Regel'. Doch liegt der Zwang bei der Stoffwahl und Behandlung in der griechischen Kunst vornehmlich im Künstlerischen — in der sinnvollen Wahl — niemals aber im Sinne einer 'Allegorie' — und in der 'künstlerischen Ökonomie', der 'immanenten Macht des einmal Geformten'. 'Daraus entspringt eine Erscheinung, die für die Sachdeutung der alten Kunstwerke von größter Wichtigkeit ist und die man unter dem Schlagwort der 'bildlichen

Tradition' zusammenzufassen pflegt (S. 43). 'Es handelt sich dabei um die Entstehung von künstlerischen Schematen oder "Rahmenformen", in die nach Bedarf auch ein anderer sachlicher Inhalt gegossen werden kann.' 'Genauer untersucht ist die bildliche Tradition besonders in der archaischen griechischen Kunst, namentlich in der Vasenmalerei'.

Aber auch 'die Erfindung der Bilderschemata selbst hängt mehr als zunächst bemerkbar von äußerlichen Dingen ab' — 'von der Darstellbarkeit innerhalb gegebener Raumgrenzen und mit wenig entwickelten Darstellungsmitteln' (S. 45). Die Anpassung an den Raum führt dann auch zu freistem Schalten mit den Bilderschemata, in Erweiterung und Verkürzung. Es folgen lehrreiche Andeutungen über 'die Quellen, aus denen die Urheber der bildlichen Typen geschöpft haben' und über 'Rückschlüsse aus Bildwerken auf uns unbekannte Legenden, Sagenversionen und Mythen'. Trotz dieser mannigfachen Beziehungen zwischen 'Bild und Lied' bleibt aber der Satz bestehen, den Bulle nachdrücklich an den Schluß seiner Erörterungen stellt (S. 48) daß 'in der bildenden Kunst vielfach eine ganz andere Ideenwelt zum Ausdruck kommt als in der uns erhaltenen Poesie'. Während diese uns im allgemeinen nur die großen geistigen Oberströmungen widerspiegelt, bringt die bildende Kunst, als 'die bescheidene und getreue Dienerin des täglichen Lebens, auch der Armen an Geist und Habe, und Höchstes und Niedrigstes auszudrücken und zu gestalten in gleicher Weise bereit und befähigt' uns auch 'die breite und dunkle Fülle der Gedanken, Gefühle und Glaubensvorstellungen' nah, 'die das Volk bewegen und die doch den Untergrund für jenes Höhere bilden'. Diese Tatsache, am wertvollsten vielleicht bei der Erforschung der religiösen Vorstellungen, kann nicht ohne Einfluß bleiben auf die Methode der Behandlung beider Wissensquellen.

Den Abschluß des Kapitels bildet die anregende Skizze einer Geschichte der wissenschaftlichen Erklärung (S. 49—51), in der neben Winckelmann und Zoega vor anderen Heinrich Brunn und Carl Robert mit gebührender Dankbarkeit genannt werden.

Der vierte Abschnitt handelt von den 'Zielen der Archäologie' (S. 51—75). Diese 'Ziele' sind, nach Bulle, Formenforschung, Kunstforschung, Sachforschung, Ideenforschung. Die gleiche 'Skala' gilt auch für die Philologie; nur daß dort an die Stelle der Formenforschung die Sprachforschung tritt. Auf der untersten Stufe sind für beide Disziplinen die selbständigen Aufgaben am zahlreichsten und größten. 'Je höher aber die Betrachtung steigt, desto stärker werden die Disziplinen zum Zusammenarbeiten aufgefordert und gezwungen sein. Ihre Wege nähern sich einander; je mehr sie dem gemeinsamen Ziele zurücken, jenem Hochgebirge am wissenschaftlichen Horizont, dem geschichtlichen Verstehen des Werdeganges der Menschheit' (S. 53).

Die Formenforschung soll sich mit Wesen, Ausdrucksfähigkeit, Geschichte und Entwicklung aller von Menschen geschaffenen Formen beschäftigen. An dem Beispiel der Entwicklungsgeschichte der Axt wird der Begriff der Formenforschung erläutert. 'Es ist kein Zufall, daß die Formenforschung zuerst in der prähistorischen Archäologie in allen ihren

Feinheiten ausgebildet worden ist, indem hier der Mangel aller bequemen schriftlichen Überlieferung die Augen schärfte' (S. 55). Aber sie muß auf alle Form, die sich an eigentlichen Kunstwerken findet, angewendet werden und bildet hier die Unterlage für die höhere Betrachtung.

'Die Formenforschung verhält sich zur Kunstforschung wie die Grammatik zu den höheren sprachlichen Kunstformen (Rhetorik, Metrik, Poetik)'. 'Die Kunstforschung unterrichtet uns über das Wesen des Kunstwerkes als einer bewußten Schöpfung, die ein seelisches Bedürfnis befriedigt und geistige Ideen vermittelt' (S. 57).

'Die Aufgaben der Kunstforschung kann man von zwei Seiten in Angriff nehmen, von seiten des äußeren historischen Geschehens, d. h. also von der Eigenart der Menschen her, durch die und für die die Kunst gemacht worden ist; oder aber aus dem Wesen der Kunstwerke selbst, soweit wir sie besitzen'.

Auf dem ersten Weg ist Heinrich Brunn vorgegangen. Mit nachschaffender Intuition hat er 'aus den ärmlichsten Bruchstücken von Schilderungen die Individualitäten der alten Künstler, ihre künstlerische Grundfärbung wie ihren persönlichen Stil, widererstehen lassen, und zwar unter absichtlicher Beiseitlassung aller erhaltenen Werke'. Diese 'Isolierung des Problems' war ein Glück. 'Hätte Brunn die Betrachtung der Denkmäler nach dem Stande von 1850 hineingezogen, so wäre der klare Spiegel, mit dem er das Bild von einer bestimmten Seite her auffing, getrübt gewesen und es würde durch jede neue Ausgrabung verändert worden sein'.

'Jetzt sind wir nahe daran, das Entgegengesetzte zu versuchen und eine Kunstgeschichte ohne Künstlernamen, nur auf Grund der erhaltenen Werke zu schreiben'. Eher als für die Kunst neuerer Zeiten ist das für die alte Kunst möglich. Von dieser Kunstgeschichte werden dann Verbindungsfäden zur Künstlergeschichte hinübergesponnen werden können.

'Die Überlegung aber, wie denn nun diese Gruppierung der Denkmäler und das Aufspüren des persönlichen Anteils der Künstler zu erfolgen hat, führt uns in das Zentrum des künstlerischen Problems' (S. 60).

Ich würde Bedenken tragen, Bulles nun folgende gedankenreiche Darlegungen so zusammenzupressen, wie ich es bisher, womöglich allerdings in engem Anschluß an des Verfassers eigene Worte, gewagt habe, indem ich damit freilich für die Besprechung des Buches einen ungewöhnlich großen Raum in Anspruch nehme. Der Verfasser aber überhebt mich des Wagnisses; indem er selbst (S. 70) seine Gedanken zusammenfaßt. Diese Sätze mögen hier stehen und den Leser zu den vorangehenden Ausführungen hinziehen: 'Wir fassen somit als die Aufgaben der Kunstforschung, zu erkennen: 1. die Wandlung der künstlerischen Sehfähigkeit im Verlaufe der Weltgeschichte, sowie die Mittel, welche die Künstler als Vermittler des von ihnen Geschauten gefunden haben; 2. die Umwandlung des Realen in künstlerische Sichtbarkeit, d. h. die Art, wie die Künstler sich und den anderen die sichtbare Welt erforscht, gegliedert und dargestellt haben; 3. den Anteil des einzelnen Künstlers an diesem Werke und wie sich

seine persönliche Auffassung im fertigen Werke offenbart hat. Das alles zusammen aber lehrt uns den einen der großen Wege kennen, auf denen der Mensch sich selbst entdeckt und sich in seiner Stellung zum Kosmos zu orientieren gesucht hat' (S. 70).

Sehr kurz ist der Abschnitt über die Sachforschung, in der die Archäologie 'in engste Berührung tritt zur Geschichte und zur Philologie, die beide von ihrem Material aus das Gleiche anstreben', und schließlich mit jener zur Kulturgeschichte verschmelzen (S. 71 f.).

Endlich die Ideenforschung (S. 72—75), die sich auf die Sachforschung aufbauen soll wie auf die Formenforschung die Kunstforschung. 'Die Religion ist mehr als irgendein anderer menschlicher Ideenkreis Auftraggeberin sowohl der formenschaffenden, wie der darstellenden Kunst. Da nun die religiösen Denkmäler stets der unmittelbarste Ausdruck eines wirklichen religösen Geschehens sind, kann man durch ihre Erforschung auf direkten Wegen zu den letzten Gedanken emporsteigen, auf Wegen, die bisweilen gerader und übersichtlicher sind als andere, und die nicht selten Erkenntnisse bieten, die nirgendwo sonst zu erlangen sind'. Weniger wird man für das politische Leben des Altertums, mehr schon für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, am meisten für das 'Privatleben', für 'das persönliche Leben des einzelnen in Familie und Beruf, in Arbeit und Genuß' aus den Denkmälern lernen — 'Dinge, die dem gesprochenen Wort weit schwerer, der literarischen Behandlung oft gar nicht zugänglich sind'.

Der fünfte und letzte Abschnitt des Bulleschen Anteils an dem Buch beschäftigt sich mit dem Verhältnis der Archäologie zu den Nachbargebieten; das sind nicht die anderen 'Archäologien', die neben der klassischen ihr Recht geltend machen, sondern die neuere Kunstgeschichte, die klassische Philologie, die alte Geschichte, weiterhin Ethnologie, Anthropologie, Volkskunde, Religionswissenschaft, Philosophie S. 75—79).

Über die beiden anderen Hauptabschnitte der ersten Lieferung unseres Handbuchs darf ich mich kurz fassen, obgleich sie zusammen etwas mehr als die Hälfte ausmachen.

Daß für Bruno Sauers Geschichte der Archäologie (S. 80 bis 141) Karl Bernhard Starks gelehrtes Werk 'im wesentlichen die Grundlage geliefert hat, ist', nach des Verfassers eigenen Worten, 'natürlich und wird dem Kundigen nicht entgehen'. Nicht mit Unrecht nennt Sauer diese 'beste Geschichte unserer Wissenschaft ein sehr belehrendes, aber für den Leser ungenießbares Buch'. Gern will ich zugeben, daß Sauers Darstellung hier vor der Starks einen Vorzug hat; auch will ich glauben, daß ihr 'der Reiz des Eigenen und Persönlichen nicht ganz fehlt', ohne es für meine Rezensentenpflicht zu halten, dieses Eigene aufzuspüren und ans Licht zu stellen. Aber im Ganzen hat mich doch — ich muß es gestehen — diese Geschichte der Archäologie etwas enttäuscht, und das beruht wonicht auf einer etwas zu starken Abhängigkeit von Starks Buch, das eben doch nur ein Torso und außerdem mehr als ein Menschenalter alt ist, so vielleicht auf einer von

meiner Auffassung verschiedenen Vorstellung von dem, was an dieser Stelle nützlich und erwünscht wäre.

Daß Sauer der neuesten Entwicklung unserer Wissenschaft mit nicht geringerer Aufmerksamkeit als ich gefolgt ist, nehme ich ohne weiteres an, und er hat es überdies vor zehn Jahren durch seine Beteiligung an dem Krollschen Buch bewiesen[1]). Aber wenn ich auch zugeben müßte, daß 'die Archäologie des letzten Menschenalters' 'prinzipiell Neues' kaum aufzuweisen hätte (S. 136), so bin ich doch entschieden der Überzeugung, daß für ein Handbuch die letzten Bereicherungen und Verfeinerungen der Methoden, die Sauer der Gegenwart zugesteht, wichtiger sind als die ersten Wurzeln dieser selben Methode, die eine liebevolle Versenkung in die Literatur der Vergangenheit etwa aufspüren mag. Auch in der Wissenschaft kann ein Name der Geschichte angehören, ehe sein Träger von uns geschieden ist. Würde Furtwänglers Name in dieser Geschichte unserer Wissenschaft fehlen sollen, wenn ihn nicht ein vorzeitiger Tod ihr entrissen hätte? Fehlt etwa deshalb der Name Loeschkes, weil dieser damals noch unter den Lebenden war?

Für den Fortschritt der Wissenschaft in der nächsten Zukunft, dem ein solches Handbuch doch vornehmlich dienen will, kann ein Irrtum Furtwänglers wichtiger sein als eine richtige Ahnung Winckelmanns.

Natürlich will ich dem ἀρχηγέτης der Archäologie seinen Platz auch in dieser Geschichte nicht rauben. Gern würde ich ihm sogar mehr als diese sechs Seiten gönnen, auf denen die äußerlichen Daten dieses wunderbaren Lebenslaufs einen verhältnismäßig etwas breiten Raum einnehmen müssen, dann aber freilich der Schilderung auch ein wenig mehr von der Perspektive wünschen, in der uns Justi seinen Helden so meisterhaft zeigt, ohne seiner Größe nach meinem Gefühl zu nahe zu treten. Auf Justis unvergleichliches Buch den Leser zu verweisen, das ist ja freilich das Beste, was jeder, der über Winckelmann spricht, tun kann, und das tut Sauer mit gebührendem Nachdruck (S. 101), und so mögen die sechs Seiten schließlich genügen. Aber genau ebenso viele für 'die Archäologie der Gegenwart' (S. 136—41), das scheint mir zu wenig, und zwanzig Seiten für die Archäologie vor Winckelmann scheint mir zu viel. Diese 'Prähistorie' hätte ich mit gutem Gewissen Starks Handbuch überlassen, in der Meinung, daß es genügt, wenn an einer Stelle der Weg zu dieser Literatur gebahnt ist — wenn aber von Caylus gesprochen wurde, so hätte Rocheblaves Buch — *Essai sur le comte de Caylus* (Paris 1889) — auf S. 92 erwähnt werden sollen.

Winckelmanns Bild an den Anfang gestellt, gezeichnet mit wenigen kräftigen Strichen — nicht das Bild des Sterblichen in dem Abenteuer seines Lebens, sondern des Unsterblichen *sub specie aeternitatis* — ein paar Seitenblicke auf Caylus, Lessing, Goethe, ein kurzer Rückblick allenfalls auf die 'Vorläufer', dann die Schilderung der Folgezeit — sagen

[1]) Die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert. Eine Übersicht über ihre Entwicklung in der Zeit von 1875—1900 (Leipzig 1905): Antike Kunst S. 396—427.

wir der Gegenwart, mit Zoega beginnend, in wachsender Ausführlichkeit, an ihrem Wissen Winckelmanns Ahnungen messend, an der Grenze des Reichs der Lebenden wohl mit der Charakteristik der Menschen, nicht aber mit der der Werke innehaltend — Furtwänglers 'Meisterwerke' und Wickhoffs Einleitung zur Wiener Genesis gehörten auch schon vor zwanzig Jahren der Geschichte unserer Wissenschaft an — aller Arbeit bis auf die letzten Irrwege des Tags nachgehend, die Werkzeuge der Methode bis zu den allerneusten, noch kaum erprobten prüfend — so denke ich mir die Geschichte der Archäologie in einem solchen Handbuch, und ich finde, daß dieser meiner Anschauung weit eher Bulles hier und dort eingeflochtenen anregenden historischen Skizzen entsprechen als Sauers datenreiche Erzählung.

Im dritten Hauptabschnitt endlich spricht Theodor Wiegand über Untergang und Widergewinnung der Denkmäler (S. 142—184): I. Der Untergang der Denkmäler; II. Zufällige Widerentdeckungen; III. Die wissenschaftliche Aufsuchung; IV. Methode der wissenschaftlichen Ausgrabung; V. Erhalten und Sammeln; VI. Wissenschaftliche Aufnahme der Denkmäler; VII. Denkmalschutz; so lauten die Überschriften der Kapitel.

Daß der erfahrene Meister der Ausgrabungs- und Museumstechnik uns über diese Dinge Treffliches zu sagen weiß, versteht sich von selbst. Ganz besonders gilt das von den letzten Kapiteln, während das zweite und dritte Kapitel wohl mit Rücksicht auf das in aller Händen befindliche und mit verdientem Lob erwähnte Buch von Michaelis sehr kurz gefaßt sind, so daß die Geschichte der Ausgrabungen sogar zu einfachen 'Regesten' zusammenschrumpft (S. 152—155). Daß mir die Lehren des vierten Kapitels allzusehr auf Ausgrabungen größten Maßstabs und auf den Orient zugeschnitten zu sein scheinen, habe ich dem Verfasser schon sagen dürfen, als er die Freundlichkeit hatte, mich die Korrekturbogen lesen zu lassen, wodurch er vielleicht zu der Anmerkung auf S. 155 bewogen worden ist. Ich muß aber sagen, daß mir auch eine so ins einzelne gehende Belehrung — über die Wundbehandlung mit zehnprozentiger Jodtinktur, über die Größe der Kippmulden, über die Form der Schaufeln usw. usw. werden wir unterrichtet[1]) — nicht ganz dem Zweck dieses Handbuchs zu entsprechen scheint, das doch nicht für lauter Ausgräber von Beruf und gar nur solche im Orient bestimmt scheint. Diese freilich könnten sich keinen besseren Lehrer wünschen

[1]) Zu S. 157, auf der als Muster eines 'Expeditionshauses' Grundrisse und Schnitt des deutschen Hauses beim Didymaion von Milet mitgeteilt sind, kann ich mir Mitte Juni 1916 die Anmerkung nicht versagen, daß nach neuesten Zeitungsnachrichten am 26. Mai zwei Kriegsschiffe unserer Feinde die Heldentat vollbracht haben, dieses Haus in Trümmer zu schießen. Zahlreichen anderen Beweisen für die 'Kultur' der 'Entente' reiht sich dieser würdig an, zugleich ein Zeugnis für die Überlegenheit unserer Waffen, die den Gegner zwingt, seine Lorbeeren auf dem Felde der Brutalitäten gegen das wehrlose Griechenland oder noch wehrlosere Ausgrabungshäuser zu suchen. Gewiß würde auch das Achilleion 'unter Wahrung der Hoheitsrechte Griechenlands' schon von französischen Granaten zerstört worden sein, wenn man sich nicht schmeichelte, den hohen Besitzer durch unwürdige Einquartierung nicht weniger zu kränken als durch die Zerstörung.

und müßten dem Verfasser sehr dankbar sein, wenn er seine Erfahrungen in einem ausführlicheren 'Vademekum' niederlegte.

Allen Ausgräbern aber, im Westen wie im Osten — und nicht nur den ausgrabenden Archäologen — gelten die trefflichen Worte, mit denen die Pflicht der Behütung freigelegter Denkmäler, wie die Pflicht der Veröffentlichung, 'ohne die eine Ausgrabung nichts ist' eingeschärft werden (S. 163 f.), allen auch die Mahnung, in der Herstellung nicht zu viel, in der Konservierung nicht zu wenig zu tun (S. 164 f.). Auch in dem Kapitel über die wissenschaftliche Aufnahme der Denkmäler (S. 169—176) findet man, neben Winken über die Beschreibung, für die ja auch Bulle an anderer Stelle Vorschriften zu geben hatte, sachkundige Angaben über die verschiedenen Publikationsverfahren, die nicht nur dem, der selbst sich vor solche Aufgaben gestellt sieht, nützlich sein können.

Schließlich wendet sich das letzte Kapitel an einen sehr weiten Kreis, indem es einen Überblick gibt über die Maßregeln des Denkmälerschutzes in allen Kulturländern also Material bietet zur Lösung einer schweren Aufgabe, deren man sich allmählich überall bewußt geworden ist, und an der keineswegs nur die Archäologen von Fach beteiligt sind und beteiligt sein sollen.

Ich schließe mit dem Wunsch, daß dieser Anzeige schneller die nächste, und nicht nur die nächste Lieferung des Handbuchs folgen möge, als die Anzeige selbst leider der ersten Lieferung gefolgt ist. Dann sollen die Leser dieser Zeitschrift ohne Verzug von dem ersehnten Fortgang des großen Werks unterrichtet werden.

Frankfurt a. M. Friedrich Koepp.

Neue Lesungen in griechischen Schriftstellern

Im folgenden lege ich einige Versuche zur Verbesserung griechischer Texte vor, auf die ich bei meinen Sammlungen für den demnächst im achten Bande der Glotta erscheinenden Aufsatz '*βούλομαι* und *ἐθέλω*' gekommen bin.

Herodot II, 2 *Οἱ δὲ Αἰγύπτιοι, πρὶν μὲν ἢ Ψαμμήτιχον σφεων βασιλεῦσαι, ἐνόμιζον ἑωυτοὺς πρώτους γενέσθαι πάντων ἀνθρώπων· ἐπειδὴ δὲ Ψαμμήτιχος βασιλεύσας ἠθέλησε εἰδέναι, οἵτινες γενοίατο πρῶτοι, ἀπὸ τούτου νομίζουσι Φρύγας προτέρους γενέσθαι ἑωυτῶν.* Ich übersetze: 'Aber nachdem Ps., auf den Thron gelangt, hatte wissen wollen, welches die frühesten Menschen wären, seitdem ist ihr Glaube, daß die Phrygier usw.' Wenn man hier übersetzen dürfte, wozu Steins Anmerkung '*ἠθέλησε εἰδέναι* = *ἐπύθετο, ἱστόρησε*' verleiten könnte, 'Aber nachdem Ps. in Erfahrung gebracht hatte, welches usw.', dann wäre alles in schönster Ordnung. Aber diese Gleichung ist nur ungefähr richtig, wenn man nämlich *ἐπύθετο, ἱστόρησε* versteht als 'danach gefragt, danach geforscht hatte', aber falsch, wenn die beiden Worte den hier allein passenden Sinn 'erforscht, erfahren hatte' haben sollen. Es kann *ἠθέλησε* bedeuten entweder 'den Wunsch bekommen hatte' oder 'zu dem Vorsatz (der Absicht) gekommen war'. Aber die Datierung einer Meinungsänderung über eine Tatsache nach dem aufsteigenden Wunsche oder der Absicht, die Tatsache zu erfahren, ist doch wohl ein Unding. Erst nach Feststellung der neuen Tatsache kann der Glaube daran seinen Anfang nehmen. Freilich meinen manche, solche Unklarheit des Gedankens dem guten, alten Herodot zutrauen zu dürfen. Aber bei dem fast unmittelbaren Nebeneinander von *ἠθέλησε εἰδέναι* und *ἀπὸ τούτου* halte ich das für eine allzu starke Zumutung. Besonders da im folgenden ja breit ausgeführt wird, wie Ps. zunächst vergebens forschte[1]), wie er dann ein eigenartiges Verfahren ausklügelt[2]), nach Verlauf eines Zeitraums von zwei Jahren[3]) die Kinder *βέκος* lallen und nach neuem Forschen[4]) Ps. findet, daß die Phrygier das Brot so nennen. '*Οὕτω*', heißt es dann weiter, und damit kehrt der Schriftsteller zum Anfang der Erzählung zurück, '*συνεχώρησαν Αἰγύπτιοι καὶ τοιούτῳ σταθμησάμενοι πρήγματι τοὺς Φρύγας πρεσβυτέρους εἶναι ἑωυτῶν.*

[1]) Stein Z. 6 *οὐκ ἐδύνατο πυνθανόμενος . . . εὑρεῖν.*
[2]) *ἐπιτεχνᾶται τοιόνδε.*
[3]) Z. 17 *ὡς γὰρ διετὴς χρόνος ἐγεγόνει.*
[4]) Z. 25 *πυνθανόμενος δὲ εὗρισκε.*

Daher schlage ich vor, zu schreiben *ἐξήννσε εἰδέναι* = es fertig gebracht hatte zu wissen. Dazu vgl. Eur. Hipp. 399 *ἐξήνυτον Κύπριν κρατῆσαι.* Bei Herodot freilich nur *ἐξανύω ἐς, ἐπί τινα τόπον* 6, 139. 7, 183.

Xen. Hell. I, 6, 5. *Ἐμοὶ ἀρκεῖ οἴκοι μένειν, καὶ εἴτε Λύσανδρος εἴτε ἄλλος τις ἐμπειρότερος περὶ τὰ ναυτικὰ βούλεται εἶναι, οὐ κωλύω τὸ κατ' ἐμέ.*

Büchsenschütz erklärt '*βούλεται* — d. i. Anspruch macht mit der Nebenbedeutung der Anmaßung' und zitiert Thuc. IV, 10, 1, wo auch Krüger schreibt '*βουλέσθω* maße sich an'. Ich bestreite nach meinen Sammlungen[1]), daß *βούλομαι* überhaupt diese Bedeutung haben könne. Die Thukydides-Stelle lautet '*μηδεὶς ὑμῶν ἐν τῇ τοιαύτῃ ἀνάγκῃ ξυνετὸς βουλέσθω δοκεῖν εἶναι*[2]), *ἐκλογιζόμενος ἅπαν τὸ περιεστὸς ἡμᾶς δεινόν, μᾶλλον δὲ ἀπερισκέπτως εὔελπις ὁμόσε χωρῆσαι τοῖς ἐναντίοις*'. Daß hier *βουλέσθω* übersetzt wird 'maße sich an', hindert, denke ich, die zweite Hälfte des Satzes. Denn *βουλέσθω* regiert doch auch *χωρῆσαι*, wozu es in der Bedeutung 'maße sich an' absolut nicht paßt. Sondern man muß übersetzen: 'niemand halte für besser, durch Hin- und Herüberlegen besonders klug zu erscheinen, sondern vielmehr, ohne rechts und links zu gucken, aber voller Zuversicht, sich auf den Feind zu werfen'. Ich möchte deshalb *ναύαρχος* vor *βούλεται εἶναι* einsetzen, dessen Ausfall durch *ναυτικὰ* veranlaßt sein könnte. Also: 'sei es, daß Lysandros oder irgendein anderer im Seewesen erfahrenerer Mann Flottenführer zu werden wünscht, so habe ich nichts dawider'.

Plato de rep. VII 516 C, *δοκεῖς ἂν αὐτὸν ἐπιθυμητικῶς αὐτῶν ἔχειν . . . ἢ τὸ τοῦ Ὁμήρου ἂν πεπονθέναι καὶ σφόδρα βούλεσθαι ἐπάρουρον ἐόντα θητευέμεν ἄλλῳ ἀνδρὶ παρ' ἀκλήρῳ [καὶ ὁτιοῦν ἂν πεπονθέναι μᾶλλον] ἢ ἐκεῖνά τε δοξάζειν καὶ ἐκείνως ζῆν;*

Die eingeklammerten Worte sind nicht nur überflüssig, sondern neben dem vorhergehenden und in der Antwort unmittelbar darauf zum drittenmal gesetzten *ἂν πεπονθέναι* äußerst schleppend, ja sinnstörend. Zwar scheint auf den ersten Blick *καί ὁτιοῦν ἂν κτλ* sich als Erweiterung des *θητ.* einigermaßen gut anzuschließen, aber in der Konstruktion ist es ja gar nicht dem von *βούλεσθαι* abhängigen *θητ.*, sondern dem ersten *ἂν πεπονθέναι καὶ βούλεσθαι* nebengeordnet. Wenn wir dann die Homerstelle (λ 489) nach ihrem Sinn verstehen, so würde sich hier etwa folgendes ergeben 'oder würde es ihm etwa 1. zumute sein wie Achill bei Homer, der lieber das schlimmste Los auf Erden, was er sich denken konnte, auf sich zu nehmen bereit war als das herrlichste im Hades, und 2. er alles Mögliche wohl auf sich nehmen lieber als usw.' Ist das nicht eine grobe Widerholung des selben Gedankens und soll man so etwas dem Schriftsteller zumuten?

---

[1]) s. Glotta VIII, 1ff.
[2]) Heilmann: 'lasse sich einfallen, seine Einsicht darin zeigen zu wollen'.

Ich möchte die eingeklammerten Worte tilgen. Der Interpolator wollte das ihm ungeläufige *βούλεσθαι ἤ* wegschaffen.

Euripides Herc. 854 *σοί τ᾽ οὐ παραινῶ μεγάλα βούλεσθαι κακά.* Nauck schreibt *σοὶ δ᾽* 'Musgrave und Kirchhoff *ὥστ᾽*.

Substantivisches Objekt bei *βούλομαι* kennen wir aus Homer *H* 21 *Τρώεσσι δὲ βούλετο νίκην* und fünf weiteren Stellen. Hom. hymn. Ap. P. 355 steht *μελεδῶνας*, Anth. lyr. Theogn. 188 *ἀφνεὸν (ἄνδρα)*, Anacr. 6 *Ἀμαλθείης κέρας* als Objekt neben *βούλομαι*. Sonst aber hat *β.* fast durchgängig[1]) nur einen Infinitiv oder das Neutrum eines Pronomens als Objekt bei sich. Meist schwebt auch in diesem Falle ein regierender Infinitiv vor und ergänzt sich leicht. So besonders bei Aischylos, Sophokles, Euripides[2]), Aristophanes. Plato allerdings, wie ja bei dem Philosophen begreiflich ist, hat oft Neutra von Adjektiven als Objekt zu *β.* wie *τὰ ἀγαθά, κακά, βλαβερά* u. a., ja sogar Nom. V 733 ABC *ἡδονήν, λύπην, βίον*, aber erst nach vorangegangenem und dann, wie ich meine, vorschwebendem Infinitivsatze (so *ἡδονήν* hinter *ἡδονὴν βουλόμεθα ἡμῖν εἶναι*). Nun aber hat zudem in allen diesen Fällen und, soweit ich sehen kann, überhaupt *βούλεσθαι* nur die Bedeutung 'lieber wollen, für sich wünschen, für sich erstreben oder beabsichtigen', nicht aber, was doch hier wohl allein paßt, 'auf etwas sinnen, Pläne schmieden zu etwas'. Deshalb schlage ich für *βούλεσθαι* hier vor *βουλεῦσαι*'. Da ferner im V. 848. 855. 859, wie ja auch zu erwarten ist, von der Lytta die beiden Göttinnen, Hera und Iris, immer zusammen genannt werden, halte ich für richtig, in V. 847 *σφαλείσας* zu schreiben und hier *τῷ τ᾽* für *σοί τ᾽*[3]). Also: *τῷ τ᾽ οὐ παραινῶ μεγάλα βουλεῦσαι κακά* 'deshalb rate ich nicht dazu, auf Unheil (gegen den Mann) zu sinnen'.

Radikaler wäre es, den Vers zu streichen.

Iph. A. 657 *θέλω γε· τὸ θέλειν οὐκ ἔχων ἀλγύνομαι.* Der Text ist unverständlich. Nauck in den Ann. crit. fragt: '*τὸ τελεῖν δ᾽*?

Wenn ich dafür vorzuschlagen wage '*τὸ μένειν δ᾽*', so geschieht es, weil ich meine, durch diese Lesung werde das '*μέν᾽, ὦ πάτερ*' des vorhergehenden Verses noch kräftiger wider aufgenommen als durch *τελεῖν*. Freilich erfordert es die Änderung von zwei Buchstaben statt des einen bei Naucks Vermutung.

Iph. A. 1270 *οὐδ᾽ ἐπὶ τὸ κείνου βουλόμενον ἐλήλυθα, ἀλλ᾽ Ἑλλάς, ἧ δεῖ κτλ.*

Substantivisch steht *τὸ βουλόμενον* auch Thuk. 7, 48, 3. 49, 1, der Plural *τὰ βουλόμενα* V. 33 unseres Stückes. Aber *ἐπί* mit Akkusativ in der Bedeutung 'unter (die Gewalt)' scheint mir, so geläufig der Sprache *ἐπί* mit Dativ in verwandter Bedeutung ist *(ἐπί τινι εἶναι, γίγνεσθαι)*,

---

[1]) Thuc. VI, 82, 4 *δουλείαν ἐβούλοντο.* Aber Reiske *δουλεύειν*; siehe Krüger.

[2]) Herc. 1305 erg. *πρᾶξαι;* Med. 868 erg. *μαθεῖν.*

[3]) *τῷ* 'deshalb' Hom. Attik. Soph. O. T. 511. Plat. Theait. 179 D. Soph. 230 B.

nicht nachweisbar. Ich schlage dafür *ὑπό* vor. Man vergleiche dazu z. B. Aisch. Ktes. 19 *ὑπὸ τὴν τῶν δικαστηρίων ἔρχεται ψῆφον* und *ὑπέρχεσθαι* in der Bedeutung 'sich demütigen, bücken unter' wie Plat. Krit. 53 E. Dem. 23, 8. Weiter nehme ich Anstoß an dem Nominativ *Ἑλλάς*, der nach Einführung eines neuen Subjekts in V. 1270 über den Genetiv *κείνου* hinweg zu *καταδεδούλωται* in V. 1269 konstruiert werden müßte. 'Nicht Menelaos hat mich zu seinem Sklaven gemacht, auch habe ich mich nicht unter jenes Willkür bücken müssen, sondern Hellas, dem ich usw.' Ist das möglich? Ich möchte schreiben *Ἑλλάδος*. Vom Anapäst im zweiten Versfuß fand ich bei Euripides 18 Beispiele, nicht in Eigennamen acht Beispiele, davon vier im Kyklops und Iph. A 652. Iph. T. 349. Jon 602. 1563.

Kykl. 535 *μεθύωμεν· ἔμπας δ' οὔ τις ἂν ψάυσειέ μου.* Nauck in den Annot. crit. *'μεθύομεν?'* Ich sehe aber nicht ein, was durch diese Änderung an der Zusammenhanglosigkeit des Wortes mit seiner Umgebung gebessert wird. Wenn man *μεθύοντος ἔμπας οὔ τις ἂν ψαύσειέ μου* schriebe, wäre ein Zusammenhang der Verse hergestellt. Man könnte auch *Οὔτις* schreiben; dann würde das Wortspiel, das in V. 672ff. verwendet wird, schon hier belustigend für die Hörer auftauchen.

Or. 1045 *ὦ φίλτατ', ὦ ποθεινὸν ἡδιστόν τ' ἔχων τῆς σῆς ἀδελφῆς ὄνομα καὶ ψυχὴν μίαν.* 'O Liebster, so übersetzt Binder, der den süßen, holden Namen du der Schwester trägst, ganz eine Seele mit mir hast', und das ist ja wohl auch die genaue Übersetzung dessen, was dasteht. Leider verstehe ich weder das Deutsche noch das Griechische. Elektra, meine ich, kann zwar zu Orest sagen 'du bist ein Herz und eine Seele mit mir', aber doch nicht 'du hast den Namen deiner Schwester'. Die zwei Geschwister haben doch keinen gemeinsamen Familiennamen. Ferner wird nach der jetzigen Lesung *πόθος* und *ἡδονή* in Orests Seele verlegt, während man meinen sollte, Elektra könne nur für das schwärmen, was sie selbst fühlt und sich wünscht, nicht für des Orest Gefühle ihrer Person gegenüber. Die Schwierigkeit wird behoben, wenn man *ἔχω* setzt für *ἔχων* und etwa noch *ὡς* für das zweite *ὦ*. Dann ergibt sich der schöne Sinn: 'O Liebster, wie es alle meine Wünsche erfüllt und meine höchste Freude ist, daß ich mich deine Schwester nennen darf'.

Troad. 726 *ἀλλ' ὡς γενέσθω, καὶ σοφωτέρα φανεῖ.* Binder übersetzt: 'Das muß geschehen; sei klug und schicke dich darein'. Aber was dasteht, heißt vielmehr: 'Aber so soll es geschehen, und damit wirst du zeigen, daß du weiser bist'. Kann ein Zusammenhang bestehen zwischen einem Wunsch oder Befehl des Talthybios und dem Maße der Klugheit der Andromache? Deshalb möchte ich schreiben *'λέγ' ὡς γενέσθω'* 'sage so geschehe es!, dann wirst du dich als weiser zeigen, als wenn du dich sträubst'. Das Eindringen von *ἀλλ'* würde sich durch die Häufigkeit der Formel *ἀλλ' ὡς γενέσθω*[1]) erklären.

[1]) z. B. Hec. 888. Iph. T. 603.

Troad. 878 *ἐμοὶ δ' ἔδοξε . . . ἄγειν [τὴν Ἑλένην] εἰς . . . κἄτ' ἐκεῖ, δοῦναι κτανεῖν, ποινὰς ὅσων τεθνᾶσ' ἐν Ἰλίῳ φίλοι.*

Minckwitzens Übersetzung 'nach Hellas zu führen und denjenigen zum Sühnungstod zu geben, deren usw.' läßt keine Schwierigkeit ahnen. Ich verstehe nicht, wie man die griechischen Worte konstruieren soll, auch das Komma nicht hinter *κτανεῖν*. Objekt zu *δοῦναι* und *κτανεῖν* kann natürlich nur Helena, *κτανεῖν* aber nur Infinitiv des Zwecks sein, also etwa einem Dativ *θανάτῳ* gleichstehen. Wie soll sich das pluralische *ποινάς* daran etwa als Apposition anschließen, noch dazu da die dadurch ins Bewußtsein gehobenen *δοῦναι ποινάς*[1]) oder gar *κτανεῖν ποινάς* widersinnig sind. Ich meine, man muß schreiben '*δοῦναι τίνειν*', d. h. 'und dann dort sie ausliefern, daß sie büße der großen Zahl derer, deren Lieben usw.'.

Troad. 1192 *ἀλλ' οὖν πατρῴων οὐ λαχὼν ἕξεις ὅμως ἐν ἧ ταφήσει χαλκόνωτον ἰτέαν.*

Wenn Binder übersetzt: 'Doch ward vom Vater auch kein andres Erbe dir, so hast du doch usw.', so setzt er zu, was man verlangt, aber hier fehlt, nämlich 'andres'. Denn die *ἰτέα* ist doch Vatererbe, dessen Astyanax teilhaftig ward. Das im Text stehende *ἀλλ' οὖν* 'aber doch, wenigstens doch' pflegt einem größeren Übel gegenüber ein erleichterndes Moment einzuführen und würde, wenn es hier richtig wäre, einen engen Gedankenzusammenhang zwischen V. 1191 und 1192 voraussetzen. Zwischen dem haßerfüllten Ausruf '*αἰσχρὸν τοὐπίγραμμά γ' Ἑλλάδι*' und dem folgenden Verse aber, mit dem im Hinblick auf die Leiche die Klage der Hekabe um ihres Enkels Geschick von neuem einsetzt, ist vielmehr eine Pause anzusetzen und besteht kein unmittelbarer Gedankenzusammenhang. Deshalb empfehle ich zu schreiben *ἄλλου πατρῴων* usw.[2]) 'wenn du auch vom Väterlichen nichts anderes erlost hast, wirst du doch usw.'. Beispiele für das substantivierte Adjektiv bzw. Pronomen mit abhängigem Genetiv s. Kühner, Ausf. Gramm. II, 1, 278.

Sophokles OC 589 *κεῖνοι κομίζειν κεῖσ' ἀναγκάζουσί με.* Jebb schreibt zu dem vielbehandelten Verse: 'Kaysers *ἄναξ, χρῄζουσί* (for *ἀναγκάζουσι*) is exactly what the sense requires'. Dem darf man wohl zustimmen. Noch genauer dem Sinne nach und mit Änderung von nur vier Buchstaben möchte ich schreiben: *κεῖνοι κομίζειν κεῖσ' ἀνάγκῃ φασί με.*

Trach. 454 *ὡς ἐλευθέρῳ ψευδεῖ καλεῖσθαι κὴρ πρόσεστιν οὐ καλή.* In der Beurteilung von *κήρ* stimme ich durchaus Schneidewin-Nauck (1880) zu und vermute '*κλῆσίς ἐστιν οὐ καλή*'.

Phil. 533 *ἴωμεν, ὦ παῖ, προσκύσαντε τὴν ἔσω ἄοικον εἰς οἴκησιν.* Über die allerlei Schwierigkeiten dieser Stelle sehe man die Erklärer nach.

---

[1]) = Strafe leiden.
[2]) Freund H. Otte will *ἄλλ' οὖν* d. h. *ἄλλο οὖν*.

Ich schlage vor *'ἴωμεν, ὦ παῖ, προπτύσαντε τῇ δ' ἔσω ἄοικον εἰς οἴκησιν'* 'auf, lieber Junge, auf dem Wege hier hinein in das, was keine Wohnung ist, nachdem wir vorher, um Unheil abzuwenden, ausgespuckt'.

Im Gegensatz zu Jebb meine ich, *ἴωμεν* dürfe nach dem Freudenausbruch über die eröffnete Heimkehr und die Äußerung des Dankgefühls unter Veränderung der angeredeten Person sehr wohl auf den Eintritt in die Höhle, auf den doch auch *ἐπίσχετον* in V. 539 bezogen werden muß (*προσκύσαντε*?), nicht auf die Abfahrt gedeutet werden. *προπτύω* freilich findet sich nach Passow nur Macc. 2, 6, 20.

Ant. 579 *ἐκ δὲ τοῦδε χρὴ γυναῖκας εἶναι τάσδε μηδ' ἀνειμένας.* Diese Lesung zu halten, wie Jebb und Bellermann es versuchen, erachte ich für unmöglich. Den zahlreichen Besserungsversuchen wage ich noch einen hinzuzufügen, der die Änderung von nur zwei Buchstaben verlangt, nämlich zu schreiben *'ἐκ δὲ τοῦδε χρὴ γυναῖκας εἶναι τάσδε μηδαμῇ μόνας'.*

Ant. 1281 *τί δ' ἔστιν αὖ κάκιον ἢ κακῶν ἔτι*; So die Handschriften. Die Vermutungen über die richtige Gestaltung dieser Stelle siehe bei Jebb. Ich möchte schreiben, mit geringer Änderung: *τί δ' ἔστιν αὖ; κάκιον ἦν κακῶν ἔτι;* 'was gibt es von neuem? gab es noch Schlimmeres als das Schlimme?'

Groß-Lichterfelde. Richard Rödiger.

Archäologie

D. Skulptur

Brunn-Bruckmann, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur. Neue Folge 1900 f. in Lieferungen zu 20 ℳ.

Dies Hauptabbildungswerk für antike Skulptur schreitet rüstig vorwärts (seit 1908 sind die Tafeln 601—685 erschienen); doch hat sich sein Charakter unter Arndts Leitung insofern geändert, als es mehr und mehr zu Erstveröffentlichungen mit ausführlichen wissenschaftlichen Erläuterungen und reichlichen, technisch vollendeten Abbildungen im Text benutzt wird. Eine Neuerung, die in gewissem Sinne zu bedauern ist. Denn das Werk, dessen Ladenpreis jetzt schon 2500 ℳ weit übersteigt, findet sich natürlich fast nur in großen Bibliotheken, ein Verleihen auch nur einzelner Lieferungen, die auch nicht für sich käuflich sind, nach auswärts ist völlig ausgeschlossen, und so ist es fast keinem möglich, der nicht in einer Universitätsstadt oder am Sitze eines Museums ansässig ist, von den kunstgeschichtlich meist sehr bedeutsamen Untersuchungen des begleitenden Textes überhaupt Kenntnis zu erhalten. Dieser bedauerlichen Monopolisierung und Beschränkung der wissenschaftlichen Forschung wäre leicht abzuhelfen gewesen, wenn, von kurzen rein sachlichen Bemerkungen abgesehen, der reich illustrierte Text etwa im Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts und den Jahresheften des Österreichischen Instituts erschiene. Er würde dann auch in den Kreisen der Facharchäologen immer wirklich die verdiente Beachtung gefunden haben und finden. Auf einzelne Veröffentlichungen und Untersuchungen des Werkes wird unten eingegangen werden.

Furtwängler-Urlichs, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur. Handausgabe. Dritte, stark vermehrte Auflage. 8. 214 S. 60 Tafeln und 73 Textabbildungen. München, Bruckmann, 1911. Geb. 4,80 ℳ.

Die rühmlichst bekannte und bewährte Handausgabe der weit verbreiteten 'Auswahl für den Schulgebrauch aus Brunn-Bruckmanns Denkmälern griechischer und römischer Skulptur', 50 Tafeln, 100 ℳ, ist in der dritten Auflage gegen die Folioausgabe um 10 Tafeln vermehrt, der Text ist wesentlich erweitert worden. Die 73 ausgezeichneten Textabbildungen bieten, besonders durch die Profilansichten der Köpfe, sehr willkommene Ergänzungen der Tafeln. Hervorgehoben sei z. B. Abb. 4, Kopf und Schulterteil des beispringenden Knappen vom äginetischen Ostgiebel, Abb. 10 und 11 Kopf der Athena von Velletri,

an deren Zurückführung auf Kresilas festgehalten wird. Die Zusammenstellung des Dioskurenkopfes und des umblickenden Reiters aus dem Westfries des Parthenon (Michaelis W 2, Abb. 15 u. 17) bleibt auch dann für die Verwandtschaft beider Skulpturen beweisend, wenn man aus zwingenden anderen Gründen die Originale der Dioskuren vom Monte Cavallo in hellenistische Zeit setzt. Eine wertvolle Ergänzung zur neuen Tafel 17 (Reiter mit sich bäumendem Pferd, Parthenonfries Michaelis W 15) bietet Abb. 17 nach einem alten Abguß mit dem jetzt abgesprungenen Gesicht des Reiters. Zum Zeus von Otricoli Tafel 27 sind drei Abbildungen des herrlichen Bostoner Zeuskopfes aus Mylasa (Br. Br. 574) gegeben; ganz neu ist Tafel 31 mit dem Londoner Hypnoskopf und der Straßburger Ergänzung der Madrider Statue, sowie Tafel 32, Jäger mit Hund in Kopenhagen. Tafel 33 gibt Myrons Diskobol in bronzierter Ergänzung der Statue im Thermenmuseum mit dem Lancelottischen Kopf, dazu der unübertrefflich schöne Münchner Bronzekopf eines jugendlichen Faustkämpfers, Abb. 30/31. Eine wesentliche Erweiterung haben Text und Abbildungen zum Alexandersarkophag erfahren (Tafel 37—39 und Abb. 37—43, Perser- und Mazedonierköpfe), die Patroklos-Menelaosgruppe der Tafel 41 zeigt nun die richtige Kopfhaltung nach dem Abguß im Dresdner Albertinum. Der Abschnitt über griechische und römische Porträts ist erfreulicherweise mit zahlreichen charakteristischen Abbildungen versehen und so die in weiten Kreisen noch wenig beachtete Bildniskunst, welche zumal römisches Wesen in seiner Eigenart hell beleuchtet, allgemeinerer Würdigung zugänglich gemacht worden. Die vortrefflichen Studien über die Bildnisse des Sokrates, Sophokles, Euripides und Demosthenes (letztere mit dem vorzüglichen Kopenhagener Kopf als Abb. 71) werden auch in der Lektüre mit Erfolg für die Charakteristik verwendet werden können.

Salomon Reinach, Répertoire de Reliefs Grecs et Romains. I Les ensembles 493 S. 1909. II Afrique-Iles Britanniques 546 S. 1912. III Italie-Suisse 566 S. 1912. 8. Paris, Leroux. Je 10 fr.

Reinachs Repertorien, Widergaben schwer zugänglicher Veröffentlichungen und Zusammenfassungen zerstreuten Materials in kleinen Umrißzeichnungen und handlichen Bänden, den 'procul ab urbe studentibus' gewidmet, sind nicht nur diesen zur raschen Orientierung schlechthin unentbehrlich. Dies gilt auch von diesem neuen 'opus magni laboris et sudoris'. Zwar beabsichtigt er nicht alle Reliefs zu geben, Sonderwerke wie Conzes Attische Grabreliefe, Roberts Sarkophagreliefe, Espérendieus Recueil général des Basrelief de la Gaule Romaine sind im allgemeinen ausgeschlossen, doch ist die Grenze ziemlich weit gezogen, in Athen sind z. B. viele Grabreliefe, in Toulouse die großen mythologischen Reliefe aufgenommen worden.

Der erste Band umfaßt die architektonischen und dekorativen Figurengruppen mit Ausschluß der im Répertoire de la Statuaire veröffentlichten Giebel, aber mit Einschluß der Metallreliefe, so daß z. B. die Gesamtfunde von Berthouville, Boscoreale, Hildesheim, Nagy und Pompei, aber auch die Lauersforster Phalerae und die Reliefe des Silbereimers

von Gundestrup hier vereinigt sind. Daß auch die gesamten Reliefe der Triumphbögen und Ehrensäulen, auch die der großen Mainzer Gigantensäule hier zu finden sind, wird man mit besonderer Freude begrüßen. Der Stoff ist alphabetisch nach Fundorten angeordnet, geht also sachlich ganz durcheinander, Mißlichkeiten, wie sie naturgemäß bei der strengen Durchführung jeden Prinzips mit in Kauf genommen werden müssen. Bei den im zweiten und dritten Band vereinten Einzelstücken war eine solche Anordnung natürlich nicht tunlich; maßgebend ist hier der Aufbewahrungsort, alphabetisch innerhalb der einzelnen Länder geordnet. Ein starkes und für die in Frankreich auch vor dem Kriege selbst bei Gelehrten, die sich des weitgehendsten Entgegenkommens von deutscher Seite erfreuen durften, herrschende Stimmung bezeichnendes Stück ist dabei, daß Alsace Lorraine als selbständiges Land aufgeführt und die deutschen Städte nur in französischen und außerhalb Frankreichs meist völlig unbekannten Namen verzeichnet sind. Der Krieg hat ja freilich noch ganz andere, für unsre unverbesserlichen Versöhnungsfanatiker recht lehrreiche Beweise gebracht, wie unsre Gegner von der Internationalität der Wissenschaft denken. Auch sonst ist das Anordnungsprinzip oft seltsam durchbrochen, so findet sich z. B. Constantinople nicht unter Turquie u. dgl. Wertvoll ist die Aufnahme kleiner, sonst kaum bekannter Lokalmuseen; innerhalb der einzelnen Museen sind die Reliefe nach dem Inhalt angeordnet, dabei ist der Begriff 'Relief' weit gefaßt und umschließt auch die Arbeiten in Ton, Metall und Elfenbein, Glas und Edelstein. Nicht aufgenommen sind z. B. die Reliefe der megarischen Becher, fast nichts christliches und die schon in Reinachs Clarac de poche gegebenen Bilderwerke des fünften Bandes von Clarac, Musée de sculpture.

Von Reinachs unentbehrlichem Répertoire de la Statuaire grecque et romaine ist 1910 der vierte Band erschienen, XV und 662 S. 8. Paris, Leroux, 5 Fr.; leider läßt hier, wie auch bei den früheren Bänden, das Inhaltsverzeichnis zu wünschen übrig; Flüchtigkeitsverwechslungen wie zwischen Athéna und Athènes, Micali und Milani sollten eigentlich nicht vorkommen.

Von anderen zusammenfassenden Veröffentlichungen sei auch hier auf Winters treffliche *Kunstgeschichte in Bildern* (s. o. S. 144) nachdrücklich aufmerksam gemacht.

Auch die umfassende und lehrreiche Zusammenstellung der *Stützenattribute* an Statuen, welche Ada Maviglia, Gli attributi dei rostequi nella statuaria antica in den Röm. Mitteilungen 1913, 1—91 veröffentlicht hat, wird vielfach mit Vorteil zu benutzen sein.

Für die Frage der *Typenentwicklung der nackten männlichen Gestalt in archaischer Zeit* wird noch für lange die reichhaltige Materialsammlung von Déonna, Les 'Apollons archaiques'. Étude sur le type masculin de la statuaire grecque au VIième siècle avant notre ère. 4. XII u. 407 S. 9 Taf. 202 Abb. Genf, George u. C., 1909. 40 Fr. wichtig sein, leider übermäßig mit nichtssagenden Zitaten belastet und in tönenden Worten schwelgend, die den Mangel eigner Beobachtung und Verarbeitung nicht genügend verdecken können. Wenigstens eine

Seite der hier ungenügend berücksichtigten wichtigen Frage des ägyptischen Einflusses auf diese Typen, nämlich den Gegensatz der offenen und der geballten Hand und das typische Vorschieben des linken Beines, behandelt er in verschwenderischer Wortfülle, doch ohne wirklich sicheres Ergebnis in der Festschrift für Blümner, S. 102—204 L'influence égyptienne sur l'attitude du type statuaire debout dans l'archaisme grec.

Die beste Gestalt dieses Typus, den neuerworbenen *'Apollo'* in *München* veröffentlicht Wolters bei Brunn-Bruckmann Tafel 661—62, sehr lehrreiche Seiten- und Rückansichten finden sich im Text; er stammt aus der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, ist also etwas jünger als der bekannte 'Apoll von Tenea' und durch eine gewisse ornamentale Behandlung der Bein- und Rückenmuskulatur bemerkenswert, zweifellos eine der bedeutsamsten Erwerbungen deutscher Museen während der letzten Jahre.

A. v. Premerstein erbringt in dem Aufsatz Kleobis und Biton, Jahreshefte des Österr. Arch. Instituts XII (1910) S. 41—49 durch die richtige Lesung der Basisinschriften der beiden Apollines aus Delphi, der Werke des Poly- oder Aga]medes aus Argos: *Κλεόβις καὶ Βί]τον τὰν ματάρα ἐάγαγον τõι δυγõι* den historisch wie kunstgeschichtlich wie für die Glaubwürdigkeit und Arbeitsweise Herodots gleich bedeutsamen Beweis, daß in diesen beiden hocharchaischen Jünglingsstatuen tatsächlich die von Herodot gesehenen und I 29 erwähnten Denkmäler der braven Söhne erhalten sind (vgl. auch H. Pomptow, Arch. Anzeiger 1911, 46—50, der in der zweiten Zeile der Inschrift *τοίδ' υἱοί* liest).

In einer Arbeit, die auch viel wertvolle Beiträge für die kunstgeschichtliche Beurteilung der 'Apollone' bringt, behandelt C. Praschniker, Bronzene Spiegelstütze im Wiener Hofmuseum, Jahreshefte des Österr. Arch. Instituts XV (1912) 219—252, Tafel 5, Abb. 146—163 die *Entwicklung der nackten weiblichen Gestalt* archaischer Zeit. Sie ist im griechischen Westen, auf dorischem Gebiet, viel stärker vertreten als im jonischen Osten, weil dort, dank dorischer Sitte und Gewohnheit, die Gelegenheit, nackte weibliche Gestalten zu beobachten, weit größer war; die turnerische Durchbildung der dorischen Mädchen läßt aber zugleich einen wesentlich männlicheren Typus als im Osten erstehen. Doch macht sich, wie schon die ältesten Elfenbeinschnitzereien aus Sparta beweisen, schon sehr früh der Einfluß jonischer Typen bemerkbar. Die Verwendung der nackten weiblichen Figur als Spiegelstütze ist *ägyptischen* Ursprungs; in Griechenland wurde sie, wahrscheinlich von Ägina aus, das seine eigne Faktorei in Naukratis hatte, zuerst bei Griffspiegeln verwendet, vom Anfang des sechsten Jahrhunderts an auch zu Standspiegeln. Von Ägina verbreitet sich die Sitte nach dem Peloponnes. Die Figuren stellen, wie in Ägypten, ursprünglich nichts anderes dar als schöne nackte Mädchen; erst allmählich wird ihre Nacktheit, wohl beeinflußt durch die Kulttänze der nackten spartanischen Jungfrauen, durch die Beigabe von Schallbecken und anderen Attributen kultlich motiviert.

Hans Schrader, Archaische Marmorskulpturen im Akropolismuseum zu Athen. Mit einer Heliogravüre und 76 Abbildungen in Kupferätzung. 4. 87 S. Wien, Alfr. Hölder, 1909. 10 *M.*

— Auswahl archaischer Marmorskulpturen im Akropolismuseum. Im Auftrag der k. k. Österr. Arch. Institus herausgegeben. 17 Heliogravüren in Mappe, Text in Folio, mit 2 Tafeln in Farbenlichtdruck und 62 Kupferätzungen im Text. Wien, Alfred Hölder, 1913. Geb. 142 *M.*

Beide Werke, von denen das erste als Festschrift des Österr. Arch. Instituts zur Grazer Philologenversammlung erschienen ist, das zweite, welches auf seinen mit allen Mitteln modernster Reproduktionstechnik hergestellten Tafeln nur künstlerisch wirklich hervorragende Werke bringt (Tafel 1—11 Koren, Inv. 681, 682, 594, 1360, 684, 685, 671; Tafel 12—13 den bekleideten Jüngling Inv. 633; Tafel 14 den Reiter Inv. 700; Tafel 15 das Pferd Inv. 697; Tafel 16—17 den Knaben Inv. 698), sich auch ausdrücklich an den kunstgeschichtlich interessierten Laien wendet, bringen die Erfüllung eines lang empfundenen Bedürfnisses. Hat doch die erschöpfende Behandlung der Akropolisfunde aus den Ausgrabungen von 1885—1890 merkwürdig lange auf sich warten lassen; für die Poroskulpturen ist sie durch Wiegands, von Heberdey vielfach ergänzte 'Porosarchitektur' erfolgt. Schrader hat in langjähriger, aufopferungsreicher Untersuchung der Bruchstücke der Marmorskulpturen durch glückliche Zusammenstellung und Ansetzung versprengter Fragmente staunenswerte Ergebnisse erzielt, die auch längst bekannte Stücke in einem neuen Lichte zeigen und ihre kunstgeschichtliche Bedeutung wesentlich gesteigert haben. Der glückliche Nachweis der Marmorakrotere des alten Athenatempels — eine laufende Gorgo, zu der das bekannte Gorgoneion Br. Br. 457 gehört, als Mittelakroter, zwei liegende Panter bzw. zwei liegende Löwen als Seitenakrotere beider Giebel — hat inzwischen durch den Fund der Giebelskulpturen von Korfu, wo die selben Figuren zur Füllung des Giebeldreiecks dienen, besondere kunstgeschichtliche Wichtigkeit erhalten; ganz abgesehen davon, daß die Verwendung des Holzdrillbohrers für die Flecken des Panters und die tischlermäßige Verzapfung der Basisstücke beweisen, daß auch in Attika die Marmorbildhauer an Arbeiten in vergänglichem Material, Holz und Bein, gelernt haben. Wie im übrigen die zierlichen Frauenfiguren durch neuangefügte Bruchstücke gewonnen haben, wie der Einfluß der jonischen Marmorbildnerei auf die attische klar hervortritt, in deren Mittelpunkt die Statue des Antenor und die Euthydikoskore (s. *Winter*, Kunstgeschichte in Bildern 213, 5 und 219, 3—5) stehen — den Beweis, daß Oberteil und Fußplatte mit Inschrift tatsächlich zusammengehören, hat Studniczkas plastische Ergänzung in der *Festgabe zum Winckelmannsfest 1914*, Das Weihgeschenk des Euthydikos, erbracht — wie auch die Jünglingsfiguren völlig verändert erscheinen, ganze Gruppen neu gewonnen sind und wie vor allem auch die wundervollen Pferde uns das erstaunliche Können der archaischen Marmorbildnerei in überraschendster Weise vor Augen führen, zeigt jeder Blick auf die künstlerisch vollendeten Tafeln und Abbildungen, mit denen das Österr. Arch. Institut seinen bisher durch alle seine Veröffentlichungen bewährten Ruf glänzend bewahrt hat. Die schon lange gehegte Vermutung, daß Antenor der Meister der Giebelfiguren vom Schatzhaus der

Athener in Delphi sei, ist durch Schraders Untersuchungen zur Gewißheit geworden; sie werden die gesicherte Grundlagen für alle Arbeiten über reifarchaische Marmorbildnerei bleiben.

Ada v. Netoliczka, Zur Manteltracht der archaischen Frauenfiguren, Jahreshefte des Österr. Arch. Instituts XV (1912), 253—268, Abb. 164—171 sucht in dem feingefältelten schrägen Überschlag des jonisierenden Peplos der Akropoliskoren einen besonderen Umhang und im übrigen Gewand einen einheitlichen, den Körper vom Hals bis zu den Füßen umhüllenden Chiton nachzuweisen, dessen ganz verschiedenartige Behandlung — auf der Brust enge Wellenlinien, unten breite glatte Falten — auf die schematisch-dekorative Art zurückzuführen sei, mit der die archaische Kunst anliegendes und langfallendes Gewand unterscheide und dessen verschiedene Färbung nur durch die Rücksicht auf dekorative Wirkung bestimmt sei. Ihre Darlegungen haben mich nicht überzeugen können; nur genauestes Modellstudium kann über den ersten Punkt Klarheit bringen und auch dann bleiben noch schwerwiegende prinzipielle Bedenken.

B. Schröder, Aristogeiton, Jahrb. d. Arch. Instituts 1913, 26—34, Tafel 1—2, 10 Abb. weist in der Londoner Herme Brit. Mus. sculpture III 1609 eine gute, nicht überarbeitete Widerholung des Aristogeitonkopfes nach und macht auf die große Ähnlichkeit mit dem Kopf des Zeus von der Selinunter Metope (s. *Winter,* Kunstgeschichte 245, 3) aufmerksam.

Fr. Studniczka, Das Gegenstück der Ludovisischen 'Thronlehne', Jahrb. d. Arch. Instituts 1911, 50—192, 90 Abb., Tafel 1; Ant. Denkmäler III 7, 8 widerlegt in ausführlicher Besprechung die für den Ludovisischen 'Thron' (z. B. *Winter,* Kunstgesch. 238, 1—6; *Lamer,* Griech. Kultur 59—62) sowie sein auch in weiteren Kreisen rasch berühmt gewordenes Bostoner Gegenstück, vorgebrachten Deutungen als Sarkophaghälften, Lehnen für Kultbetten oder Thronlehnen für Kultbilder. Denn die Maße passen nicht zu den genügend bekannten antiken Götterthronen, und die völlige Vernachlässigung der Innenseiten (Metallverkleidung ist durch das gänzliche Fehlen von Befestigungsspuren ausgeschlossen) ist mit dieser Bestimmung unvereinbar. So bleibt denn als einziges die Deutung als Seitenaufsätze, *κρατεναί,* eines gewaltigen Altars, dessen Oberkante etwa in Augenhöhe lag. In streng logischer Auseinandersetzung weist Studniczka bei der Erklärung der Bildwerke zunächst für das Ludovisische Relief die Deutung auf eine Gebärende zurück und begründet Petersens Ansicht von der Geburt der Aphrodite näher, die von Horen unterstützt aus dem Meere auftaucht; die Bilder der Schmalseiten sind entweder als die Wirkungsarten der Liebesgöttin — die züchtig verhüllte Braut und die Hetäre — oder als die Göttin selbst in den verschiedenen Seiten ihres Wesens aufzufassen, nämlich in Trauer um den abwesenden Geliebten verhüllt und ihn zu freudiger Liebe erwartend, eine Deutung, die sich auf Studniczkas Erklärung des Bostoner Reliefs gründet. Diese macht größere Schwierigkeiten. Immerhin weist

Studniczka überzeugend nach, daß an eine Seelenwägung nicht zu denken ist (die Zusammenstellung und kritische Würdigung der erhaltenen Darstellungen S. 131f. ist dankbar zu begrüßen), ebenso wenig an eine Seelenempfängnis, sondern allein um die Zusprechung des lebendigen Geliebten, des Adonis, der in auch sonst nachweisbarer Doppelgestalt gewissermaßen als Gewicht auf den Wagschalen angedeutet ist, an Aphrodite bzw. Persephone. Als erwachsener Jüngling sitzt er leierspielend auf der Schmalseite, ihm gegenüber und zugewandt die nackte Aphrodite; die kauende Alte erklärt Studniczka einleuchtend für die Amme, die mit ängstlicher Sorge den jetzt weggemeißelten Weihrauchstamm, des Adonis Mutterbaum, betrachtet. Demnach sind Aphrodite und Adonis als *σύμβωμοι*, gemeinsame Inhaber des Altars, anzusehen, dessen einstigen Standort Studniczka in Amathus auf Kypros vermutet. In ausführlicher Einzeluntersuchung, die für alle Bewegungs- und Gewandmotive und anschließende Fragen außerordentlich reiches und kritisch durchgemustertes Material beibringt, wird erwiesen, wie Zeichnung und Komposition nach Athen und auf die ersten Jahrzehnte des fünften Jahrhunderts führen.

Den Meister des Bostoner Altars, den er der Venus verticordia in Rom zuweisen möchte, sucht J. Six, Kalamis, Jahrb. d. Arch. Instituts 1915, 74—95, 14 Abb. im Kreis des *Kalamis,* dessen Sosandra und Algumena er in den Figuren der Aphrodite und Persephone widerfindet. Die Algumena (*ἀλγουμένη*) beruht freilich nur auf einer sehr einleuchtenden Konjektur bei Plin. hist. nat. XXXIV 71 für Alcumena nulla est nobilior. Sie ist nach Six in der sog. trauernden Penelope zu erkennen, deren vielfache Verwendung in Relief und Malerei allerdings ein berühmtes Original verlangt. Da nun ihr Faltenwurf oberhalb des Gürtels völlig dem des *Delphischen Wagenlenkers* entspricht (dessen Basisinschrift behandelt Frickenhaus, Die Inschrift des delphischen Wagenlenkers, Jahrb. d. Arch. Instituts 1915, 52—58: der Weihende ist Polyzelos, Tyrann von Gela, sein Sieg fällt 478 oder 474, der Künstler ist unbekannt), so sieht Six auch in diesem ein Werk des Kalamis; für eine späte Arbeit des selben Meisters möchte er den kapitolinischen Dornauszieher halten.

Für die Deutung der Skulpturen des *Zeustempels in Olympia* hat Trendelenburg, *Φαντασίαι*, 70. Berliner Winckelmannsprogramm 1910 und Pausanias in Olympia S. 71f. (s. o. S. 178) beachtenswerte Vorschläge gemacht. Er sieht den Grund dafür, daß alle handelnden Personen des Ostgiebels für kurze Zeit unbeweglich stehen, in der Beobachtung des Vogelflugs vor der Wettfahrt. Die beiden Greise setzt er links und rechts vor die Rosse und reiht sie dadurch der Gruppe der Hauptpersonen ein; beide sind ihm Seher, der eine blickt hoffnungsvoll empor, der andere trüb zu Boden. Knabe und Mädchen sind ihre Geleiter, sie sitzen als unbeteiligte Diener abgewandt da; die Flußgötter erklärt er nach Furtwänglers Vorgang für Diener. Das Thema des Westgiebels ist ihm ein Hymnus auf die Kunst der Ringschule, der allein die Menschen den Sieg über tierische Stärke verdanken. Als Meister beider Giebelgruppen hält Trendelenburg an Alkamenes fest.

Die Lösung dieser vielumstrittenen Frage wird dadurch wesentlich

gefördert, daß es Praschniker, Die Proknegruppe der Akropolis, Jahresh. d. Österr. Arch. Instituts XVI (1913), 121—140, Abb. 61—71, Tafel 3 geglückt ist, den Kopf der schon vorher durch Unterleib und Oberschenkel des Itys vervollständigten Proknegruppe (s. Winter, Kunstgeschichte 282, 1) aufzufinden und diese wirklich als das von Pausanias I 24, 3 erwähnte Originalwerk des Alkamenes zu erweisen. Damit ist ein sichererer Ausgangspunkt für die Erkenntnis von dessen Kunstcharakter gewonnen als durch den für seinen architektonischen Zweck in bestimmte altertümliche Formen gezwängten Hermes Propylaios aus Pergamon. Die Proknegruppe gehört in nachparthenonische Zeit, ihr Meister und der Schöpfer der olympischen Giebel kann mindestens nicht der selbe Alkamenes sein.

Kunst- und religionsgeschichtlich sehr wichtig ist ein Zwölfgötterrelief aus Tarent, das E. Schmidt bei Brunn-Bruckmann 660 veröffentlicht; es lehrt überraschenderweise eine *archaistische Kunst* des fünften Jahrhunderts kennen und bildet zugleich das älteste Zeugnis für den Zwölfgötterkanon, wichtig für die Reihenfolge und paarweise Zusammenfassung der Gottheiten. Wertvoll sind die Bemerkungen über die malerische Ergänzung der Reliefe und das Überschneiden der oberen Randleiste durch die Köpfe und überragendes Beiwerk.

Die Schwierigkeiten, die die literarische Überlieferung für die Chronologie und Kunst des *Hageladas,* Myrons und Polyklets Lehrer, bot, sind dadurch behoben worden, daß Frickenhaus, Hageladas, Jahrb. d. Arch. Instituts 1911, 24—34 den nach 455 entstandenen Zeus Ithomatas in Naupaktos und den zur Zeit der großen Pest geschaffenen Herakles Alexikakos in Melite mit völliger Sicherheit einem jüngeren Künstler gleichen Namens, wohl seinem Enkel, zugewiesen hat. Weitere Ausführungen s. Pfuhl, Pauly-Wissowa VII 2188—2199.

Myron

B. Sauer, Die Marsyasgruppe des Myron, Jahrb. d. Arch. Instituts 1908, 125—162, 13 Abb., Tafel 3, 4.
J. Sieveking, Myrons Gruppe der Athena und des Marsyas, Arch. Anzeiger 1908, 341—343, eine Beilage.
— Die Ergänzungen der Marsyasgruppe des Myron, Arch. Anz. 1912, 2—10.
L. Pollak, Die Athena der Marsyasgruppe Myrons, Jahreshefte d. Österr. Arch. Instituts 1909, 154—165 Abb. 67—73, Taf. 2—5; Beiblatt 25 ff.
P. J. Meier, Die Marsyasgruppe des Myron, Neue Jahrbücher 1911, 551—560, 2 Tafeln. 1915, 8—15, 1 Tafel.
G. Matthies, Zu Myrons Athena und Marsyas, Arch. Anz. 1912, 10—12.
E. Petersen, Myrons Athena und Marsyas, Arch. Anz. 1912, 111—114.
H. Bulle, Eine neue Ergänzung der myronischen Athena zu Frankfurt a. M. Jahrb. d. Arch. Institus 1912, 175—199, 23 Abb.

Wohl keine Antikenerwerbung deutscher Museen hat in den letzten Jahren auch in weiteren Kreisen soviel Aufsehen gemacht, wie die der Statue einer jugendlich schönen Athena ohne Ägis und Schild für das Städtische Museum in Frankfurt a. M., in der die bisher nur auf Münzen nachweisbare Gegenfigur zum Marsyas des Myron mit voller Sicherheit erkannt wurde (s. Pollack a. a. O.; Dragendorff, Ant. Denkm. III 9).

Sauers grundlegende Arbeit, die die Frankfurter Athena noch nicht verwerten konnte, beweist an Münzbildern und Widerholungen des Torso in Madrid, Paris und Toulouse die Zugehörigkeit zum Marsyas (gute Aufnahme des Kopfes Br. Br. 611) und durch genaue Analyse der Köpfe der Athena (der Dresdner Kopf Br. Br. 591 und Mitteilungen aus den Sächsischen Kunstsammlungen 1910, 4, 5 Treu) und des Diskobol den echt myronischen Charakter der ersteren.

Sieveking gibt in der für das Stettiner Museum — zu früh — vorgenommenen Nachbildung in Kupfer die erste plastische Rekonstruktion der Gruppe, in der er den linken Arm des Silens der Richtung des Blickes folgend vorstreckt und mit der schräg aufgestellten Lanze einen guten seitlichen Abschluß der Gruppe erzielt; später ergänzt er den stabartigen Rest in der Hand der Frankfurter Athena zu einer Flöte, die Athena gerade wegzuwerfen im Begriff ist, wodurch allerdings ein echt myronischer Kulminationspunkt der Bewegung erzielt würde. In der Haltung des jetzt heranschleichenden, nicht zurückprallenden Silens schließt er sich *Meier* an. Dieser legt in seiner Braunschweiger Ergänzung der Athena die Lanze so in die ziemlich an den Körper gelegte Hand, daß sie dem zurückfahrenden Satyr fast parallellaufend schräg vor dem Körper der Göttin vorbeigeht, ihr so das παίειν des Pausanias ermöglichend, wozu ein ganz leichtes, durch einen Druck mit dem aufgelegten Daumen bewirktes Senken der Lanzenspitze genügt. Der warnend ausgestreckte Finger der Linken weist auf die am Boden liegenden Flöten hin. Auch im zweiten Aufsatz hält er gegen Bulle an der Stellung des rechten Unterarms fest, den er durch einen gebogenen Stift mit den Torso verbindet. *Matthies* meint, Athena habe die weggestellte Lanze schräg nach vorn aufgenommen und sei im Fortgehen begriffen; mit momentaner Unterbrechung der Bewegung wendet sie den Kopf und streckt abwehrend die Hand über den Flöten gegen Marsyas aus. *Petersens* Beobachtung der alphabetischen Reihenfolge der von Plinius aufgeführten Werke Myrons entscheidet die alte philologische Streitfrage über die Zusammengehörigkeit beider Figuren, seine psychologischen Bemerkungen treffen für beide das richtige, sein Ergänzungsvorschlag wird jedoch durch die technischen Untersuchungen *Bulles* hinfällig. Dieser hat durch genaue Beobachtung der technischen Einzelheiten am Original, zumal durch den Nachweis einer zweimaligen Anstückung des gesondert gearbeiteten und später gebrochenen rechten Unterarms im Altertum der Ergänzung die gesicherte Grundlage gegeben: Die Lanze ging schräg hinter der Göttin nach vorn, der Lanzenschuh lag über den Flöten, die Linke ballt sich in Entrüstung über des Satyrs unverschämtes Gebahren: es entsteht 'ein Kunstwerk von höchster Individualität und stärkster Innerlichkeit. Myron wandelt sich für uns durch dieses Werk aus dem formalen Könner und Kraftmenschen, als den wir ihn im Diskobolen sehen, zu einem der persönlichsten Künstler, die die Antike gehabt hat', ein Urteil, dessen Berechtigung durch die Würzburger Ergänzung S. 192/193 bewiesen wird.

Von der 1906 in Castel Porziano in einer Villa am Meere gefundenen Widerholung des *myronischen Diskuswerfers* liegt nun eine gute Veröffentlichung von Rizzo bei Brunn-Bruckmann 631/632

vor. Sie zeigt, wie der neue, aus augusteischer Zeit stammende Torso an Lebendigkeit und naturalistischer Durchbildung zumal des Rückens alle andern Kopien weit übertrifft. Die Haltung des Kopfes, des rechten Armes, der linken Hand und der Füße ist völlig gesichert, so daß mit Hilfe des von Furtwängler s. Z. im Louvre gefundenen Abgusses des Lancelottikopfes — eine Photographie des Diskobols Lancelotti ist noch immer nicht zu erreichen gewesen — eine gesicherte Rekonstruktion ohne Stamm und Puntelli vorgenommen werden konnte, die einen guten Begriff von der einstigen Wirkung des Bronzeoriginals zu vermitteln vermag (Br. Br. 632, s. auch Furtwängler-Urlichs Tafel 33).

Ein mit ziemlicher Sicherheit auf Myron zurückzuführendes Kultbild ist in einer Kolossalstatue des Palazzo Altemps in Rom nachgewiesen worden, Br. Br. 612/13: *Herakles* sitzt siegesfroh in jugendlicher Frische, nicht wie sonst vom Kampfe ermattet, die Keule in der erhobenen Linken aufgestützt, auf einem Felsen. Klein, Zum Grundproblem der pompeianischen Wandmalerei, Jahreshefte des Österr. Arch. Instituts 1910, 139 f. Abb. 69—70 weist die Statue in einem Wandgemälde der Casa d'Ercole nach. Über Myrons *Kuh* und *Säger* spricht Rossbach, Festschrift für Blümner 86—95, eine Zusammenstellung myronischer Werke gibt Curtius bei Brunn-Bruckmann, Text zu Tafel 601—604 S. 23.

Phidias und der Parthenon

Frickenhaus, Phidias und Koloter, Jahrb. d. Arch. Instituts 1913, 341—369 beweist durch eine neue Analyse der literarischen Quellen, deren brauchbares Material auf Philochoros zurückgeht, daß das Glaukonpsephisma in den Anfang von 432 fällt, daß damals Phidias wegen Elfenbeinunterschlagung, wie sich auch aus dem Genfer Papyrus ergibt, verbannt wurde und der *Zeus in Olympia* (über diesen, besonders die Anordnung der Bildwerke am Thron, s. auch Trendelenburg, Pausanias in Olympia S. 81—102, o. S. 178) also frühestens 428 zur peloponnesischen Bundesversammlung geweiht worden sein kann. Demnach würde die gesamte Ausführung der Skulpturen des 433/2 in allen seinen Teilen vollendeten Parthenon in die Zeit des Athener Aufenthalts fallen. Die bei Plinius auf 449—445 angesetzte *ἀκμή* bezieht Frickenhaus auf die Lemnia.

Nun ist wohl von allen Arbeiten und Zuweisungen Furtwänglers keine in den weitesten Kreisen so bekannt und als so gesichert angesehen wie die Zurückführung der Dresdner Statue mit dem Bologneser Kopf auf die 448 von lemnischen Kleruchen geweihte Athena des Phidias. Daß diese Gleichsetzung doch nicht fest genug begründet ist, haben die Untersuchungen der letzten Jahre mit Sicherheit erwiesen, wenn auch im einzelnen noch keine Übereinstimmung erzielt wurde.

Amelung, Athena des Phidias, Jahreshefte des Österr. Arch. Instituts XI (1908) 169—211 Abb. 58—89 Tafel 5—6 hat auf Grund eingehender Stilanalyse die sog. Lemnia nicht für phidiasisch erklärt und im sog. Torso Medici (Br. Br. 171, Winter, Kunstgeschichte 283, 6—7),

dem er den Wiener Kolossalkopf (z. B. Lamer, Griech. Kultur 58) mit Recht zuweist, einen Ersatz zu finden versucht. Da jedoch der Wiener Kopf und die zugehörigen Füße sicher von einem Akrolith stammen, die Lemnia aber eine bestimmt im Freien aufgestellte Bronzestatue war, können Lemnia und Athena Medici nicht zusammengehören (Köpp, Drei Probleme der griechischen Künstlergeschichte, Neue Jahrbücher 1909, 469—476 I), doch ist in letzterer ein unzweifelhaftes Werk des Phidias, jünger als die Parthenos, gewonnen.

Davon geht auch Sauer, Die Athena Lemnia des Phidias, Neue Jahrbücher 1910, 617—635 aus, der ein drittes, aber mit keinem literarisch bezeugtem gleichzusetzendes Werk des Phidias aus einem Torso des Lateran gewinnt und im einzelnen den Beweis erweitert, daß die 'Lemnia' sich nicht mit dem verträgt, was wir von Phidias' Stil sicher wissen, und daß Standmotiv und Kopftypus nicht mit den drei sicheren Werken vereinbar sind. Er sucht den Meister der Furtwänglerschen Lemnia im Künstlerkreis des Kopenhagener Knaben (wie auch Amelung, anders Schrader, s. u.), der Athena mit der Hundefellkappe in Villa Albani (Br. Br. 220) und des Kasseler Apoll (z. B. Winter, Kunstgesch. 234, 3). Diese bedeutendste aller Kasseler Antiken ist durch die Entfernung der modernen Kittflächen zwischen den Bruckstücken bei ihrer Neuaufstellung im Hessischen Landesmuseum wesentlich wirkungsvoller geworden [siehe Arch. Anz. 1914, 10 f.]. Eine Neuaufnahme von Marg. Bieber bei Brunn-Bruckmann 676/77, sie möchte in ihm den vor dem Tempel des Apollon Patroos am Staatsmarkt stehenden Apollo Alexikakos des *Kalamis* sehen).

Schrader stellt in einem an neuen und gesichert erscheinenden Ergebnissen reichen Aufsatz Zu Phidias, Jahreshefte des Österr. Arch. Inst. XIV (1911) 35—88, Abb. 37—93, Taf. 1—2 den Kopf der 'Lemnia' neben einen lebensgroßen Kopf der Giebelgruppen vom Heraion, also ein Originalwerk mindestens aus Polyklets Schule (s. Abb. 62—67) von so schlagender Ähnlichkeit, daß die 'Lemnia' mit ziemlicher Sicherheit dem argivischen Kunstkreis zugewiesen werden kann, wozu auch Standmotiv und Faltengebung stimmen, an den peloponnesischen Tänzerinnen in Neapel gemessen. Einen bestimmten Meister wagt Schrader noch nicht zu nennen. Die Lemnia des Phidias selbst glaubt er in der ägislosen Athena eines attischen Weihreliefs in Lansdowne (Burlington fine arts club, Exhibition of ancient Greek art, Tafel 35, London 1909) Abb. 73 widerzufinden: vorgeschobenes linkes Spielbein, die Rechte mit dem Rücken gegen die Hüfte gestemmt, auf der vorgestreckten Linken der korinthische Helm, auf den der Blick gerichtet ist, rechts offener dorischer Peplos mit kurzem Überschlag, der Mantel im Rücken, der Schild ans linke Bein gelehnt. Weiter ausgeführt von Schrader gelegentlich der Veröffentlichung eines schönen Weihereliefs der Sammlung Lanckoronsky Athena mit dem Käuzchen, Jahreshefte des Österr. Arch. Instituts XVI (1913) 1—32, 17 Abb. Tafel 1. Restlos ist die Frage freilich noch nicht gelöst.

Schrader geht sodann vom *Eleusinischen Relief* aus, dessen streng phidiasischer Charakter nicht zu bezweifeln ist; es verwendet statuarische Motive, die für uns in der *Demeter von Cherchel* und der *Cora Albani*

erhalten sind (Schrader Abb. 44, 82, s. auch die Zusammenstellung bei Winter, Kunstgesch. 248, 1—4); da das Motiv der letzteren auch im Lakrateidesrelief in Eleusis verwendet worden ist, werden die Statuen dort gestanden haben. Damit sind aber zwei weitere Bronzestatuen des Phidias gewonnen. Mit ihnen gehen die Gestalten der Südmetope 19 und der Nordmetope 32 so eng zusammen, daß dieser Kreis der Parthenonskulpturen für des Phidias Werkstatt gesichert erscheint. Die Zuweisung der Cora Albani an Phidias wird durch ihr dem *Dresdner Zeus* völlig gleiches Bewegungs- und Mantelmotiv noch weiter erwiesen, so daß als sichere Kennzeichen phidiasischer Gestalten das feste Zusammenhalten des Umrisses, die schlichte Haltung, das Maßvolle in der auf Unterarme und Hände beschränkten Bewegung gelten können. Schrader macht nun in einem lebensgroßen, leider stark überarbeiteten Bronzekopf in Wien (s. Winter, Kunstgesch. 247, 5—7) den Kopf einer Bronzestatue des Zeus wahrscheinlich, von der der Dresdner Zeus eine vielleicht noch in der Werkstatt des Meisters vorgenommene Umsetzung in Marmor mit gleichzeitiger Wandlung in Asklepios — wohl das Kultbild fürs Asklepieion am Südhang der Burg — darstellt. Vergleiche mit dem Poseidonskopf der Götterversammlung und den Mantelfiguren des Frieses zeigen, daß der Zeus vor den Fries gehört.

Zu andern Ergebnissen kommt Frickenhaus in dem oben erwähnten Aufsatz. Aus dem durch das Glaukonpsephisma bis 432 gesicherten Aufenthalt des Phidias in Athen folgert er dessen umfassende Tätigkeit auch am Parthenon und weist Phidias die ihm seit Puchsteins Untersuchungen, Jahrb. d. Arch. Inst. 1890, 97 f. fast allgemein abgesprochenen Giebelgruppen des Parthenon wider zu. Damit muß er deren höchste Vollendung, den Stil der Tauschwestern, als phidiasisch ansehen und findet so in der Berliner Aphrodite mit der Schildkröte (Br. Br. 537, Winter, Kunstgesch. 283, 1) die Aphrodite Urania des Phidias wider, während er in der Athena Medici die elische Kultstatue, ein Goldelfenbeinbild des Phidiasschülers Kolotos, und im Dresdner Zeus desselben Meisters Werk für den Hafen in Elis widererkennt.

Gegen ihn wendet sich B. Schröder, Die polygnotische Malerei und die Parthenongiebel, Jahrb. d. Arch. Instituts 1915, 95—126 mit der Erwägung, daß die tiefen Falten und scharfen Grate beim Gewand der Athena Medici und der Berliner Aphrodite unmöglich so in Holz geschnitzt und mit Goldblech beschlagen gewesen sein können; die Gewandbehandlung weist auf ein Modellieren in weicher Masse hin, einen Akrolith mit aus Stuck modelliertem Körper; damit würden beide Zuweisungen fallen.

Die *Parthenonskulpturen* sind z. T. schon in den oben besprochenen Arbeiten berührt worden; eine treffliche und bequeme Übersicht bietet der reich ausgestattete Guide to the sculptures of the Parthenon, Brit. Museum. 8. 134 S. 41 Abb. 10 Tafeln. 1 sh. Ihrer Gesamtheit gelten die großen Werke von A. H. Smith, The sculptures of the Parthenon. Fol. VII u. 70 S. 92 Tafeln. London 1910, Brit. Museum. 115 ℳ und Le Parthénon. Introduction par Max. Collignon, photographies de Fréd. Boissonas et W. A. Mansell a. C. Paris 1910 f.

Morsel. vollst. 136 Tafeln, 200 frs. Beide Werke sind mit ihren technisch größtenteils vorzüglichen Tafeln, das französische besonders durch die sonst fast nur gelegentlich im Einzelverkauf in Athen erhältlichen Architekturaufnahmen für Einzeluntersuchungen unentbehrlich, kommen aber freilich ihres hohen Preises wegen für Gymnasialbibliotheken kaum in Frage. Es kann daher hier auf ihre ausführliche Besprechung durch F. Studniczka, Neues über den Parthenon, Neue Jahrbücher 1912, 241 bis 266, 5 Tafeln, verwiesen werden, der dabei auch die sonstige Parthenonliteratur der letzten Jahre in den Kreis seiner z. T. zu abweichenden Ergebnissen gelangenden Betrachtungen zieht.

Es ist Sauer, Ein altes Parthenonproblem, Ath. Mitt. 1910, 65—80, Tafel 8, 5 Abb., gelungen, die in der Nordecke des *Westgiebels* bei Carrey fehlende Figur in einem allerdings stark beschädigten männlichen Torso aufzufinden und damit eine für die Komposition des Giebels wichtige Frage der Lösung näherzubringen.

Für die Deutung und Anordnung der *Metopen* der Südseite wird es von entscheidender Bedeutung sein, ob Schraders Annahme (Österr. Jahreshefte 1911, 47—59) richtig ist, der sog. (s. Studniczka, Neue Jahrb. 1912, 243) Carrey habe nur die am besten erhaltenen Metopen willkürlich nebeneinander gezeichnet und die jetzige Anordnung seiner Blätter sei modern. Schrader weist von den nur in Carreys Zeichnungen erhaltenen Metopen Nr. 21 und 13 in die Mitte der Südseite, reiht rechts und links Nr. 10 und 18, bzw. 14 und 12 an und gewinnt so einen ruhigen Mittelpunkt, gegen den der Kentaurenkampf von beiden Seiten anprallt; in entsprechender Weise ordnet er die Metopen 19, 17 und 20 zu einer Götterversammlung inmitten der Iliupersis der Nordseite an. Studniczka widerspricht a. a. O. S. 259f. mit beachtlichen Gründen seiner Anordnung und Deutung und gibt seinerseits eine einleuchtende Erklärung der Südmetopen wie der Nordmetopen aus der älteren attischen Sagengeschichte, und der Gigantenkampfmetopen der Ostseite.

Im Zusammenhang seiner umfassenden Untersuchungen über Die Entwicklung der griechischen Metopenbilder sucht B. Laum, Neue Jahrb. 1912, S. 681—687 (s. u.), die Gruppenkomposition auch der Parthenonmetopen durch dekorative und rhytmische Rücksichten zu erweisen.

L. Praschniker benutzte die bei Ausbesserung des Gebälkes gebotene Gelegenheit, die noch an Ort und Stelle befindlichen stark zerstörten Metopen in der Nähe zu untersuchen und die Deutung der ganzen Nordreihe auf die Iliupersis mit neuen Gründen zu stützen (Die Metopen der Nordostecke des Parthenon, Jahreshefte des Österr. Arch. Instituts 1911, 135—162, Abb. 128—142).

B. Schröder, Die Polygnotische Malerei und die Parthenongiebel, Jahrb. d. Arch. Instituts 1915, 95—126 (s. u.) sucht S. 119f. die Parthenonmetopen nach der Gewandbehandlung in drei voneinander deutlich getrennte, in sich einheitliche Gruppen: Süd, Nord, Ost mit West, zu zerlegen. Er setzt jede mit verschiedenen malerischen Vorbildern in Be-

ziehung und weist den Fries mit seiner einheitlichen Chitonbildung noch einer vierten und davon grundsätzlich verschieden die Giebel einer fünften, gleichfalls von der großen Malerei, zumal Polygnot, abhängigen Künstlerpersönlichkeit zu.

Eine neue Deutung des Frieses bietet A. v. Premerstein, Der Parthenonfries und die Werkstatt der panathenäischen Peplos, Jahreshefte d. Österr. Arch. Instituts 1912, 1—35. Nach seiner mit guten Gründen gestützten Ansicht sind nicht zwei aus kompositionellen Gründen auseinander genommene Hälften eines der Länge nach gespaltenen Zuges dargestellt, sondern zwei selbständige Sonderzüge, im Begriff, sich zu vereinen. Da nun aber selbst an den Spitzen beider Züge die endgültige Ordnung erst vorbereitet wird, kann von der Ankunft am Ziele, der Akropolis, keine Rede sein; vielmehr treffen beide Züge an dem Ort zusammen, wo die wichtigsten heiligen Geräte, die κανᾶ, verteilt werden. Denn die sechs vordersten Mädchen beider Züge tragen noch nichts, der Ordner 49 Michaelis setzt ihnen erst die κανᾶ auf, der Ordner 52 unterweist die nächsten Mädchen mit charakteristischen Handbewegungen, alle zwölf sollen ihre Körbe hier erst bekommen. Die Mittelszene muß aber als bedeutsamer Hauptakt in fester örtlicher und sachlicher Beziehung zum übrigen stehen; die Übergabe des Peplos, den auch die Poliaspriesterin in Empfang nehmen müßte, ist höchst unwahrscheinlich; denn sie fände statt, ehe noch der Zug oben ist. Die Mädchen mit den Sesseln sind aber im *Abgehen* begriffen, die Priesterin stützt den Sessel mit der flachen Hand und bringt ihn in die rechte Lage: auch die Sessel sind also Weihegaben oder heilige Geräte, die in der Prozession mitgehen sollen. Dann soll also die Peplos als Hauptsache in die Pompe eingereiht werden: Der Archon Basileus übergibt ihn in Gegenwart der Poliaspriesterin den Knaben zum Hinaustragen aus der Peploswerkstatt. Vor ihr treffen sich also die beiden Teilzüge, die als solche von Thukydides VI 57 und I 20, 2 schon für die Ermordung des Hipparch bezeugt sind. Der gegebene Platz für ihre Vereinigung ist die Agora. Aus einem Gedicht des Apoll. Sidonius sucht v. Premerstein nun zu erweisen, daß das textrinum Minervae, ein als templum bezeichneter, dem Kult also mindestens nahestehender Bau, aller Wahrscheinlichkeit nach an der Agora gelegen und daß dies die alte Peploswerkstatt war, in der noch gegen Ende des Heidentums Prachtgewänder auch für andere Kulte gefertigt wurden. Daß nun die Götterversammlung keine Theoxenie sein kann, ist klar, auch beachtet kein Gott, nicht einmal Athena, den angeblichen Zweck der Einladung, die Übergabe ihres Peplos. Nun sind von Weißmann, Hermes 1906, 618f. und Arvanitopulos, Ath. Mitteil. 1906, 38f. in den zehn Männern rechts und links von der Götterversammlung die Phylenheroen erkannt worden; deren Statuen standen aber auf der Agora, wahrscheinlich in der Nähe des Zwölfgötteraltars der Peisistratos, der höchstwahrscheinlich das Relief einer Götterversammlung trug: an beides knüpft nach v. Premerstein der Künstler des Frieses an, um die örtliche Vorstellung der Agora hervorzurufen. So schließt sich in Premersteins überraschender Beweisführung alles gut zusammen, jedenfalls besser als

in dem verfehlten Deutungsversuch O. Walters, Ath. Mitteil. 1913, 145f. (s. dagegen auch v. Premerstein, Ath. Mitt. 1913, 209—223). Gegen die Deutung der zehn Männer als Phylenheroen wendet sich Studniczka, Neue Jahrb., 1913, 251; er sieht in den Mädchen 16, 17, 50, 51, 53, 54 die Trägerinnen des Peplos, die ihn den steilen Burgberg hinauftragen.

Die Akroterien des Parthenon, mächtige, aus Akanthusblattkelchen herauswachsende freigearbeitete Rankenspiralen, behandelt und ergänzt Praschniker, Jahreshefte des Österr. Arch. Institus 1910, S. 40, Abb. 2—26a in einem für die Entwicklung der Palmettenakrotere überhaupt wichtigen Aufsatz.

Fr. Noack bringt in seinen Amazonenstudien, Jahrb. d. Arch. Instituts 1915, 131—179 mit Tafel 6—8, 2 Beilagen und 9 Abbildungen die erste gute Widergabe des ephesischen Amazonenreliefs und die überhaupt ersten Abbildungen der zum gleichen Typus gehörenden Amazonen Sciarra in Kopenhagen. Das noch aus dem vierten Jahrhundert stammende Relief beweist, daß die Linke untätig und schlaff über dem stützenden Pfeiler hing und daß die auch aus anatomischen Gründen unmögliche Brustwunde nicht zum Original gehört hat. Mithin gehen alle erhaltenen Statuen dieses Typus mit der Wunde auf eine Urkopie zurück, die diese zum erstenmal als unverständigen, aus den andern Typen übernommenen Zusatz brachte.

Eine sorgfältige Analyse der Gewandung zeigt nun, daß hierin die Amazone Mattei im Vatikan der Wirklichkeit am nächsten steht; das Hinaufziehen des Gewandes über den linken Oberschenkel wird aber nur verständlich, wenn sich die Wunde dort befand, wo sie auch der aus dieser Amazone durch einen übergezogenen römischen Panzer umgebildete verwundete Äneas des Wandbildes Helbig 1385 zeigt. Dem auch sonst weiter verbreiteten Motiv liegt eine stark von polygnotischer Kunst beeinflußte Gruppe einer auf die Schulter der Gefährtin gestützten Amazone zugrunde. Der Meister der Einzelstatue schafft in ihr ein großes, in sich abgeschlossenes Werk tiefen Gehaltes, Noack sieht ihn in *Kresilas*. Die Berliner Amazone mit ihrer stark berechneten Rückwärtsbiegung des Rumpfes und der die Körperformen absichtlich betonenden Gewandung möchte er auf *Strongylions* Amazone, quam ab excellentia crurum eucnemon appellunt (Plin. 34, 82) zurückführen. Für *Polyklet* bleibt dann die kapitolinische Amazone mit ihrer nach Ursache und Wirkung von der Berliner Statue grundverschiedenen Drapierung, die in ganz bestimmter künstlerischer Absicht in sich abgeschlossene, auf je eine Seite begrenzte Ansichtsflächen schafft, die plastische Vierseitigkeit der signa quadrata Polyklets. Die Amazone des *Phidias* ist noch nicht widergefunden.

Br. Sauer hat in seinem Aufsatz 'Der Verwundete von Bavai', Neue Jahrb. 1915, 237—248, 1 Tafel überwiegend nachgewiesen, daß diese rasch berühmt gewordene Bronzestatuette in St. Germain-en-Laye eine äußerst geschickte, an die Motive der kapitolinischen Amazone

sich anlehnende moderne Fälschung ist; der allmählich etwas berüchtigte vulneratus deficiens des *Kresilas* bleibt also immer noch zu suchen.

A. v. Salis, Die Göttermutter des Agorakritos, Jahrb. d. Arch. Instituts 1913, 1—26, 10 Abb. sucht die Bedeutung der Kybelestatue des Agorakritos für die Entwicklung der griechischen Plastik wie der Götterideale nachzuweisen. Das Werk war das erste monumentale Kultbild der phrygischen Göttermutter auf europäischem Boden, trotz des Einklangs mit dem kleinasiatischen Kult rein attisch empfunden, auch im feierlichen Thronen im Naiskos, der die Bergbehausung widergibt. Es ist für die ganze Folgezeit typologisch maßgebend, wenn auch mit allmählicher Abänderung des Motivs, indem die Linke das große Tympanon nicht mehr hoch trägt, sondern sich darauf stützt; in langem zähen Nachleben entwickelt sich der Typus in der stadtrömischen Kunst weiter. Zu den spätrömischen Umbildungen gehört die von Hekler bei Brunn-Bruckmann 636/637 veröffentlichte Statue der Villa Dora Pamfili, das Original des Agorakritos ist aus attischen Weihreliefen, der Athener Statue (M. Bieber, Die Kultstatue einer thronenden Göttin, Ath. Mitteil. 1912, 159—173, Tafel 11—12) und der Berliner Kybele aus Pergamon (Winter, Altertümer von Pergamon VII 12, 45), die in ihrer grandiosen Massigkeit die Steigerung der phidiasischen Kunstsprache und ihre konsequente Umsetzung in Geist und Form des pergamener Barocks deutlich zeigt, am klarsten zu erkennen; stilistisch gehört der Erechtheionsfries aufs engste in den Kreis des Agorakritos.

Die Veröffentlichung einer Reihe in Thespiä gefundener Reliefe aus dortigem Marmor gibt G. Rodenwaldt, Thespische Reliefs, Jahrb. d. Archäol. Instituts 1913, 309—339, 12 Abb., Tafel 24—30, Gelegenheit, eine um die Mitte des fünften Jahrhunderts von Attika unabhängige, jonisch beeinflußte Provinzialkunst von feinsinniger Empfindung und zarter Flächenbehandlung bekannt zu geben, die später, Ende des fünften Jahrhunderts, eine Zeitlang attische Vorlagen kopiert, dann aber, bis etwa 320 nachweisbar, sich trotz der Anlehnung an attische Vorbilder eine unverkennbare Selbständigkeit schafft und wahrt.

Die Künstler des Mausoleums

P. Wolters u. J. Sieveking, Der Amazonenfries des Mausoleums. Jahrb. d. Arch. Inst. 1909, 171—191 mit 2 Beilagen; Ant. Denkm. II 16—18.

Karl Anton Neugebauer, Studien über Skopas. Mit 23 Abbildungen auf 8 Tafeln. 8. 104 S. Leipzig, E. A. Seemann, 1913. 4 ℳ.

Wolters und Sieveking kommen bei der Zuteilung der Platten des Amazonenfrieses an die vier von Plin. XXXVI 30 genannten Künstler Skopas, Bryaxis, Timotheos und Leochares zu wesentlich andern Ergebnissen als s. Z. Brunn. Maßgebend für sie ist dabei die Beobachtung der verschiedenen *Pferdetypen* (hierbei sei auch auf den Aufsatz von L. v. Schlözer, Die Rosse von S. Marco, Röm. Mitteil. 1913, 119 bis 182, 18 Abb., 1 Tafel aufmerksam gemacht, der, vom Viergespann von S. Marco ausgehend die *Pferderassen* des Altertums, besonders den

schweren Schlag, behandelt und eingehend nach Gangart, Ohrenspiel, Geschirr usw. bespricht). Die charakteristischen Pferde von der Basis des Bryaxis in Athen mit ihrem kurzen Kopf, dem fast dreieckigen Hals und dem langhaarigen Schweif gestatten nun, diesem die Platten 1009 und 1019 mit ziemlicher Sicherheit zuzuweisen; die Genueser Platte 1022 wird von ihnen zwar dem Mausoleum abgesprochen, doch gleichfalls *Bryaxis* zugeschrieben. Die Platten 1006—1008, 1010—1012, 1016 und 1017 werden durch die kurzen dicken galoppierenden Pferde einheitlich zusammengefaßt und durch Vergleichung mit den Tempelskulpturen von Epidaurus für *Timotheos* gesichert. Eine unruhige, lebhafte Komposition mit ungestümen raschen Bewegungen kennzeichnet die für *Leochares* in Anspruch genommenen Platten 1018, 1020, 1021. Als Anteil des *Skopas* bleiben dann die frisch erfundenen, lebensvoll komponierten Platten 1013—1015 und 1025.

Dagegen zeigt nun Neugebauers durch vortreffliche Sonderaufnahmen unterstützte Stilanalyse der selben Platten, daß die Bildung der gerade hier gut erhaltenen Köpfe und die Behandlung des Nackten von den für skopasischen Stil maßgebenden Skulpturen von Tegea durchaus abweichen. Die Köpfe der Genueser Platte sind dagegen mit ihrer charakteristischen Behandlung der Weichteile und des Nackten durchaus skopasisch, der Stil der Gewänder entspricht dem der Dresdner Mänade. Neugebauer gibt im Zusammenhang dieser Untersuchungen eine Geschichte des Mausoleums seit dem Altertum und eine recht lehrreiche kritische Beurteilung der Fundberichte Newtons.

Für die *Giebelgruppen des Skopas* am Athenatempel von Tegea erweist Neugebauer aus kompositionellen Gründen die Beschreibung des Pausanias als unvollständig; die sog. Atalanta scheidet er aus, weil sie sicher aus parischem Marmor gearbeitet und eine Figur in Vorderansicht in der Giebelkomposition nicht unterzubringen ist; wegen ihrer engen Verwandtschaft mit der Nike des Paionios und der von Epidaurus wird sie als ungeflügelte Nike, vielleicht als Akroterfigur anzusehen sein. Durch sorgfältige Beobachtung der Scheitelabarbeitungen an den erhaltenen Köpfen gelingt es Neugebauer, deren Ort im Giebel und dadurch die Körperstellung der zugehörigen Figuren zu erweisen. Sehr wichtig sind die in diesem Zusammenhang angestellten Untersuchungen der für *Stückungen* üblichen Technik, Dübelung, unverdübelte Ankittung auf glatter oder gespitzter Ansatzfläche, Scheitelabmeißelung und Scheitelüberschneidung an Giebeln und der oberen Abschlußleiste von Reliefen. (Fragen verwandter Art behandeln auch E. Schmidt bei Br. Br. 660: Überschneiden der oberen Randleiste durch Köpfe und ornamentales Beiwerk, malerische Ergänzung der Reliefe; H. Bulle bei Br. 649: Überschneiden des Rumpfes durch die Arme in der Plastik vom fünften Jahrhundert an; Sieveking bei Br. Br. 605: Stuckansätze, namentlich von Haar und Bart, an Marmorköpfen.)

In einer bei Brunn-Bruckmann 649 veröffentlichten Giebelfigur in Kopenhagen, einem unzweifelhaften Original aus der Mitte des vierten Jahrhunderts, glaubt H. Bulle eine Gestalt, wenn nicht aus der Werkstatt, so doch sicher aus dem Kreise des Skopas — er denkt zweifelnd

an eine Figur aus dem tegeatischen Giebel — zu erkennen: Der Torso eines ins rechte Knie gestürzten, stark nach hinten geneigten Jünglings, der mit dem linken Arm ein Gewandstück vorhält und die Rechte abwehrend nach links vorstreckt, also ein Unbewaffneter, der mit leeren Händen sich gegen einen drohenden Angriff wehrt. Die mit wildem Ruck nach hinten geschleuderte Gestalt ist die außerordentlich wirksame Schöpfung eines ersten Meisters. Die nächsten Parallelen für Bewegungs- und Gewandmotiv findet Bulle in den von Wolters und Sieveking dem Skopas zugewiesenen Platten des Mausoleums und in dem von Arndt bei Brunn-Bruckmann 616/17 veröffentlichten und nach Furtwänglers Vorgang auf den *Pothos* des Skopas bezogenen Jüngling in Florenz. Da nun aber der skopasische Charakter dieses Werkes sich besonders auf die stilistische Verwandtschaft mit der sog. Atalante von Tegea gründet, Neugebauer aber diese wie die betreffenden Mausoleumsplatten mit beachtlichen Gründen Skopas abspricht, bedarf die ganze Frage erneuter Untersuchung. Die große kunstgeschichtliche Bedeutung der Kopenhagener Statue wird dadurch nicht beeinflußt. Höchst lehrreich und für die je nach der Aufstellung ganz verschiedene Wirkung der Giebelstatuen prinzipiell bedeutsam ist die Zusammenstellung der mit verschieden hohem Augenpunkt gemachten Aufnahmen.

Eine ähnlich überraschende Wirkung hat Br. Sauer, Der Knabe von Subiaco, Festschrift für H. Blümner, 143—156, 1 Tafel, mit der hohen Aufstellung dieser vielbesprochenen Statue erzielt. Er stellt sie nach rechts gewandt in die linke Ecke eines Giebels. Erst dadurch erklärt sich die auffallende Schräge der Komposition und Kühnheit der Körperdrehung. Der Gesamtumriß, die Haltung von Armen und Beinen, der dem Beschauer zugewandte, nun nicht mehr vom hocherhobenen rechten Arm verdeckte Kopf kommen erst bei der Betrachtung mit sehr tiefem Augenpunkt wirkungsvoll zur Geltung. Die Deutung der Figur ist noch ebenso unbekannt wie die Giebelgruppe, der das Original dieser neronischen Kopie angehört hat.

Von den Künstlern des Mausoleums ist neben Skopas durch eine Reihe glücklicher Funde hauptsächlich Timotheos in den Vordergrund getreten. Nach Arndts wohlbegründeter Annahme sind in der *Leda* in Villa Albani Brunn-Bruckmann 648 und einem langgewandeten weiblichen Torso in Kopenhagen, den Lippold bei Brunn-Bruckmann 664/65 veröffentlicht, Originalstatuen des Künstlers erhalten — die Zuweisung der Leda ist sicher, seit der in Haltung und Gesichtsausdruck mit ihr übereinstimmende Kopf der einen Akroterfigur von Epidaurus (über des Timotheos Anteil an den Tempelskulpturen von Epidaurus s. Wolters-Sieveking, Jahrb. d. Arch. Inst. 1909, 186 f) gefunden worden ist — in der Bostoner Leda aber (Br. Br. 678 Caskey) und der Bostoner Amazone (Br. Br. 674 Caskey) mindestens Werke aus seiner Werkstatt. Timotheos ist nach Arndts und Lippolds sich ergänzender Charakteristik kein auf neuen Bahnen kühn vorwärtsstrebender Meister, jedoch eine eigenartige, nicht attische Künstlerpersönlichkeit, deren besonderes Interesse der weiblichen Jugendschönheit, nicht ohne bewußt sinnliche, wenn auch zurückhaltende Wirkung, zu gelten scheint. Caskey findet die Bostoner Ama-

zone etwas zu groß für den Asklepiosgiebel und möchte sie mit, wie mir scheint, unzureichenden Gründen Timotheos absprechen, ebenso wie die Bostoner Leda. In dieser fast als Hochrelief gedachten, nur für die Ansicht von rechts berechneten Originalstatue um 400 sieht er ein Votiv aus dem Tempel von Rhamnus; die Statue wäre dann nicht Leda, sondern Nemesis.

Auf des Bryaxis Serapis geht mittelbar der Zeus von Otrikoli und die Zeusmaske in Villa Albani zurück, die Sieveking bei Brunn-Bruckmann 605 veröffentlicht hat. Eigentümlicherweise fehlt allen Widerholungen der nach dem Zustand der Anschlußflächen nie in Marmor angestückte Hinterkopf, nur ein schmaler Kranz von Marmorhaaren umrahmt das Gesicht, der Bart ist meist angestückt. Dies weist auf ein berühmtes Original zurück, bei dem in alexandrinischer Technik bedeutende Teile des Kopfes aus Stuck und der Körper aus vergänglichem Material ausgeführt waren. (Einen weiblichen Porträtkopf gleicher Art aus Alexandrien veröffentlicht P. Herrmann in den Mitteil. aus d. Sächs. Kunstsammlungen 1913, 1—7, Tafel 1.) Unmittelbar zugrunde liegt wohl, wie Sieveking wahrscheinlich macht, die Goldelfenbeinstatue des Jupiter Capitolinus von Apollonius.

J. Six, Euphranor, Jahrb. d. Archäol. Instituts 1909, 7—17, 12 Abb. sucht Euphranors Doppelstellung als Maler und Bildhauer durch ausführliche Analyse der literarischen Zeugnisse zu erläutern und sein Verhältnis zu Parrhasios und Zeuxis festzustellen. Auf Grund dieser stark subjektiv gefärbten stilkritischen Untersuchugen schreibt er ihm u. a. den sog. Eubuleus des Praxiteles, den lysippischen Poseidon mit aufgestütztem Fuß im Lateran (Br. Br. 243) und den Alexander Rondanini in München (Br. Br. 105) zu und findet nach Helbigs Vorgang Euphranors Paris in dem Sitzbild des Vatikan (Amelung, Vat. Mus. II 255 Tafel 47).

Marg. Bieber, Der Paris des Euphranor und Jünglingsköpfe aus dem IV. Jahrh. v. Chr., Jahrb. d. Archäol. Instituts 1910, 159—173, 5 Abb., Tafeln 5—7 stützt dagegen in ausführlicher Untersuchung die von Löschcke und Stais vertretene Ansicht, der von ihr mit dem Apfel in der Rechten und dem Bogen in der Linken ergänzte *Jüngling von Antikythera* sei der Paris des Euphranor. Ihr stilkritisches Urteil weicht von den Ergebnissen ihres Vorgängers stark ab.

Den betenden Knaben in Berlin glaubt H. Lucas, Der betende Knabe des Boidas, Neue Jahrb. 1912, 112—133, 9 Abb. mit der im Tempel des Zeus Urios am Bosporus erwähnten Bronzestatue des Boedas gleichsetzen zu können, die 1204 nach der Einnahme von Byzanz als Beutestück nach Venedig gelangt wäre. Beiläufig sei auf eine wundervolle Jünglingsstatue einer Münchener Privatsammlung aufmerksam gemacht, die mit ihren weichen fließenden Formen zum Schönsten gehört, was uns die letzten Jahre an Originalwerken des vierten Jahrhunderts geschenkt haben (Brunn-Bruckmann 650).

Die rasch berühmt gewordene Gruppe der *Artemis und Iphigenie* in Kopenhagen, Originale des vierten Jahrhunderts, die eine dauernde Be-

reicherung unseres Antikenbesitzes bilden, liegt bisher nur im Leipziger Winckelmannsblatt von 1912 vor: Studniczka, Artemis und Iphigenie, Marmorgruppe der Np. Carlsberg Glyptothek.

Für das Verhältnis der *Laokoongruppe* zu älteren und neueren Darstellungen wie zu Vergil sei auf den inhaltsreichen Aufsatz von R. Förster, Die Laokoongruppe, Neue Jahrb. 1914, 686—697, 2 Tafeln hingewiesen, der auch mit guten Gründen wahrscheinlich macht, daß sie Titus im Jahre 69 in Rhodos 'geschenkt' erhalten hat. Über ihren angeblichen Standort im Goldnen Haus handelt ausführlich Weege, Jahrb. d. Arch. Inst. 1914, 231—241.

Ein überraschender Fund von deutschem Boden, ein Terrakottafragment aus Heddernheim, das K. Wölcke, Dornausziehermädchen, Jahrb. d. Archäol. Instituts 1914, 17—25, 10 Abb. veröffentlicht, lehrt, daß die bekannte Figur des Dornausziehers in hellenistischer Zeit auch weiblich umgebildet wurde und so in einer ganzen Reihe von Terrakotten erhalten ist.

W. Schick hat in dem Aufsatz Zwei römische Kolossalstatuen und die hellenistische Kunst Syriens, Neue Jahrb. 1914, 18—56, 2 Tafeln den gelungenen Versuch gemacht, das Wesen der *syrisch-hellenistischen Kunst* zu erläutern. Er geht dabei von der Bronzestatue des in heroischer Nacktheit mit hocherhobener Rechten auf den Speer gestützten Diadochenfürsten — Demetrios I. von Syrien — im Thermenmuseum (Br. Br. 246) und der aus Byblos stammenden Bronzestatuette des unbärtigen Herakles unter dem Hesperidenbaum im Brit. Mus. aus, die im Standmotiv dem Seleukiden entspricht und aufs engste mit dem vergoldeten Herakleskoloß im Konservatorenpalast (Helbig, Führer[3] 1005) zusammengeht. Tyrische Münzen mit dem gleichen Herakleskopf weisen als Original auf eine Kultstatue in Tyros, eine Neuschöpfung für einen neugegründeten Tempel, wahrscheinlich des *Κοινὸν Φοινίκης*, zumal der selbe unbärtige Herakleskopf sonst nur auf numidischen Münzen von Micipsa und Jugurtha erscheint. Als bezeichnend für diese Seleukidenkunst ergibt sich eine barocke Weiterentwicklung lysippischer Motive unter geschickter Verwertung skopasisch-pathetischer Gesichtsformen auf einem von pergamenischer Kunst durchaus abweichenden Wege (auf die Altertümer von Pergamon VII. Die Skulpturen mit Ausnahme der Altarreliefs von Franz Winter. IV und 392 S. mit 45 Beiblättern, 533 Textabbildungen und mit einem Atlas von 42 Tafeln. Berlin, G. Reimer, 1908. 240 ℳ und A. von Salis, Der Altar von Pergamon. Ein Beitrag zur Erklärung des hellenistischen Barockstiles in Kleinasien. 8. 117 S. 34 Abb. Berlin, G. Reimer, 1912. 8 ℳ kann hier noch nicht näher eingegangen werden), die in gesteigerter, etwas protzig aufdringlicher Formensprache immer mehr zu einer übertreibenden Betonung der athletischen Muskulatur führt. Lassen auch die älteren sicher für Syrien gearbeiteten Götterstatuen, wie des *Eutrychides Stadtgöttin von Antiochia* (eine vorzügliche Widerholung in Budapest, die in Sitzmotiv und Gewandbehandlung das Original wesentlich treuer widergibt als die bekannte vatikanische Statue, veröffentlicht Heckler

bei Brunn-Bruckmann 610) davon noch nicht viel erkennen, so zeigt doch schon der wohl in der Ringergruppe in Konstantinopel (Jahrb. d. Arch. Inst. 1898 Tafel 11) erhaltene Hermes Palaistretis von Antiochia und in immer stärkerem Maße die Porträts, wie die altorientalische Unterströmung des Geschmackes ohne eigene Produktivität mehr und mehr in der Brutalität des Ausdrucks, in stereotyp athletischen Formen zum Durchbruch kommt, bis sie in der letzten Kaiserzeit unbedingt siegt und die nachkonstantinische und frühbyzantinische Porträtkunst völlig beherrscht.

Die Fragen, die sich an das *hellenistische Reliefbild* knüpfen, sind in den letzten Jahren kräftig gefördert und ihrer endgültigen Lösung entgegengeführt worden, die, wie zu erwarten stand, die Mitte hält zwischen Th. Schreibers alexandrinischem Hellenismus und dem Nurrömisch anderer. Der Anteil des Hellenismus überwiegt.

Sieveking behandelt gelegentlich der Neuveröffentlichung der wichtigsten Reliefbilder bei Brunn-Bruckmann 621—630 eingehend die Frage der nach Schreibers Darlegungen den Ausgangspunkt der ganzen hellenistischen Reliefbildnerei bildenden *Metallreliefe*. Er kommt zu dem Ergebnis, daß das am Grund aufsitzende Relief mit ziemlich gleichmäßiger Erhebung, nicht das mit starken Unterschneidungen vom gravierten Grund gelöste, die natürliche Form des Metallstils ist. In letzteren, deren bekannteste Vertreter der Münchener Bauer, das Menander- und das Dresdener Schauspielerrelief (Br. Br. 626, 628b, Mitteil. aus d. Sächs. Kunstsammlungen 1911, 6—15, Tafel 3 Treu) und der Polyphem in Villa Albani (Br. Br. 627) sind, sieht er einen *Gipsmodellstil* ausgeprägt, dessen starke Übertreibungen allmählich auf ein natürliches Maß zurückgeführt werden. So ergibt sich für ihn die Gliederung 1) hellenistische Reliefs wohl kleinasiatischen Ursprungs von etwa 200 an, mit gleichmäßig niedriger Relieferhebung und dichtbelaubten flachen Bäumen, zu denen u. a. die Kitharoden- und Ikariosreliefe sowie das Dolonrelief (Br. Br. 627) und der Bauer mit der Kuh im Vatikan gehören, 2) hellenistisch-römische Reliefe des ersten Jahrhunderts im Gipsmodellstil, vielleicht kampanischen Ursprungs, mit starken Unterschneidungen, durchbrochener Arbeit und knorrigen, zerzausten Bäumen fast ohne Blätter, idyllische Stimmungsbilder wie die Wiener Brunnenreliefe, der Münchener Bauer u. a., 3) römische Reliefe klaudischer Zeit, meist mythologische Stimmungsbilder wie die Spadareliefe (Br. Br. 622—625) mit Figuren vor einem beliebig gewählten indifferenten Hintergrund.

Untersuchungen über den landschaftlichen Hintergrund und die Architektur der Reliefbilder wie der gleichzeitigen Wandmalerei, die Rostowzews inhaltreicher Aufsatz Die hellenistisch-römische Architekturlandschaft, Röm. Mitt. 1911, 100f. (s. u.) bringt, bestätigen die stilistische Scheidung mit dem Ergebnis, daß die dargestellte Landschaft wahrscheinlich kleinasiatisch, entschieden weder ägyptisch noch italisch und daß das malerische Relief schon im dritten Jahrhundert vorhanden ist. Den Hintergrund bildet entweder eine freie sakrale Landschaft oder die Peribolosmauer eines großen Gebäudes; hellenistische Grab- und

Weihereliefs mit den selben beiden Hauptgruppen des landschaftlich architektonischen Hintergrundes beweisen mit den gemalten Grabstelen von Pagasä, daß Landschaftliches, Innenräume und Außenprospekte als Hintergrund, schon der Großkunst des fünften Jahrhunderts nicht fremd gewesen sind. Aber um 100 v. Chr. verbreitet sich die sakrale Landschaft vom syrisch-kleinasiatischen Gebiet sehr rasch überall hin und nimmt einen neuen Aufschwung in Italien; dies gilt auch für die Reliefbilder. Im *historischen römischen Relief* wird der architektonische Hintergrund immer individueller, zum ganz bestimmten Gebäude.

Daß die Wurzeln des hellenistischen, landschaftlichen Reliefbildes in Kleinasien liegen, führt auch Marg. Heinemann, Landschaftliche Elemente in der griechischen Kunst bis Polygnot (s. u.) S. 23f. aus; Fr. Hauser, Ein neues Fragment des Mediceischen Kraters, Jahreshefte d. Österr. Arch. Instituts XVI (1913), 33—57, Abb. 18—23 macht überraschenderweise als Werkstatt der *neuattischen Reliefs* mindestens noch im ersten Jahrhundert v. Chr. Athen selbst wahrscheinlich.

Für die synkretistischen Göttergestalten, die das eigenartige Kultbedürfnis der hellenistisch-alexandrinischen Mischbevölkerung als Ausgleichsprodukte griechischen und ägyptischen Glaubens forderte und schuf, bezeichnende symbolüberladene Statuetten des Aphrodite-Isis-Nechbet stellt A. Hekler, Alexandrinische Aphroditestatuetten, Jahreshefte d. Österr. Arch. Instituts XIV (1911), 112—120, Abb. 111—119 zusammen, über Bildnisse des Hermes Thot spricht Schick, Neue Jahrb. 1914, 43f.; wie ein römischer Künstler archaisch-griechisches mit ägyptischem vereint, zeigt Arndt bei der Neuveröffentlichung der um 100 v. Chr. wahrscheinlich in der gleichen Werkstatt wie die archaistische Artemis aus Pompeji entstandenen Isis bei Brunn-Bruckmann 656.

(Fortsetzung im nächsten Jahrgang.)

Plauen i. Vogtl. Georg Weicker.

DATE DUE

7

XAJ Philologischer
8P56 verein, Berlin
v.41-42 Jahresbe-
1915-16 richte.

U. So. Calif.	6 1963

7

XAJ Philologischer
8P56 verein, Berlin.
v.41-43 Jahresbe-
1915-16 richte.

BUCHBINDEREI
L. NABHOLZ
ZÜRICH

WESLEYAN UNIVERSITY LIBRARY
3 1841 01490 0955